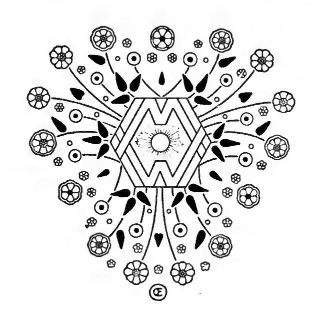


*Westermanns Monatshefte*



# WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



52. JAHRG. ⊛ 103. BAND ⊛ 1. TEIL
OKTOBER 1907 BIS DEZEMBER 1907

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

# Verzeichnis der Mitarbeiter

Altkirch, Ernst, in Dresden, 211. Beaulieu, H. von, in Hannover, 128. Beetschen, Alfred, in Mannheim, 290. Bekker, Paul, in Berlin, 121. Berstl, Julius, in Leipzig, 71. Bethge, Hans, in Steglitz bei Ber in, 196. Bie, Oskar, Prof. Dr., in Berlin, 197. Bruch, Margarete, in Berlin-Friedenau, 210. Dobsky, Arthur, in Dresden, 274. Dreesen, A., in Bonn, 272. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 307, 452. Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 94. Eckert, Max, Prof. Dr., in Aachen, 439. Falke, Gustav, in Hamburg, 144. Fischer, Wilhelm, in Graz, 72. Fraunberger, Georg, Dr. phil., in München, 19. Geiger, Albert, in Karlsruhe, 47, 223, 304, 371, 420. Geijerstam, Gustaf af, in Lund in Schweden, 1, 177, 325. Gensel, Walther, Dr. phil., in Groß-Lichterfelde, 145. Ginzkey, Franz Karl, in Wien, 96. Grabein, Paul, Dr. phil., in Berlin, 101. Grnnsky, Karl, Dr. phil., in Stuttgart, 142. Hellmeyer, Alexander, Dr. phil., in München, 357. Heine, Anselma, in Berlin, 258. Hellpach, Willy, Privatdozent Dr. phil. et med., in Karlsruhe, 434. Hesse, Hermann, in Gaienhofen, 112. Hessen, Robert, Dr. med., in Pforzheim, 81. Heyse, Paul, in München, 432. Kühnemann, Eugen, Prof. Dr., in Breslau, 97, 286. Meinhardt, Adalbert, in Hamburg, 127. Meißner, Karl, in Dresden, 356. Meyer, Christian, Staatsarchivar Dr. phil., in München, 391. Much, Hans, in Marburg, 168, 241. Münch, Wilhelm, Prof. Dr., in Berlin, 113. Niese, Charlotte, in Altona, 408. Oppeln-Bronikowski, Friedrich von, in Berlin, 345. Otto, Friedrich, in Berlin, 438. Philippi, Fritz, in Diez a. d. Lahn, 303. Poeschel, Johannes, Prof. Dr., in Meißen, 74, 259. Rehtwisch, Theodor, in Berlin-Friedenau, 421. Schaukal, Richard, in Wien, 46. Schneider, Phil., in Honnef, 222. Skowronnek, Fritz, Dr. phil., in Berlin, 353. Sternfeld, Richard, Prof. Dr., in Zehlendorf bei Berlin, 295. Steinmüller, Paul, in Berlin-Friedenau, 289. Stöcker, Helene, Dr. phil., in Berlin, 401. Trinius, August, Hofrat, in Waltershausen (Thür.), 242. Unus, Walther, in Berlin, 93. Vesper, Will, in München, 352. Volbehr, Theodor, Dr., Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums in Magdeburg, 34. Wegerer, Asta von, in Koblenz, 294. Wild, Irene, in Berlin, 344. Winterstein, Franz, Dr. phil., in Kassel, 417.

# Inhalt des hundertdritten Bandes

1. Teil. Oktober 1907 bis Dezember 1907



## Namen- und Sachregister

**Die bildenden Künste von Dr. Walther Gensel**



**Musikalische Rundschau von Dr. Karl Grunsky**



**Naturwissenschaftliche Rundschau von Prof. Dr. Max Eckert**



**Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel**



**Literarische Rundschau**



**Besondere Kunstblätter**

# WESTERMANNS MONATSHEFTE

## ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



52. JAHRG.
* HEFT 1 *

OKTOBER
* * 1907 * *

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG




# Die Brüder Mörk

**Roman von Gustaf af Geijerstam.** Aus dem Schwedischen von Gertrud J. Klett

I

Zu Anfang der vierziger Jahre war der im mittleren Schweden belegene Besitz Björknäs Eigentum zweier Brüder, Karl Henrik und Nils Göran Mörk. Die Brüder gehörten einem weitverzweigten Geschlecht an, das sich Generationen hindurch dem Bergbau und der Landwirtschaft gewidmet hatte. Angehörige der Familie besaßen Güter in allen Gegenden Schwedens.

Der Vater hieß Henrik Göran Mörk und war ein hervorragender Hütteninduſtrieller. Unter seiner Rute verlebten die beiden Brüder eine etwas eigentümliche Jugend; keiner von ihnen konnte sich in reiferen Jahren entsinnen, je die geringste Elternzärtlichkeit erfahren zu haben. Um so enger hatten sie sich dafür aneinander angeschlossen, und bis zu dem Zeitpunkt, an dem diese Erzählung einsetzt, hatten die innigsten Beziehungen zwischen ihnen geherrscht. Stets sah man sie miteinander, und stets standen sie Rücken gegen Rücken, bereit zu gegenseitiger Verteidigung gegen alle Bitternisse und Schwierigkeiten, die ihre traurige Jugend ihnen bereitete.

Björknäs war indessen kein großer Besitz und Henrik Göran Mörk, wie hervorragend er auch als Hütteninduſtrieller war, kein guter Haushalter. Die Folge war, daß, als er schließlich starb, das Erbe, das er hinterließ, geringer war, als man erwartet hatte. Im äußeren Geschick der Brüder spielte das keine große Rolle, eine um so größere dafür in ihrem Verhältnis zueinander. So eng waren die beiden miteinander verbunden, daß, obgleich sie beide Ehen eingingen, die ihnen Kinder schenkten, doch diese Bruderliebe, die sie von Kindheit an vereint hatte, entscheidender ward für beider Schicksal als alles andere, was das Leben ihnen später brachte. So fest hatte ihre traurige Jugend sie aneinander gebunden.

Hierin unterschieden sie sich von anderen Brüderpaaren, die äußerlich stets in Freundschaft lebten, und von denen man nichts als Gutes zu sagen wußte. Schwer und erinnerungsreich war ihnen beiden der Tag, an dem sie zum erstenmal voneinander schieden. Der ältere Bruder war es, der damals das Vaterhaus verließ und in die Welt hinauszog. Und Nils Göran blieb allein zu Hause und grämte sich, daß die ganze Welt ihm auf einmal so eng und so leer geworden.

* * *

Ehe wir weitergehen, muß erst über die alte Exzellenz Lars Germund Mörk berichtet werden. Dieser Sonderling der Familie sollte auf bizarre Weise in das Schicksal der beiden Brüder eingreifen. Er lebte in seinen späteren Jahren weit im Westen Schwedens. Das Gut, das er bewohnte, war viel stattlicher und größer als Björknäs. Der Name klang herb-schwedisch: Kolsäter hieß es. Und von seinen Fenstern sah man zwischen hochstämmigen Birken das klare Wasser des Sommers schimmern.

Der Lommen sieht aus wie ein Märchensee. Voll grüner Inseln und Holme, erstreckt er sich mit zahllosen Buchten und Sunden ins Weite. Wie verzaubert ist, wer in einer Sommernacht dort draußen rudert. Die Ufer schwimmen in Schleiern feuchten Lichts, der ganze See wird tiefgrün gegen die Helle der Wiesen — reglos hangen die Kronen der Birken überm Wasser. Hinter ihnen hebt sich schwarz der Wald. Und darüber färbt sich der Himmel lichtgrün, zitternd vor dem entschwundenen Sonnenglanz. Das Boot gleitet in einen der vielen schmalen Sunde; um den Ruderer dämmert es; gegen die Baumwurzeln, die nackt über den Uferrand hangen, schaukelt der Wogenschwall auf. Ringsumher schlafen Wald und See. Aus dem Dämmer dringen geheimnisvolle Laute vom fernen Wald; auf schweren Flügeln hebt sich eine aufgeschreckte Ente vor dem Boot. Wenn sich die große, helldunkle Fläche wieder um den Rudernden weitet, sieht er hoch oben auf dem Hügel die glanzlosen, schlafenden Fenster von Kolsäter durch die Birken scheinen. Das Boot hat die Runde durch die vielen Sunde gemacht.

Ein Naturanbeter muß der Mann gewesen sein, der einst diese Stelle wählte, um sich darauf seinen Herrensitz zu bauen. Und ein Naturanbeter war wohl auch in seiner Art Lars Germund Mörk. Er war der erste Mörk, der Kolsäter bewohnte. Und daß er dort seinen Wohnsitz aufschlug, beruhte, wie es hieß, unter anderem darauf, daß er das Wasser des Lommen besonders liebte, weil es klar wie das des Wettern war und doch warme Sommerbäder bot. Lars Germund Mörk hatte nämlich einen großen Teil seines Lebens in Frankreich verbracht, und einer seiner Glaubensartikel war, daß Schweden, dank seiner Kälte, nicht kultivierbar sei, daß mithin das Land nicht für verfeinerte Individuen passe, zu denen er sich aus guten Gründen selber rechnete; daß es aber — wenn man nun einmal das Pech hatte, in diesem Land der Wölfe geboren zu sein — eine Schicksalsnotwendigkeit sei, daß man sich schließlich wieder dorthin zurückziehe, wenigstens um dort zu sterben. Danach hatte der seltsame Mann auch gehandelt. Als er sich auf Kolsäter niederließ, war er ein Mann, der die Fünfziger bereits hinter sich hatte.

Exzellenz hatte nicht wenig von den Stürmen des Lebens erfahren. Er hatte Gustavs III. Zeit und die Vormundschaftsregierung erlebt, und es wurde behauptet, daß ihm beide gleich schlecht bekommen seien. In ständiger unruhiger Erwartung eines Neuen, das nie kam, hatte er gelebt, und als ihm endlich auf seine alten Tage hin in Gnaden der Exzellenztitel verliehen wurde, geschah das nicht, um ihn mit einem Amt zu betrauen, sondern als eine Art Schadenersatz im Stile der Zeit, weil man es am bequemsten fand, den lästigen Mann um billigen Preis loszuwerden.

Lars Germund Mörk hielt sich damals in Paris auf und schien sich in der Hauptstadt Frankreichs ganz daheim zu fühlen. Gleich nach seiner Ernennung jedoch reiste er nach Hause und setzte sich auch sogleich auf Kolsäter fest, wo er von Anfang an auf großem Fuße lebte und viele Gäste bei sich sah. Denn Exzellenz war ein prunkliebender Herr. Außerdem war er damals seit zwei Jahren mit einer jungen, heißblütigen Französin verheiratet. Und um sie zu bewegen, Paris gegen den kalten Norden zu vertauschen, hatte Exzellenz ihr versichert, daß Schweden ein Land sei, in dem man mindestens ebensogut zu leben verstehe wie in Frankreich.

Viele Histörchen wurden von der alten Exzellenz berichtet; und vor allem weiß die Familienchronik zu erzählen, daß er ein Feind alles dessen war, was Mörk hieß. Die alte Exzellenz hatte nämlich ein hitziges Temperament und eine außerordentlich hohe Meinung von sich selbst. Und darum kam sie leicht mit allen Menschen in Konflikt. Die Familie Mörk war mehrfach verschwägert mit den Brandts auf Skogaholm, und auch diese nahmen darum einen ganz besonderen Platz im Wohlwollen der Exzellenz ein. Die alte Gnädige auf Malmhyttan, die ihn in ihrer Jugend einmal gesehen hatte, pflegte in ihrer drastischen Weise von ihm zu sagen: „Er war ein echter Mörk — vom Scheitel bis zur Sohle. Das muß ich am besten wissen, die ich mich meiner Lebtag mit den Brandts und der Familie habe herumschlagen müssen. Just darum kount' er sie auch nicht ausstehen. Und weiß Gott — es trauerte ihm keiner nach, als er starb!"

Es lag in diesem Urteil etwas von der Beweisführung der Nachwelt, die sich bekanntlich nicht immer das lateinische Sprichwort zum Muster nimmt. Hätte die alte Exzellenz in unseren Tagen gelebt, so hätte

sicherlich einer der vielen, die die Schwierigkeit, die Mysterien des Seelenlebens auseinanderzuwirren, mit fremdländischen Ausdrücken bemänteln, ihn einen Querulanten genannt. Unbestreitbar war, daß die Exzellenz leicht mit den Menschen in Streit geriet und schwer in Frieden leben konnte.

Das Verhältnis zur Familie war nur ein Glied in der langen Kette mancherlei anderer Konflikte. Als er alle Möglichkeiten, sich noch mehr Feinde zu machen an den verschiedenen Höfen, die damals in Schweden in rascher Folge einander ablösten, erschöpft hatte, wurde er nach Paris versetzt, und als sein unruhiges Blut nach weiteren zehn Jahren ihn ins Vaterland zurücktrieb, zog er sich in die Einsamkeit der Wälder zurück und ließ sich auf Kolsäter nieder. Das war damals ein niederes, einstöckiges Gebäude mit einem großen, altmodischen Dachstock, von dem verschiedene kleine Zimmer mit Fenstern und Erkern nach allen möglichen Richtungen sich gegen den alten Park und die Seeseite herausarbeiteten.

All das ließ sich nicht bestreiten; und doch ist damit nicht gesagt, daß die Exzellenz immer im Unrecht war, wenn es auch infolge irgendwelchen eigentümlichen Zusammenwirkens von Umständen und Naturgesetzen in Wirklichkeit meist so schien. Sicher ist, daß der Keim zum Haß gegen die ganze Welt, der in der Natur des alten Herrn lag, ihm zuletzt über den Kopf wuchs. Der Grund hierzu ward während einiger gewaltsam erregter Tage auf Kolsäter gelegt, die damit begannen, daß das Haus geschlossen und alle Gäste kurz abgewiesen wurden mit dem Bescheid, Exzellenz empfange nicht, und damit endeten, daß die Gnädige eines dunklen Februarmorgens im Kabriolett davonfuhr und alles, was sie an Kleidern und Juwelen besaß, mitnahm.

Näheres über die Geschehnisse jener Tage ward nie bekannt, und man konnte bloß ahnen und erraten. Die Menschen jener Zeit klagten weniger als wir, und zumal in bezug auf häusliche Skandale waren ihre Lippen so gut wie versiegelt. Exzellenz lag nach diesem Vorfall zwei Tage lang zu Bett, und als sie sich wieder zeigte, war sie etwas grauer als zuvor, aber sonst wie immer. Von diesem Tage an jedoch war Kolsäter jedem Besucher verschlossen, und das lange Sonderlingsleben der Exzellenz nahm seinen Anfang.

Um diese Zeit nun traf ein Ereignis ein, das dem alten Herrn das gab, was ihm bisher stets gefehlt hatte, nämlich ein bestimmtes Ziel, auf das er all den Groll häufen konnte, den er ein langes Leben hindurch in reichem Maße in sich angesammelt hatte, ein Ziel, das den Haß, der ihm zum Bedürfnis geworden war, sozusagen in einen ideellen Haß wandelte, der ihn in seinen eigenen Augen hob und ihm den Anschein einer politischen Persönlichkeit gab, die sich aus Verachtung für die schlechten Zeiten in ihre Einsamkeit zurückgezogen hatte. Und auf diese Weise rüttelte eben dies Ereignis den alten Mann auf, gab ihm sozusagen eine Art Interesse, für das er leben konnte.

General Bernadotte wurde nämlich zu dieser Zeit Kronprinz von Schweden, und über diesem Ereignis vergaß der alte Mann beinahe die Schmach, die sein eigenes Haus betroffen hatte. Die Nachricht erfüllte ihn nämlich mit einer ganz unbeschreiblichen Wut, und sein patriotischer Zorn kannte keine Grenzen. „Der Thron, den Gustav Wasa mit seinem ehrlichen schwedischen Hintern abgesessen hat," pflegte er zu sagen, „von diesem Thron soll künftighin ein Emporkömmling, der nicht einmal unsere Sprache spricht, unseren verlotterten schwedischen Adel regieren!" Irgendwelche andere Mitglieder der Nation als den Adel erkannte Exzellenz überhaupt nicht an.

Dieser Gedanke schien so nach und nach das einzige zu sein, was den alten Herrn noch am Leben erhielt. Er sah die Personen, die seine Widersacher gewesen waren, sterben. Er sah die Familie aussterben und besuchte aus diesem Anlaß sogar einmal den alten Kirchhof von Torsby. Auf dem Kirchhof von Bonga — dem Kirchspiel, zu dem Kolsäter gehörte — lag zu jener Zeit noch kein Mörk begraben. Er sah sich selbst alt werden und seine Tage in einer sonderbaren Untätigkeit vergehen. Um ihn wechselten die Jahreszeiten, der Schnee fiel und schmolz, die Bäume grünten und schüttelten ihre Blätter ab, die Felder wurden weiß zur Ernte, und die Ernte ward in seinen Scheunen geborgen. Die Hämmer des Hüttenwerkes donnerten die Wochentage hindurch und verstummten auf vierundzwanzig Stunden, wenn der Sonntag kam. Nichts berührte ihn. Einsam, in seine Träume verschlossen, lebte der alte Herr dahin. Von kleiner, unter-

setzter Gestalt, winters in einen Pelz mit Zobelkragen gehüllt, sommers im weißen Nankingrock und riesigen Panamahut, wanderte er auf seinem Besitztum umher, nickte allen, die grüßten, zu und redete laute, unzusammenhängende Worte vor sich hin. Im Hause verkehrte er nur mit dem Großknecht, einem alten hageren, wortlargen Mann, und dem Bedienten, der seine Kleider reinigte, sein Zimmer aufräumte, ihm morgens die Hafergrütze brachte und den Rotwein temperierte. Björling — so hieß der Diener — war zwanzig Jahre jünger als sein Herr und dank der Gunst, die er genoß, allgemein gehaßt, gefürchtet und beneidet. Schwammig, kriecherisch und frech, folgte er der Exzellenz im Hause wie ein Schatten, erwartete den Gebieter, wenn er heimkam, und öffnete ihm die Tür, wenn er ausging. Draußen ging der alte Herr stets allein und duldete nicht, daß jemand seine Schritte bewachte.

Den ganzen langen Tag über redete Exzellenz meist mit keinem Menschen. Schweigend ließ er sich von Björling rasieren und ankleiden, stumm saß er zu Tisch — morgens, mittags und abends. Erst wenn das Abendessen verzehrt war, geschah es ab und zu, daß Exzellenz Björling anredete. Dann sprach er über das Schicksal Schwedens und das Unglück, das über das Land gekommen sei durch den Sackermentsbürgerlichen und verdammten Schweinhund, der berufen worden war, den Thron zu besteigen. Bei dieser Gelegenheit deklamierte er viel von seiner eigenen Vaterlandsliebe. Er hatte ein unglaublich gutes Gedächtnis. Denn dies Gedächtnis war vollgepfropft mit lauter Anlässen, bei denen er Schweden hätte retten können, wenn man es ihm nur gestattet hätte. Unglücklicherweise waren immer irgendwelche goldstrotzenden Marionetten bei der Hand gewesen, die ihn daran gehindert hatten. Diese wurden dann gewaltsam gestäupt und in effigie verbrannt. Und der fette Bediente hörte diesen seltsamen Bekenntnissen mit in gewohnheitsmäßiger Selbstbeherrschung und berechnender Heuchelei erstarrter Miene zu.

Im Innersten hatte Exzellenz vielleicht doch das Empfinden, daß sein Leben von Grund aus verfehlt war; und vielleicht wollte er mit dem Gespenst, das er auf diese Weise heraufbeschwor, nur die Gespenster seines eigenen Bewußtseins bannen. Alt, grüblerisch, saß er so Abend für Abend, prahlte mit seinen eigenen Großtaten, riß das Tun der anderen herunter und prophezeite den Untergang der Welt und des Vaterlandes vor diesem einzigen Zuhörer, mit dem er in der Einsamkeit seiner Größe noch zu verkehren geruhte. Bis zum letzten waren seine Züge stramm, seine Bewegungen lebhaft, und mitten in der Wut, die aus seinen Worten sprach, konnte sein Mund manchmal lächeln — ein gutes, kindliches Lächeln, das in dem verheerten Gesicht ganz gespenstisch wirkte.

Eines Abends saß er länger als gewöhnlich stumm vor dem Feuer am offenen Kamin. Der lange, bunte Schlafrock war zurückgeschlagen, so daß im flatternden Flammenschein die kurzen, dicken Beine zu sehen waren. Seine Gedanken schienen andere Wege zu gehen als sonst. Eine ganze Stunde lang tat er den Mund nicht auf. Dann gab er plötzlich dem Kamingitter einen Fußtritt und rief mit einer Stimme, die vor Alter schrill klang: „Björling!"

Wie eine angezündete Kerze stand Björling vor seinem Herrn. Sein falsches Gesicht nahm einen frommen und teilnehmenden Ausdruck an.

Exzellenz sah diesmal minder zufrieden aus als sonst, während er seinen getreuen Diener betrachtete. „Sag, Björling," sagte er schließlich, „hab' ich wirklich gar nichts geleistet in meinem Leben?"

Björling war anfangs etwas bestürzt. Aber er war an die Eigenheiten seines Herrn gewöhnt und versuchte, ihn an alle die Taten zu erinnern, mit denen der Alte sonst zu prahlen pflegte, und die meist mit irgend einer hochgestellten Persönlichkeit Schwedens oder des Auslandes im Zusammenhang standen.

Aber Exzellenz unterbrach ihn barsch. „Gewäsch!" schrie er. „Ich meine etwas Rechtes, etwas, woran man sich halten kann!"

In einem Nu kehrte der Bediente zur Wirklichkeit zurück, und nach der ersten besten Tatsache greifend, die ihm einfiel, sagte er: „Exzellenz haben Kolsäter umgebaut."

„Was?" knurrte der Alte.

Der Stuhl fuhr mit einem Stoß zurück, daß er sich überschlug, und wie der alte Sonderling nun so dastand, kreideweiß im Gesicht, geradeaus ins Dunkel starrend, mit der Rechten in der Luft herumtastend, als halte er eine Rede an einen Unsichtbaren, da sah er so unheimlich aus, daß sogar Björling vor diesem Anblick zurückschrak.

Exzellenz aber hatte in diesem Augenblick Björling vollständig vergessen. Er starrte zurück in all die Märchen, mit denen er sein Dasein angefüllt hatte, die Märchen von seinem eigenen Ich und seiner eigenen Größe. Und die ganze Zeit über suchte er nach irgend etwas Denkwürdigem — und fand es nicht.

Schließlich erholte er sich wieder, nickte Björling herablassend zu und entgegnete: „Ganz recht. Ich habe Kolsäter umgebaut. Vergiß das nicht! Morgen spannst du den Fuchs vors Karriol und holst mir den Kronvogt her. Der ist ja doch so eine Art Jurist. Ein Sackermentsbürgerlicher übrigens. Sag ihm, ich hab' mit ihm zu reden."

Damit ging der alte Herr mit festen Schritten die Treppe hinauf und direkt in sein Schlafzimmer. Die Tür machte er hinter sich zu, und zum erstenmal seit zwanzig Jahren erlaubte er Björling nicht, ihm zu folgen. Mit einem verzerrten Lächeln auf dem blaßfetten Gesicht stand der getreue Diener außen im Korridor und hörte, wie der Gebieter, leise vor sich hinsprechend, noch über eine Stunde lang in dem verschlossenen Zimmer auf dem Teppich hin- und herstapfte, ehe er endlich zur Ruhe ging.

Am Tage darauf kam dann der Kronvogt. Er kutschierte selbst, und Björling saß mürrisch hinten auf. An der Treppe stieg er aus und wurde nach einer geziemenden Wartezeit in das Zimmer im Erdgeschoß geführt, das Exzellenz sein Arbeitszimmer nannte.

Dick, mit glänzendem kupferrotem Gesicht, trat der Kronvogt ein. Exzellenz reichte ihm nicht die Hand, sondern gab ihm bloß ein Zeichen, sich in dem Lehnstuhl neben dem runden Tisch mit dem Globus niederzulassen. Er selbst setzte sich vor die geöffnete Chiffonniereklappe, drückte auf die geheime Feder, so daß das Dokumentenfach aufsprang, nahm daraus ein Papier und las es sorgfältig durch. Eine ganze Weile schien es fast, als habe er die Anwesenheit des Kronvogts ganz vergessen. Endlich blickte er auf und sagte: „Ist Er ein rechtschaffener Mann?"

Der Korpulente im Lehnstuhl fuhr auf; seine breiten Augenbrauen zogen sich zusammen. „Exzellenz glauben wohl, wir Bürgerlichen ..."

„Ich glaube gar nichts," unterbrach ihn die Exzellenz. „Aber ich weiß, daß es in unserer Zeit nicht viele rechtschaffene Leute gibt. Und das kommt noch schlimmer. Doch ich will annehmen, daß Er ein rechtschaffener Mann ist. Das Papier soll Er nehmen. Es enthält mein Testament. Niemand darf wissen, daß ich es geschrieben habe, und niemand, daß ich es Ihm gegeben habe. Er soll es mir mit allen Schnörkeln und Faxen der Juristerei ins Reine schreiben. Auf derartiges versteh' ich mich nicht. Und ich unterzeichne. Versteht Er?"

Der Kronvogt zog ein großes Taschentuch heraus, schneuzte sich und machte seinen Diener. „Jawohl, Exzellenz, ich verstehe."

Exzellenz faltete das Papier umständlich zusammen und reichte es dem Kronvogt. Darauf schwieg er wieder eine Weile und schien den Pendel der vergoldeten Wanduhr zu verfolgen, der über der großblumigen Tapete hin- und herging. Ein seltsam befriedigtes Lächeln spielte um seine Lippen. „Dann kann ich also ruhig sein?" fragte er schließlich.

„Wieso ruhig?" stammelte verlegen der Kronvogt.

„Nun ja," lautete die Antwort, „die Welt ist voll von Schweinehunden. Und ich würde mich im Grabe umdrehen, wenn jemand, der sich ganz besonders als Schweinehund gegen mich benommen hat, von meiner Hinterlassenschaft bon leben sollte."

„Leibeserben sind ja wohl keine da?" fragte vorsichtig der Kronvogt.

Des alten Sonderlings Lippen schlossen sich fest aufeinander, wie hinter etwas, das er mit aller Gewalt verbergen wollte. „Ich habe einen Sohn gehabt," erwiderte er kurz, „er starb in Paris."

„So können Exzellenz nach Gutdünken über Ihr Vermögen verfügen."

Wieder spielte das zufriedene Lächeln um die dünnen Lippen des alten Herrn. Plötzlich sagte er: „Jetzt kann Er gehen. Aber schieb Er den Schweinehunden einen Riegel vor, damit ich ruhig sterben kann!"

Der Kronvogt ging, und was zwischen den beiden Männern verhandelt worden war, blieb, solange die alte Exzellenz lebte, ein Geheimnis für alle. Nur ein Punkt der Unterredung wurde bekannt und weckte auf dem ganzen Gut großes Aufsehen. Exzellenz hatte einen Sohn gehabt, und dieser Sohn war in Paris gestorben. Mit keinem Menschen hatte er je hierüber gesprochen, und nicht einmal die Gnädige hatte während ihrer kurzen Glanzperiode ein Wort über diese Sache verloren.

Björling nahm sich die Neuigkeit sehr zu Herzen. Denn sein ganzer Stolz war, daß Exzellenz nie ein Geheimnis vor ihm gehabt hatte. Auch der Besuch des Kronvogts wollte ihm nicht so recht hinunter.

Der Kronvogt kam in der folgenden Woche wieder und ward im selben Zimmer wie das erstemal vorgelassen. Ganz wie früher wurde die Tür abgeschlossen, und Exzellenz in seinem Stuhl vor der Chiffonniere las das Papier sorgfältig durch. Darauf unterzeichnete er es und siegelte es mit seinem Petschaft. Und damit kein Zweifel an der gesetzlichen Gültigkeit des Testamentes aufkommen konnte, setzten der Kronvogt und der zu diesem Zweck herbeigerufene Großknecht, als die vom Gesetz vorgeschriebenen beiden Zeugen, ihre Namen unter den der Exzellenz. Der Großknecht, als des Schreibens unkundig, zeichnete sein Hauszeichen ein, und Exzellenz schrieb dann eigenhändig den Namen unter das Zeichen. Als er wieder mit dem Kronvogt allein war, wandte er sich zu diesem und sagte: „Jetzt kann ich also ruhig sterben?"

Da in den Worten eine Frage lag, glaubte der Kronvogt sie ehrerbietigst bejahen zu müssen; und Exzellenz sah auch äußerst gnädig und erleichtert aus. Dann zog sie ein großes Kuvert aus der Tasche und wies es dem Kronvogt. In der geraden, holperigen Beamtenschrift der Exzellenz standen da des Kronvogts Name und Adresse verzeichnet. Und mit einer gewissen Feierlichkeit steckte der alte Herr in dies Kuvert einen Hunderttalerschein, legte es dann auf das Testament und schloß die Ahornschieblade zu. Zuletzt zeigte er dem Kronvogt das Geheimnis der verborgenen Feder und fügte hinzu: „Jetzt bin ich sicher, daß Er bei meinem Ableben nicht zu tun vergißt, was getan werden soll!"

Der Kronvogt fand hierauf keine andere Antwort als einen demütigen Bückling, und ganz wie voriges Mal schnitt Exzellenz die Unterredung ab mit einem: „Jetzt kann Er gehen!" Diesmal jedoch reichte er dem Kronvogt zum Abschied zwei Finger und fügte milder hinzu: „Er hat seine Sache recht gemacht, Dahlmann. Ich danke Ihm!"

Und damit fuhr der Kronvogt wieder fort durch die Allee von Kolsäter, und erst nachdem die alte Exzellenz das Zeitliche gesegnet hatte, erzählte der Hüter des Gesetzes von den geheimen Unterredungen, die er und Exzellenz miteinander gehabt hatten. Und die Dienstboten und der Großknecht konnten sich auf Tag und Stunde hin erinnern, wann es gewesen war. Nämlich genau zwei Tage vor der großen Entdeckung, daß unter dem Holzschober vom vorigen Jahr die halbverweste Leiche eines neugeborenen Kindes lag, dessen sich eine von den Mägden auf dem Hofe auf diese Weise entledigt hatte. Aller Gerechtigkeit und Ordnung zum Trotz entging sie auch der Strafe; denn niemand vermochte herauszubringen, wer die Schuldige war, wenn auch alle eine Bestimmte unter dem weiblichen Personal des Hofes im Verdacht hatten. Es war eine Dirne, die Björling früher heimlich aufgesucht, jetzt aber längst verlassen hatte, weshalb sie auch vom Dienst im Herrenhaus in die bescheidenere Stellung einer Stallmagd versetzt worden war.

Der alte Herr war nach diesem Tage nicht mehr derselbe. Am allersonderbarsten aber hatte er sich doch angestellt, als der Großknecht sich erdreisten mußte, zu ihm zu gehen und ihm die Geschichte mit dem unheimlichen Funde unter dem Holzhaufen zu melden. Er hatte den Großknecht bis zu Ende angehört, ohne ihn zu unterbrechen.

„Begrabt das Wurm und laßt mich in Frieden!" brach er plötzlich los.

Der Großknecht wagte einzuwenden, daß eine ungetaufte Leiche nach Recht und Brauch nicht in geweihter Erde begraben werden könne. Aber kaum hatte er diese Worte geäußert, als auch schon die Exzellenz mit geballter Hand auf ihn losfuhr. Die Augen waren blutunterlaufen, die Adern am Hals schwollen dick an, und der weiße Schnurrbart sträubte sich, wie der Großknecht nachher berichtete, wie das Fell einer wütenden Katze.

„Sag dem Schurken von Pfarrer," brüllte er, „was daist von dem Kind, soll begraben werden — und das gleich morgen!"

Der Großknecht ging. Natürlich wagte er des Gebieters Befehl nicht auszuführen. Denn der alte Propst in Bonga war ein gewalttätiger Mann, dem keiner ungestraft Trotz bot. Dem Großknecht war ganz schwindlig zumute, als er über den Hof ging. Die Lästerworte des alten Herrn tönten ihm noch in den Ohren, und er dachte, die Exzellenz hätte wohl selber nicht mehr weit bis zum Grabe. Darum schwieg er über das Erlebte. Die Überreste des kleinen Leichnams bestat-

tete er selbst mit dem Stallknecht aus Barmherzigkeit auf dem Birkenhügel hinter der Scheune. Das geschah an einem dunklen Märzabend, und niemand außer den beiden, die die Arbeit verrichteten, kannte die Stelle. Das Grab wurde sorgsam mit Moos und Rasen zugedeckt, daß keine Spur verraten sollte, daß die Erde hier aufgegraben worden war. Und mit jedem Tag, der verging, ward dem Großknecht leichter ums Herz. Denn anfangs hatte er täglich und stündlich gefürchtet, der Herr würde sich erkundigen, ob man seinen Befehl auch ausgeführt habe.

Aber der alte Herr hatte anderes zu denken oder hatte die Sache überhaupt vergessen. Niemals fragte er dem Schicksal der kleinen Leiche nach. Und mehr als nur das hatte er vergessen. Daß er für Schwedens Ehre gelebt hatte und die Bernadottes und deren ganzes Geschlecht haßte, daß das Leben ihm einen seiner Freunde um den anderen geraubt und ihm dafür lauter Feinde gegeben hatte, daß er ein selbstherrlicher Mann war und — wenn das Schicksal es bloß gewollt hätte — auch ein großer hätte sein können — all das hatte er vergessen. Alles war in dem Dunkel seiner Seele versunken. Jetzt dachte er bloß noch an eins: daß er seit mehr als zwanzig Jahren einsam auf Kolsäter lebte, und daß er seinen Chiffonniereschlüssel bewachen mußte, damit er ihm auch nicht einen Augenblick lang aus den Händen kam. Denn in der Chiffonniere lag sein letzter Wille, und den durfte niemand sehen, ehe er selber nicht mehr da war. Mehr und mehr versank die alte Exzellenz im Dunkel. Nicht einmal Björling genoß mehr das Vertrauen seines Herrn. In der letzten Zeit lag er zu Bett und ließ sich das Essen bringen. Er behauptete dabei, er sei nicht krank, es sei ihm nur wohler im Bett. Aber das geringste Geräusch erregte seine Ungeduld, und so oft eine Treppe oder Tür knarrte, schellte er nach Björling und befahl ihm aufs strengste, achtzugeben, das sich kein Schweinehund zu den Türen von Kolsäter einschleiche.

Am Tage seines Todes rief der alte Herr die Haushälterin herein und wies gleich darauf Björling die Tür. „Er meint es nicht gut mit mir," sagte die Exzellenz. „Er hat es nie gut gemeint. Ich hab' ihn nur aus alter Gewohnheit behalten."

Die Haushälterin bat mit Tränen in den Augen, daß sie den Propst holen dürfe.

Exzellenz kicherte böse und wand sich im Bett. „Weiß er mehr als Mamsell und ich? Nimm die Bibel und lies, wenn's ohne Narrheiten nicht abgehen soll!" sagte er barsch.

In ihrem Leben war die Haushälterin nicht so aufgeregt gewesen. Sie war froh, daß sie sich wenigstens an die Bibel halten durfte; aber was sie daraus las, davon wußte sie später nichts mehr.

Während sie las, schlummerte der alte Herr in die Bewußtlosigkeit hinüber, aus der er nicht mehr erwachen sollte. Die Haushälterin saß bei ihm, voller Angst, den Sterbenden zu stören, voller Angst, daß sie mit ihm allein war, und voll Angst, was der Propst dazu sagen würde, daß niemand ihn an das Sterbebett gerufen hatte. Als das Todesröcheln verstummte, glaubte sie steif und fest zu hören, wie die Seele zur Hölle fuhr, obgleich sie natürlich nicht behaupten wollte, etwas Bestimmtes gesehen zu haben. Aber ihr war, als fühle sie in diesem Augenblick die Nähe des Bösen. In ihrer Angst sprang sie auf und öffnete die Fenster, daß die Mailuft ungehindert hereinströmte. Ums Leben hätte sie sich nicht ans Bett zurückgetraut, dem Toten die Augen zuzudrücken.

Björling war's, der seinem Herrn diesen letzten Liebesdienst erwies. Er kam gleich darauf herein, und wie er auch sonst sein mochte — Furcht vor der Exzellenz hatte er nie gekannt. Und wie es um seinen Christenglauben stand, war auch zum mindesten zweifelhaft. Björling war es auch, der unter dem Kopfkissen des Toten den Chiffonniereschlüssel fand und ihn an sich nahm. Darum glaubte aber doch keiner, daß er sich getrauen würde, vor dem folgenden Tage die Klappe aufzuschließen. Da kam der Kronvogt und bemächtigte sich unter Berufung auf der seligen Exzellenz Befehl des Testamentes und des Kuverts, das seinen Namen und seine Adresse trug und zu oberst in der Ahornschieblade lag.

Nach der Beerdigung wurde das Testament im Beisein der nächsten Verwandten in der gebräuchlichen Weise geöffnet. Zu allgemeiner Verwunderung stellte sich dabei heraus, daß der alte Herr all seine Habe, bewegliche und unbewegliche, dem ehemaligen Leutnant, gegenwärtigen Hauptmann in der Armee, Karl Henrik Mörk, wohnhaft in Stockholm, vermacht hatte.

* * *

Hauptmann Karl Henrik Mörk war, als dies Ereignis eintraf, ein Mann von kaum dreißig Jahren, und die Verhältnisse, unter denen dieser unerwartete Glücksfall ihn traf, waren ganz dazu geeignet, ihn dessen Wert erkennen und schätzen zu lassen. Weder er selbst noch irgend ein anderer Mensch vermochte recht zu fassen, wie die alte Exzellenz überhaupt auf die bizarre Idee gekommen war, diesem fast unbekannten Verwandten das ganze große Vermögen zu hinterlassen. Das einzige, was sich als eine Art Erklärung anführen ließ, war folgendes: Wie schon angedeutet, hatte die alte Exzellenz ein einziges Mal dem Kirchhof von Torsby, wo die Familien Mörk und Brandt so viele ihrer Toten beerdigt hatten, einen Besuch abgestattet. Sichtlich befriedigt von dem Erstaunen, das seine Anwesenheit hervorrief, hatte Exzellenz seinen Platz im Trauergefolge eingenommen, ohne mit jemand ein Wort gewechselt zu haben. Auf dem Kirchhof stand er ganz allein, und es sah fast aus, als merke er nicht einmal, daß sich ganz von selbst ein leerer Raum um ihn bildete. Korrekt und stramm stand er auf seinem Platz. Als der Pfarrer redete und er sich vermutlich unbeobachtet glaubte, zuckten manchmal die Muskeln in seinem Gesicht in einer Weise, die fast einem Lächeln glich. Als die Zeremonie zu Ende war, verabschiedete sich der alte Herr verbindlich von sämtlichen Anwesenden unter dem Vorwand, daß dringende Geschäfte ihn zwängen, sich unmittelbar wieder auf den Heimweg zu begeben. Und alle Anwesenden empfanden dies als eine Erleichterung.

Darauf promenierte Exzellenz einsam auf dem Kirchhof, da und dort bei einem der vielen Steine stehen bleibend, auf denen Familiennamen eingegraben standen. Er schien hierbei ebenso ungeniert, als wären es lauter Unbekannte, die sich um das offene Grab des eben beerdigten Landrichters Mörk versammelt hatten. Auf dieser Wanderung war es gewesen, daß er mit dem damaligen Leutnant Karl Henrik Mörk zusammentraf. Dieser stand ebenfalls vor einem Grab, das auf der Westseite des Chores lag. Und vielen war es damals aufgefallen, daß die alte Exzellenz auf den jungen Mann zutrat, ihm zwei Finger hinstreckte und kurz fragte: „Wer liegt hier begraben?"

„Mein Vater," antwortete der junge Mann. „Er ist vor einem Jahre gestorben, und ich habe seither sein Grab noch nicht aufgesucht." Dabei zitterte der Schnurrbart des jungen Mannes ein wenig. Denn er war ein Mensch, der leicht gerührt war. Und da Exzellenz nichts weiter äußerte, sondern ihn nur scharf fixierte, als mißtraue er dieser vor einem Fremden zur Schau getragenen Gefühlsweichheit, wurde der junge Leutnant ganz verwirrt und fuhr fort: „Als er starb, war ich im Dienst. Und als der Brief kam, war es schon zu spät zum Heimreisen."

Da veränderte sich plötzlich der Ausdruck im Gesicht des alten Herrn, und dem jungen Mann gerade in die Augen blickend, äußerte er mit einem finsteren, schwer zu deutenden Lächeln: „Ich habe meines Vaters Grab überhaupt nie gesehen. Die Wahrheit zu sagen, waren wir nicht die besten Freunde. Und als er starb, war ich im Ausland. Sein Grab ist es eben, das ich hier suche."

Der junge Karl Henrik zeigte hierauf der Exzellenz, wo das Grab lag, und die beiden Männer schieden. Die Kutscher knallten mit den Peitschen, in rascher Fahrt rollten die Wagen durch den Aprilschmutz, der die Landstraße bedeckte. Den Abfahrenden den Rücken zuwendend, blieb die alte Exzellenz einsam auf dem Kirchhof zurück, über einen niederen, eingesunkenen Stein gebeugt, auf dem des Vaters Name in halb unleserlichen, vom Regen und Schnee langer, entschwundener Jahre verwischten Buchstaben stand.

Das war das einzige Mal, daß der Verstorbene und sein Erbe einander gesehen hatten. Irgend welcher stichhaltige Grund, aus diesem unbedeutenden Anlaß ein Vermögen wegzuschenken, war natürlich nicht vorhanden. Aber die selige Exzellenz war immer ein unberechenbarer Mensch gewesen, und da der Besitz durch dies Testament doch wenigstens in der Familie blieb, verstummten die Neider diesmal eher, als man erwarten durfte. Karl Henrik Mörk zog noch im selben Sommer mit seiner Familie nach Kolsäter, um von seinem Erbe Besitz zu ergreifen.

Alles stand im schönsten Flor. Seit Menschengedenken war kein so schöner Sommer gewesen. Der Roggen stand hoch und dicht, die Kleeweiden versprachen die üppigste Ernte, und im Garten reifte ein Reichtum von Obst und Gemüsen. Als die neue Herrschaft an einem schönen Abend gleich nach Mittsommer durch die lange Lindenallee heranfuhr, blüh-

ten Rosen, Jasmin und Heliotrop um das ganze Haus, und hinter den geschmeidigen Birken, die licht auf den grünen Matten wuchsen, hoben sich die stattlichen Tannen und Kiefern des Wildparkes, der sich weit an den Ufern des Sees hinstreckte.

Der neue Herr saß zur Rechten im Wagen, und die Leute, die sich am Weg aufgestellt hatten, um einen Blick auf die neue Herrschaft zu erhaschen, bemerkten, daß er die Hand seiner Frau in der seinen hielt. Das Gesicht der Gnädigen sah niemand so recht. Sie führte oft das Taschentuch an die Augen, als ob sie Tränen abtrocknen müsse. Dazwischen hinein beugte sie sich vor, um ein Kind zu liebkosen, das auf dem Rücksitz unter dem Kutschbock saß. Ob es ein Knabe oder ein Mädchen war, wußte niemand zu entscheiden. Die langen blonden Locken deuteten auf ein Mädchen, aber der Anzug mit den blanken Knöpfen war der eines Jungen. Still fuhr der Wagen durch die Allee, schweigend grüßten die Leute. Wenn der neue Herr von Kolsäter den Hut lüftete, blickte er gerade vor sich hin, als fühle er sich verlegen über die Aufmerksamkeit, die er erregte. Und als der Wagen endlich vor der Treppe hielt, fiel es den Dienstboten auf, wie müde und angegriffen die junge Frau aussah. Sie wandte ihnen ein blasses Gesicht mit großen, verwunderten Augen zu, und kaum hatten die beiden Ehegatten die Leute begrüßt, als auch schon der junge Herr, der von kleinem Wuchs war und einen langen, dichten Schnurrbart unter einer gebogenen Nase hatte, seine Frau an der Hand nahm und sie ins Schlafzimmer führte, mit der Erklärung, sie brauche Ruhe. Eine lange Weile blieb er bei ihr, und als er wieder herauskam, sorgte er vor allem dafür, daß das Kind zu Bett gebracht wurde. Darauf ging er wohl eine Stunde lang im Eßzimmer auf und ab, ohne ein Wort zu reden. „Alles Geschäftliche, Pläne, Besprechungen und dergleichen wollen wir bis morgen lassen," war das einzige, was er sagte. Mit keinem der Dienstboten wollte er vor morgen sprechen, und mehr als einer empfand das als eine Enttäuschung. Schließlich ging er hinauf ins Schlafzimmer und holte seine Frau. Schweigend setzten sie sich zu ihrer ersten Mahlzeit in Kolsäter nieder. Und als sie fertig waren, gingen sie miteinander den breiten Weg zur Landungsbrücke hinab und verschwanden Hand in Hand in dem großen Park, der sich in Wald und Wildnis verlor.

Die beiden Eheleute gehörten, ehe ihnen das große Erbe in den Schoß fiel, zu den Armen der Familie; und Nils Göran Mörk, der nunmehr einsam auf Björknäs saß, hatte lange gefürchtet, die Ehe des Bruders möchte mit einer finanziellen Katastrophe enden. Karl Henriks Jugend war keineswegs eine mustergültige gewesen. Frühzeitig mutterlos, hatte er seine Jugend in ständigen Konflikten mit dem Vater verbracht. Darum beschloß der Vater auch frühzeitig, den Sohn zum Militär zu geben. „Wer Vater und Mutter nicht gehorchen lernt, der lernt der Trommel gehorchen —", so lautete die grimme Formel, mit der der alte Hüttenherr Mörk über des Sohnes Zukunft entschied. Und als Karl Henrik zum erstenmal nach Karlberg fuhr, um sich in des Königs Rock zu kleiden, hatte er das Gefühl, als unterziehe er sich einer Strafe. Der Trommel gehorchen lernte er freilich, ja, er avancierte rascher als die meisten anderen zum Offizier. Als er einundzwanzig Jahre alt war, zahlte der Vater ihm sein mütterliches Erbe aus, und von da ab hörte zwischen den beiden jeder Briefwechsel und fast alle Verbindung auf. Karl Henrik war also sich selbst überlassen; und es zeigte sich rasch, daß die väterliche Roßkur keine guten Früchte gezeitigt hatte. Das mütterliche Erbe schwand wie Spreu im Winde, und des jungen Leutnants Abenteuer waren ebenso berüchtigt wie die verschwenderische Sorglosigkeit, mit der er dem ersten besten Kameraden Geld lieh.

Man sagte auch, daß der Vater nicht ohne Schuld an dieser Entwickelung des Sohnes sei. Hart und ungerecht hatte er an ihm gehandelt, und sein eigenes Beispiel war nicht gerade vom guten gewesen. Er führte als Witwer ein Leben, das in der ganzen Gegend sprichwörtlich war. Von Zechgelag zu Zechgelag fuhr er, und wenn die Genossen dieser Ausschweifungen des Alten auf Björknäs zusammenkamen, so ging es wild und wüst zu mit Saufen und Spiel und allerhand anderem, das der Gemeinde zum Ärgernis diente. Schließlich war die Kraft des alten Hüttenherrn untergraben. Als gebrochener Mann schwankte er auf seinem Besitztum umher, jedermann scheuend und jedermann von sich stoßend. In seinen letzten Lebensjahren mußte man ihn pflegen wie

ein Kind, und man erzählte von ihm, er sei so alt und stumpfsinnig geworden, daß er oft vergesse, wer er war und wie er hieß. Stolpernd wanderte er in den alten Zimmern oder im Garten herum und suchte seine Frau und rief ihren Namen. Und jedermann wußte doch, daß die alte Gnädige seit vielen Jahren tot war, und daß es die Liederlichkeit und Härte des Mannes gewesen war, die sie vorzeitig ins Grab gebracht hatte.

Nils Göran, der jüngere Sohn, war es, auf dem die Sorge für den Vater und Björknäs lag. Er war daheim geblieben und hatte während der letzten Lebensjahre des Vaters allerhand durchgemacht, dem Karl Henrik in der Stunde entwischte, die zwischen ihm und dem Vater das Tafeltuch entzweischnitt. Das kränkte Nils Göran so manches Mal. Er mußte daheim bleiben und des Tages Bürde tragen, während der ältere Bruder sich draußen herumtrieb und sein Erbe verpraßte. Und in diesem Gefühl, über das Nils Göran nur schwer Herr wurde, lag der Keim zur Schwächung der aufrichtigen Zuneigung, die bis dahin die beiden Brüder vereinigt hatte.

Mittlerweile starb der Alte ganz unvermutet, an einem Januarabend. Es war ein jäher Tod, der ihn ereilte. Man fand ihn bewußtlos draußen im Schnee. Es sah aus, als hätten den alten Mann ganz plötzlich die Kräfte verlassen, so daß er sich hatte setzen müssen, um auszuruhen. Das laute Geheul seines Hühnerhundes weckte die Aufmerksamkeit der Dienstboten. Der Hüttenherr wurde zu Bett gebracht; aber er erwachte nicht wieder. Nils Göran kam an diesem Abend spät von einem Besuch auf einem der Nachbargüter heim. Gedankenvoll stand er vor dem Lager, auf dem der Tote ruhte. Weinen konnte er nicht.

Aber durch seine Seele zog der Gedanke an den Bruder und ihre alte Freundschaft; Erinnerungen aus ihrer schweren Kindheit erwachten in ihm. Diese schwere Kindheit war es, die die beiden Brüder vereint, sie so fest verbunden hatte, wie Blutsbande es sonst nicht vermögen. Tag um Tag wartete Nils Göran darauf, daß der Bruder zum Begräbnis kommen sollte. Tag um Tag schob er es hinaus, den Beerdigungstag festzusetzen, immer in der Hoffnung, daß Karl Henrik noch zur Zeit kommen werde. Schließlich aber kam nicht der Bruder, sondern ein Brief, in dem dieser erklärte, daß der Dienst ihn am Kommen verhindere.

Nils Göran Mörk war ein mißtrauischer Mann. Keinen Augenblick lang glaubte er daran, daß es der Dienst sei, welcher den Bruder am Reisen hinderte. Er hat mich über der Welt vergessen, dachte Nils Göran. Und etwas von der Bitterkeit des Zurückgesetzten stieg in ihm auf. Die Beerdigung des Vaters war ein qualvoller Tag für ihn, und als er vorbei war, eine schmerzliche Erinnerung.

Indessen tat Nils Göran seinem Bruder unrecht, ohne es zu wissen. Der Grund, weshalb Karl Henrik nicht kam, war, daß er gerade in dieser Zeit das Weib kennen lernte, das später seine Gattin wurde. Und es fehlte ihm ganz einfach der Mut, dem Bruder mit dem Geständnis unter die Augen zu treten, daß er ans Heiraten denke. Er fühlte sich selber so unwürdig und fluchte dem Leben, das er geführt und das ihn in ein schimpfliches Abhängigkeitsverhältnis zu allen denen gebracht hatte, denen er jetzt Geld schuldig war.

Das junge Mädchen, das Karl Henriks Herz gewonnen hatte, hieß Brite Luise von Lycknow. Sie lebte mit ihrer Mutter, einer Witwe, in einer kleinen Wohnung in der Smalandstraße. So arm waren die beiden Damen, daß sie sich nicht einmal einen Dienstboten halten konnten, und die Sorge für den kleinen Haushalt lag ganz auf der jungen Brite. Karl Henrik war bald ein gern gesehener Gast in der kleinen Familie, und die Tage, an denen er sie nicht aufsuchen konnte, schienen ihm selber bald ganz unerträglich leer. Die beiden Frauen bewohnten zwei kleine Zimmer, und die alte Dame, die klein und rundlich war, klagte beständig. Den lieben langen Tag saß sie in ihrer Ecke am Fenster mit den Geranien und dem Spion und träumte von dem, was das Leben ihr geraubt hatte und was unwiederbringlich dahin war. Seit mehreren Jahren hatte sie den Fuß nicht mehr auf die Straße gesetzt, und wenn man ihr zuredete, auszugehen, so fing sie an, über die Herzlosigkeit der Menschen zu weinen, die sie zu etwas zwingen wollten, was sie doch nicht konnte. Dann konnten ganze Tage vergehen, ohne daß sie ein Wort redete. Niemand wußte, ob die Augen hinter den blauen Brillengläsern offen oder geschlossen waren, und nicht einmal die

Tochter wagte — aus Furcht, gescholten zu werden — sie anzureden.

Daß ein Mensch so ganz für einen anderen leben konnte wie Brite für die Mutter, das war für den jungen Offizier eine ganz neue Erfahrung. Mit einem Gefühl der Ehrfurcht näherte er sich dem jungen Mädchen, das das Leben so frühzeitig gereift hatte. Und während die alte Dame in ihrem Stuhl schlummerte, hatten die jungen Leute oft genug Gelegenheit, miteinander zu plaudern. Sie plauderten im Flüsterton, um die Mutter nicht zu stören. Niemals tauschten sie Liebesworte. Denn beide sahen wohl ein, daß man die alte Frau nicht allein lassen konnte, und Karl Henrik wußte außerdem, daß er das Heim, das er einem Weibe hätte bieten können, verschleudert und verpraßt hatte. Aber wo er ging und stand, sah er das junge Mädchen vor sich, fühlte ihre Nähe. Wie mit Zaubergewalt zog es ihn immer wieder zu dem Platz neben dem kleinen, aufgeschlagenen Nähtisch mit seinen beiden braunen Klappen, über dem die weichen Hände des jungen Mädchens sich mit Häkelnadel oder Nähzeug zu schaffen machten. Als der Sommer kam und er fort mußte, überfiel ihn eine grenzenlose Sehnsucht, und auch daheim auf Björknäs, in der Einsamkeit mit dem Bruder, war ihm nichts recht. Ein dunkles Empfinden von Unbehagen begleitete ihn überall, und wie im Traum hörte er, wie Nils Göran seine Pläne für die Zukunft vor ihm entwickelte und ihm auseinandersetzte, wie das Erbe zwischen ihnen geteilt werden sollte. Er selber, Nils Göran, übernahm das Gut, über den Ertrag würde er dem Bruder Rechenschaft ablegen und ihm ein Drittel ausbezahlen. So hatte es der Vater in seinem Testament bestimmt, und Karl Henrik fand nichts dagegen einzuwenden.

Ein bißchen fremd fühlten sich beide Brüder voreinander diesen Sommer. Zum erstenmal hatten sie etwas zu verheimlichen. Zum erstenmal fühlten sie beide, daß ungleiche Lebenswege auch Brüder auseinanderführen.

Karl Henrik litt hierunter weniger. Sein Wesen war heiterer und offener als das des Bruders. Trotzdem war es ihm eine Erleichterung, als er wieder nach Stockholm zurückkehren konnte und die kleine Familie wiedersah, über deren Vorhandensein er dem Bruder gegenüber kein Wort über die Lippen gebracht hatte. Als er und Brite sich wiedersahen, war es beiden, als wären sie nie getrennt gewesen. Licht und ruhevoll ward dem jungen Mann an diesem Abend zumute; die Köpfe über dem kleinen Nähtisch, der heute abend geschlossen blieb, dicht zueinander geneigt, saßen er und Brite und redeten glückselige törichte Worte, während die ausdruckslosen Augen der alten Frau auf sie schauten und die Dämmerung sank.

Bitter fraß die Reue an Karl Henriks Herzen, als er an diesem Abend einsam durch die dunklen Straßen heimwärts wanderte. Ihm war, als sei das Weib, das er liebte, an eine Tote gekettet. Und er selber war zu arm, um sie auf seine Arme nehmen und ins Leben hinaustragen zu können.

Dann geschah es eines Tages, daß der junge Offizier, nachdem er an der Klingelschnur neben der niederen Korridortür geläutet hatte, sehr lange warten mußte, ehe ihm jemand öffnete. Und als er endlich ins Zimmer trat, war der Platz in der Ecke am Fenster leer, und Brite hatte rotgeweinte Augen. Ganz still war die alte Frau am Abend zuvor eingeschlafen, und als die Tochter kam, um sie zu wecken, war sie schon kalt. Die Nachbarsleute hatten Brite helfen müssen, die Tote auf ihr letztes Lager zu betten.

So wurden die zwei jungen Leute durch die Macht der Verhältnisse noch näher zueinander geführt. Und beide wußten sie es jetzt: nichts konnte sie mehr scheiden. Karl Henrik schien das Unmögliche auf einmal möglich und leicht, und in begeisterten Worten schrieb er dem Bruder, offenbarte ihm, was er den ganzen langen Sommer hindurch nicht über die Lippen gebracht hatte, entdeckte ihm seine hoffnungslose finanzielle Lage und beschwor ihn, ihm nur das eine Mal zu helfen.

Karl Henrik schrieb diesen ganzen Brief warm und unmittelbar, wie es seiner eigenen Natur entsprach. Er schonte sich keineswegs. Ja, er ging sogar so weit, sich scherzhafte Andeutungen auf den verlorenen Sohn entschlüpfen zu lassen. Er ahnte ja nicht, daß Nils Göran in der Tiefe seiner Seele etwas verbarg, was einem beginnenden Groll glich.

Der Brief traf Nils Göran wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Der Gründe hierzu waren es mancherlei. So mancherlei und so verschiedener Art, daß er selber sie nicht zu unterscheiden vermochte. Mehrere Tage ließ er den schicksalsschweren Brief unbeantwortet unter der plumpen Eisenkugel auf

dem Schreibtisch liegen, und mit jedem Tag, der verging, wuchs sein Groll. Als er endlich fand, daß sich die Antwort nicht länger hinausschieben ließ, war er auch mit sich selber im reinen: es war seine Pflicht, dem Bruder einmal die Wahrheit zu sagen.

Die Antwort lautete folgendermaßen:

Mein lieber Bruder Karl Henrik.

Wohl hab' ich Dir allerlei zugetraut. Denn Du gestattest mir wohl die Bemerkung, lieber Bruder, daß Du von Geld und allem, was damit zusammenhängt, wenig oder gar keinen Begriff hast. Was hab' ich denn, so helf' mir Gott, den ganzen vergangenen Sommer anderes getan als versucht, Dir klarzumachen, wie es um Björknäs bestellt ist; und nun merke ich, daß ich die ganze Zeit über vor tauben Ohren geredet habe. Glaubst Du vielleicht, ein Gut, das so verschuldet ist wie das unsere, könne nur so mir nichts dir nichts eine Familie ernähren, wenn wir nicht beide, Du und ich, eines schönen Tages mit leeren Händen dastehen wollen?

Nein, lieber Herr Bruder, es steht Dir ganz verdammt wenig an, mir eine solche Suppe einzubrocken, wie Du's mit Deinem Brief getan hast. Du bist eines schönen Tages auf und davon gelaufen, weil Du und unser seliger Vater nicht miteinander auskommen konnten. Ich tadle Dich darum nicht. Unser seliger Vater hatte seine Fehler so gut wie wir anderen Sterblichen, auch vielleicht sogar etwas ausgeprägtere, als sie die meisten belasten. In den Konflikten, die Du mit ihm gehabt hast, habe ich mich redlich auf Deine Seite gestellt. Das kannst Du nicht anders sagen. Mehr, als Du ahnst, hab' ich um Deinetwillen ausgestanden — böse Worte und noch anderes, von dem ich jetzt lieber nicht reden will.

Wie glaubst Du denn, daß es Dir und mir und dem ganzen Gut gegangen wäre, wenn ich mich nicht so verhalten hätte, wie ich's tat? Glaubst Du, ich habe nicht auch manchmal mein Blut in mir kochen fühlen vor Sehnsucht, ab und zu etwas anderes zu sehen als Bauern und Tagelöhner? Glaubst Du, es sei so besonders erheiternd gewesen, allein hier zu hocken mit unserem seligen Vater, der wieder zum Kind geworden war und, so helf' mir Gott, nicht einmal mehr bei vollem Verstand war in seinen letzten Lebensjahren? Du kannst es mir glauben, Karl Henrik, mehr als ein Winter ist mir damals lang geworden, und der Sommer nicht weniger. Damals hab' ich das lernen müssen, wovon Du überhaupt nie eine Ahnung hattest, nämlich Geduld. Des Tages Last und Hitze hab' ich getragen, und was es heißen will, eigenes Geld zu haben, das man vergeuden kann, hab' ich nie gewußt. Du nennst Dich selber den verlorenen Sohn, und ich weiß wohl, daß es im Scherz ist. Gott verhüte auch, daß es anders denkbar wäre. Aber so viel muß ich selber zugeben, daß mir mehr als einmal die Worte der Schrift in den Ohren geklungen haben, die da sagen: „Siehe, ich habe dir so viele Jahre gedient und habe nie dein Gebot übertreten, und du hast mir nie auch nur ein Zicklein gegeben, daß ich mich mit meinen Freunden freue!" Du weißt, wo die Worte stehen; und ich kann nicht leugnen, daß mir die Gerechtigkeit dieser Teilung nie hat hinunter wollen.

Damit will ich Dich selbstverständlich weder einen verlorenen Bruder noch einen verlorenen Sohn heißen, und mit Gottes Hilfe soll es auch dahin nie kommen. Aber eins muß ich Dir doch sagen, das bin ich Dir schuldig: wenn Du heiratest, so mußt Du das auf eigene Verantwortung hin tun. Ich kann und will mit dieser Sache nichts zu tun haben. Nur so viel will ich noch hinzufügen: nach den Grundsätzen, die ich von Kindheit an eingesogen, und nach denen ich seither zu leben versucht habe, heiratet kein Mann, der Schulden hat. So haben es unsere Väter vor uns gehalten, und ohne das stünden weder Du noch ich da, wo wir heute stehen. Hast Du ein Mädchen gewonnen, das etwas wert ist — und daran zweifle ich nicht —, so wartet sie auf Dich, bis Du ihr mit gutem Gewissen ein Heim und eine gesicherte Existenz bieten kannst. Dixi et animam meam salvavi.

Es tut mir leid, daß ich mich genötigt sehe, Dir das alles so unverhohlen zu sagen. Aber anders konnte ich Dir nicht antworten, und wenn Du in diesem Augenblick in mein Herz blicken könntest, würdest Du sehen, daß meine brüderlichen Gefühle für Dich — trotz meiner scharfen Worte — nicht den mindesten Abbruch erlitten haben. Handle nun, wie Gott und Dein Gewissen es Dir gebieten, mein lieber Bruder Karl Henrik, und vergiß nicht Deinen treuen Bruder

Nils Göran Mörk.

Dieser Brief brachte Karl Henrik aufs höchste auf. Es kam ihm vor, als hätte der Bruder damit das Schönste in dem Gefühl, das sie beide seither vereint hatte, getötet. Gleichzeitig aber sagte er sich selbst, daß er versuchen müsse, diesen Brief zu vergessen. Er glaubte das am besten dadurch zu erreichen, daß er sogleich antwortete, dem Bruder den Schlag zurückgab, so wie er es in seinen Knabenjahren gemacht hatte, wenn Nils Göran ihn angriff. Darum schrieb er ihm folgendes:

Mein lieber Bruder.

Ich danke Dir für die Moralpauke. Niemand weiß besser als ich, daß ich sie verdient habe. Und wenn Du sagst, daß Du mir nicht helfen kannst, so glaube ich Dir das selbstverständlich. Kleinlich sollst Du mich, so hoff' ich, nie nennen können!

Aber es liegt in deinem Ton etwas, was ich nicht verstehe. Ich glaubte immer, wir, Du und ich, seien gute Freunde, wenn auch unsere Natur und Handlungsweise ein bißchen verschieden sein konnten. Selbst zwischen Brüdern kann man eine gewisse Feinfühligkeit verlangen. Und mein Vormund bist Du ja doch schließlich nicht.

Ich kann Dir nur das eine sagen: wär' Dir ein Glück begegnet, so wie jetzt mir — ich hätte Dir keinen so merkwürdigen Gratulationsbrief geschrieben. Deine Freundlichkeit ist ein bißchen unzart. Das wirst Du selber zugeben müssen, wenn Du über die Sache nachdenkst.

Dein Bruder Karl Henrik.

Als dieser Brief abgeschickt war, nahm Karl Henrik das Schreiben des Bruders und verbrannte es in dem kleinen grünen Kachelofen in seiner Junggesellenstube. Um keinen Preis hätte er Brite diesen Brief zeigen mögen, der ihr für alle Zeiten ein Gefühl des Unwillens gegen den Schwager hätte einflößen müssen.

Aber das ganze Vorkommnis weckte seine Energie; und darum wurde es ihm auch leicht, seinen eigenen Groll zu vergessen. Karl Henrik war durch die gewaltsame Spannung, in die des Bruders Brief ihn versetzt hatte, ganz verwandelt, ward ein ganz anderer als der weiche Träumer von bisher, der sich durch die Umstände bestimmen ließ. Er wurde wach, klug, erfinderisch und sah über alle Schwierigkeiten weg, die, wie er sich lächelnd sagte, zu überwinden waren, das Ziel vor Augen.

Zum erstenmal sah er jetzt seinen täglich wachsenden Schulden fest ins Gesicht; und weil er keinen anderen Ausweg sah, ging er den schweren Gang, den manch einer schon vor ihm gegangen war, hinauf zum alten Kanzleirat Mörk, der steinreich und unzugänglich in seinem alten, düsteren Hause weit hinten in der Südstadt lebte und heimlich innerhalb und außerhalb der Verwandtschaft Geld gegen Zinsen auslieh.

Karl Henrik trat durch das verzierte Steinportal. Ihm war, als riefen die beiden einsamen Ulmen auf dem sandigen Hof in diesem Augenblick mit anklagenden Stimmen zu ihm von der Erde, die er verlassen, als er von Hause vertrieben und in die Uniform gezwängt ward, die ihm nie gepaßt hatte. Aber Karl Henrik Mörk verhärtete sein Herz gegen alle Stimmen außer der einen, die ihn jetzt zum Handeln zwang. Ehrerbietig brachte er dem gestrengen Oheim seine Bitte vor, reuevoll beugte er sich vor dessen scharfer Moralpredigt. Und gehorsam unterschrieb er die harten Bedingungen, mit denen dieser seltsame Tugendapostel seine Philippika begleitete. Denn all das ward mehr als reiflich aufgewogen durch die runde Summe, die er in seiner Brieftasche hatte, als er über den Hof zurückging, auf dem die beiden Ulmen jetzt mit den nackten Zweigen knarrten, als wollten sie seine Schritte beschleunigen. Noch ehe ein Monat um war, feierte Karl Henrik Mörk in aller Stille seine Hochzeit mit Brite, und unmittelbar darauf zogen die beiden Jungverheirateten in eine kleine, sonnige Wohnung in der Triewaldstraße. Erst nachdem die Hochzeit vorüber war, benachrichtigte Karl Henrik den Bruder von dem Ereignis.

Während der ersten Jahre, die nun folgten, schlug Karl Henrik sich die Gedanken an den Bruder und an alles, was ihn hätte stören können, möglichst aus dem Sinn. Das Glück und die Frohlaune, die es begleitete, halfen ihm dabei. Auch beschränkten sich die Briefe, die die Brüder während dieser Zeit wechselten, auf das allernotwendigste.

Nils Göran seinerseits fiel es weniger leicht, die Gedanken zu verjagen. Einesteils war seine Natur schwerer und mehr zu ver-

bissener Grübelei geneigt als die des Bruders. Und anderseits hatte er im Einerlei des Landlebens wenig, was ihn zerstreute. Möglich auch, daß er selbst fand, er habe in der ersten Hitze ein bißchen zu derb zugeschlagen. Jedenfalls wollte er von einem ernsthaften Bruderzwist nichts wissen. Aller Skandal war ihm ein Greuel, und vor der Welt wenigstens wollte er, daß er und der Bruder zusammenhielten.

Darum befahl er eines Tages, als die Erntezeit vorüber war, den Reisewagen instand zu setzen, und unternahm, ohne den Bruder auf seine Ankunft vorzubereiten, eines Morgens im Anfang September die Reise nach der Hauptstadt. Karl Henrik und Brite waren damals etwas über ein Jahr verheiratet.

Und eines Septembernachmittags erfragte sich der Hüttenherr durch die ihm unbekannte Stadt den Weg zur Wohnung seines Bruders, des Hauptmanns. Die Überraschung bei Nils Görans Erscheinen war natürlich groß, und daß die Unterhaltung anfangs nur stockend floß, war nicht zu verwundern. Zu vieles war da, über das man beiderseits erst wegkommen mußte. Trotzdem war das Wiedersehen zwischen den Brüdern sehr herzlich, und Brite tat, was sie nur konnte, um sich dem gestrengen Schwager freundlich zu erweisen. Dennoch war es nicht schwer, zu sehen, wie bedrückt sie sich durch den unerwarteten Besuch fühlte; und mehr als einmal mußte sie die Tränen zurückdrängen, die hervorzubrechen drohten.

Schließlich machte Karl Henrik einen Versuch, die gedrückte Stimmung zu heben, indem er lächelnd sagte: „Es sieht fast aus, als habest du meinen letzten Brief gar nicht erhalten?"

„Welchen Brief?" fragte Nils Göran.

Karl Henrik lächelte und flüsterte seiner Frau ein paar Worte zu, worauf sie sich erhob und das Zimmer verließ. Eine kleine Weile darauf kam sie mit einem Kind auf den Armen zurück.

„Es ist ein Junge," sagte Karl Henrik. „Er heißt Erling Henrik. Ich wollte, er sollte nach mir und dem Vater meiner Frau heißen. Der Rufname ist Erling."

Auf diese Überraschung war Nils Göran nicht vorbereitet. Eine dunkle Röte stieg ihm in die Wangen. Sein Besuch hatte auf einmal einen ganz neuen Charakter angenommen. Karl Henrik hatte sich neben seine Frau gestellt und blickte über ihre Achsel weg auf das Kind. Weder Brite noch er verstanden, was in diesem Augenblick in Nils Göran vorging.

Dieser saß eine Weile stumm und betrachtete das Kind, das mit offenen, verständnislosen Augen ins Licht des Tages starrte. Darauf wandte er sich zu der Frau des Bruders, die schweigend, das Kind auf den Armen, vor ihm stand. Sie war dunkel, braunäugig, anders als alle Frauen, die Nils Göran je gesehen hatte. Ihre Hände hatten eine eigene blasse Weichheit, und auf der Haut zeichneten sich die feinen blauen Adern ab, als rinne das Blut in ihrem Körper anders als das der gewöhnlichen Sterblichen. Ihr Blick war tief und unergründlich, und ihr Hals hob sich weiß aus dem breiten, tief ausgeschnittenen Spitzenkragen. Nils Göran fühlte, wie in diesem Augenblick etwas in ihm schmolz. Mit einer etwas dicken Stimme sagte er: „Es ist auf alle Fälle gut, daß ich gekommen bin."

Brite hatte vor dem Schwager gestanden wie vor einem Richter, der über ihr Wohl oder Wehe zu entscheiden hatte. Noch nie war sie sich so klein und unbedeutend vorgekommen. Bei diesen Worten ward es ihr plötzlich zumute, als habe der Schwager ihr wenigstens verziehen, daß sie in seine Familie gekommen war. Und das machte sie so glücklich, daß große Tränen ihr über die Wangen liefen. Außerstande, ein Wort der Entgegnung hervorzubringen, ging sie mit dem Kind auf dem Arme wieder aus dem Zimmer.

Nils Göran verstand die Ursache dieser Aufregung der Schwägerin wohl. Aber daß eine Frau seiner eigenen Klasse sich von ihren Gefühlen überrumpeln ließ, mißbilligte er. Darum sah er einen Augenblick unzufrieden vor sich hin und runzelte die Stirn. Damit aber seine Mißstimmung nicht offenbar würde, blickte er gleich wieder auf und sagte: „Mir scheint, die kleine Frau ist leicht gerührt."

Karl Henrik nickte, und sein Gesicht trug dabei einen solchen Ausdruck des Glücks, daß der Bruder nicht das Herz hatte, ihm seine Freude zu stören.

„Gleich und gleich gesellt sich gern," fügte er darum bloß hinzu. „An der Ware hat's dir auch nie gefehlt, mein lieber Bruder!"

Karl Henrik lächelte nur als Antwort, und da seine Frau noch immer ausblieb, verließ

auch er mit ein paar Worten der Entschuldigung das Zimmer. Er fand Brite in der Schlafstube. Sie saß auf einem Schemel, das Kind lag an ihrer Brust und sog mit gierigen Lippen die Milch ein, während seine kleine Hand tastend umherfuhr und die Mutter in das weiche Fleisch zwickte.

„Brite," sagte Karl Henrik leise, damit der Bruder draußen ihn nicht hören sollte, „das war nicht gut, daß du gerade jetzt gegangen bist. Komm so schnell als möglich wieder herein."

Brite blickte zu ihrem Mann auf. Über ihren Zügen lag es noch wie ein Schimmer der Freude, die ihr vorhin die Tränen in die Augen getrieben hatte. „Ich bin so froh, daß dein Bruder freundlich zu mir war," sagte sie. „Kann ich nicht hierbleiben?"

„Um Gottes willen, nein!" rief Karl Henrik. „Wo denkst du hin?"

Brite fuhr fort: „Ich hab' mich immer davor gefürchtet, das ganze Jahr hab' ich daran gedacht. Ach, du weißt nicht, du ..."

Karl Henrik sah sie an. Wie ein erschrecktes Vögelchen sah sie aus, anders als alle anderen Menschen, die er kannte. Man mußte sie behutsam anfassen, langsam, vorsichtig. Das wußte niemand besser als er. Es konnte es auch niemand wissen. Karl Henrik wußte wohl, daß, so wie Nils Göran nun einmal war, Brite und er selber in diesem Augenblick Gefahr liefen, alles, was sie soeben kaum gewonnen hatten, wieder zu verlieren. Trotzdem kehrte er allein zum Bruder zurück und schlug ihm vor, sie wollten ihre erste Mahlzeit außer dem Hause und allein einnehmen.

Das war gegen allen Schick und Brauch. Und was noch schlimmer war — Brite erschien nicht einmal zum Abschiednehmen. Sie konnte nicht. Sie wäre in Tränen ausgebrochen und hätte ja doch die Ursache nicht erklären können. Schweigend gingen die Brüder miteinander den schönen Weg entlang, über die Schiffbrücke, wo ein paar plumpe Dampfer rauchten, Seite an Seite mit den vielen Segelbooten, deren Segel an dem windstillen Septemberabend schlaff herabhingen. Karl Henrik war zumute, als wandere er im Traum. Zu vollem Bewußtsein erwachte er erst, als er mit dem Bruder auf der niederen Veranda im Strömparterre saß. Rundum glänzten die farbigen Lampen, hinten in der Grotte sang eine dunkeläugige Italienerin zur Mandoline. Zwei kleine Gläser mit dampfendem Toddy standen vor den Brüdern.

Nils Göran fing langsam an, von dem Stand des väterlichen Gutes und dem Steigen der Eisenpreise zu sprechen. Zerstreut hörte Karl Henrik zu. Beiden war es, als ob das Band, das sie an eine gemeinsame Jugend und eine gemeinsame Heimat gebunden hatte, zerrissen sei und sie sich anstrengen müßten, die Enden zu finden, um sie notdürftig wieder zusammenzuknüpfen. Karl Henrik dachte an alles, was er erlebt hatte, und er schämte sich fast, weil er schließlich doch immer wieder nur von sich und seinem Glück sprach. Er tat es auch scheu und zögernd, als möchte er den Bruder erweichen, ihm zu verstehen geben, daß das Glück, das er errungen, wohl eines Opfers wert war, als möchte er die Mißstimmung, die hinter jedem ihrer Worte lauerte, verscheuchen.

Nils Göran hörte ihn mit einem eigentümlichen Lächeln an. Ehe sie auseinandergingen, hob er sein Glas gegen den Bruder und trank ihm zu. „Du mußt nicht verlangen, daß ich alles mit denselben Augen ansehe wie du," sagte er.

Karl Henrik fühlte, wie ihm die Röte in die Wangen stieg. Und als er eine halbe Stunde später des Bruders Hand zum Abschied drückte, war sein Gesicht traurig. Im Schein des Septemberhalbmondes, der klar am tiefblauen Himmel stand, gingen die Brüder durch die nächtigen Straßen nach Hause, Nils Göran seinem Hotel in der Drottningstraße, Karl Henrik der kleinen Wohnung zu, in der er sein Nest gebaut hatte.

Als er ins Schlafzimmer trat, fand er seine Frau wach. Ihre Augen waren größer und glänzender als je; Karl Henrik tat es fast weh, sie so zu sehen. Zum erstenmal fühlte er, daß kein Mensch jemals seine Frau mit *seinen* Augen sehen konnte. Gerade das, was ihn selbst erwärmte, würde stets der anderen Kritik wecken. Könnt' ich sie nur mit mir nehmen, dachte er, weit fort, wo die Kälte der anderen uns nicht erreicht.

Langsam, als hätte sie jedes Wort genau überdacht, sagte Brite plötzlich: „Dein Bruder mochte mich doch ein klein bißchen leiden, sag? Hat er nichts darüber gesagt?"

Ratlos stand Karl Henrik vor dem Bett seiner Frau. Ihm war, als habe der Bruder sein Glück, das so fein und empfindlich war, zwischen seinen groben Händen zermalmt.

Er lag noch lange wach, und sein letztes Gefühl, ehe er einschlief, war ein Gefühl erbitterten Grolles gegen diesen Bruder, der ihm das Glück seiner Häuslichkeit gestört hatte ...

Auch Nils Göran ging lange auf dem Läufer seines engen Hotelzimmers auf und ab, während auf dem Nachttisch die Kerze brannte. Er summierte die Eindrücke des Tages und kam zu dem Schluß, daß die Schwägerin nicht die Frau war, die er dem Bruder gewünscht hätte. Die liebe Brite-Luise ist eine launische und gefährliche Frau, dachte Nils Göran, und mein armer Bruder steht völlig unter dem Pantoffel. Man denke bloß: eine junge Frau, die sich unsichtbar macht, wenn der Bruder des Mannes zum erstenmal zu Besuch kommt! Möchte wohl wissen, wie die Krankheit heißt! Kaprizen heißt sie in meiner Sprache. So viel wenigstens weiß ich!

Das waren die Gedanken, mit denen Nils Göran sich entkleidete. Und mit ihnen schlief er auch ein. Als er aufwachte, war dann sein erster Gedanke, daß er streng auf der Hut sein müsse, damit wenigstens äußerlich das gute Verhältnis zwischen ihm und dem Bruder nicht irgendwo ernsthaft gestört würde.

Die Brüder trafen sich denn auch während der Tage, die Nils Göran in Stockholm verbrachte, nicht öfter, als nötig war. Ihr gegenseitiger Verkehr blieb ein oberflächlicher, nahm aber doch, je näher der Tag der Trennung rückte, wieder etwas von der alten Herzlichkeit an. Nils Göran besuchte in diesen Tagen wiederholt die Eisenbörse und stattete verschiedenen Geschäftsfirmen Besuche ab. Und so wenig sich auch Karl Henrik für solche Einzelheiten interessierte, entging es ihm doch nicht, daß des Bruders Wesen mit jedem Tag freier und seine Stimmung heiterer wurde.

Den letzten Abend verbrachten die Brüder wieder miteinander außer dem Hause. Als sie zu Abend gespeist hatten und die Punschbowle auf dem Tisch stand, wandte sich Nils Göran zum Bruder und sagte in milderem Ton, als er in dieser ganzen Zeit gesprochen hatte: „Ich habe dir seinerzeit einen etwas scharfen Brief geschrieben, mein lieber Bruder Karl Henrik. Du darfst darum keine unfreundlichen Gedanken gegen mich hegen."

Karl Henrik strahlte. Er war in diesem Augenblick buchstäblich zu glücklich, als daß er hätte antworten können. Wortlos stieß er sein Glas gegen das des Bruders und leerte es bis auf den Grund.

Nils Göran lächelte. „Es ist an der Zeit, daß ich es dir sage," fuhr er fort, „ich bin nämlich eigentlich in der gleichen Klemme wie du. Ich beabsichtige mich zu verheiraten."

Nils Göran wollte noch hinzufügen, daß er keine großen Schulden mehr habe, und daß er gewissenhaft mit sich zu Rate gegangen sei, ehe er diesen Schritt getan habe. Aber er fürchtete, dadurch wieder niederzureißen, was er einen Augenblick zuvor aufgebaut hatte. So schwieg er wohlweislich und sagte statt dessen: „Meine Reise hierher ist nicht vergebens gewesen. Ich habe auf längere Zeit hinaus vorteilhafte Kontrakte für den Ertrag des Hammers abgeschlossen. Wir können der Zukunft wieder mit Mut und Zuversicht entgegensehen. Und wenn meine Braut nichts dagegen einzuwenden hat, so können wir, denk' ich, gleich nach Weihnachten Hochzeit halten."

Karl Henrik fiel des Bruders Brief ein. Er ahnte, daß ein Zusammenhang war zwischen dessen aufgebrachtem Ton und dem Geständnis, das ihm der Bruder jetzt machte. Aber er schob diesen Gedanken, so gut er konnte, von sich, und indem er dem Bruder Glück wünschte, fragte er: „Wer ist es?"

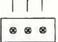
„Minna Charlotta Brandt, Tochter von Ulrik Ferdinand Brandt auf Skogaholm," antwortete mit einer gewissen Feierlichkeit Nils Göran.

„So," erwiderte der Bruder einsilbig.

Die Antwort mißfiel ihm. Die Brandts auf Skogaholm waren nicht sein Geschmack, und Fräulein Minna Charlottas erinnerte er sich als einer scharmanten Weltdame, die ihn durch eine gewisse säuerliche Schärfe stets abgestoßen hatte.

„Ich kann dir auch gern das noch sagen," fuhr Nils mit einer gewissen Anstrengung fort, „wenn nicht alles in diesen Tagen hier so gut gegangen wäre, so wäre ich genötigt gewesen, meine Heirat mehrere Jahre hinauszuschieben, ja vielleicht die Verlobung ganz aufzuheben, um nicht zu riskieren, daß eine Frau meinetwegen um ihre Zukunft kommt."

Nils Görans Gesicht war streng, als er diese Worte aussprach; seine Stimme klang dunkler als zuvor. Karl Henrik empfand die Worte wie ein Urteil, das über ihn selbst gefällt wurde, und er war froh, daß er nicht



Prof. Otto Rasch: Aus der Zeit der Herzogin Anna Amalia.

könne sie es jetzt nicht. Daß ihr Mann so lange etwas vor ihr hatte verheimlichen können, erfüllte sie mit einer Mischung von Bitterkeit und Schmerz, die die Freude, der sie sich so gern hingegeben hätte, verdunkelte.

Von diesem Tage an liebte Brite ihren Mann mit einer ganz neuen Liebe; und auch Karl Henrik hatte die Empfindung, als sei er seiner Frau nähergekommen. Es war ihnen beiden, als hätten sie eine gemeinsame Bürde getragen, jedes für sich, ohne zu wagen, einander auch nur mit einer Klage zu stören. Jetzt war die Bürde wie durch einen Zauberschlag von ihren Schultern genommen, und bald würde mit ihr auch die Erinnerung an sie verschwinden.

Denn das Unglaubliche war wirklich wahr. Kolsäter mit Grundbesitz und Hammer, mit seinem See und seinen großen Waldungen, dazu das ganze Barvermögen der alten Exzellenz gehörte ihnen. Im ersten Freudenrausch schrieb Karl Henrik an den Bruder und bat ihn, alle Verpflichtungen gegen ihn selbst als aufgehoben zu betrachten, schenkte mit einem Wort seinen Anteil an Björknäs dem Bruder und dessen Familie zu Erb und Eigen. Darauf ging er zum alten Kanzleirat Mörk in der Südstadt und setzte diesen in nicht geringe Verwunderung, indem er ohne weiteres seine rückständige Schuld mit Zins und Zinseszins bezahlte. Und zuletzt reichte er ein Gesuch an Königl. Majestät um gnädige Entlassung vom Dienst ein, tat, was in seiner Macht stand, die Sache zu beschleunigen, erhielt auch seinen Abschied mit dem Rang eines Majors und entwickelte überhaupt jetzt die gleiche rastlose Tätigkeit, um von der Hauptstadt loszukommen, wie damals, als es galt, sich dort mit Brite ein Nest zu bauen.

Am Morgen des Mittsommertages war es; da passierten Karl Henrik Mörk und seine Frau den Schlagbaum von Södertall, um nach Kolsäter zu reisen. Stumm saßen sie die erste halbe Stunde nebeneinander. Sie fühlten beide, wie ihr altes Leben hinter ihnen versank. Als der Wagen in den ersten Kiefernwald einbog, zog Karl Henrik seine Frau an sich, küßte sie und lächelte.

Und als Erklärung für alles, was er in diesem Augenblick empfand, sagte er nur: „Es ist gut, zu wissen, daß man zur Erde zurückkehrt."

Zu beiden Seiten des Weges stand hoch der Tannenwald; als der Wagen um eine Wegbiegung rollte, war rings um sie her nichts mehr zu sehen als eine Perspektive von schlanken, geraden Stämmen und hängenden Zweigen.

— — — — — — — — — — —

Auf Kolsäter lebte seit undenklichen Zeiten ein kleiner grauer Mann. Er hatte eine rote Mütze und einen langen Bart, zottig wie die Flechte, die am Stamm der Birke wächst. Er lockte alles Gute auf den Hof, und in seiner Spur wuchs das Glück. Viele Jahre, solange die alte Exzellenz lebte, hatte niemand ihn gesehen. Aber als Majors einzogen, da wußten die alten Leute auf dem Hof zu erzählen, daß der kleine Mann sich aufs neue gezeigt hatte. Heinzelmännchen hieß er, oder Wichtel; und mehr als einen gab es jetzt, der ihn auf leichten Füßen, die kaum das Gras bogen, den Hügel hinab hatte trippeln sehen. Dort saß er in den lichten Sommernächten, am liebsten wenn der Nebel stieg, auf dem großen, moosigen Stein und spiegelte sich im klaren See.

Es war Brites Kummer, daß sie ihn nie selbst zu Gesicht bekam. Aber sie freute sich wie ein Kind über das, was sie hörte, und erzählte es flüsternd dem kleinen Erling, wenn sie beide allein den schmalen Weg durch das Schilf wanderten und die Buchfinken in den Birken über ihren Häuptern zwitschern hörten.

Karl Henrik lächelte darüber. Ihn drückte ein anderer Kummer. Und wenn er sich am kraftvollsten fühlte, konnte es geschehen, daß dieser Kummer sein Haupt hob und ihm zuflüsterte, sein Glück sei auf Sand gebaut.

Nils Göran hatte nämlich des Bruders Geschenk nicht angenommen. In einem kurzen, herben Brief wies er es zurück. Karl Henrik versuchte oft, diesen Brief, dessen viele Jahre lang zwischen den Brüdern keine Erwähnung geschah, aus seiner Erinnerung zu tilgen. Ganz aber gelang ihm das nie.

(Fortsetzung folgt.)



Edmund Harburger: Fragment aus „Kunst und Kunsthandwerk". 1876/78.

# Edmund Harburger

## Von Dr. Georg Fraunberger (München)

Über Harburgers bester Schaffenszeit stand kein freundlicher Stern. Als um die Mitte der achtziger Jahre seine Persönlichkeit sich in ihrem vollen Reichtum entfaltet hatte und sein Können auf reifster Höhe stand, da entbrannte bei uns der hitzige, lärmende Krieg um die neue Kunst. Auf Harburger paßte keines der Schlagwörter, welche die Köpfe erregten, und darum redete man von ihm nur wenig. Als uns dann die Jahrhundertausstellung eine ruhige, bedächtige Rückschau bescherte und Harburgers jungmeisterlicher „Stafflacher Stube" noch einen späten Erfolg brachte, da — schaufelte man an einem kalten Novembertage draußen auf dem Moosacher Friedhof das Grab für den Meister. —

Wer im letzten Jahrzehnt des großen Jahrhunderts, in der Zeit des lautesten Kampfes, sich noch einer Erscheinung wie der „Fliegenden Blätter" freute, der konnte einfach nicht ernst genommen werden, und wer dafür zeichnete, natürlich auch nicht. Auch war Harburger bei den Ästhetischen schon dadurch in Verruf gekommen, daß seine kleineren Bilder guten Markt machten. Und wie sich das große, nicht sachverständige Publikum seiner Schöpfungen freute! So einer kann nichts können! Nicht daß die Kritik ihn ignoriert oder gar bekämpft hätte: sie hat bei ihm nie mit Worten des Lobes gekargt; aber das Lob war oft billig und die Worte nicht immer klug, so daß die Anerkennung zuweilen peinlicher war als wohlberechnetes Schweigen oder offene Feindseligkeit. Da mußte der fünfzigjährige Meister, der 1896 im Salon auf den Champs Elysées zehn Zeichnungen zur Ausstellung brachte, doppelt glücklich sein, daß man im Auslande seine Kunst begeistert begrüßte und eine Revue sein Auftreten im Salon geradezu ein attrait imprévu nannte. Während dann Harburger 1906 am 4. April seinen sechzigsten Geburtstag beging und manches ehrlich begeisterte und doch sachliche Urteil über ihn da und dort zu lesen war, lag der Unermüdliche, immer noch Hoffnungsfrohe schon auf dem Siechbette als verlorener Mann. Doch soll hier eingeschaltet werden, daß Harburger selbst diese „Zurücksetzung" nie als solche etwa schmerzlich oder gar verbittert empfunden hat. „Eigentlich", sagte mir seine Witwe, „war mein Mann nie unzufrieden mit der Bewertung seiner Kunst; er fand doch stets die Anerkennung einer feinen kleinen Gemeinde, hatte kein sich überhebendes Selbstgefühl und konnte warten."

Harburgers Heimat ist Mainz; denn seinen Eltern behagte es wenig in dem engen Eichstätt, wo unser Harburger geboren wurde; war doch die Mutter eine lebensfrohe Main-



Der Künstler in seinem Atelier.

zerin! So siedelte die Familie 1847 schon nach Mainz über. Von der Jugend Harburgers wäre nun wieder die alte Geschichte zu erzählen: von dem Knaben, der in der herrlichen Stadt die ersten Eindrücke empfängt, von dem Jungen, der, der Schule entwachsen, durchaus Maler werden will, und von den braven Angehörigen, die ihn ebenso durchaus beim soliden Handwerk halten wollen. So verbringt Harburger die Jahre 1861 bis 1865 beim Baugewerbe. Dem Schwager seines Chefs, dem Tiermaler Prestel, scheint er in dieser Zeit manche Förderung und Anregung zu verdanken. Vielleicht hat dieser ihm auch die Wege etwas geebnet; denn schon 1866 fiegt der Maler Harburger: er darf an den Saalwänden des preußischen Kasinos in Mainz seine Geschicklichkeit erproben. Wohl noch im gleichen Jahre lithographiert er für den Scholzschen Verlag in Mainz. In diesen Arbeiten des Zwanzigjährigen ist noch kein Strich, der uns zu packen vermöchte. Stoffwahl und Komposition verraten berühmte Muster, dazu kommt eine unfreie, geleckte Zeichnung. Man muß jene Blätter gesehen haben, um das fast plötzliche Emporwachsen Harburgers in den allernächsten Jahren nach Gebühr schätzen zu können.

Im Spätherbst 1866 kommt er nach München an die Akademie, wo Raupp und Lindenschmitt seine Lehrer werden. Während er nun in der Gipsklasse sich abmühen muß, flüchtet er heimlich zu den Niederländern des



Edmund Harburger: Levée en masse. Federzeichnung. 1870.

siebzehnten Jahrhunderts. Zwei Originale aus dem Jahre 1867 sehen geradeswegs aus wie Kopien nach jenen Meistern: rüpelhafte Gestalten, flackerndes Kerzenlicht, allerlei Spielerei mit Beleuchtungseffekten.

Mit erstaunlich starken und vielseitigen Gaben tritt Harburger dann im großen Jahr 1870 vor die breite Öffentlichkeit. Zunächst zeichnet er Illustrationen für Zeitschriften mit Darstellungen aus dem Kriege gegen Frankreich. Bedeutsameres und Eigenes hatte er schon zu sagen, wenn er das Leben der Kriegsgefangenen schilderte. Er konnte da aus eigener Anschauung von dem schwermütigen Ernst und der stillen Melancholie dieser Unglücklichen erzählen; denn die alte Isarkaserne auf der Kohleninsel und die Lazarette Münchens waren überfüllt mit französischen Liniensoldaten und den wilden Gestalten der algerischen Regimenter.

Im Nachlaß fand sich noch eine keck mit Feder, Tusche und Deckweiß hingesetzte Skizze zu einem Schlachtbilde: „Von den Ulanen verfolgt bei Wörth“. Den Mittelgrund nimmt ein weiter Plan mit einer Geländemulde ein, in der — höchst lebendig erfaßt — eine kleine Gruppe verzweifelter Kämpfer Deckung sucht; vorn ein wildes, grausiges Drängen — eine von wahnsinnigem Schrecken gepackte Herde — und weit, weit hinten in der Ferne die in rasendem Ritt hereinbrechenden Reitergeschwader. Darüber ein großgeschautes, drohendes Gewölk. — Welch weiter Weg von den fast kindisch geleckten Lithographien des Jahres 1866 bis zu dieser jungmeisterlichen, temperamentvollen Skizze!

Sein Bestes aber leistete Harburger 1870 in der politischen Karikatur. Mit rechter Fixigkeit lieferte er unmittelbar nach der Kriegserklärung für die „Gartenlaube“ eine fesselnde aktuelle Zeichnung: „Ein Bannerträger der Zivilisation“. Merkwürdig sind



Edmund Harburger: Selbstbildnis. 1870.



Edmund Harburger: Tiroler Bauernstube. Interieurstudie. 1871/72.

die wahrscheinlich in der gleichen Zeit entstandenen Entwürfe zu Schachfiguren. Kostümierte Tiergestalten stellen da die deutschen Staaten vor. Preußen ist halb als Fuchs, halb als Löwe gezeichnet, Bayern als Frosch. Ein andermal verhöhnt er Leboeufs „archiprête“ und zeichnet die Francogallia mit einem abenteuerlichen Kopfputz aus Säbel, Kanonen und anderem Rüstzeug mit flatternder Fahne: „Vive l'empereur!“

Das glänzendste Blatt des Jahres 1870 aber ist die „Levée en masse“. Anlage und Raumverteilung sind so kühn, daß die Gestalten zu schreckhafter Größe und Wucht anwachsen. Mit welcher Sicherheit sind diese Edlen auf die Beine gebracht, wie köstlich ist ihre Aufstellung in einer richtigen Landsturmlurve, die bös von einer preußischen Paradegeraden abweicht! Der noch vorhandene Vorentwurf zu diesem Blatte zeigt, mit welch zielbewußter Gestaltungskraft der Künstler auf die große rhythmische Wirkung lossteuert. Im Vorblatt stört noch allerlei Nebensächliches: der erzählende Hintergrund und der Kapuziner hoch zu Roß. All dieses, was den grandiosen Schwung dieser fürchterlichen Schlachtordnung gehemmt hätte in seiner zwingenden Rhythmik, ist auf dem Hauptblatt unterdrückt. Schade, daß Harburger der politischen Karikatur ganz untreu geworden ist; aber waren denn die ersten Jahre des jungen Reiches überhaupt die rechte Zeit dafür? Auch war Harburger schließlich doch nicht der Mann des Kampfgeschreies. Dazu war seine Art, der Hohn und Verbitterung so fern lagen, zu harmonisch, zu heiter und fröhlich still, zu sehr nach innen gekehrt. Historischen und politischen Ideen ging er späterhin stets halb naiv, halb bescheiden aus dem Wege.

Im Jahre nach dem Kriege begab sich Harburger zu einem längeren Studienaufenthalt nach Tirol. Besonders gern verweilte er in der Umgebung des Brenners. Er beschäftigt sich da fast ausschließlich mit dem Interieur und empfängt hier für sein ganzes Malerschaffen ausschlaggebende Eindrücke; denn so stark und reich der Zeichner und Menschendarsteller Harburger auch ist, als Maler bleibt er immer, auch späterhin noch, da seine Malerei ganz mit seinen zeichnerischen Schöpfungen zusammengeht, der stille, beschauliche Meister des Interieurs. In Malweise und Farbengebung steigt von 1871 bis zu den letzten Werken des Meisters eine große, fortschrittliche Entwickelung an; aber es ist die gleiche Leidenschaft für den Zauber des In-

terieurs, ob er in der köstlichen „Stafflacher Stube“ (1872) in tiefen, warmen braunen Flächen das Holzgetäfel mit der leuchtenden Mitte des Ofens zusammenstimmt, oder ob er auf dem Bilde in der Münchener Pinakothek zwei Gestalten vor eine leere getünchte Wand setzt. Eine kahle graue Wand, ein stumpf und kalt getönter Boden fast ohne alles malerische Beiwerk erzielt hier eine Raumwirkung, eine melancholische Stimmung von grauen Klängen und tiefen Schatten in großer, fast trostloser Sprache.

1872 setzt auch Harburgers Tätigkeit als humoristischer Zeichner ein, zunächst mit der Illustrierung eines Büchleins des Mainzer Lokalpoeten Lennig und mit den Erstlingen für die „Fliegenden Blätter“. Den Platz in den „Fliegenden“, die seinen Namen in alle Welt getragen haben, hat er durchaus nicht im Sturm errungen; gar oft wurde er anfangs abgewiesen. Die humoristischen Blätter dieser Zeit sind hinsichtlich des Stoffbereiches überaus vielseitig. Harburger zeichnet hier eigentlich alles, was der Text in abenteuerlichem Durcheinader von ihm verlangt. Es sind noch nicht, wie in den späteren Werken, ein paar Gestalten, von allem überschüssigen Beiwerk losgelöst, einfach einander gegenübergestellt. Hintergrund und Szene haben noch fast die gleichen Rechte wie die Menschen drinnen, ja da und dort werden jene noch geradezu zur Staffage. Obwohl die Fülle und Leichtigkeit dieser Blättchen überrascht, einen eigenen Stil hat sich Harburger hier



Edmund Harburger: Interieurstudie aus Sterzing. 1871/72

noch nicht erobert, eine Spezialität auch noch nicht, und auch der scharfe und doch lächelnde Blick fürs Leben geht ihm einstweilen noch ab.

Aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre stammt noch eine Reihe von kunstgewerblichen Entwürfen. Das Kunstgewerbe nimmt bei Harburger überhaupt einen großen Raum ein, obwohl er damit fast nie in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

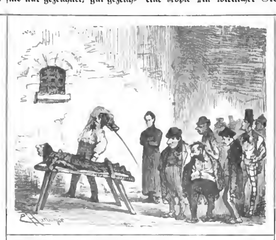


Edmund Harburger: Gaststube in Stafflach am Brenner. 1872.




Edmund Harburger: Studie. Um 1878.

1876 begibt sich Harburger zu zweijährigem Aufenthalt nach Venedig, wo er viel mit Ruben und Passini zusammen ist. Gelernt hat er dort nichts, wenigstens als Harburger nichts. Zwar füllt er seine Mappen und Bücher mit „malerischen" italienischen Volkstypen; aber diese haben uns nichts zu sagen, sie sind nur gezeichnet, gut gezeichnet selbstverständlich, aber nicht erlebt. Harburger arbeitete in Venedig an einem großen vielteiligen Fries, einer Allegorie auf Kunst und Kunsthandwerk. Man mag loben, daß der Unermüdliche sich auf allen Gebieten versucht, allein der Ausflug ins „Klassische" war eine nicht unbedenkliche Unterbrechung seiner logischen Entwickelung. Viel bedeutender für sein wirkliches Wachstum sind in dieser Zeit nach mancher Hinsicht seine — nennen wir es Kopien nach den alten Meistern. Das sind nun Ölskizzen, nicht größer als ein Quartblatt, einige schier mit der flachen Hand zuzudecken. Sie wollen natürlich gar nicht den Inhalt jener Werke ausschöpfen, sie versuchen nur die Impression wiederzugeben, wie sie in ihren Räumen wirken. Der Interieurmaler stand vor diesen prunkenden Malereien, und es ist interessant, wie er auf manchem dieser Blätter das geschlossene dämmerige Licht des Ausstellungsortes wiederzugeben versucht, und wie das eine oder das andere Mal Bilder sogar in perspektivischer Verzerrung mit Teilen der Saalwand auf dem Blatt erscheinen. Eine kleine Skizze nach Rubens ist noch vorhanden. Sie ist ganz flüchtig hingesetzt, aber von so begeisternder Bravour der Pinselführung, von einem solchen Leuchten und Funkeln der Farbe, daß sie schlechterdings eine Kopie „in wirklicher Größe" aufwiegt.



Edmund Harburger: Bastonade. Halzschnitt aus den „Fliegenden Blättern". 1872. (Mit Genehmigung der Verlagshandlung Braun u. Schneider in München)

In Italien hat Harburger auch noch ein paar kleine Landschaften gemalt: ein Seestück voller Farbenfreude, hell, locker und leuchtend in Weißgrau und Blau. Vorn dehnt sich das weite, funkelnde, ruhige Meer, und ganz hinten taucht nur als greller, schmaler Saum am Horizont Venedig empor. Auf zwei anderen Stücken stehen finstere Zypressen in sinkender Sonne gegen den blauen Himmel. Ein kleines Stück Architektur und braungelber Boden sind hier zu einer feinen Harmonie mit den schweren Tönen der Zypressen und dem tiefen, klingenden Blau des abendlichen Himmels zusammengehalten.

Die Nachwirkungen des Aufenthalts in Italien überwindet Harburger in den nächsten Jahren noch nicht völlig. Die 1878 entstandene „Erziehung des Bacchus" zeigt noch deutlich, wie sehr er mit der „hohen Kunst" rang, noch mehr aber zeigen das die zahlreichen Entwürfe und zeichnerischen wie farbigen Skizzen mit Faunen und Nymphen. In Motiv und Zeichnung vermeint man zudem den Einfluß Böcklins zu spüren; aber es ist möglich, daß Harburger in dieser Zeit die Bilder des großen Schweizers noch gar nicht gesehen hatte. Besonders die Gestalt der Nymphe kehrt immer und immer wieder auf ungezählten Blättchen und Notizen. Zum fertigen Bilde gedieh sie ihm merkwürdigerweise nie. Noch bis in den Anfang der achtziger Jahre hinein trug Harburger sich mit dem Plane hierzu, und er hat sich selbst oft ironisiert mit der Bemerkung, daß die Nymphe „nie erlöst" werde.


Edmund Harburger: Zeichnung für die „Fliegenden Blätter". (Mit Genehmigung der Verlagshandlung Braun u. Schneider in München.)


Edmund Harburger: Zeichnung für die „Fliegenden Blätter". (Mit Genehmigung der Verlagshandlung Braun u. Schneider in München.)

Seit 1880 etwa pflegte dann Harburger auch als Maler bewußt jene glückliche Spezialität, die ihm eigentlich erst einen Namen gemacht hat, und die im engsten Zusammenhang mit seiner Tätigkeit als Illustrator steht. Erst jetzt macht er sich allmählich frei von dem spezifisch Genrehaften und Anekdotischen seiner akademischen Anfänge und von den bei ihm nur störenden Einflüssen seiner Venezianer Zeit.

Harburgers Malweise ist sich nie allzulange gleichgeblieben. Ständig strebt seine Technik nach neuen Ausdrucksformen. In den ersten Arbeiten nach dem Weggange von der Akademie macht sich natürlich Lindenschmitts Einfluß noch sehr geltend, so besonders in dem vielleicht noch 1872 entstandenen Bilde „Kontraste", das auch sonst etwas unruhig und bunt geraten ist und, wie mehrere Werke der Frühzeit, schon ob seines anekdotischen Genres heute trotz köstlicher Einzelheiten nicht mehr recht befriedigen will. Nur in den intimen Interieurs dieser Zeit ruht Harburgers ganze Stärke. Man fragt hier gar nicht, ob die Malweise „veraltet" oder modern ist. Der dämmerige Gesamtton der Fläche erscheint hier nicht als technische Mode, sondern gehört zum Wesen des Werkes, ist aus dem Stoffe selbst entwickelt. All diese halbhellen Winkel, diese nur von stark ge-



Edmund Harburger: Gefährlich. Zeichnung für die „Fliegenden Blätter". (Mit Genehmigung der Verlagshandlung Braun u. Schneider in München.)

dämpftem, zerstreutem Licht umflossenen Kaminzwickel, Stuben- und Gangecken schmiegen sich der altertümlichen, dämmerig-weichen und das kleinste Detail noch liebevoll herausarbeitenden Technik besser an als einer drauflosgeherischen modernen Machart. Die „Stafflacher Stube" und ein paar von den kleinen Tiroler Interieurs hat gleich nach der Eröffnung der Harburger-Ausstellung im Glaspalast (1907) der bayerische Staat für die Münchener Pinakothek erworben.

Die Venezianer Zeit unterbricht dann leider Harburgers ruhig vorwärtsführende malerische Entwickelung. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat zwar den schon erwähnten Fries und die „Erziehung des Bacchus" im Original nicht gesehen, aber die noch vorhandenen Studien hierzu und die Reproduktionen lassen




Edmund Harburger: Zeichnung für die „Fliegenden Blätter“. (Mit Genehmigung der Verlagshandlung Braun u. Schneider in München.)

darüber wohl keinen Zweifel, daß der Künstler hier auf dem besten Wege war, einem schlimmen, klassizistischen Eklektizismus zu verfallen. Zu Beginn der achtziger Jahre ist aber diese Störung schon wieder ausgeglichen, und in dieser Zeit schafft er sich jene Malweise, an die der Kenner denkt, wenn er vom Maler Harburger hört: das Format seiner Bilder wird klein, fast winzig, die Technik immer lockerer, freier und heller, Modellierung und Pinselführung bei aller Zartheit kräftig und sicher. Die dunklen Schatten klären sich, ein weicher silberiger, grauer Gesamtton zieht ein, der allem Grellen und Lauten aus dem Wege geht, der die ganze Stufenleiter in Grau mit wahrer Virtuosität beherrscht und die wenigen farbigen Stellen dafür um so kräftiger und herrlicher zum Leuchten bringt.



**Edmund Harburger: Zeichnung für die „Fliegenden Blätter". (Mit Genehmigung der Verlagshandlung Braun u. Schneider in München.)**

Dazu kommt die hervorragende „Schönheit der Tafel" mit ihrem köstlichen Schmelz der Oberfläche, der nicht wie sonst gewöhnlich die Pinselführung verwischt und zerstört, sondern sie erst in voller Schärfe und Klarheit herausgibt. Harburger hatte sich dafür ein eigenartiges Verfahren zurechtgemacht. Er begann seine Bilder auf der hellgrundierten Leinwand oder dem mit besonderer Vorliebe verwendeten Holzbrettchen mit Aquarellfarben und trieb mit den Wasserfarben die Untermalung so weit wie möglich. Dann übergoß er die Bilder mit sogenanntem Rubensfirnis, ließ diesen einziehen und begann nun in dem noch nassen Firnis mit den Ölfarben darein zu arbeiten. Er liebte es, dabei so leicht zu lasieren, daß an vielen Stellen die Aquarelluntermalung noch entscheidend mitsprach und durchschimmerte. Von dieser Technik ist Harburger im wesentlichen fast nicht mehr abgegangen, bis der Tod ihm den Pinsel aus der Hand riß.

Freilich die Art und Durchbildung der Ölübermalung ändert sich immer wieder etwas, aber nicht etwa so, daß er es gemacht hätte wie gewisse Leute von der Lukaszunft, daß er nun jede Strömung mitgeschwommen und alle fünf, sechs Jahre wieder umgelernt hätte. Das hatte er nicht nötig; denn er hatte sich längst seine eigene Sprache geschaffen, mit der er alles sagen konnte, was er zu sagen hatte, und er hat still lächelnd mit seinem stets bereiten feinen Humor über die sich ein bißchen lustig gemacht, deren Augen mit der



Edmund Harburger: Bauer. 1895. (Mit Genehmigung des „Daheim"-Verlages in Leipzig.)

Mode gingen. Trotzdem aber hat er auch wieder nicht wie andere die Moderne mit lächerlicher Selbstüberschätzung abgelehnt. Er hat die Neuerer genau gekannt und dort, wo er noch zu lernen hatte, wacker mitgelernt, soweit sich ihm neue, bessere Hilfsmittel boten, sein eigenes Wesen besser zu entfalten und klarer und eindringlicher auszusprechen, und wo es nicht im Widerspruch stand mit seinem künstlerischen Glauben. Man schaue sich einmal daraufhin das jüngere seiner beiden Bilder in der Münchener Neuen Pinakothek an!

Strahlendes Freilicht hat er allerdings nie gemalt, aber nicht deshalb, weil er reaktionär war, sondern weil er mit seinem ganzen Schaffen auf Stille, auf heimliches Erfassen ausging. Dazu brauchte er die Ruhe und Sammlung einer gedämpften, weichen und alles Detail herausgebenden Beleuchtung. Er jammerte viel über das schlechte Licht der bleigrauen, nebeligen und regnerischen Tage, an denen München leider so reich ist, und malte am liebsten in recht sonniger, heller Zeit — und zog die Vorhänge seines Ateliers zusammen, so daß nur wenig Licht durch einen engen Spalt hereinkonnte. In solcher Beleuchtung studierte er am liebsten seine Modelle. Solche verwendete er nicht bloß für die Figuren, jede Kleinigkeit, jeder Knopf, jede Zwiebel ward liebevoll nach dem Modell gearbeitet. Der große Menzel, der ihn in Karlsbad traf, lobte das sehr und meinte: „Gut, gut! Nur noch mehr Modelle, noch mehr Modelle!"



Edmund Harburger: Beim Gemüseputzen. 1897.

Man hat Harburger oft mit den Niederländern verglichen, besonders mit Teniers und Ostade, weil auch diese Kneiphelden und allerlei Gesindel, das in der Übertretung sämtlicher Polizeivorschriften seinen eigentlichen Lebensberuf erblickt, mit keder Hand hinwarfen. Ein billiger Vergleich, so billig wie alles, was von außen verstanden werden kann. Aber während die Niederländer in lauter, kreischender Bewegung und dramatischer Lebendigkeit ihre Burschen packten, ging Harburger sacht und leise an sie heran, suchte ihre heimlichsten Heimlichkeiten zu ergründen, sah in sie hinein, malte sie langsam und bedächtig und genoß sie, sowie seine einsamen Trinker (lärmende Zechszenen hat er kaum zwei- oder dreimal gemalt) jeden Zug mit Zunge und Gaumen analysieren und in allerlei Tiefsinn und Weltscheu träumen. Aber auch dann, wenn er einen ganz bösen Krischer und ein ganz unverbesserliches Räsoniermaul vornimmt, auch dann schreit seine Malerei noch nicht, sondern lächelt nur. Wie fein ironisiert er alles Pathetische und alles Wichtigtun! Man möchte sagen, er hat mit den Mitteln psychologischer Analyse die Naturgeschichte des Hausenmenschen und des Spießers gemalt. Diese verzwickten, gutmütigen Lumpen, diese gerissenen Tröpfe und Schlaumeier, diese Entgleisten und Enterbten, die der Strom des Schicksals talab trug, sind doch alle in ihrer Art glücklich. Sie bäumen sich nicht auf, sie finden sich ab mit ihrem Dasein und genießen es sogar noch mit einer gewissen Behäbigkeit. Harburgers Kunst erhebt sich hier bei aller äußeren Anspruchslosigkeit zu großem, Abgründe erschließendem Schauen. Wir lachen mit Pharisäerstolz über seine Philister und merken gar nicht, wie nahe wir ihnen selber sind. Hier ist Harburger auch am grimmigsten mißverstanden worden. Wie viele sahen seine Spießer und hielten sie für eine Aufforderung zum Spießertum, und die Feierlichen zuckten überlegen mit den Achseln, weil er von den jämmerlichen Tröpfen nicht mit sozialer Predigermiene und aufdringlichem Pathos sprach und nicht immer jammerte oder mit bissiger Simplizissimussätze sagte: „Seht, die alle habt ihr auf dem Gewissen!"

Harburgers Gestalten sind keine Zerrbilder von kühner, geistreich sich gebender, un-



Edmund Harburger: Saurer Wein. 1898. Pinakothek, München. (Photographieverlag von C. C. Wiskott, Kunstverlag in Breslau.)

geheuerlich toller Übertreibung wie die Blätter der eigentlichen Karikaturisten. Das sind lauter ernsthafte, streng sachliche Referate über seine Modelle, die mit aller Gewissenhaftigkeit und solidestem malerischem und zeichnerischem Können gestaltet sind. Sie packen den Philister und den großen Hausen wie den intimeren Kenner: jenen, weil es seine Art ist, über seinesgleichen dummüberlegen zu spötteln und in den Trinkbildern nur eine Aufforderung zum Trinken zu erblicken; diesen, weil er fühlt, wie diese Modelle aus der Masse einer herausgesucht, herausgegriffen hat, der als großer Menschenkenner tief in das Leben hineingeschaut hat.

Merkwürdigerweise fehlen in dieser Schicht des Harburgerschen Schaffens weibliche Gestalten in der Malerei so gut wie ganz, in den Zeichnungen sind sie wenigstens selten. Das Wenige, was er an Mädchen- und Frauengestalten gemalt, ist von einem handgreiflichen Ernst: bald rührend sentimental (die arme „Näherin" [1883], die im Dachstüblein an einem prunkenden Brautkleid sich abplagt), bald von schwerem, verzehrendem Leid erzählend (so die alte Frau „im Sorgenstuhl" [1886]). Voll innigen Schauens und phrasenloser Größe ist das Bild einer Alten, die, mit Stock und Hand der Wand entlang tastend, schwach und gebrechlich dem Gestühl sich nähert. Diese Tafel war von so herrlichen malerischen Qualitäten, daß ein Engländer sie halbfertig wegholte. Das stille Glück der jungen Mutter hat der Künstler wiederholt geschildert. Vielbemerkt waren seinerzeit auch seine „Rübenschälerinnen" und sein Bild „Am stillen Herd".

Harburger hat auch eine stattliche Reihe tüchtiger Porträts geschaffen: neben einem ganzen Dutzend Selbstporträts und Familienstücken das Bild Oberländers, das des Kommerzienrats X. und ein vielbeachtetes Pastell der Sängerin Merdes.

In Harburgers Malweise bereitete sich seit dem Ende der achtziger Jahre dann abermals eine Veränderung vor. Es zeigten sich in dieser Zeit die ersten Anfänge eines Gichtleidens, das zuerst schleichend und unbestimmt auftrat, nach und nach aber in den neunziger Jahren zu der traurigsten Verkrümmung der Arme und Hände des Künstlers führte. Besonders seine rechte Hand wurde allmählich

durch dieses Leiden fast ganz kontrakt und deformiert. Die Art der Handhabung der Malgeräte änderte sich jetzt völlig. Pinsel und Stift konnte er nun nicht mehr wie bisher von oben nach unten führen, sondern nur noch umgekehrt. Wie schwer das gerade einen Künstler von Harburgers diffiziler Kleinarbeit treffen mußte, darüber ist kein Wort zu verlieren. Daß Harburger trotz dieser ungeheuerlichen Erschwerung noch anderthalb Jahrzehnte an der Staffelei aushielt, das zeigt den ganzen Mann und Künstler. Es gehörte der eiserne Wille eines wirklichen Arbeitsheroen und die Leidenschaft des Schaffens und Sichgebens eines wahren Schöpfers und der unverbesserliche Optimismus und Frohsinn eines tiefen Menschen dazu, da noch den Kopf oben zu behalten. Harburger stieg jeden Tag noch, wie er selber gern zu den Seinen sagte, mit der drängenden Freude und Begeisterung eines Anfängers die Atelierstiege hinauf.

Allerdings: die allzu kleinen Formate mußte er nun allmählich aufgeben. Notgedrungen griff er jetzt zu immer größeren Malflächen. Er rang mit seinen siechen Gliedern und arbeitete sich für die harte Notwendigkeit eine neue Technik aus. Neue Aufgaben und bisher unbeschrittene Wege taten sich vor ihm noch einmal auf, und der Nimmermüde hat sich nie mit größeren und stolzeren Plänen getragen als in der letzten Zeit. Wer die noch unberührte Arbeitsstätte betreten durfte, der konnte sehen, wie er wenige Tage



Edmund Harburger: Niederbayerische Bauern. (Vor der Gerichtssitzung.) 1898/1900. (Mit Genehmigung des Verlages der „Gartenlaube“ in Leipzig.)



Edmund Harburger: Bildnis des Sohnes des Künstlers. 1900.
Zu Dr. Georg Fraunberger: Edmund Harburger.

früher noch, ehe er den Pinsel für immer aus der armen siechen Hand legte, einen schweren Pack glänzend weiß grundierter Pappendeckel größten Formats sich hatte bringen lassen. Auf dem einen hatte er lebensgroß mit wuchtigem Pinsel in Wasserfarben eben die Untermalung zu einem derbknochigen Bauern hingesetzt. Harburger fürchtete, das Bild nicht mehr vollenden zu können — weil das Modell zu alt und kränklich war ...

Die Schilderung von Harburgers Persönlichkeit wäre nicht vollständig, wäre darinnen seiner Leidenschaft fürs Bauen und Einrichten nicht gedacht. Schon Ende der siebziger Jahre hatte er sich in der Max-Josef-Straße ein prächtiges Atelier geschaffen, das er mit köstlichen alten Möbeln und Musikinstrumenten ausstattete.

Es war schon zu Eingang dieser Zeilen davon die Rede, daß Harburgers Anfänge im Baugewerbe stecken. All seine Tage lang ist er diesem treu geblieben. Als er sich 1886 vermählte — er holte sich seine Gattin aus seiner Mainzer Heimat —, da schuf er sich selbst seine „Burg", ein gemütliches, schon von außen apart aussehendes Wohnhaus. Er hat dessen Räume mit seinem ganzen Können zu einem rechten Künstlerheim gestaltet und mit köstlichen alten Möbeln und Geräten ausgeschmückt, wie er denn überhaupt ein weithin bekannter Kenner und Sammler von Altertümern war.

Harburger hat für sein Leben gern gebastelt. Sein Atelier war zugleich eine Werkstatt für allerlei Künste des Schreiners und Schlossers. Der junge Harburger, der noch beim Baugewerbe war, wollte neue Maschinen erfinden, und der alte Mann, der seiner Hände nicht mehr mächtig war, mühte sich noch mit einem Modell zu einer komplizierten Maschine ab. Das Modell stand in einem Wandschrank seines Ateliers, verborgen vor allen unberufenen Blicken.

Merkwürdig, wie man es hinter seinem künstlerischen Schaffen kaum suchen würde, waren auch Harburgers literarische Liebhabereien. Ich spreche nicht davon, daß der „Faust" eine Art Brevier für ihn war, das er immer zu Händen haben mußte. Seine eigentliche Leidenschaft war das Zeitalter der Entdeckungen und die Zeit der Konquista. Da saß er an langen Abenden an der Lampe und las entsetzlich langsam und grübelnd von



Bayerischer Bauer. (Letzte Arbeit Harburgers.)

Kolumbus und Martin Behaimb und den Portugiesen. Genau kannte er auch den biederen Hans Sachs. Seine allgemeine Bildung war nicht sonderlich vielseitig. Um so erstaunlicher war sein helles Auge, mit dem er sicher alles Große und Schöne erkannte, wo immer es ihm begegnete.

Vor drei Jahren erst hatte er sich am stillen, noch weltfernen Wörthsee in den bayerischen Vorbergen einen Sommersitz gebaut, ganz in hellem, lachendem Rokoko, wie die Sommersolitüde eines geistlichen oder weltlichen Würdenträgers jener frohen Zeit. Er durfte sich der heiteren Zurückgezogenheit aber nicht mehr lange freuen, und den letzten Sommer hat er in diesem köstlichen Winkel verbringen müssen als ein verlorener Mann ...

Kein Harburger mehr! Wie mag dieses Wort den Tausenden von Lesern der „Fliegenden" in allen Räumen der zivilisierten Welt schmerzlich in den Ohren geklungen haben! Mit ihm war einer von denen hingegangen, die Münchens Ruf als Kunststadt mitbegründen halfen, und er war gewiß der schlechtesten keiner in der stolzen Reihe.



Das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg.

# Das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg

**Von Dr. Theodor Volbehr, Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums in Magdeburg**

Magdeburg hat eine ungewöhnlich reiche und stolze Vergangenheit gehabt, aber Magdeburg besitzt so gut wie gar nichts, das an diese Zeiten erinnert. Die Zerstörung im Jahre 1631 war eine so gründliche, daß von den 2000 Häusern, die in der Stadt gestanden, kaum 139 vom Brande verschont blieben; und diese 139 waren zumeist kleine Fischerhäuser an der Elbe. Hätte sich Tilly nicht erweichen lassen, durch ein Kommando von 500 Soldaten den Dom und das Kloster Unserer lieben Frau zu sichern: es wäre alles, was Magdeburg an architektonischer Schönheit besaß, ebenso gründlich vernichtet worden wie die ganze Kultur des bürgerlichen Heims.

Hält man diese Tatsache neben die neuerdings formulierte Forderung, daß jedes Museum fern von des Reiches Hauptstadt in erster Linie ein Heimatmuseum sein müsse, das volkskundliche Erinnerungsstücke vor dem Untergang rette, dann wird es einem sofort klar, daß solche Forderung schon um deswillen viel zu engherzig ist, weil sie in keiner Weise die individuellen Verhältnisse der Städte berücksichtigt. Magdeburg könnte mit dem besten Willen nicht viel von seiner eigenen Vergangenheit erzählen; nicht von der Zeit bis zur Zerstörung und nicht einmal von der späteren Zeit. Denn das bißchen, was sich in den nächsten anderthalb Jahrhunderten an Wohlstand und an künstlerischen Bedürfnissen neu entwickelte, das wurde durch die Drangsalierungen der französischen Garnison in den Jahren 1813 bis 1815 wieder erstickt.

Ein lokalgeschichtliches Museum konnte also in Magdeburg nicht entstehen; im besten Falle konnte der Versuch gemacht werden,

an der Hand einiger Archivalien von den Geschicken der Stadt zu berichten. Anderseits hatten die wechselvollen Erlebnisse Magdeburgs das ihrige dazu beigetragen, das Interesse der Einwohner an allen bedeutenden Lebensäußerungen der Nation wach zu erhalten. Von den Zeiten, da Otto der Große in Magdeburg residiert hatte, bis zu den glanzvollen Tagen, da das Magdeburger Recht bis nach Rußland und Ungarn hinein bewundert und nachgebildet wurde, und dann wieder seit jenem geistigen Kampf für die Reformation, den „unseres Herrgotts Kanzlei" mit Feuereifer ausfocht, bis zu dem wilden Ringen mit Tilly stand Magdeburg immer im Vordergrunde der Kulturereignisse. Kein Wunder, daß sich neben dem Heimatsinn der kulturhistorische Sinn wie etwas Unveräußerliches von Generation zu Generation vererbte.

So war es selbstverständlich, daß bei der Gründung eines Museums in der Stadt Magdeburg auch diesem Sinne Rechnung getragen werden mußte; vorausgesetzt natürlich, daß man sich zu der Ansicht bekannte, daß jedes Museum einer Provinzstadt in erster Linie den Einheimischen zu dienen habe. War aber einmal die Absicht vorhanden, diesen sozialen Gedanken zum Leitgedanken eines Museumsprogramms zu machen, dann konnte man unmöglich dabei stehen bleiben, nur der Kulturgeschichte, also der Vergangenheit, den ihr gebührenden Platz einzuräumen, dann mußte man fortschreiten zur Gegenwart und versuchen, den geistigen und künstlerischen Gehalt dieser Gegenwart zum Verständnis und womöglich zum Genuß zu bringen.

Daraus ergab sich, daß ein Museum, das den Bedürfnissen der Magdeburger entsprechen wollte, wohl in seinem Zentrum von der Geschichte der Stadt — so gut es eben möglich — berichten mußte, daß aber um dieses Zentrum sich wie ein Panorama die allgemeine Kultur der Zeiten vom Mittelalter bis zur Gegenwart breiten mußte, und daß wiederum — in einem zweiten konzentrischen Kreise — hinter dieser allgemeineren Kulturgeschichte die Entwickelung der bildenden Künste gezeigt werden mußte, so weit sie für die heimische Kultur und für die Gegenwart von erheblicher Bedeutung gewesen. Dann schließlich mußte diese Gegenwart selbst in erlesenen Werken zu Worte kommen.



Zunftraum.



Der Magdeburger Saal.

Kunst gefüllt scheinen, geradeaus sieht man durch breite, verglaste Türen in einen Saal mit antiken Skulpturen, und zwischen diesen beiden Durchblicken steigt eine Marmortreppe zum ersten Stock empor. So weitet der erste Eindruck stimmungsvoll und die Lust des Schauens weckend das Herz des Besuchers.

Dann aber zwingt eine flurartige Nische gegenüber der Treppe zur Konzentration, gewissermaßen zum Ergreifen des Fadens, der durch das Labyrinth des Museums führen soll. Wir stehen in einem Raum, dem der Stempel Otto von Guerickes, des vortrefflichen Bürgermeisters und genialen Erfinders, aufgedrückt ist. Möbel und Gerät aus seinem Hause und seiner Zeit, die Entwürfe und die Ausführungen seiner physikalischen Apparate, Schriftstücke seiner Hand erzählen von dem Manne, der Magdeburgs guter Geist während der Belagerung und nach der Zerstörung war, und dem es zumeist zu danken ist, wenn in den vierzig Jahren seines Bürgermeisteramtes Magdeburg sich wieder langsam von seinem tiefen Fall erhob und Handel und Wandel zu gesunden begannen. Unwillkürlich haftet der Blick auf dem Plan für den Aufbau der Stadt, den Guericke entworfen, und er schweift dann nachdenklich hinüber zu einem zweiten Raum, der von dem Arbeitsleben in der neuen Stadt, von den Zünften und Innungen dürftige Kunde bringt (Abbild. S. 35), und der gleichzeitig dem „Magdeburger Saal" als Vorhalle dient.

Nach dieser Disposition ist denn auch das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg geschaffen. Dank der weitschauenden Unterstützung der städtischen Behörden und dank dem opferfreudigen Interesse von zahlreichen Stiftern und Stifterinnen hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit der zunächst vielleicht etwas luftig erscheinende Plan in die Wirklichkeit übersetzen lassen.

Wie? Das möge ein eiliger Gang durch die Räume des Hauses dartun.

Tritt man durch das reichgegliederte Portal (Abbild. S. 34), das der Erbauer des Museums, Oberbaurat Ohmann in Wien, im Anschluß an alte Magdeburger Architekturformen gebildet hat, dann hat man zunächst nur den Eindruck, in dem Vestibül eines Hauses zu stehen, das der Kunst geweiht ist. Marmormosaik deckt den Fußboden; zur Rechten blickt man durch weite, lichte Hallen auf zwei Kapellen, die von mittelalterlicher

In diesem Saale, der eine Länge von achtundzwanzig Metern hat (Abbild. S. 36), ist der Versuch gemacht worden, trotz der Spärlichkeit der Zeugen aus dem Jahrtausend Magdeburgischer Geschichte in gedrängtester Kürze den Entwickelungsgang der Stadt zu zeichnen.

Wie ein gewaltiges Präludium zu dieser Geschichte wirken die drei Wandbilder Professor Arthur Kampfs (Abbildungen S. 37), in



Arthur Kampf, Wandbild: Otto I. zieht als Sieger über die Slawen und Wenden in Magdeburg ein.

denen sein Pinsel von den Beziehungen Ottos des Großen zu Magdeburg berichtet. Im ersten Bilde sehen wir den jungen Königssohn mit Editha, der englischen Königstochter, sich von dem Fortgang der Befestigung des kleinen Burgfleckens an der Elbe überzeugen, im zweiten Bilde kehrt der Kriegsheld Otto von seinen Siegen über Wenden und Slawen nach Magdeburg zurück, und auf dem dritten Bilde kniet der greise Kaiser mit seiner zweiten Gemahlin Adelheid am Grabe der ersten, als er zum letztenmal von Italien nach Magdeburg zurückkehrt. In diesen drei Wandbildern hat Professor Arthur Kampf nicht nur den historischen Gehalt in bewunderungswürdiger Knappheit gefaßt, son-



Arthur Kampf, Wandbild: Otto I. und Editha betreiben die Befestigung von Magdeburg.



Arthur Kampf, Wandbild: Otto I. und Adelheid nehmen Abschied vom Grabe Edithas.



Gotisches Zimmer.

dern er hat es auch meisterhaft verstanden, das Problem zu lösen, durch die formale Gliederung und durch die farbige Belebung der Wandfläche die monumentale Wirkung des weiten Saales zu steigern.

Unter diesen Gemälden erzählen Pergamente und Münzen, Druckwerke und Kupferstiche von der weiteren Geschichte der Stadt; nicht eben mit schmetternder Stimme, sondern leise und stockend, nur dem ganz verständlich, der sich andächtig dem stillen Zauber vergilbter Blätter hinzugeben weiß. Lediglich an zwei Stellen wächst die Erzählung zu dramatischer Wucht, dort, wo die Nachbildung des unvergleichlichen Grabdenkmals Peter Vischers auf den letzten der in Magdeburg residierenden Erzbischöfe wie ein Grabdenkmal auf die ganze stolze Vergangenheit der erzbischöflichen Zeit wirkt, und dort, wo der Bronzeabguß der „trauernden Magdeburg" vom Lutherdenkmal in Worms das Jahr der Zerstörung eindrucksvoll symbolisiert.

Dem Magdeburger aber ist dieser Saal trotz der notgedrungenen Dürftigkeit seines Inhalts voll von starken Magneten. Und dennoch wird gerade ihm auf Schritt und Tritt der Wunsch aufsteigen, von der Kultur, auf die dieses oder jenes Erinnerungsstück andeutend hinweist, mehr zu erfahren, die einzelnen Epochen näher kennen zu lernen, von denen diese versprengten Zeugen dunkle Kunde bringen.

Und deshalb legt sich nun in einem weiten Kreis um diesen Magdeburger Saal eine stattliche Folge von Räumen, die wie geschlossene Bilder aus der Geschichte der Kultur des Abendlandes wirken, und die doch nicht unzusammenhängende Einzelbilder sind, sondern die den Entwickelungsgang der Dinge vom Mittelalter bis zur Gegenwart, den allmählichen Werdeprozeß erkennen lassen.

Da öffnen sich zwei Kapellen, die an die Glanzzeit kirchlicher Macht in romanischer und gotischer Zeit erinnern. Und dann treten wir in ein gotisches Zimmer hinein, das uns zeigen soll, wie es in deutschen Landen aussah, als die Frühzeit des deutschen Bürgertums anbrach (Abbild. S. 38). Der Blick geht hinauf zu der schweren Balkendecke, mustert die wuchtigen Möbel, den lastenden Ofen und sieht überall im Zierat der Flächen die Erinnerung an kirchliche Architektur, durchflochten von dem zierlichen Rankenwerk einer ersten Freude an der um-



Renaissancezimmer.

gebenden Welt. Das Zimmer ist wie erfüllt vom Geiste des jungen Dürer.

Dann aber — und diese Art des Weiterführens aus einer Epoche in die andere ist ein besonderes Kennzeichen des Museums — treten wir in einen langen, flurartigen Raum, der uns aus der Welt der Gotik allmählich hinüberleitet in eine neue, andersgeartete Welt. Wir erleben gewissermaßen beim Weiterschreiten, wie Einflüsse vom Orient her, Einflüsse aus der Antike lebendig werden, wie ein neues Geschlecht und ein neuer Geschmack heraufwachsen. Und dann erst, nachdem wir in jeder Art von Kunsthandwerk, in Möbeln wie in Geweben, in Eisengeräten wie in Tongefäßen den Geist der Renaissance mächtiger und mächtiger haben werden sehen, treten wir in ein Zimmer dieser Renaissancezeit selber hinein (Abbild. S. 39).

Fein gegliedert sind die Wände und mit antikisierenden Säulen geziert. Eine reiche Kassettendecke ist an die Stelle der Balkendecke getreten. Leichter und zierlicher sind die Möbel geworden, und an Stelle der schweren Ofenpyramide erhebt sich ein architektonisches Wunderwerk mit Säulen und Gesimsen.

Und so geht's nun weiter. Wieder kommen wir in einen flurartigen Saal, der ein Bindeglied darstellt und aus der zierlichen Vornehmheit der Renaissance hinüberleitet zu dem üppig=schweren Prunk der Barockzeit. Massiger werden die Möbel, effektvoller wird jeder Schmuck der Wände und jedes Schaustück in den Vitrinen; und die kühn geschnittenen Ranken der Bilderrahmen glänzen in reichstem Gold.

Wir sind nicht sonderlich überrascht, wenn wir aus solchem Vorraum in einen fürstlichen Spiegelsaal mit vergoldetem Rahmenwerk der Wandverkleidungen, der Türen und Supraporten treten (Abbild. S. 40). Der Geist jener Zeiten, da Louis XIV. den Ton angab für das höfische Leben von ganz Europa und damit gleichzeitig für die gesamte Kultur der Zeit, umweht uns.

Der nächste Raum zeigt uns dann, wie aus dem Barock sich das Rokoko entwickelt, wie der Überschwang an Kraft in zierlichen Arabesken verflattert, wie das Herrenwort des Sonnenkönigs zur eleganten Salonphrase wird. Viel Liebenswürdigkeit und zierliche Nettigkeit, ein wenig Naturschwärmerei und viel Theaterspiel allüberall, wohin man sieht.

Und da hinein flutet ein neuer breiter Strom von Anregungen aus Ostasien.

Dann sehen wir das Gefühl der Übersättigung an all dem Tändelwerk erwachen, die Sehnsucht nach Einfachheit lebendig werden, die wallenden Kurven sich strecken. Zunächst ist es wirklich nicht mehr. Das Boudoir aus den Tagen der Marie Antoinette (Abbild. S. 41) zeigt in den feinen Seidentapeten zwischen dem vergoldeten Schnitzwerk der Spiegel und Türen noch immer die phantasiereiche Freude an einer vornehmen Eleganz, aber die Oberfläche kräuselt sich nicht mehr so lustig wie früher.

Es ist kein Zufall, daß die Gemälde über den Türen von den neuen Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum erzählen, und daß in den Motiven der Ornamentik naturalistisch gebildete Pflanzen und Tiere an die Stelle der wilden Rocaillen der eben vergangenen Zeit getreten sind. Antike und Natur beginnen ihren Siegeszug. Und dann erleben wir im Empirezimmer, wie unter dem Einfluß der Revolution und weiter unter dem Einfluß der gewaltigen Persönlichkeit Napoleons die zierliche Pracht des Königtums von einer harten, kriegerischen Pracht verdrängt wird: wir sehen nicht mehr geschnitzte Goldarabesken auf blütenweißem Grunde, sondern prunkenden Bronzebeschlag auf blitzenden Mahagoniflächen, Ornamente, die an römische Architekturen und an Napoleons ägyptischen Zug erinnern.

In Paris entstanden solche Prunkmöbel und wanderten in die unterjochten Länder; aber in diesen Ländern selbst wurde der Zuschnitt des Lebens einfacher und immer einfacher. Wer „Gold für Eisen" gab in den Freiheitskriegen, der war's zufrieden, wenn sein Heim schlicht und sauber war, und wenn den wesentlichsten Schmuck die fleißigen Hände der Frau schufen.

So wuchs aus der Empirewelt die Welt Biedermeiers heraus, von der unser behaglich-bescheidenes Zimmer ein gutes Bild gibt (Abbild. S. 42). Verschwunden ist der Metallschmuck der Möbel, für das teure Mahagoniholz wird billiges Holz genommen, aber man sucht es bisweilen durch einfache Einlegearbeit ansehnlicher und ansprechender zu machen. Sehnsuchtsvoll denkt man der starken deutschen Vergangenheit und läßt wohl allerlei Motive der Romantik leise in den allzu grauen Alltag hineinspielen.



Spiegelsaal aus der Zeit Louis' XIV.

Als dann aber der Wohlstand in Deutschland zunahm und das politische Leben aussichtsvoller wurde, schalt man die Philisterhaftigkeit der Biedermeierzeit und blickte sich in der Vergangenheit nach einem tauglichen Ersatz um. Man tauchte tief in den Born der Geschichte, man hielt ihn für einen Jungbrunnen und glaubte stark und jung zu werden, wenn man völlig in seinen Fluten versank. Es war die Zeit einer schrankenlosen Pietät gegenüber „unserer Väter Werken", einer Pietät, die sich nicht genug im Sammeleifer tun konnte und nicht genug im Nachahmen der Vergangenheit.



Boudoir aus der Zeit der Marie Antoinette.

Einer solchen Zeit konnte das Museum nur gerecht werden, wenn es an dieser Stelle der Sammelleidenschaft und dem historischen Sinne gleichzeitig ein Denkmal setzte durch Einfügung zweier großen, nach historischen Prinzipien geordneten Spezialsammlungen aus dem weiten Gebiete des Kunsthandwerks. So folgt hier ein Raum, der die Geschichte der Keramik von griechischen Zeiten bis zur Gegenwart in einzelnen Musterstücken erzählt, und ein zweiter, der in gedrängter Kürze von der Geschichte der Textilkunst das Wichtigste berichtet.

Dann aber werden wir Zeuge, wie sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Umschwung zu vollziehen beginnt, wie mit dem Aufblühen des Deutschen Reiches das Selbstbewußtsein in den Deutschen stärker und stärker wird, und wie sich neben die Freude an historischen Reminiszenzen das Bedürfnis stellt, aus Eigenem neu zu schaffen.

Und endlich stehen wir in dem modernen Zimmer (Abbild. S. 43), das im Jahre 1906 von Albin Müller entworfen und von Magdeburger Kunsthandwerkern ausgeführt wurde. Die Schlichtheit, Sachlichkeit in der Konstruktion und daneben eine gewisse Wohlhabenheit in der Gediegenheit des flächigen Schmucks fallen uns auf, nichts aber erinnert an die Formenwelt verflossener Stilperioden. Wir fühlen es deutlich: wir stehen inmitten einer neuen, kraftvollen Zeit, die so stark wie möglich ihre Berechtigung betonen möchte, auch auf dem Gebiete häuslicher Kultur selbständig zu sein.

Und wie wir aus dem Zimmer heraustreten, stehen wir wieder im Vestibül. Wir könnten das Museum verlassen, wenn nicht in uns der Wunsch rege würde, die Welt der großen Kunst näher kennen zu lernen, von der wir in so vielen Räumen einen Hauch verspürten. Oder sollte es nicht zweckmäßig sein, dem ungeschulten Besucher, der in den Räumen der Renaissance, des Zeitalters Louis' XVI., der Empirezeit so oft das Wort „Antike" gehört hat, nun auch zu zeigen, was denn nun eigentlich das Wesen der antiken Kunst ausmacht, ihm vielleicht gar begreiflich zu machen, weshalb sie auf all die Jahrhunderte so stark und nachhaltig wirkte?

Wir treten daher in einen weiten Saal, der die Hauptwerke antiker Plastik von Phidias bis zu den Zeiten des Augustus in historischer Folge vorführt. Aber die Abgüsse



Biedermeierzimmer.

erscheinen nicht im toten Weiß des Gipses, sondern in der Tönung der Originale, damit ihnen das Starre, Fremde genommen wird und die Phantasie des Beschauers sich leichter die Wirkung der Bronzen- und Marmorwerke rekonstruieren kann.

Um nun auch die häusliche Kultur dieser Zeit so greifbar wie möglich vor Augen zu führen, ist dem großen Saal ein Raum angefügt, der zeigt, wie ein Wohnzimmer der vorchristlichen Zeit gestaltet und ausgestattet war: ein Zimmer der Casa del Centenario in Pompeji wurde zu solchem Zwecke genau nachgebildet.

Und dann geht es aus römischer Zeit hinein in die romanische; die gotische Plastik schließt sich in einigen markanten Vertretern an. Links öffnet sich eine Halle, die Werke der deutschen Renaissance zeigt, rechts ein Saal mit den Werken italienischer Frührenaissance (Abbild. S. 44). Ein Raum mit den Hauptwerken Michelangelos von seiner Pietà bis zu den Medicigräbern bildet den stolzen Abschluß dieser Entwickelungsreihe.

Ist es nun auch notwendig, den Wegen, die von der bildenden Kunst nach dem Tode Michelangelos weiterführen, an der Hand von Nachbildungen gewissenhaft nachzugehen? Sicherlich nicht, wenn das Museum in der Lage ist, alle wesentlichen Etappen der weiteren Entwickelung an Originalen der Kleinplastik aufzeigen zu können. Und dazu ist es in der Tat durch eine umfangreiche Sammlung von Terrakotten, Bronzen und Plaketten in den Stand gesetzt, die in drei Sälen eine gesonderte Ausstellung erhalten haben.

Ein Kreuzgang, der die Abteilung der Skulpturen mit dem Magdeburger Saal verbindet, ist sinngemäß mit Nachbildungen Magdeburger Skulpturen gefüllt, die an ihren Aufstellungsorten im Dom der Allgemeinheit nur schwer zugänglich sind.

Wieder endet der Rundgang im Vestibül. Und nun geht's hinauf zum ersten Stockwerk, das alles enthält, was die naturgemäße Ergänzung zur Plastik bildet: die zeichnenden und malenden Künste. Gobelins an den Wänden bereiten auf die Welt der farbigen Darstellung des Lebens vor.

Aber wir werden nun nicht etwa gleich in eine Flucht von Gemäldesälen hineingeführt, sondern wir treten zunächst in die Enge des Kupferstichkabinetts ein. Und zwar geschieht das, um so den Zugang zum Ver-

ständnis der populärsten und doch dem Streit der Meinungen am meisten ausgesetzten Kunst, der modernen Malerei, sicherer zu finden. Denn die reine Linienkunst, die eigentliche graphische Kunst, ist nicht nur älter als die Malerei — jeder Prähistoriker wird den Beweis führen —, sondern hat auch die Eigentümlichkeit, unmittelbarer und objektiver, wenn vielleicht auch weniger intensiv, genossen werden zu können als die Kunst des Pinsels. Daher erschien es notwendig, zuerst über die Technik und die Geschichte der graphischen Künste zu orientieren. Und das geschieht nun mit großer Gründlichkeit. Es wird gezeigt, wie ein Holzschnitt entsteht, welche Prozeduren der Holzstock durchzumachen hat, welche Instrumente Verwendung finden; und es wird weiter gezeigt, welche Resultate solche Arbeit in gotischen Zeiten erzielte, und wie sich die Technik weiter entwickelte bis zum heutigen Tage.

In der gleichen Weise werden alle anderen graphischen Künste vorgeführt, der Kupferstich, die Radierung, die Lithographie und so fort bis zu den modernen photomechanischen Reproduktionstechniken der Gegenwart. Ergänzend tritt in Schaukästen eine Entwickelungsgeschichte der Buchillustration hinzu.

Darauf kommt der Besucher in einen Kapellenraum und steht einem gotischen Altar gegenüber. Eindringlicher konnte der Hinweis nicht ausgesprochen werden, daß die Kirche es gewesen, für deren Zwecke die ersten Tafelgemälde der christlichen Zeit geschaffen wurden. Die mystische Stimmung hingegebener Frömmigkeit brauchte zu all den überirdischen Klängen der Musik nicht nur die Wolkensymbolik des Weihrauchs, sondern auch die starke Wirkung leuchtender Farben.

Und nun erst geht es in den ersten Gemäldesaal hinein. Eine Gruppe von Gemälden des Lukas Cranach zeigt, daß neue Zeiten im Anzuge sind: neben dem ausgesprochenen Kirchentum macht sich die Freude an der umgebenden Welt stark bemerkbar. Bald sehen wir auch die Mythologie der antiken Welt in das Denken und Träumen der Künstler hineinspielen. Und bei jedem Schritt vorwärts bestätigt sich uns von neuem die Wahrnehmung, daß jede Zeit ihre eigene Kunst hat und haben muß, daß sich aus den Kunstwerken die wechselnden Gedanken und Empfindungen der einzelnen Zeiten ablesen lassen.

Mit solchen Reflexionen treten wir in den Saal hinein, der die Malerei aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorführt (Abbild. S. 45). Wohin wir sehen, eine sehnsüchtige Liebe zur Vergangenheit und ein weicher Sinn für eine schöne, liebenswürdige Natur; Historienbilder voll Romantik, die Schrecken wilder Geschehnisse von der Sonne edler Empfindungen überglänzt; nur hin und wieder einmal der Versuch, den Inhalt der Geschichte schlichter und knapper zu fassen. Da reckt sich unter den Vertretern dieser Kunst die Künstlerpersönlichkeit Adolf Menzels empor und in ihm der Geist der neuen Zeit. Das historische Interesse lebt in jedem



Magdeburger Zimmer von 1906.



Die Plastik der italienischen Renaissance.

Strich seines Riesenwerkes „Der Einzug Heinrichs des Kindes in Marburg", aber es ist nicht mehr das Interesse an antiquarischen Äußerlichkeiten, sondern es ist das Interesse an der Wahrhaftigkeit der Dinge, an dem Zusammenklang zwischen der Erscheinung und dem Wesen jeder einzelnen Persönlichkeit. Neben den Historiker stellt sich der Psychologe, und zwar der Psychologe im neuen, naturwissenschaftlichen Sinne.

So weist dieses Werk schon aus dem Saal hinaus in die Rotunde und in die Folge der Säle, die sich weiter anschließen.

In der Rotunde stehen fünf Bronzewerke von der Hand Constantin Meuniers und Hugo Lederers (Abbild. S. 46) wie Wächter vor dem Reiche moderner Kunst: gerecht, großzügig und lebensprühend der „Fechter" des deutschen Künstlers, meisterhaft in der Vereinigung von Wirklichkeitssinn und sicherem Formgefühl die Werke des belgischen Meisters; Meunier, der Vertreter aller sozialen Empfindungen der Zeit, Lederer, der Interpret eines idealen Herrentums in der Kunst.

Und nun öffnet sich vor uns das weite Reich moderner Kunst. Gemälde, Bronzen, Marmorwerke, Handzeichnungen füllen fünf große Säle und acht Kabinette und suchen einen Überblick über die unendliche Vielseitigkeit und über die zusammenfassende Einheit in all diesem Wollen und Können zu geben. Es ist in dem „Führer durch die Sammlungen des Kaiser-Friedrich-Museums der Stadt Magdeburg" der Versuch gemacht worden, zu zeigen, was die Künstler wollten und wie und durch welche Mittel sie ihre Absichten erreicht haben; und es ist durch die Anordnung der Kunstwerke versucht worden, nicht nur das dekorativ Zusammenpassende zusammenzufügen, sondern vor allem das seinen innersten Tendenzen nach Zusammengehörige zusammenzubringen und so jedes bedeutsame Kunstwerk — die Kunst Böcklins so gut wie die Leistikows, die Kunst Uhdes so gut wie die Kunst Ludwig von Hofmanns — zum Sprechen, zur nachhaltigen Wirkung zu bringen.

Auf diese Weise konnte gezeigt werden, wie im letzten Grunde die echten Künstlerinteressen ewig die gleichen bleiben, und wie sich doch die Ausdrucksformen der Kunst modeln und modeln müssen unter den Einwirkungen der sich wandelnden Zeiten.

Denn auch die Kunst von heute kennt keine weiteren Interessen als jene uralten



Gemäldesaal: Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

konzentrischen Interessenkreise des Künstlers: 1. für den Menschen selbst, 2. für die ihn umgebende Natur und 3. für die mystischen Mächte, die in das Leben der Menschen und der Natur eingreifen. Aber während es für alle Zeiten der Vergangenheit charakteristisch war, daß bald der eine, bald der andere jener Interessenkreise dominierte, ist es für die Neuzeit bedeutsam, daß alle drei Interessen gleich lebendig zu sein scheinen, daß sie bald durcheinander zu wirbeln, bald sich in heftigem Streit zu trennen scheinen. Wir kennen genugsam die Vielseitigkeit im Denken und Empfinden unserer Tage, wir kennen das Durcheinander von Licht und Schatten, von Tiefsinn und Oberflächlichkeit, von Wahrheitsfanatismus und Phrasentum: und wir dürfen in der Kunst der Gegenwart nichts anderes erwarten. Wer von der neuen Kunst ganz allgemein den einheitlichen Charakter verlangt, den z. B. die Kunst der Gotik oder auch die Kunst der Renaissance hatte, der hat das innerste Wesen der Kunst als einer Aussprache des Zeitgeistes nicht verstanden, oder er kennt nicht die Vielspaltigkeit der eigenen Zeit.

Und doch wird hier vor den Werken selbst bis ins einzelne nachgewiesen, daß in all diesen divergierenden Künstleroffenbarungen eine gewisse Verwandtschaft steckt, daß sie trotz aller Gegensätzlichkeit die Kinder einer Zeit sind. Der naturwissenschaftliche Sinn in der Beobachtung des Menschenkörpers, der Landschaft, der Luft und des Lichtes, die Naturliebe selbst in der dichterischen Stilisierung der Natur wird dargetan. Wir tun Einblicke in das Vermögen des Künstlers, durch intuitive Berücksichtigung der physiologischen Eigentümlichkeiten des menschlichen Formen- und Farbensinnes bestimmte Empfindungen in dem Beschauer ihrer Werke erwecken zu können. Wir lernen begreifen, daß der rechte Künstler dem Stoffe gegenüber, den er in der Natur findet, niemals ein Abschreiber sein kann, sondern daß er diesen Stoff verarbeiten muß, und daß er bei dieser Verarbeitung stets der Ordner, der Vereinfacher, der Bereicherer, in gewissem Sinne also der „Mehrer" seines Reiches sein muß. Das Wesen einer Sache kann niemand erfassen, der am Äußerlichen hängen bleibt, daher muß jede gute Kunst, die von dem Wesen ihres Objektes einen überzeugenden Eindruck schaffen will, disponieren, komponieren, stilisieren, überhaupt Phantasiearbeit leisten, ohne dabei auch nur einen Moment die Natur selbst außer acht zu lassen ...



Rotunde vor den Sälen moderner Kunst. (Mit Bildwerken von Lederer und Meunier.)

So wird denn der Versuch gemacht, als Ergänzung zu den kulturhistorischen Lehrkursen, die das Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg durch die Art seiner Anordnung dem Besucher gibt, in dieser Abteilung auch in die Probleme des künstlerischen Schaffens hineinzuführen.

In der Einleitung zu dem „Führer" ist es ausgesprochen, **warum** dieser Versuch gemacht wurde: „Das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg will weder ein Raritätenkabinett zufällig zusammengekommener Kostbarkeiten sein, noch eine Mustersammlung für Kunsthandwerker und Künstler; es will auch keine Schauanstalt für Innendekorationen nach ästhetischen Prinzipien sein: es will lediglich ein Haus sein, das jedem Bewohner der Stadt durch einen klaren, übersichtlichen Anschauungsunterricht das Verstehen der Kulturwelt, in der er lebt, erleichtert und damit seine Freude am Dasein vertieft."

Sollte es wirklich richtiger und wertvoller sein, wenn die Museen der großen Provinzstädte sich auf das systematische Sammeln alter Ortskunst als ihrer eigentlichsten Aufgabe beschränkten?

---

## In der Nacht

Überm Klopfen meines Herzens bin ich aufgewacht ...
Atemzüge meines Kindes ruhig in der Nacht.

Schwankend schwebt ein leichter Schatten an der Decke hin,
Und aus dunklen trunknen Träumen weiß ich, wo ich bin.

Lauschend beug' ich mich hinüber. O, erfüll' sie ganz,
Frieden, meine bange Seele still mit deinem Glanz!

Richard Schaukal



Albert Geiger. (Nach einer Aufnahme von Oskar Suck, Hofphotographen in Karlsruhe.)

# Der arme Hans

## Roman von Albert Geiger

I

**Wie der Bohnert-Franz auf merkwürdige Weise zu einem Kind und dann zu einer zweiten Frau kommt. Wie er Hochzeit und Kindtaufe zugleich feiert, und wie der kleine Hans unter erschwerenden Umständen getauft wird**

**Was der Bohnert-Franz für ein Mensch war**

Der Bohnert-Franz trug seinen gewöhnlichen Samstagabenddusel nach Hause. Der Bohnert-Franz war der bevorzugteste Schneider in Hinterpappelbach und arbeitete auch für die umliegenden kleineren Örtchen und Gehöfte. Er beschäftigte vier Gesellen und fertigte schon seit Menschengedenken den Bürgern die Leibröcke und die geblümten Westen und den Bauern die schwarzen Schoßröcke und die roten Westen mit den blauken Messingknöpfen nebst den dazugehörigen Beinkleidern zur größten Zufriedenheit. Sogar der Herr Pfarrer, die Lehrer, der Doktor und der Apotheker, der Postverwalter und der Oberförster ließen bei ihm arbeiten. Nur der neue Amtsrichter ließ seine Röcke in der nächsten Stadt bauen.

Der Bohnert-Franz also war eine wichtige Persönlichkeit, wenn auch keine gewichtige. Denn er war, wie es sich für einen richtigen Schneider ziemt, sehr dürr, spindelklapperdürr, hatte einen unendlich langen Hals, auf dem ein kleines, pfiffiges Köpfchen saß, mit scharfen Augen, einer ziemlich roten, spitzigen Nase und einem ironischen, dünnen Mund, den ein dünnes Knebelbärtchen noch ironischer machte. Er sprach sehr schnell und hatte einige Lieblingsausdrücke wie: Was Sie sagen! Oder: Das freut den alten Franz! Oder: Kalt Blut und warme Unterhosen! Wenn er sehr zornig war, dann sagte er nur

ein paarmal rasch hintereinander: Ah was! Dann wußten die Gesellen, wieviel es geschlagen habe. Im übrigen war er ein gutmütiger Mensch. Sogar ein Gemütsmensch. Er blies die Flöte, und in mancher Frühlings- und Sommernacht konnte man in Hinterpappelbach die melancholischen Töne des Liedes „Denkst du daran, mein tapf'rer Lagienka?" oder die neckische Weise „Mädele, ruck ruck ruck an meine grüne Seite!" aus der Giebelstube des Schneiderhauses erklingen hören. Der Bohnert-Franz war auch gebildet. Er hatte auf einem mit grüner Kordel aufgehängten nußbaumenen Doppelbrett den Goethe und den Schiller in sauberen blauen Einbänden stehen. Am liebsten freilich war ihm ein kleines Duodezbändchen mit dem Ausdruck: „Universal-Taschenliederbuch für alle Stände". Das holte er Sonntagmittags gern hervor und sang mit einer etwas meckernden Stimme sentimentale Lieder.

Der Sänger saß, als kühl der Abend taute,
Von fern des Lämpchens stillen Schein,
Da greift er rasch in seine gold'ne Laute,
Und Liebchen hört's und winkt hinein.
Ihm trug die Maid im Busen holden Willen,
Ihr Auge lächelte zum Gruß.
Des Busens Schnee konnt' helle Flammen stillen
Und glühend loderte ihr Kuß.

Dazu rauchte er aus einer langen Pfeife den besten Kanaster, den das Städtchen zu verkaufen hatte.

Aber diese gute und harmlose Seele hatte ihren Dämon in sich. Und dieser Dämon war die Politik. Er hatte in der Revolution Anno 48 mitgekämpft. Das heißt: er war von Hinterpappelbach nach Oberweidental gezogen und hatte dann, als er die ersten Schüsse hörte, das Hasenpanier ergriffen, um einige Zeit in der Fremde zu schneidern. Aber von jener bewegten Zeit her hatte er einen revolutionären Geist des Widerspruchs in sich. Samstagabends politisierte er, und je mehr man ihm widersprach, desto mehr Klingelberger trank er, und das Ende war jedesmal der dithyrambische Zustand, in dem er sich auch heute befand. Er führte dann verwegene Reden, die man freilich kaum ernst nahm. Die ihm unbewußte Komik lag in dem Gegensatz zwischen seiner scheinbar ironischen, scharfen Physiognomie und seiner völligen Harmlosigkeit. Dieser Königsmörder und Tyrannenfresser war, wie man allgemein wußte, ein Ehemann gewesen, den seine dicke, zornige, nun längst verstorbene Ehefrau mit der Schneiderelle „ins Bockshorn" gejagt hatte. Und als er einmal wegen allzu heftiger Reden vor das Amtsgericht zitiert war, machte er vorher sein Testament. Auch heute abend hatte er Erinnerungen aus der „großen Zeit" aufgewärmt, das Konkordat und die Jesuiten waren schlecht weggekommen, und er hatte es klar und deutlich gezeigt, wie alles im Staate anders wäre, wenn er zu befehlen hätte. Eine feurige Schilderung des Kriegszuges von Hinterpappelbach nach Oberweidental beschloß seine Rede. Aber als der Bärenwirt ihm auf die Schulter klopfte und lachend sagte: „Schneider Bohnert, lügt nicht so! Ihr habt ja schon hundert Meter vom Orte weit den Schießprügel weggeworfen und seid gelaufen: springst du nicht, so gilt's nicht!" da hatte der lange Schneider sein Glas ausgetrunken, eiligst bezahlt und mit einem kurzen „Ah was!" die Stube verlassen.

Nun stand er draußen auf der Straße. Er beschaute eine Weile das holperige Pflaster der Hauptstraße, das im Mondlicht glänzte und ihm etwas schwankend vorkam. Dann sah er zum Mond hinauf, betrachtete tiefsinnig die mitten über der Straße aufgehängten Straßenlaternen, die man in Hinterpappelbach, wenn der Kalender Mondschein schrieb, nicht anzuzünden pflegte, und sagte endlich nochmals und nachdrücklicher: „Ah was!" Nun wollte er vorwärts schreiten. Da geriet die heimtückische Straße aufs neue und noch mehr ins Schwanken. Die Häuser bewegten sich sichtbar von der Stelle. Der Mond führte einen lustigen Tanz auf. Und der Bohnert-Franz setzte sich auf die Staffel des „Bären" und sagte: „Ja, man wird halt alt. Aber schöner Mondschein! Das freut den alten Franz!" Nach einer Weile ermannte er sich, fiel aber nach vorn und gerade mit dem rechten ausgestreckten Arm ins Stadtgräbelchen, das träumerisch seine Silberwellchen durch die Rinne dahinführte. Das kalte, fließende Wasser ernüchterte ihn etwas. „Nur kalt Blut und warme Unterhosen!" sagte er, netzte sich die Stirn mehrmals und war endlich doch so weit, daß seine rebellischen Untertanen notdürftig ihren Dienst taten. So schwankte er heim. Unterwegs aber fiel ihm ein: er wolle in der schönen Nacht draußen am Schloßberg bei der Schleuse Flöte spielen. Da ward er sentimental und sang sein Lieblingslied: „Der Sänger saß, als



Edmund Harburger: Einkehr. 1902. (Mit Genehmigung des „Daheim"-Verlages in Leipzig.) Zu Dr. Georg Fraunberger: Edmund Harburger.

kühl der Abend taute", halblaut vor sich hin. Er holte auch richtig nach verschiedenen Anstrengungen, das Schlüsselloch zu finden, die Flöte in der Giebelstube, und heimlich in sich hineinlachend, schlug er den Weg nach dem Schloßberg ein. Lachen aber tat er, weil er an seine verstorbene Alte dachte und wie er es jetzt viel besser habe.

Unterwegs begegnete ihm der Polizeidiener Schirrmayer, der im Nachbarort zu tun gehabt hatte, und fragte ihn: „Oho, wohin des Weges? Seid Ihr mondsüchtig, Schneider-Bohnert? Oder habt Ihr zu viel Alten getrunken?"

„Was Sie sagen!" entgegnete spöttisch der Schneider. „Ich will noch ein wenig musizieren. Davon versteht Ihr nichts! Ihr seid nicht fürs Poetische."

„Machet keine Faxen, gehet heim und schlafet Euren Rausch aus. Ungebühr duld' ich nicht."

„Nur kalt Blut und warme Unterhosen! Ist Musik Ungebühr? He? Wem verschlägt's was, wenn ich am Schloßberg Flöte spiele? Das freut den alten Franz!"

„Ihr seid und bleibt ein Schaute!"

Damit ging der Polizeidiener weiter.

Daß der Bohnert-Franz wirklich ein „Schaute" war, sollten die Bewohner des guten Städtchens Hinterpappelbach schon in den nächsten Tagen erfahren.

### Wie der Bohnert-Franz poetisch war, und was er dann für einen merkwürdigen Fund machte

Der Bohnert-Franz verlangsamte etwas seine Schritte, als er zum Tor hinaus auf die Heerstraße gekommen war. Sie führte den im Mondlicht blitzenden Fluß entlang unter dem Schloßberg dahin, der stattlich in die blaue Nacht hinaufragte. Seitwärts stieg eine steile Straße den Schloßberg hinan zum Schlosse, einem mit Türmen, Zinnen, Basteien, Brustwehren und Balkonen stolz ins Tal hinabgrüßenden Bau. Es war Besitztum des Landesherrn, der ab und zu hier oben verweilte und der Jagd oblag. Darum war die Straße gut gepflegt und leicht zu beschreiten.

Der Bohnert-Franz blieb aber nicht lange auf diesem Weg. Er schlüpfte seitab in das Walddunkel, in dem die Mondstrahlen geheimnisvoll da und dort aufblitzten. Nach kurzem Steigen betrat er einen Felsen, den ein Aussichtspavillon krönte, auf den sich der Verschönerungsverein Hinterpappelbach nicht wenig zugute tat. Das war die „Elisabethenruhe", von der man weit hinaussah, das Tal mit seinen Dörfern und Gehöften hinauf und hinab; gerade darunter das alte Städtchen. Es war eine klare, sehr warme Frühlingsnacht, Ende Mai, und da es vor Abend etwas geregnet hatte, duftete alles stärker und eindringlicher. Das Städtchen lag eingebettet in einen leuchtenden Blütenhain. Wie in Silber gefaßt. Überall in den Gärten, auf den Landstraßen und Feldwegen standen still und feierlich die Blütenbäume. Mächtige Birnbäume, alte knorrige Apfelbäume, schlanke Kirschbäume. Die Apfelblüte begann erst; die Kirschblüte war schon nahezu vorbei. Aber die Birnbäume standen in strahlender Schönheit. Aus den Gärten duftete der letzte Flieder. Eine unendliche Beruhigung und Heiterkeit lag über allem. Auch über dem alten Städtchen. Der Fluß strebte sachte mit seinen blitzenden Wellen an den alten Giebeln vorbei, aus denen nur spärlich da und dort noch ein spätes Lämpchen mit rötlichem Schein dämmerte. Schlank und schön stieg die Pyramide der gotischen Kirche in die Luft. Sie lag etwas erhöht, und behaglich stand auf dem anderen Ufer eine alte Wallfahrtskapelle, in der ein wundertätiges Marienbild verehrt wurde. Die Glocke in ihrem zwiebelförmigen Turm glänzte aus dem Glockenstuhl in die Nacht hinaus. Zwei Tortürme schirmten einst die Stadt, die von einem Kranz zerfallener Mauern umgeben war, zwischen denen kleine Gärtchen im vollsten Frühlingsflor wie kleine Schmuckschachteln lagen. Vor der Stadt rauschte das Wehr. Da war eine der vielen Stauungen, welche für die Flößer das ganze Tal durch bis in die Ebene gebaut waren. Es ging noch keine Eisenbahn, und der Wasserweg war Alleinherrscher. In Millionen Sprühdiamanten zerstäubte das herabrauschende Wasser. Die Flöße, die über Sonntag hier Ruhe fanden, lagen vor der Schleuse, harrend des Augenblicks, da sie hinab und weiter sollten. Da und dort lagen auf dem glänzenden Holz die Flößerknechte im Schlaf. Die milde Nacht ersparte ihnen das Geld für ein Nachtquartier.

Die Uhr der gotischen Kirche schlug. Wuchtige, lang hinhallende Schläge. Die der Wallfahrtskirche folgte, dünner, heller. Elf Schläge. Und da sie noch in der Luft

schwirrten und zitterten, hörte man einen dumpfen Ton: das Nachtwächterhorn. Den Gesang selbst vernahm man kaum. Aber der Bohnert-Franz kannte wohl den Gesang des Nachtwächter-Adam:

Hört ihr Leut' und laßt euch sagen:
Die Glock' hat elfe geschlagen.
Hütet wohl Feuer und auch Licht,
Daß böser Schad' niemand geschicht.
Die Nacht ist keines Menschen Freund.
Im Dunkel schleicht der böse Feind.
Gebt acht, daß er mit seiner Tuck
Seel' und Leib euch nicht beruck.
Und wer noch fest im Wirtshaus sitzt,
Der gehe schleunigst heim anitzt.
Sonst kommt er auf die Lumpenlist,
Was eine große Schande ist.
Lobet Gott den Herrn!

Mit dieser letzten Warnung war es nicht so schlimm gemeint. Denn der alte Adam schlüpfte nach vollbrachtem Dienst jeweils in den „Bären" oder den „Rebstock" oder die „Krone" oder den „Pflug", um allda vor einem Schöpplein und einer Wurst den nächsten Stundenschlag abzuwarten.

Der Bohnert-Franz, der inzwischen so ziemlich nüchtern geworden war, philosophierte eine Weile vor sich hin. Und zwar beschäftigten sich seine Gedanken mit den Flößern, den Nachschiffern, wie man sie nannte.

„So ein Flötzer möcht' ich am liebsten sein! Haben's die Kerle gut! Steh'n auf ihre Flöß. Fahren auf dem Wasser dahin wie große Handelsherrn oder Kapitäne. Saufen, rauchen und fluchen, was das Zeug hält. Sind niemandem untertan und haben keine Untertanen, was beides zusammen das höchste Glück auf Erden ist. Binden die blanken Taler rollenweis ins Nastuch und sind stolzer und pocheriger denn die Fürsten. Auch wo die schönen Mädchen sein, wissen sie gar wohl. Und brauchen nur die Hand auszustrecken, so haben sie alle Finger voll; blonde und braune, dicke und dünne, wie sie wollen."

So faselte er eine Weile. Dann setzte er seine Flöte an und blies in klagenden Tönen: „Guter Mond, du gehst so stille".

In einiger Entfernung begann ein Hund zu heulen.

„Das ist der Phylax im Försterhaus!" lachte der Bohnert-Franz in einer Pause, als er absetzte, um frischen Atem zu schöpfen.

Das Försterhaus lag vor dem Städtchen, neben dem „Alten Bad", einem Gasthaus mit schwefelhaltigen Quellen. Das Försterhaus konnte man von der „Elisabethenruhe" nicht sehen, wohl aber das „Alte Bad", in dem der Oberförster mit dem Forstadjunkt, dem Badbesitzer und dem Ratsschreiber Zego spielte, ein durch den Skat mehr und mehr verdrängtes, so recht süddeutsch-gemütliches Spiel. In der warmen Nacht hatten die Spieler die Fenster aufgemacht, und mit guten Augen — und der Schneider hatte gute! — konnte man beobachten, wie das Spiel die in Hemdsärmeln dasitzenden Spieler ganz in Aufmerksamkeit hielt. Die Kellnerin war auf der Ofenbank eingeschlafen. Der Florian aber, der Hausknecht, putzte Messer und Gabeln. Neben ihm lag der Bello, des Försters Dackel.

Der Bohnert-Franz folgte eine Weile dem Spiel, dessen Verlauf er zwar nicht sehen konnte, das er sich aber in Gedanken zusammenphantasierte, immer den Bewegungen der Spieler folgend und immer halblaut vor sich hinredend: „Da, jetzt hat der Oberförster den Slies gespielt. Jetzt aber, Ratsschreiber, jetzt brennt's. Da liegt's Madämle. Hast du mich gesehen. Der Adjunkt hat natürlich wieder Fehler gemacht. Junge Leut' halt! Jetzt da, der Baberle, der kleine Mann. Und der Herzkönig. Adje Partie! Badwirt, reiß es raus! Nix ist! Der Oberförster hat's gewonnen. Gratuliere, Herr Oberförster. Das freut den alten Franz."

Als aber der Oberförster gab und die Herren neue Schoppen bekamen, setzte er seine Flöte wieder an, und aufs neue zog der „gute Mond so stille". Und aufs neue und herzbewegender heulte Phylax. Da ward auch der Bello unruhig, schnupperte und fing an zu bellen.

„Das ist der Schneider-Bohnert!" sagte unten der Florian. „Der narrecht Dingerich muß noch in der Nacht Flöt' spielen."

„Geh hinaus, Florian," sagte der Badwirt ärgerlich, „und schrei ihm 'nauf, daß er still ist. Dessentwegen verlier' ich immer 's Spiel. Weiß der alt' Gambel nix Bessers zu tun!"

Florian trat hinaus auf die Treppe und schrie wie einst Menelaos, der Rufer im Streit, hinauf zum Bohnert-Franz: „'s Maul sollst jetzt halten! Hast g'hört!" Nach dieser eindringlichen Mahnung kehrte er ins Badhaus zu seiner Beschäftigung zurück.

Der Schneider verstand nicht, was der Florian rief. Aber er merkte wohl, daß sein

Rufen ihm galt. Und da er es mit den Herren, seinen besten Kunden, nicht verderben wollte, steckte er schleunigst die Flöte ein und stieg herunter, gegen die Stauung und die Flöße zu, indem er vor sich hinmurmelte: „Keine Poesie! Keine Poesie!"

Er vermied sorgfältig das Försterhaus und ging auf einem Umweg der Stadt entgegen. Als er an den Flößern vorbeikam, bemerkte er einen Kahn, der an die Schleusenbretter angetrieben war und nun dort hin und her schaukelte. Er sah dem eine Weile zu und machte sich seine Gedanken. Dann meinte er im Schiffchen etwas zu sehen wie ein Bündel Wäsche. Plötzlich tat es dort einen Schrei, der ihn durchfuhr wie ein Strahl.

Herr im Himmel! Das — das — mußte ein Kind sein! Aber wie kam das dahin?

Dem einen Schrei folgte ein weiterer. Und nun hörte das Schreien nicht mehr auf. So wie Kinder unter zwölf Monaten zu schreien pflegen, als hätten sie ein Messer in der Kehle oder einen Spieß im Leib.

Der Schneider war, wie schon bemerkt, kein Held. Aber hier mußte geholfen werden. Also kalt Blut und warme Unterhosen! Überlegen, Franz!

Sollte er schnell ins „Bad" springen und die heraustrommeln, daß der Florian den Kahn vom „Bad" freimache und das Kindlein hole?

Nein! Bis dahin konnte leicht ein Unglück passiert sein.

Es blieb ihm also nichts übrig, als auf dem schmalen, sehr schmalen Querbrett über dem rauschenden Wassersturz einerseits und dem tiefen spiegelnden Wasser anderseits dahinzugehen, sich dann auf die Schleusenkante hinunterzulassen und das Kindchen so aus dem Kahn herauszuheben.

Das war schwer. Aber es mußte sein.

Und sein Entschluß wurde noch bestärkt, als nun vom Schloßberg herab ein kühler Windhauch kam und das Wasser leicht kräuselte. Über den Mond zogen sich Schleier. Ganz in der Ferne donnerte es. Aus der warmen, düftesatten Mainacht schien ein Gewitter zu erwachen. Es kam vom anderen Tal her über den Schloßberg.

Nun begann der Schneider-Bahnert mit Zagen und Beben das Brett über der Tiefe zu beschreiten. Seitwärts etwas entfernt lag das erste Floß. Solange er das neben sich sah, fühlte er sich sicherer. Aber als dann nur Wasser rechts und links war, überfiel ihn ein Schwindel. Zumal als er an die Spindel der Schleuse kam, wo das Brett für einen Augenblick aufhörte. Aber er schwang sich glücklich um das unangenehme Hindernis herum. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Endlich war er bei dem Kahn angelangt. Wahrhaftig! Es war ein Kindlein, das da lag. Ein Wickelkind, das nun, nachdem es für eine Weile keine Kraft mehr zum Schreien hatte, regungslos dalag und in die Nacht starrte mit großen runden tränennassen Augen. Neben ihm lag sein Lutscher. Die kleinen Fäustchen waren krampfhaft geballt.

„Nein, kann es so schlechte Menschen geben!" stammelte der Schneider.

Ihm graufte vor dem Abstieg.

Das Wasser gurgelte und gluckste um die Bretter der Schleuse herum.

Der Schneider maß die Entfernung mit den Blicken.

Da kam ihm ein Gedanke.

Er würde an der Schleusenspindel herunterklettern.

Gedacht, getan.

Er tastete sich wieder zur Spindel und stieg mit Herzklopfen an der Spindel herab, die Sohlen in die Spindelzähne setzend. Er riß sich die Finger blutig und die Hosen auf. Einige Male schlug er sich die Knöchel sehr empfindlich an. Aber er kam glücklich auf die feuchte, glitschrige moosbewachsene Schleusenkante. Hier konnte er mit Mühe an dem Steg oben sich festklammern und so sich weitertasten. Um des Schwindels Herr zu werden, schloß er die Augen. Und so kam es, daß er statt vorwärts zurück ging, dem Floß entgegen.

Inmittelst war es auf einem nahegelegenen Floß lebendig geworden. Ein Flößer hatte sich aufgerichtet. Er sah mit Erstaunen den langen, dürren Schneider zwischen Himmel und Erde als unfreiwilligen Seiltänzer. „Ho!" rief er endlich.

Der Schneider erschrak. Seine eine Hand ließ im Schrecken los. Die andere hielt zwar fest, aber die losgelassene konnte das Brett nicht wieder fassen. Es war eine bängliche Lage, in der er sich befand. „Kalt Blut und warme Unterhosen!" murmelte er mechanisch.

Der Flößer rief noch einmal: „Ho, Freund! Was treibt Ihr da?"

„Um Christi Himmel willen, helft!“ rief der Bohnert=Franz dumpf zurück. „Sonst muß ich elendigtich versaufen.“

Der Flößer, dem es mehr zum Lachen war, sah doch, daß der Mensch vor ihm in Not war. Er faßte eine Flößerstange und hob sie in dem Augenblick, als den Schneider die Kraft verließ. Er plumpste ins Wasser, tauchte aber gleich wieder auf. Der Flößer hielt ihm die Stange hin. „Hebt Euch!“ schrie er.

Der Schneider in seinen Todesängsten tat also, und so zog ihn der Flößer lachend auf das Floß.

„Könnt Ihr nirgends anders spazieren gehen, Bohnert=Franz?“ Denn nun hatte er gesehen, daß er den weit und breit bekannten Schneider vor sich habe.

Der Bohnert=Franz schüttelte sich wie ein begossener Pudel und prustete wie ein Walfisch. „Ah was!“ sagte er ärgerlich. „Von Spazierengehen ist nicht die Rede. Sind ganz andere Dinge im Weg. Ganz mirakulöse Dinge. Kindesraub und Aussetzung. Schiffer=Max, Ihr könnt Euch die Verdienstmedaille holen.“

Der Schiffer=Max staunte den triefenden Schneider einige Augenblicke regungslos an. Dann brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Schneider=Bohnert, man hat immer schon gesagt: Euch rappelt's. Jetzt merk' ich selber, daß die Kommod' nicht in Ordnung ist.“

„Was Sie sagen!“ gab der Bohnert=Franz mit spitzer Stimme zurück. „Was Sie sagen! Es ist gar nichts Erlogenes und keinerlei geistige Zerstreuung oder derlei dabei. Es sind veritable, unumstößliche Tatsachen. Sehet einmal! Dort!“

Und wie zur Bekräftigung fing das Kindlein in dem Kahn aufs neue mit wiedergewonnener Kraft mörderlich zu schreien an.

„Hoho!“ sagte der Schiffer=Max. „Was ist das für ein Frosch!“

„Aha, was ist jetzt? Immer noch Gerede von Verkehrtheit? Hab' ich recht? Oder hab' ich nicht recht?“

„Das ist, bei Gott, das Stärlst', was ich bis jetzt gesehen hab'.“

„Es ist mirakulös verbrecherisch, ungeheuerlich.“

„Aber wir müssen den Fisch fangen. Wartet einmat. Wie machen wir das?“

„Hinüberschwimmen. Ihr könnt's ja, Max!“

„Ich bad' lieber morgens. Wartet! So geht's!“ Er holte die längste Stange auf dem Floß, hob sie vorsichtig hinaus, ließ sie dann nieder und spielte so mit dem Ende der Stange den Kahn langsam an das Floß heran. „So! Alleweil! Da haben wir einen netten Fischzug gemacht.“

Der Bohnert=Franz war niedergekniet und betrachtete sich den seltsamen Fund.

Der Schiffer=Max stand auf seine Stange gestützt und sah auf das Kind hernieder mit einem ziemlich einfältigen Gesicht, denn die Sache kam ihm gar zu besonderlich vor. Endlich kleidete er seine Erwägungen und Gefühle in die markanten Worte: „Donnerschlag! Da hat eine hinten im Tal ein Kind gekriegt und keinen Vater dazu und ist jetzt zu faul, sich drum zu kümmern, was draus wird.“

„Einem solchen Weibsbild gehört der Kopf heruntergeschlagen!“ erklärte der Schneider in sittlicher Entrüstung. „Wie viele wären froh, hätten sie ein Kind!“

Das Kind war unterdessen mit den Händtein ungeschickt herumgefahren und hatte auf diese ungeschickte Weise durch eine zufällige Bewegung den Lutschbeutel wieder erwischt und danach geschnappt. Obgleich es ihn überquer im Munde hatte, lutschte es doch mit Eifer und blickte mit den runden Augen die beiden Männer ruhig an. Über das kleine Gesichtchen war der Glanz einer stillen Befriedigung gebreitet.

„Was fanget Ihr jetzt mit dem Fisch an, Bohnert=Franz?“ fragte der Schiffer=Max, indem er seine porzellanene Pfeife in Brand setzte. „Haben wird ihn keiner wollen, und sieden und braten könnt Ihr ihn nicht. Am besten, Ihr tragt den kleinen Bündel einstweilen zur Hebamme. Die soll ihn heute nacht behalten, und dann soll sich die Stadt einig werden, was mit ihm zu machen ist.“

„Ah was! Werden schon sehen! Nur kalt Blut und warme Unterhosen.“

Das Kindchen war nach einigem Lutschen eingeschlafen.

Der Schneider nahm es vorsichtig auf den Arm. Er sah es an, und das hilflose Wesen, das da so roh in die Welt hinausgestoßen war, erfüllte ihn mit großem Erbarmen. „Lebet wohl, Schiffer=Max! Ich dank' Euch!“

„Nichts zu danken, Schneider! Macht Euch nicht zu viel Unmuß mit der Kreatur!“

Der Bohnert-Franz schritt schnell und geräuschlos über das Floß, das hart ans Land stieß. Dann lief er mit seinem Fund, als ob er gestohlen hätte, der Stadt zu.

**Eintritt eines Erdenbürgers in die weitere Lebensgemeinschaft und allerlei Streitigkeiten, die es dabei gibt**

Der also ausgesetzte und aufgefundene Weltbürger — es war nämlich ein Knäblein — schien nicht für gar zu viel Gutes bestimmt. Denn schon sein Eintritt in die weitere Welt brachte Streit und Ärgernis.

Das Nähere hierüber vernahm das Nebenzimmer des Gasthauses „Zum Bären" am Sonntagnachmittag nach dieser Nacht. Dort hatten sich der Bürgermeister, der Ratsschreiber — ein unersättlicher Spieler, eigensinniger Streithans und Spaßmacher —, der Amtsrichter und der Waisenhausverwalter zum Spiel gesetzt. Sie spielten Sonntags immer ein „Dertele", ein nicht gerade sehr geistvolles, aber bei dem hier üblichen Raffinement höchst verzwicktes Spiel, mit dessen Schilderung wir den geneigten Leser nicht aufhalten wollen. Zwischenhinein wurde die bereits in der Stadt ruchbar gewordene Mär verhandelt, daß der Bohnert-Franz ein ausgesetztes Kind männlichen Geschlechts gefunden und daß er es bei sich aufgenommen habe.

„Der dumm' Kog," brummte der Waisenhausverwalter — er stammte aus der Seegegend — „der dumm' Kog hätt' auch was G'scheiteres finden können. Wir nehmen ihn nicht, den Balg. All Teufelszeug und Schandgeburt könnte man aufnehmen. Merci! Ich bin dafür, wir setzen das zarte Wesen wieder in den Kahn und lassen's weitertreiben zu den Ottendörfern. Die dürfen auch mal was Hübsches haben. Denen gönn' ich's!"

Das war nun zwar für einen Waisenhausvater nicht eben sehr christlich gesprochen. Allein seine Meinung fand die Billigung des Bürgermeisters und des Ratsschreibers.

Der Ratsschreiber, der sein Kartenspiel mit allerlei Sprüchlein zu verzieren pflegte, rief eben, da er den Herzbuben spielte: „Herzhaft sind meine Buben. Sie können schon laufen." Dann fügte er hinzu: „Das Kind geht uns gar nichts an. Das ist noch im Wasser der Oberweidentäler gefunden worden. Die Wassergrenze geht bis zur Schwallung." Damit meinte er die Schleuse. „Also geht uns der famose Fund gar nichts an. Ich, meine Herren, schlage vor: wir machen aus dem Bankert ein nettes Paket und schicken's dem Bürgermeister in Oberweidental. Darauf schreiben wir: Dem Oberweidentäler Bürgermeister in Anerkennung seiner Verdienste um die Volksvermehrung."

Der Waisenhausvater und der Amtsrichter lachten. Denn es war bekannt, daß der Oberweidentäler Bürgermeister so eine Art von Dorf-Don-Juan war.

Der Bürgermeister aber von Hinterpappelbach, der die allgemeine Standeswürde durch solche Späße gefährdet sah, sagte mit gerunzelter Stirn: „Ratsschreiber, menagieret Euch und habt kein so böses Maul!"

„Übrigens," mischte sich der Amtsrichter ins Gespräch, „die Sache liegt gar nicht so einfach, meine Herren." Er liebte es, den Machthabern der Stadt Angst einzujagen. Dies war ihm eine kleine Entschädigung dafür, daß er ab und zu mit ihnen verkehren mußte.

„Greiz, Schleiz, Lobenstein!" rief der Ratsschreiber, indem er den Piklönig ausspielte. Darauf nahm er den Stich zu sich und fragte gereizt: „Warum liegt die Sache nicht einfach?"

„Weil die Oberweidentäler sagen werden, das Kind sei an unserer Schleuse gelegen. Zum mindesten gibt es einen Vergleich. Beide Gemeinden müssen für das Kind aufkommen."

„Eckensteine führ' ich keine, denn der Nutzen ist zu kleine!" sagte der Ratsschreiber mit schriller Stimme. Dann beeilte er sich, höhnisch zu lachen: „Wenn wir so Dappel wären, gehörten wir geprügelt."

„Na, sehen Sie nur zu! Das kann ein ganz interessanter Fall werden."

Der Bürgermeister sah grimmig auf seine Karten. Alles, was seine Seelenruhe zu stören drohte, erfüllte ihn mit größtem Unbehagen.

Der Amtsrichter aber freute sich des Erfolges seiner Worte. Dann fragte er nachlässig: „Und wo befindet sich dieser ungebetene Gast zurzeit?"

„Bei seinem Finder, dem Schneider-Bohnert. Ich habe die Hebamme hingeschickt; soll's holen und einstweilen in Verwahr nehmen. Aber er hat gesagt: er wolle es morgen selbst aufs Bürgermeisteramt bringen. Er ist ganz närrisch mit der Kreatur. Er will erst Gewißheit haben, daß es gut untergebracht wird."

„Das sieht ihm ähnlich, dem alten Esel!" brummte der Bürgermeister.

„So laßt es ihm doch!" meinte der Waisenhausvater, seine breiten Nasenlöcher mit einer Prise versorgend. „Ich balg' mich nicht drum. Von mir aus kann er's ganz behalten!"

„Mir auch gut!"

„Und mir!"

So klang es unisono aus des Bürgermeisters und des Ratsschreibers Mund.

„Sachte, meine Herren! So geht die Sache nicht! Das wissen Sie selbst. Zunächst müssen Erhebungen wegen der Mutter und dem eventuellen Vater angestellt werden. Ergibt sich dann keine haftpflichtige Person, so ist zu erwägen, was mit dem Kind zu beginnen. Käme also die Unterhaltungspflicht der beiderseitigen Gemeinden in Frage. Dann erst, wenn diese Frage geregelt ist, kann dem Schneider-Bohnert das Kind überlassen bleiben gegen eine Vergütung seitens der Gemeinde."

„Und bis dahin?" fragte der Ratsschreiber gereizt. „Sollen wir den Balg füttern auf gut Glück?"

„Ja, da wird wohl nichts übrigbleiben, als die Gemeinde tut es einstweilen zu einer erbötigen Frau, etwa zur Hebamme Böhrlein."

„Wenn aber der Bohnert-Franz das Kind nicht herausgibt!"

„Das möchten wir auf die Probe ankommen lassen!" sagte der Amtsrichter mit etwas höherem Tone, von oben herab. „Bis jetzt hat er das Kind ganz zu Unrecht. Hätte nicht übel Lust, mit dem alten Revoluzzer ein Wörtlein zu reden." Er war erst vor kurzem ins Städtlein gekommen, jung und schneidig, und der Bohnert-Franz kam ihm „hinreichend" verdächtig vor.

„Mit dem werden Sie doch nicht fertig, Herr Amtsrichter!" sagte der Waisenhausvater, die Karten mischend.

„Geh's, wie's will, wir jedenfalls unterhalten den Balg nicht!" schloß der Bürgermeister und goß wohlgefällig einen Kirsch in seinen schwarzen Kaffee.

Der Amtsrichter lächelte vor sich hin.

Der Ratsschreiber aber schwang die Karte in einem hoch ansteigenden Bogen, ehe er sie ausspielte. Dann rief er: „Heraus mit den wilden Katzen! Bürgermeister, gebet acht! Jetzt geht's um die Wurst!" Dann bekräftigte er: „Nein, wir verhalten ihn nicht! Nicht um ein rotes Öchsle!"

**Tiefsinnige Betrachtungen des Bohnert-Franz und eine Gefahr, die am Horizont erscheint**

Zur selben Stunde lag der so umstrittene Weltbürger im großen Himmelbett des Schneiders, hatte einen Schlozer aus Kandiszucker im Mund — der, den er des Nachts gehabt hatte, war zu des Schneiders Entrüstung mit Magsamen (Mohnsamen) gefüllt gewesen —, spielte mit den Händchen an einem kleinen Schellchen, das der Schneider in aller Eile aufgetrieben hatte, und sah mit großen runden ruhigen Augen gleichmäßig in die Welt. Oder vielmehr, da annoch sein Gesichtsfeld beschränkt war, an den Betthimmel hinauf, zwischen dessen Vorhängen zuweilen des Schneiders Gesicht erschien, um dieses seltsame Geschenk der Vorsehung nachdenklich und gerührt zu betrachten.

Der Schneider hatte nie Kinder gehabt. Er hatte wohl kleine Kinder zuweilen auf dem Arm geschwenkt, aber nicht länger höchstens, als man schnell ein Vaterunser oder Ave Maria betet. Nun lag da ein Kindlein, als hätt' es ihm ein eigenes Weib geboren, und so merkwürdig er sich dabei auch vorkam, so selbstverständlich erschien es ihm. So, als könne das gar nicht anders sein! Als sei das Kind nun hier und müsse hier bleiben. Hier bleiben? Aber wie? Was sollte er mit einem Säugling anfangen? Bei dem Gedanken aber, er solle es fortgeben, daß es auf Gemeindekosten verhalten werde, bebte ihm das Herz. Denn wie diese Kinder erhalten wurden, und was für Leuten man sie überantwortete, das wußte er nur zu gut. Die Ortsbehörde zahlte zwanzig, wenn's hoch kam, fünfundzwanzig Gulden im Jahr. Da kamen auf den Monat zwei Gulden und auf den Tag vier Kreuzer. Dabei wollten aber die Pflegeeltern noch ein Geschäft machen. Später würde man den Findling ins Waisenhaus bringen, und dort — ja du Gott, dort war es nicht übermäßig viel besser. Auch da würde man kurz Federlesens mit ihm machen. Ausgestoßene und Elende waren und blieben sie. Nein, so durfte das Leben des Kindes nicht werden, das den Schneider, wie ihn dünkte, so vertrauensvoll ansah.

Der Bohnert-Franz hatte bei all seiner Bramarbasiererei ein viel zu weiches Herz, um dies geschehen zu lassen. Darum hatte er sich vorgenommen, selbst mit dem Kind zum Bürgermeister zu gehen und zu sorgen.

daß es zu ordentlichen Leuten käme. Und wenn er selbst etwas dazugeben müßte.

Mit diesen Betrachtungen und diesem Entschluß verknüpfte der philosophierende Schneider allerlei Betrachtungen sozialer Natur. Wenn er etwas zu sagen hätte „im Staate Dänemark", so dürfte kein Zweifel sein, daß für die unehelichen Kinder gerade so gut gesorgt werden müsse wie für die ehelichen. Wachsen nicht die Blumen im Felde auch und werden groß und schön, und man kennt nicht Mutter und Vater? Ja, sie sind oft schöner und liebreizender als die in richtiger, wohlbezeugter und geordneter Ehe hervorgebrachten Gartenblumen. Er spann dann seine Gedanken weiter und gelangte bis zu den Kometen, diesen unruhigen Bewohnern des Himmels. Gewiß waren diese auch unehelich, außer der natürlichen Ordnung der Dinge gezeugte Himmelswesen. Darum sprangen sie so wild im Weltraum herum; man hatte sie vernachlässigt oder die Nase über sie gerümpft, und diese Ausgestoßenen wurden nun zu den Revolutionären des Himmels. Ordnung muß sein! dachte der Schneider. Aber alles in der Ordnung muß Vernunft haben. Und so seltsam und ungereimt es ihm im Großen dünkte, diese Kometen durch Ausstoßung aus der natürlichen Bahn zu Irrsternen zu machen, so unvernünftig dünkte es ihn im Kleinen, ein Kind von vornherein zu einem Wesen niederer Art zu machen, nur weil es nicht in richtiger Ehe gezeugt ist. Den Schlußstein dieses seines Gedankengebäudes setzte er mit dem Satze: nur eine richtige wohlgeordnete Volksherrschaft kann da helfen. Gleiches Recht für alle! Hoch die Demokratie! Hoch die Republik!

Er war während dieser ziemlich krausen Gedankengänge so ins Feuer geraten, daß er gar nicht merkte, wie er mit einem Male laut dachte, und daß die ehrsame Frau Anastasia Zäpfel, kurzab die Zäpfel-Stas genannt, schon eine Weile auf der Türschwelle stand und seinen Perorationen erstaunt zuhörte.

Die Zäpfel-Stas war eine stramme Wittib in den besten Jahren. Ihr Mann war Säger gewesen, hatte durch einen unaufgeklärten Zufall den Kopf in die Kreissäge gebracht und so einen fürchterlichen Tod erlitten. Nun war sie seit fünf Jahren ledig, Kinder hatte sie keine, und so war es ihr öde geworden, und sie trachtete gar sehr nach den süßen Banden Hymens. Denn so eifrig sie sich die Zeit durch eine unermüdliche und ziemlich gefürchtete Geschwätzigkeit zu vertreiben suchte, der Tag hatte vierundzwanzig Stunden, und die konnte man beim besten Willen nicht alle verschwätzen. Und wenn sie des Nachts erwachte und an ihren Florian dachte, dann ward ihr weh ums Herz, daß sie so frischen, rüstigen Leibes und ohne Nachkommen einst dahinscheiden solle. Daher waren sämtliche Junggesellen älteren Datums und die Witwer erst recht auf der Hut vor ihr. Denn der Florian hatte nie so übermäßig glücklich dreingesehen. Böse Zungen behaupteten sogar, er habe den Kopf nicht ohne Ursache in die Kreissäge gebracht. Sie ist eine Donnersscharfe! sagten die, so sie sich zu Opfern ihrer Heiratspläne erkoren hatte, und gingen ihr aus dem Weg oder bekreuzten sich, wenn sie frommer Natur waren.

Nun hatte die Zäpfel-Stas einen guten und, wie ihr dünkte, auch sicheren Weg zum Herzen eines Mannes gefunden. Der Bohnert-Franz war in seiner Not mit dem Kinde bei einigen Nachbarinnen gewesen. Aber er hatte kein Glück gehabt. Die eine sagte: der Gemeinderat müsse dafür sorgen, nebst dem schon öfters wiederholten Spruch: er solle es zur Hebamme tragen. Eine zweite meinte: das dürfe sie ihrem Manne nicht antun, daß sie ein Schandkind ins Haus nehme, auch nicht für eine Stunde; oder selbst, daß sie sich damit abgäbe. Wieder eine dritte meinte: das würde der Herr Pfarrer ihr schlimm anrechnen. Schweren Herzens war der Bohnert-Franz zu der Anastasia Zäpfel gegangen. Die hatte sich denn nach anfänglicher Ziererei bereit erklärt, das Kind, solange es bei dem Schneider bliebe, zu versorgen. Aber nicht wegen des Kindes, denn solcherlei Kinder seien doch meistens nicht eben viel wert, sondern weil er, der Schneider, ein so gutes Herz habe, und weil sie, am besten sie, gar wohl begreifen könne, daß ein Mann wie er sich nach Kind und Weib sehne und an so einem Bündel, so unsauber auch seine Herkunft sein möge, seine Freude habe. Doch solle er bei diesem Anlaß ernstlich bedenken, wie viel besser er es haben könne, und recht mit sich zu Rate gehen. Auch ihm würde noch ein Glück erblühen, und es sei noch nicht aller Tage Abend. Man solle nie die Flinte

ins Korn werfen, und mancher Acker, der brach gelegen sei, könne noch Frucht tragen. Man sage: einmal sei keinmal, und das sei wohlgesprochen. Das zweitemal schmecke oft besser als das erstemal.

Bei solcherlei Reden sah sie ihn mit ihren graublauen, fast wimperlosen Augen zärtlich und herrisch zugleich an, lächelte honigsüß mit den dünnen Lippen, drückte ihm die Hand, daß er schier geschrien hätte, und neigte ihre dralle Gestalt nahe zu ihm hin, als wolle sie schon jetzt Besitz von ihm ergreifen. Dem guten Schneiderlein ward bei ihren Worten und noch mehr bei ihrem Gebaren himmelangst, und er fühlte ein übers andere Mal ein heimlich Grauen über den dürren Buckel rieseln wie ein kaltes Bächlein. Aber Not brach Eisen. Zur Hebamme wollte er das Kind um keinen Preis tragen, denn dann fürchtete er sich seines Rechtes an dem Kinde zu begeben, das er sich seiner Meinung als Finder zumal unter so schwierigen Umständen erworben zu haben glaubte. Also mußte er die hilfreiche Hand der Wittib ergreifen, obgleich er dies mit einem ähnlichen Gefühl tat, wie es der Doktor Faust getan haben mochte, als er dem Teufel die Hand in seine dürre Pratze legte.

Die Zäpfel-Stas kam also und legte sofort sehr ungeniert Beschlag auf das Hauswesen des Bohnert-Franz. Sie tat ganz, als ob sie zu Hause wäre, und es fehlte nur, daß sie übernachtete. Sie spekulierte und spionierte überall herum, in den Kammern, in der Werkstatt, in der Küche, im Keller, auf dem Speicher, im Garten und im Schuppen, und wie sie das alles sah, dünkte es ihr gut, dazusein und als Frau Schneiderin zu schalten und zu walten. In aller Eile hatte sie sogar die Entdeckung gemacht, daß der Bohnert-Franz verbotene Schriften aus der Revolutionszeit aufbewahrt hatte, daß über seinem Bett eine Flinte und zwei Pulverhörner hingen, und daß an der anderen Wand ein Bild von Hecker und ein Heckerhut mit einer gewaltig großen Hahnenfeder Platz gefunden hatten.

Nun stand denn besagte Wittib in der Tür und sagte: „Was für grausliche Reden Ihr führet, Bohnert-Schneider! Wenn das der Burgermeister oder der Amtsrichter hörete! Hei, da hätt' Euch kein gutes Stündlein geschlagen! Aber habet keine Angst, daß ich schwätze. Beileibe nicht! Werde den liebsten Menschen, den ich habe, ins Unglück bringen. Aber Ihr müßt Euch doch in Achtung nehmen! Bei mir ist's ja, als ob ihr's zu Euch selbst gesagt hättet. Aber wenn's ein anderer —" Und sie machte eine nicht mißzuverstehende Gebärde.

Der Schneider ward blaß. Er hatte keinen Alten getrunken, sondern war glockennüchtern, und vor des Weibes Zunge da fürchtete er sich. „Habt Ihr was gehört, Zäpfel-Stas?"

„Gehört? Ihr schreiet ja wie der Ausrufer auf der Straß'. Meint Ihr, die Leut' sind taub? Auch müsset Ihr etwas vorsichtiger mit Euren Büchern und Schriften sein! Nicht so Revoluzzenbücher herumliegen lassen, daß Hinz und Kunz sie begucken kann. Ihr wißt, wie gefährlich es ist, derlei zu haben!"

Der Schneider wurde noch bleicher. Er wußte wohl, daß man die Bücher nicht haben durfte. Aber niemand kam in seine Philosophenstube im Giebel, wo er sich an der „großen Vergangenheit" ergötzte, las, dachte, flötete und sang. Nun hatte das Teufelsweib, nur daß er eine halbe Stunde außer Hause war, alle seine Geheimnisse aufgestöbert.

Als die Stas sah, daß der Schneider, ohne ein Sterbenswörtchen zu finden, dastand, da trat sie etwas näher und sagte zutraulich: „Ei, so schlimm ist das nicht. Bei mir ist's zum einen Ohr hinein und zum anderen hinaus. Ich bin stumm wie das Grab. Und wenn man erst bedenkt, wie uns der liebe Gott so seltsam zusammengeführt hat in derselben Sorge — ja —" Sie wischte sich mit dem Zipfel des Rockes die Augen. „Schneider-Bohnert, wie ich Euch so sehe — da — da ist mir's, als — als säh' ich leibhaft meinen ersten Mann vor mir stehen. Akkurat so sanft und gut war er. Glaubt Ihr, ich ließ' Euch nur ein Härchen krümmen? Wo so eine Gemeinschaft besteht. Was Ihr wißt, weiß ich. Und was ich weiß, sollt Ihr wissen! Und keiner soll da die Nase hineinstecken, vom Bettelvogt bis zum Großherzog. Ist's nicht so?"

Der liebe Gott — seltsam zusammengeführt — erster Mann — Gemeinschaft —

Der Bohnert-Franz hörte nur diese Worte aus dem Redeschwall der Wittib, wie ein Ertrinkender noch unzusammenhängende Worte

vernimmt. Es brauste ihm in den Ohren, und vor den Augen ward es ihm grün und gelb. Unwillkürlich streckte er die Hand aus wie zur Abwehr.

„Nun, ich beiß' nicht und hab' auch noch keins aufgefressen!" sagte gekränkt die Witwe. „Ihr Männer bildet Euch gleich was ein! Hahaha!" Sie lachte ziemlich gekünstelt. „Zehne wie Euch könnt' ich haben. Jeden Tag. Aber ich hab' gar kein Verlangen nach Heiraten und so dummem Zeug. Ehestand — Wehestand. Ledig sein ist auch schön, und ein neuer Schuh drückt einen leicht. Es war nur, weil Ihr meinem Seligen so gleicht. Und weil ich Mitleid mit Euch hab'." Damit wandte sie sich dem Kinde zu, das kläglich zu schreien anfing. „Ei, du Bürschlein," sagte sie, ihn aufbindend, „du brauchst nicht so zu schreien! Sei froh, daß man sich um dich kümmert! Ja, ja, ja!" Sie hob das Kindlein hoch, machte es sauber und bütschelte es wieder ein. Dann setzte sie sich ans Bett, als ob sie dort hingehöre.

Der Schneider war mit einem hörbaren Seufzer fortgeschlichen.

**Wie der Bohnert-Franz und die Zäpfel-Stas mit dem Findling zum Bürgermeister gehen, und was sich dann ereignet**

Der nächste Tag war ein milder, aber trüber Regentag. Das Städtlein dampfte von milchigem Dunst. An den bläulichen Bergen zogen weiße seltsame Wolkenfetzen. Die Blüten an den Bäumen und in den Gärten hingen voll von Wasser. In der Stadt schien alles Leben etwas Schläferndes, in sich Versunkenes zu haben. Das Fallen und Rinnen der Tropfen, die dunstige Luft, der nasse Boden dämpften die Geräusche ab. Sie kamen verloren, wie aus der Ferne: ein Hammerschlag aus der Schmiede, das Schnurren der großen Kreissäge, das Klopfen des Schusters, der bei offenem Fenster arbeitete, das Rufen der Flößer, das Mauern an einem Neubau und die Kommandoworte des Poliers, das Geräusch beim Holzabladen vor dem „Bären", das Bellen der Hunde, das Klappern der Hufe und das Rasseln der Wagen, die Schritte der Menschen, alles schien wie unter einer Oberfläche des Schweigens dumpfer und leiser sich zu regen. Nur das Wiehern der Pferde, die dampften von Feuchtigkeit, sprengte diesen Bann. Waren so die Geräusche in ihrer Lebenskraft gebunden und gehemmt, so entfalteten sich um so kräftiger die Gerüche. Die nassen Blumen, das nasse Laub, die nasse Baumrinde vereinigten sich zu einem fast berauschenden Duftgemisch, mit dem nur der frische herbe Geruch all der vielen in der Sägemühle und auf dem Flusse lagernden Hölzer streiten konnte. Der Regen drückte den Rauch herab, und der Geruch dieses Rauches mischte sich mit den anderen Gerüchen. Es lag eine Poesie der Heimlichkeit in diesem wie von Schlaf ergriffenen Städtchen, das in einer Wolke von Rauch und Dunst zwischen den schläfrigen halbverhüllten Bergen wie verloren, vergessen, versunken dalag. Es war in der Stimmung des Ganzen etwas von dem Augenblick, da im Märchen alles Leben aufhört, von der geheimnisvollen Zaubermacht eingeschläfert. Und das Schlaflied dazu war das eintönige Rieseln und Rinnen des Regens.

Nun kam der Polizeidiener Schirrmayer, eigentlich hieß man ihn den Maurer-Wilhelm, die Straße herab, in jenem selbstbewußt-feierlichen Schritt, den Ordnungspersonen in solchen Städtchen an sich zu haben pflegen. Er trug seinen krummen Säbel an dem Bandelier über dem alten, verschabten Rock mit großer Würde. Ebenso verschabt war die Dienstkappe. Auch das Gesicht darunter war verwittert und verwettert. Es war graugrün wie ein alter Meilenstein an der Landstraße. Als das Moos darauf konnte man sich allenfalls die grauen borstigen Bartstoppeln vorstellen. Auf den dürren Backen zeigte sich ein schwaches Rot, das bei der mächtigen Kartoffelnase in ein leuchtendes, farbensattes Rotblau überging. Die kleinen wasserblauen Äuglein waren voller Strenge. Ihnen war ja die wichtige Pflicht zuerteilt, über das Heil und die Sicherheit gesetzlicher Zustände in Hinterpappelbach zu wachen. Besagter Schirrmayer, der im übrigen grimmiger aussah, als er in Wirklichkeit war, trug in der linken Hand eine Anzahl Papiere, mit der rechten hielt er die Ortsschelle, denn er war zugleich der Ausscheller. Er stellte sich auf den freien Platz vor dem „Bären", neben den alten Bernhardusbrunnen, auf dem der heilige Bernhard, eine Bibel in der Hand, die Stadt segnete, räusperte sich, spuckte aus, sah stillegebietend um sich, hielt sich die Papiere vor die Nase und

schellte dreimal kurz, indem er die rechte Hand hochhob und fallen ließ, was einen heiseren Ton der Schelle hervorrief, der blechern erklang und sofort verstummte, als empfinde die Schelle die Wichtigkeit und die Pflicht, ihre Töne nicht unnütz zu vergeuden, und zugleich die Gemessenheit und Kürze ihres Herrn. Dann begann er mit heiserer, schwerverständlicher, etwas unwilliger Stimme vorzulesen: „Hiermit wird bekanntgemacht, daß aus dem Nachlaß des Borromäus Höfele, dahier, in der Behausung des Verstorbenen der Erbteilung halb nachbeschriebene Fahrnisgegenstände gegen Barzahlung von Mittwoch, 29. Mai, acht Uhr morgens ab versteigert werden, als da sind: Mannskleider, ein aufgerüstetes Bett und Weißzeug, ein Kanapee, ein Fruchttrog, ein aufgerüsteter Wagen, eine Kinderwiege, ein Kuhgeschirr, sechs gut erhaltene Fässer, ein Jauchefaß, ein Rasierzeug, allerlei Küchenrat, eine Standuhr mit Glasglocke, eine großträchtige Kuh, zwei Geißen und verschiedener anderer Hausrat."

Es hatten sich unterdessen an den Fenstern verschiedene Köpfe gezeigt. Man lauschte und mußte freilich aufmerksam zuhören und mit der Verkündigungsweise des Ausschellers wohl vertraut sein, um die eintönig heruntergehaspelten Worte zu verstehen.

Der Schuster-Anton, der mit breiten Armen hemdsärmelig im Fenster lag, mußte sie gleichwohl verstanden haben, denn er rief lachend herüber: „Für sechs Batzen Allerlei! Das kannst selbst behalten, Maurer-Wilhelm!"

„Schuster-Anton, unterbrecht nicht die Obrigkeit!" entgegnete der Ausrufer würdevoll. Dann hob und senkte er wieder dreimal den Arm, die Schelle ertönte blechern, und der Ausscheller begann von neuem: „Es wird ferner bekanntgemacht, daß auf der Straße zwischen Hinterpappelbach und Oberweidental eine Peitsche, eine Schildkappe und ein Wagenkissen gefunden worden sind, als welche Gegenstände bei mir abgeholt werden können."

„Da muß einer einen schönen Rausch gehabt haben!" sagte der Bärenwirt zum Ratsschreiber. Sie standen beide, der Bärenwirt in Hemdsärmeln, auf der zweiseitigen Treppe, die zum „Bären" hinaufführte.

„Kann schon sein, daß es der Lustinger-Michel war. Der hat so einen Sarras gehabt, wie er am Sonntagabend heimgefahren ist."

Der Ausscheller verkündete noch allerlei Dinge, die wir dem geneigten Leser lieber verschweigen wollen. Dann schickte er sich an, in den „Bären" zu gehen, um sich mit einer Wurst und einem Glas Neuen zu stärken, als er durch einen Ausruf des Ratsschreibers bewogen wurde, seine Blicke nach der Richtung des Bernhardusbrunnens zu lenken.

„Kruzifixitürkenmohrenelement!" sagte der Ratsschreiber.

Die Straße herab kam ein merkwürdiger Zug.

Voraus der Bohnert-Franz im Staatsfrack, den Zylinder auf dem Kopf. Dann die Zäpfel-Stas, ebenfalls fein herausgeputzt. Die Zäpfel-Stas hatte etwas auf dem Arm, das verzweifelt einem Wickelkind ähnlich sah. Hinterdrein eine Anzahl Buben und Mädchen, die aus Leibeskräften schrien: „Hurra, zum Schneider-Bohnert ist der Klapperstorch kommen!" Und einige sangen:

Storch, Storch, Storchebein,
Bring' mir ein Brüderlein!

Die Fenster, die sich inmittelst wieder geschlossen hatten, gingen rasch auf, und ein Dutzend und mehr Köpfe betrachteten sich lachend das seltsame Schauspiel.

Die Zäpfel-Stas sagte halb zornig zum Schneider: „Ich hab's Euch gleich gesagt, wie's kommt. Wären wir nur durchs Bärengäßle gangen!"

„Kein' Ursach'! Hab' nix zu verbergen!" erwiderte der Bohnert-Franz. „Nur kalt Blut und warme Unterhosen! Im Dienste der Humorität" — er wollte Humanität sagen — „ist nichts zu viel. Lasset die Narren lachen, bis sie genug haben."

Dieweil waren sie bis an den „Bären" gekommen.

Zum Fenster heraus schaute der Bürgermeister, der da eben seinen Morgenschoppen hielt. Er war voller Verdruß, erstens wegen des Auflaufs und Geschreies, zweitens, weil ihm sein Schweinernes kalt zu werden drohte, drittens, weil er den Schneider mit dem Findling kommen sah. Gleichzeitig wunderte er sich über das Weibsbild, das der Schneider bei sich hatte. „Was ist das für eine Gickelfanzerei!" murrte er vor sich hin. „Will der Bohnert die Stas heiraten? Da ist er an die Recht' kommen. Zuzutrauen wär's dem alten Esel." Dann rief er

laut zum Polizeidiener Schirrmayer hinaus: „Maurer-Wilhelm, treibet die Lausbuben auseinander! Es ist eine Schand', daß Ihr solch einen Spektakel duldet!"

Der Schirrmayer hatte vor dem Bürgermeister keinen allzu großen Respekt. Er war mit ihm auf einer Schulbank gesessen. Er rief daher zurück: „Hab' sie nicht heißen schreien!" Dann aber gab er dem am vordersten Stehenden, der übrigens mit offenem Mund dastand und gar nicht schrie, weil nämlich die Zäpfel-Stas seine Tante war, eine gewaltige Ohrfeige, so daß er heulend den Backen hielt. „Da, du Lausbalg! Jetzt hast fürs Schreien! Auseinander ihr! Wer nicht 's Maul hält und heimgeht, spaziert ins Prison."

Die Zäpfel-Stas sah diese ungerechte Züchtigung. Sie gab dem Bohnert-Franz das Wickelkind in den Arm, dann sagte sie, die Arme in die Seiten stemmend: „Maurer-Wilhelm, Ihr seid jetzt doch der wüschtigst Mensch im ganzen Tal! Was hat Euch der Bub getan? Das ist Euer ganz Handwerk. Die nichts gemacht haben, verhaut Ihr. Und die Spitzbuben laßt Ihr laufen. Schämet Euch! Komm, Konrädle, mußt nicht heule!"

„Wilhelm, nimm dich vor der Stas in acht!" sagte der Bärenwirt lachend. „Die prügelt dich in ein Mausloch!"

Der Polizeidiener bemühte sich, verachtungsvoll auszusehen, was aber mehr komisch wirkte. Dann sagte er mit Nachdruck: „Zäpfel-Stas, Euer freches Maul kennt die ganze Stadt. Mit Euch hab' ich nix zu schaffen."

Nun mischte sich der Ratsschreiber ein. Er betrachtete spöttisch den Schneider-Bohnert, der mit Staatsfrack und Zylinder, das Wickelkind auf dem Arm, einem Taufpaten gleichsah. Dann sagte er: „Ei, da schlag' ein Gewitter in die Fechtschul'! Was habt Ihr da auf dem Arm, Bohnert? Ihr seid halt immer ein Aparter. Ihr geht aufs Standesamt und bringt 's Kind gleich mit! Das heiß' ich, bei Gott, kurzen Prozeß."

Der Schneider wurde dunkelrot. „Was Sie sagen!" erwiderte er. „Was Sie sagen! Von wegen dem ist keinerlei Besorgnis noch Ursach'. Komm nur in Sachen der höheren Humorität."

Die Zäpfel-Stas freute sich der Worte des Ratsschreibers. Sie gaben einen neuen Hebel für ihre Heiratspläne.

„Was wollt Ihr mit dem Kind?" fragte jetzt der Bürgermeister, der gedachte, die Sache gleich auf dem Fleck zu entscheiden.

Der Schneider trat etwas näher, dieweil die Zäpfel-Stas ihm den Findling abnahm. „Herr Bürgermeister, es ist Anzeige zu machen von einem wichtigen und gewissermaßen kriminellen Fund. Dieses Kind hier habe ich am Samstag an der Schleuse mutterseelenallein betroffen, als es fürchterlich schrie, da es vater- und mutterlos war und keinerlei Menschenwesen sich um es kümmerte. Ich hab' es mit nach Hause genommen und mit Lebensgefahr vom schmählichen Tod des Ersaufens gerettet."

„Hättet Ihr's gelassen, wo es war!" knurrte der Bürgermeister. „Und was sollen wir jetzt mit dem Balg anfangen? Wir schicken's den Oberweidentälern, wo's hergekommen ist. Die sollen dann gucken, wie sie mit dem Bankert fertig werden. Maurer-Wilhelm, nehmt den Bündel und tragt ihn zur Wasenmännin. Die soll es behalten, bis wir es nach Oberweidental schicken. Denn die müssen es verhalten, von Gottes und Rechtes wegen. In ihrer Gemarkung ist es gefunden worden." Damit schlug er das Fenster zu und beeilte sich, zu seinem Schweinernen zu kommen. Es war in der Tat kalt geworden, und er verzehrte es in verdrießlicher Laune.

Als der Schneider von der Wasenmännin hörte, geriet er in heftigen Schreck.

Die Wasenmännin war die Frau des Abdeckers, Schinders oder Wasenmeisters, wie man ihn hieß. Er bewohnte ein Haus am Waldrand, jenseits des Flusses. Er hatte allerlei Nebenbeschäftigungen. Er fing herrenlose Hunde ein, fütterte sie, bis sie abgeholt wurden, oder auch, wenn sie nicht abgeholt wurden und er sie auch nicht verkaufen konnte, schlachtete und aß er sie, wie der Volksmund behauptete. Er zähmte Vögel, deren er ganze Hecken hatte, Singvögel, Raben, Elstern, welch letztere im ganzen Hause herumliefen, so daß es den Hinterpappelbachern unheimlich war beim Wasenmann. Auch Hasen und Eichhörnchen hielt er. Daneben stopfte er meisterhaft aus. Seine Herkunft war dunkel. Er war zugewandert. Man munkelte: er habe wegen eines Verbrechens außer Land gehen müssen und sei dann bei der Fremdenlegion gestanden. In der Tat sprach er etwas Französisch. Er war ein kleiner, ver-

wachsener, aber sehniger Mann, häßlich, mit klugen, fast listigen Augen.

Die Wasenmännin war so häßlich wie er. Auch halbwegs als Hexe verrufen. Sie konnte das Vieh besprechen, wenn eine Kuh wenig Milch gab oder wenn sie schwer zum Kalben kam. Man sagte aber auch, daß sie an dem schuld sei, wo sie helfen sollte. Sie ging hausieren das Tal hinauf, das Tal hinab, nach der einen Seite ins Schwabenland, nach der anderen Seite ins Elsaß. Eigentlich war sie eine Schwäbin. Ihren Packen auf dem Buckel, konnte man sie oft durch die Dörfer ziehen sehen und ihr Hausiererlied singen hören:

I bin 's Krämer-Michels Weib.
Handle ist mei Zeitvertreib.
Kaufet Bändel, Borda, Spitza,
Zitz, Kotton zu Schürz und Mütza!
Wißt ihr, wo i her mi schreib':
I bin 's Krämer-Michels Weib.

Die beiden verdienten ein hübsches Stück Geld, wiewohl sie ärmlich, ja zerlumpt daherkamen. Sie hatten ein einziges Kind, ein Mädchen, gehabt. Das war aber eine Schlechte geworden, und niemand wußte, wo überall sie sich herumtrieb. Der Wasenmann wollte nichts von dem „liederlichen Mensch" wissen. Aber die Mutter sah sie ab und zu, trachtete sie abzubringen und kam dann gewöhnlich mit verheulten Augen heim.

Das waren also die Leute, zu denen das hilflose Findelkind gebracht werden sollte. Hier sollte es, wenn die Oberweidentäler es nicht wollten, seine Kindheit verbringen. Dieser zappelnde kleine Bursch, der den Schneider mit seinen runden Augen so zutraulich ansah, daß ein warmes Vatergefühl in ihm aufstieg. Wie viele frohe Stunden konnte er mit ihm haben, wenn der Bursch erst aufwuchs. Hier konnte er ein guter Junge, ein ehrlicher Mann werden. Und er hatte einen Stab und eine Stütze an ihm im Alter. Dort, im Schinderhaus, bei dem wüsten alten Weib — dem Schneider schauderte bei dem Gedanken —, was dort aus dem Buben gemacht werden würde! Aber wie sollte er, der Witwer, das Kind für die nächste Zeit aufziehen. Und die unheimliche Nähe der Zäpfel-Stas beklemmte ihn wie ein drohendes Schicksal. Er dachte noch mit Schaudern an seine erste Ehehälfte —

Aber was auch geschehen sollte — dahin durfte das Kind nicht gebracht werden. Das ging zu sehr gegen die „Humorität". Ach, hätten wir doch eine Republik! seufzte er innerlich. Da käme so was nicht vor!

„Kommet!" sagte er, nachdem er eine Zeitlang nachdenklich dagestanden war, mit einer gewissen Anstrengung zur Zäpfel-Stas und schickte sich an, die Wirtstreppe hinaufzusteigen.

„Wo wollt Ihr hin?" fragte der Maurer-Wilhelm alias Schirrmayer erstaunt.

„Zum Bürgermeister. Ich muß noch einmal mit ihm sprechen."

„Meinetwegen! So brauch' ich mich um den Balg nicht zu kümmern. Behaltet ihn! Wir wollen nichts von ihm. Von uns aus könnt Ihr ihn vergolden lassen."

„Schickt ihn dem Petrus!" rief der Schuster-Anton herüber. „Der braucht noch ein paar Engel zum himmlischen Konzert."

Ein allgemeines Gelächter belohnte ihn für seinen Witz.

In der Seele des Bohnert-Franz aber arbeitete ein großer Entschluß, so daß ihm die Schweißtropfen auf der Stirn standen.

Die „Humorität" riß ihn zu einer kühnen Tat hin, die ihn als einen wahrhaften Menschenfreund zeigte, aber noch viel Unruhe in sein harmloses Leben bringen sollte.

### Welchen Entschluß der Bohnert-Franz gefaßt hatte, und was für Folgen daraus entstanden

Drinnen in der Wirtsstube saß der Bürgermeister mit dem Ratsschreiber und dem Bärenwirt am Herrentisch, und der Bärenwirt las aus dem „Aachtaler Boten für Stadt und Land" eine Regierungsverordnung über die Zuchtfarrenhaltung vor. Der Bürgermeister kaute noch mit vollen Backen. So sah er denn sprachlos vor Kauen und Verwunderung den Bohnert-Franz und die Zäpfel-Stas mit dem Kindlein eintreten. Er wußte nicht, was sie von ihm wollten, nun einstweilen die ganze Sache doch klar war. Er hustete, verschluckte sich an einem Knöchelchen, so daß er blaurot wurde und der Ratsschreiber und der Bärenwirt ihm durch mächtige Faustschläge auf den Rücken ihre hilfreiche Teilnahme bezeugen mußten. Darob ergrimmte der Amtsgewaltige noch mehr. Er stand auf und brüllte den Bohnert-Franz an: „Malefizschneider, dem nie was recht ist, was wollt Ihr denn noch mit dem Bankert? Menagieret Euch jetzt, rat' ich Euch, und vexieret mich nicht weiter. Sonst könnt'

es kommen, daß Ihr abgeführt werdet ins Prison. Habt ohnehin noch allerlei auf der Kerbe."

„Lasset ihn reden, Bürgermeister!" meinte der Ratsschreiber. „Vielleicht will er uns aus der Schwulität helfen!"

„Wird was sein!" brummte der Bürgermeister.

„Na, so schießet los!" rief der Bärenwirt, an seinem Käppchen rückend, was immer ein Zeichen großer Neugierde bei ihm war. Er rief es wohlwollend, denn im Grunde konnte er den Schneider gut leiden. Er war ihm eine stete Zielscheibe seiner guten und schlechten Späße.

„Ja, das ist nun so!" sagte der Schneider erblassend und stockend. „Ich — es geht mir gegens Gemüt, daß das Kind zur Wasenmännin soll, sintemalen solches eine verrufene Person und dort kein schicklicher Aufenthalt für Kinder ist, was jedermann im Städtchen weiß. Und da ich gewissermaßen ein Recht darauf hab', auch was dazu sagen zu dürfen, dieweilen ich der Retter und Finder des Kindleins bin, so ist hiebei nichts von Anmaßung und Respektwidrigkeit zu finden, sondern nur wahrhafte Religion und Humorität, welches gehorsamst gesagt haben wollte."

„Was, Recht!" rief der Bürgermeister. „Dummes Zeug! Scherereien macht Ihr mir! Ihr seid und bleibt auch hier ein Stänker."

„Was Sie sagen!" entgegnete der Schneider so spitzig, als ihm seine Angst vor der Obrigkeit erlaubte. „Was Sie sagen, Herr Bürgermeister. Dem ist nicht so."

Nun gab die Zäpfel-Stas dem Bohnert-Franz einen Rippenstoß, daß er schweigen solle.

Aber der war noch nicht fertig und fuhr fort: „Sofern es Autorität betrifft und gesetzliche Ordnung, so ist eben das, was ich tun will, das Allerhöchste, was ein gebildeter Christenmensch tun kann, wenn ihm so was in Weg kommt."

„Was wollt Ihr denn tun?" fragte der Ratsschreiber langsam, während der Bärenwirt mit allen Fältchen in seinem Spitzbubengesicht zuckte. Denn jetzt mußte auf alle Fälle etwas ganz und gar Absurdes kommen. „Na, Mut!" ermunterte er den Schneider. „Es wird nicht den Kopf kosten."

„Insofern," fuhr der immer stockend fort, „als ich dem Kindlein nämlich den höchsten gesetzlichen Schutz angedeihen lassen will, was Wirkung haben soll, daß es kein Findelkind und Bankert bleiben, sondern ein gesetzliches Wesen und rechtmäßiger Mensch werden soll. Item: ich will das Kind adaptieren!"

„Adoptieren! wollt Ihr sagen," korrigierte ihn der Ratsschreiber.

Es war eine kurze Stille. Der Bärenwirt stand auf, lüpfte sein Käpplein, drückte dem Schneider die Hand und sagte: „Bohnert-Schneider, Ihr seid ein Schaute zwar, aber ein wahrhaftiger Ehrenmann. Allerhand Hochachtung!"

Der Bohnert-Franz glänzte bei diesen Worten förmlich auf. Seine Äuglein gingen schnell hin und her, und er atmete lebhaft. Dann sagte er nur: „Bärenwirt, das freut den alten Franz!"

„Ja," begann nun der Bürgermeister, „da wär' uns allen ja aus der Not geholfen. Aber — wie steht es mit der Fürsorge für den Balg — das Kind?" verbesserte er sich. „Es ist ja, glaub' ich, ein Bub'."

„Ein Bub'!" beeilte sich die Zäpfel-Stas zu sagen. „Ein runder, netter, gottiger Bub'! Seht ihn, wie er da liegt!" Sie redete das aber nur dem Schneider zuliebe. Denn im Grunde hatte sie für den Findling wenig übrig.

„Weiß der Henker!" sagte der Bärenwirt, den Säugling vergnügt musternd. „Wie ein Apfel. Schad', daß man nicht weiß, von welchem Stamm er gefallen ist! Und wie er einen anflitzt mit seinen schwarzen Donnersaugen! Schneider-Bohnert, so was hättet Ihr nie fertig gebracht!"

In diesem Augenblick fing das Büblein, da ihm der Schnuller entglitten war, mörderisch zu schreien an. Die Zäpfel-Stas schob ihm gleich den Lutscher wieder hinein, und es ward still.

Allein dem Bürgermeister graute vor Kindergeschrei. Und so beeilte er sich, die Sache zu Ende zu führen. „Bohnert! Wir wollen Euch das Kind einstweilen überlassen. Aber Ihr müsset Euch ausweisen, daß Ihr es auferziehen könnet. Nehmet Euch eine Haushälterin oder wie Ihr's machen wollt. Nur erweisen müsset Ihr, daß es gut erzogen wird. Wegen der Adoption kommt Ihr morgen aufs Rathaus. Der Ratsschreiber wird Euch darüber belehren, was zu tun ist."

„Na, da habt Ihr ihn denn!" sagte der Ratsschreiber lachend, indem er das Büblein

feierlich der Zäpfel-Stas aus den Armen nahm und es dem Schneider in die Arme legte, der es zärtlich ansah. „Jetzt wär's beste, Ihr tätet gleich heiraten!" fügte er mit einem schalkhaften Blick auf die Zäpfel-Stas hinzu. „Das Kind habt Ihr. Da müßt Ihr doch auch ein Weib dazu haben."

„Ja, bei Gott!" meinte der Bürgermeister, nun gleichfalls lachend. „Das wär' so übel nicht. Und eine, die Haar auf den Zähnen hat. Die Euch das Revoluzzen und Räsonieren abgewöhnt und sorgt, daß Ihr Samstags zeitig zu Bette geht!"

Der Bärenwirt kraute sich hinter den Ohren. Wenn er in den Apfel beißt, o weh! Da verlier' ich einen von meinen besten Samstagskunden! Da wird's kurz hergehn in Zukunft! Die tut ihm die Hand auf den Beutel!

Der Ratsschreiber, der selber übel beweibt und nicht der Meinung war, daß andere es besser haben sollten, gefiel sich in seiner Kupplerrolle. „Wisset, Bohnert-Schneider, wenn Ihr für die gute Erziehung des Kindes nicht Gewähr leisten könnt, so ist es Essig mit der Adoption. Dann können wir sie nicht befürworten, und dann wird sie nicht genehmigt. Dann seid Ihr am alten Fleck."

„Ja, das stimmt allerdings!" pflichtete der Bürgermeister bei. „Das stimmt."

„Und eine Haushälterin ist nichts Sicheres! Die kann davonlaufen oder das Kind schlecht behandeln oder es gar verhungern lassen. Solche Fälle hat es schon gegeben, nicht wahr, Bürgermeister?"

Der Bürgermeister nickte grinsend. Ihm machte die Sache allmählich Spaß.

Es war rührend, wie die beiden mit einem Male für das Wohl des Findlings besorgt waren.

Die Zäpfel-Stas sprach kein Wort. Wenn die Herren ihre Sache führten, brauchte sie nichts dabei zu tun. Das ging ja herrlich wie ein geschmierter Wagen. Es übertraf ihre kühnsten Erwartungen.

Dem Schneiderlein ward es heiß und kalt. Seine Hoffnung war bedroht. Er wußte nicht, was tun. Am Ende sollte er doch —? Furchtbarer Gedanke. Aber — was war zu machen? Das Kind wollte und mußte er haben!

Wahrlich, er befand sich in der schicksalsreichsten Lage seines Lebens. Nicht einmal, als bei dem Marsch nach Oberweidental die ersten Flintenschüsse gekracht hatten, damals, als er eiligst das Hasenpanier ergriffen hatte — nicht einmal da war er so in Angst gewesen. Wieder und stärker brach ihm der kalte Schweiß aus. Aber noch wehrte sich etwas in ihm.

Der Ratsschreiber aber und der Bürgermeister betrachteten ihn eine Weile, wie er mit dem Kind auf dem Arm dastand, blaß, angstvoll, mit niedergeschlagenen Augen. Und dies dünkte sie der köstlichste Witz seit langer Zeit, den Bohnert-Franz und die Zäpfel-Stas miteinander zu verheiraten. Auch der Bärenwirt schmunzelte.

„Sehet, Schneider-Bohnert," begann der Ratsschreiber wieder mit teuflischer Freude, „das Schicksal in Person hat Euch dirigiert. Erst hat es Euch das Kind finden lassen, und jetzt gibt's Euch wieder eine Frau. Da! Ihr selbst habt sie gebracht. Sie steht neben Euch, eine tüchtige, ehrenwerte, schaffige Person. Eine bessere könntet Ihr nicht finden. Es ist ohnehin nicht gut, daß der Mensch unbeweibt sei! So steht's in der Bibel. Ihr müsset wieder in Ordnung kommen, Bohnert-Franz! Ihr habt in den letzten Jahren so eine Art von Rouéleben geführt, das manches Mal zum Ärgernis geworden ist. Gehet in Euch! Nehmt die Zäpfel-Stas zur Frau und werdet ein zufriedener Staatsbürger! Die wird Euch auch das Revoluzzen abgewöhnen! Was meinet Ihr dazu, Zäpfel-Stas?"

Die Zäpfel-Stas schlug züchtig die Augen nieder. Sie drehte an ihrem Schurz. Sie errötete mit aller Kraft ihres Willens.

„Na, machet keine Umständ'!" half der Bürgermeister. „Der Bohnert ist ein Mann in den besten Jahren."

„Ja," hauchte die Zäpfel-Stas endlich, „ich hab' ja nimmer dran gedacht — gewißlich nimmer dran gedacht. Seit mein Seliger so grausam die Augen zugemacht hat —"

Sie tat, als ob sie nicht mehr weiter könne.

O du falsches, donnerfalsches Luder! Und du armer Schneider! dachte der Bärenwirt.

„Nur keine unnötige Rührung und falsche Scham!" sagte der Ratsschreiber. „Munter! Munter!"

„Ja, wenn's denn sein soll und der Franz will" — sie nannte ihn schon beim Vornamen — „so will ich halt — so will ich

nicht vor seinem Glück stehen. Obgleich ich wirklich und wahrhaftig nicht mehr dran gedacht hab'. Ich will ihm auch gern eine brave Frau und dem Kind eine gute Mutter sein! Das gelob' ich vor Gott und den elftausend heiligen Jungfrauen! Auch das Räsonieren und Revoluzzen will ich ihm abgewöhnen. Gründlich! Ich weiß schon, wo ich anfangen muß!" Das sagte sie mit starker Betonung, und der Schneider wußte nur zu wohl, was sie damit meinte und auf was sie anspielte.

Sein Schicksal hatte ihn am Kragen und ließ ihn nicht mehr aus. Das Weib war imstande, alles von den verbotenen Schriften und dem Heckerhut und dem Heckerbild auszuschwätzen. Und dann nahm man ihm zum mindesten das Kind mit dem Vorwand, er, ein Revoluzzer, könne es niemals erziehen. Er hatte sich aber schon so in diesen Gedanken hineingelebt, daß er nichts als eine trostlose Öde vor sich sah, wenn ihm das Kind genommen würde und er zeitlebens mit dem quälenden Gefühl herumgehen müßte, es verdorben und verkommen zu wissen.

Ja, der Apfel hatte zwei Seiten. Eine süße und eine gallige. Wollte er die süße, so mußte er auch die gallige essen. „In Gottes Namen!" sagte er leise. „So sei es denn!"

„Das klingt nicht sehr lustig!" sagte der Ratsschreiber. „Aber es wird schon werden! Da, Frau Mama, hier habt Ihr das Knäblein! Behütet es gut und macht uns keine Unehre!" Damit legte er der Zäpfel-Stas das Kind in die Arme. Und in diesem Hin- und Herwandern des Kindes lag schon die Zerrissenheit seines künftigen Lebens angedeutet. „Und jetzt, Bärenwirt, einen Liter Klingelberger! Wir wollen das Brautpaar hochleben lassen!"

Noch war der Tag nicht zu Ende, da wußte ganz Hinterpappelbach, daß der Schneider-Bohnert und die Zäpfel-Stas ein Paar geworden seien, und unter welch merkwürdigen Umständen. Und dieses dünkte männiglich als das beste Stück des Schneider-Bohnert, und seine Berühmtheit stieg bis zu den Höhen des Schwarzwaldtals und den Tiefen der Rheinniederung. Insbesondere die Junggesellen und Witwer des Städtchens rieben sich schmunzelnd die Hände. Nun war der Himmel Hinterpappelbachs wieder klar. Die drohende Wolke war geplatzt und hatte sich in das Haus des Bohnert-Franz ergossen.

— — — — — — — — — —

Es ward beschlossen, daß das Kind bis zur Heirat, die erst nach der genehmigten Adoption erfolgen sollte, bei der Zäpfel-Stas bleiben müsse, der Schneider es aber besuchen könne, wann er wolle. Der Schneider war's zufrieden. Er mußte wohl.

Als er am Abend dieses denkwürdigen Tages seufzend ins Bett stieg, fuhr er erschrocken zurück. Die Gesellen, die von der Aussicht auf die neue Meisterin nicht sehr entzückt waren, hatten ihm eine Strohpuppe ins Bett gelegt, und die hatte einen Besen in der Hand.

„Huh!" sagte der Schneider, dieweil er der Zukunft dachte. Dann aber warf er die Puppe hinaus und stieg ins Bett, indem er sich mit seiner Philosophie tröstete: „Ah was, kalt Blut und warme Unterhosen!" Dennoch war er aber froh, daß es noch nicht die Zäpfel-Stas war, die ihn erwartete.

— — — — — — — — — —

So kam denn der Bohnert-Franz in drei Tagen, von Samstag bis Montag, zu einem Kind und einer Frau. Etwas, das gewiß zu den seltenen Geschehnissen gerechnet werden darf.

Und noch merkwürdiger war, daß er erst zu einem Kind und dann zu einer Frau kam. Sonst pflegt das umgekehrt zu sein.

Im Grunde aber wunderte sich niemand darüber. Es war ja doch der Bohnert-Franz. Nur neugierig war man, wie sich dieses seltsame „Gespänn" nun verhalten würde.

### Allerlei Vorgeschmack der künftigen Ehefreuden des Bohnert-Franz

Ein französischer Dichter hat einmal ein Buch geschrieben: Die letzten Tage eines zum Tode Verurteilten. Der Bohnert-Franz hätte dazu einige wertvolle Beiträge liefern können. Denn er kam sich in den nächsten Wochen und Monaten nicht viel anders vor. Wenn er morgens in seinem Bett erwachte, einen Augenblick noch gewiegt von den flaumenweichen Flügeln des Schlafes, in jener lieblichen Empfindung, welche nur zögernd und unwillig dem tagwachen Bewußtsein Platz macht, dann fuhr ihm jählings wie eine eiskalte Hand die Erkenntnis über den Rücken, daß jetzt der gefürchtete Termin wieder um einen Tag näher rücke; wie der züngelnde Kopf einer Riesenschlange. Es war ihm wirklich ganz und gar wie einem, der bald gehenkt werden solle. Zuweilen

erwog er den Gedanken der Flucht. Fortgehen und das Kind mitnehmen! Aber wäre das nicht eine sträfliche Pflichtverletzung gegen das arme Kind gewesen? Wäre es nicht von neuem heimatlos geworden, da es doch eben erst eine Heimat und Menschenberechtigung gefunden hatte! Und hätte man ihm nicht das Kind alsobald wieder abgenommen?

So blieb er denn und duldete. Er fragte jeden Samstag auf dem Rathaus nach, ob das Adoptionsgesuch genehmigt sei, und als es genehmigt war, bat er den Bürgermeister und den Ratsschreiber inständigst, es noch eine Weile hintanzuhalten. Er sei noch nicht recht eingerichtet und dergleichen mehr. „Schneider-Bohnert, Ihr lügt!" sagte der Bürgermeister scharf. „Aber wir wollen Euch noch eine Gnadenfrist von vier Wochen zubilligen. Länger kann der gesetzlose Zustand nicht währen!" Da schlich er aufatmend fort.

In diesen letzten vier Wochen ward er, sofern dies möglich war, noch dürrer als vorher. Er schien beinahe nur noch ein Beistrich des breiten Satzes zu sein, den seine künftige Ehehälfte im Buche seines Lebens darstellte. Er seufzte, wenn er an die vergangene Zeit zurückdachte. Gleich in den ersten vierzehn Tagen bekam er die Vorläufer der künftigen Eheherrlichkeit zu spüren. Zwei Gesellen kündigten ihm, seine ältesten und besten, die besonders auf die bessere Kundschaft eingeschafft waren. Sie waren des Herumschnüffelns und Hineinschwätzens der Zäpfel-Stas satt geworden. Jeden Tag kam sie in die Schneiderstube, machte sich breit und wichtig, mahnte die Gesellen zur Arbeit, schwätzte von den hohen Löhnen und den schlechten Zeiten, und daß der Schneider-Bohnert viel, viel zu gut gegen sie sei. Zunächst schaffte sie, um mehr zu sparen, das „Nüne"-Essen und das Vesperbrot ab. Früher hatte es nur Freitags Bibbeleskäs gegeben, einen weißen weichen Käse mit gesottenen Kartoffeln dazu; an den anderen Tagen war immer eine Wurst oder ein Stück Speck auf den Tisch gekommen. Jetzt gab's Bibbeleskäs, Bibbeleskäs, Bibbeleskäs. Die künftige Meisterin behauptete: das sei gesünder als Fleisch. Das Fleisch treibe die Hitze im Körper und mache sündhafte Gedanken.

„Na, auf Euch nicht, Zäpfel-Stas!" hatte der Obergesell gesagt. „Wenn man Euch sieht, da möchte man das Heiraten für Lebenszeiten abschwören." Und dann hatte er, ungeachtet der flehenden Blicke des Schneiders und der entrüsteten der Zäpfel-Stas, davon gesprochen, daß er ein großes Verlangen danach habe, wieder einmal auf die „Walze" zu gehen. Und da er einen „Herzbruder" und Wandergesellen haben mußte, so beredete er auch den zweitältesten Gesellen zum Fortgehen.

Der Schneider bot ihnen heimlich mehr Lohn an. Aber es fruchtete nicht.

„Wißt Ihr, Meister," sagte der Obergeselle, „es könnte auf die Länge nicht guttun! Bei Euch ist's was anderes. Ihr habt sie gewollt, und so müsset Ihr sie in christlicher Geduld tragen, komm's wie's wöll. Es werden Euch auch gewißlich dereinst am Fegefeuer ein paar Jährlein abgerechnet werden. Aber wir sind freie Leut' und brauchen nicht Bettelvogts Diener zu machen. Die Meisterin wär' gut für d'Höll. Die könnt' dem Teufel die Hosen anmessen, und er tät sein stille halten. Aber für uns ist sie zu hitzig. Wir möchten nit gern in Brand kommen."

Und so standen denn eines Tages die beiden vor dem betrübten Meister, die Hosen in den Stiefeln, die Felleisen auf dem Buckel und jeder eine Rose und ein Gelbveigelein im Knopfloch. Dazu den Ziegenhainer in der Hand. „Adjes, Meister! Es tut doch gut, wieder einmal die Knochen zu vertreten. Man wird sonst steif wie ein Bohnenstecken. Und nix für ungut! Wir waren gern bei Euch. Aber es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond! Der Krieg muß den Frieden vertreiben. Im Kriege wird keiner verschont. Ihr habt den Krieg gewollt. Wir sind für den Frieden. Wenn's Euch aber einmal zu heiß wird bei der Meisterin, so nehmt die Schlappen und zieht in die Welt, so weit der Himmel blau ist! Und wollt Ihr einmal etwas von mir oder dem Andres wissen, so schreibet nur an die blaue Katz in Ravensburg. Dort sitzt mir ein Schwäher. Der kann Euch Kunde geben. Und somit: Behüt Gott!"

Dem Bohnert-Franz standen die Tränen in den Augen. Und auch die Gesellen waren betrübt, daß sie den guten Meister verlassen mußten. Der stand und stand und guckte ihnen noch lange nach. Mit ihnen zog ein Stück seines eigenen, seines schöneren Lebens




Prof. Max Thedy: Kinderbildnis. Pastell.

fort. Und die eigene Wanderlust der Jugend regte sich in ihm. Jetzt frei und ledig hinausziehen in die weite blaue Gotteswelt! An der Ecke stießen die beiden noch einen Juchzer aus, und dann begannen sie zu singen:

O Bremen, ich muß dich nun lassen,
O du wunderschöne Stadt!
Und darinnen muß ich lassen
Meinen allerschönsten Schatz.

Die Zäpfel-Stas kam gerade die Straße daher, um wie allmorgendlich „nach dem Rechten zu sehen“. Sie sah den Schneider trübselig dastehen und die Gesellen um die Ecke biegen, und da sagte sie giftig: „Was steht Ihr denn da, Franz, als ob Euch die Hühner das Brot gefressen hätten. Alleweil! Wollt Ihr nicht gar noch heulen wegen den wüsten Saufbrüdern mit ihren frechen Mäulern? Gesellen wie die gibt's genug! Ich schreib' heut' noch an meinen Vetter in Straßburg, der macht Euch zwei echte Pariser Tailleur aus, pikfeine, daß Ihr Euch staunen müsset, wie die schaffen!“ So suchte sie ihn zu trösten. Aber bald löste sich wieder ein Glied des Haushalts. Die alte Magd, die Kättel, konnte es bei der Zäpfel-Stas auch nicht aushalten. Eines Tages verschwand sie unter Zurücklassung eines Zettels, der auf dem Herd in der Küche lag. Darauf stand geschrieben:

„Der Herr und das heilig Kreuz behüt' und bewahr' Euch, Meister! Dieweilen es nit in der Menschenmöglichkeit war, mit der Stas zu geschirren. Welliche ist und bleibt eine raunzige geschwollne wüschte Person. Der wahre Schinderhans. Kann ich auf meine alden Däg solliches nit mehr erdragen. Wünsch' Euch von Herzen, daß die bös Schrumbumbel bald verblatzen mög, Euch und der Weld zum Heil! Dies kann niemand prestieren!“

Man mag aus diesen Zeilen die Tragödien ermessen, die sich in der Küche des Schneider-Bohnert zwischen der Kättel und der Zäpfel-Stas abgespielt hatten.

So merkte denn der Schneider-Bohnert in Bälde, daß sein künftiges Eheleben noch viel peinvoller werden würde als das vergangene. Denn seine erste Frau, die Lisabeth, war zwar auch eine Rauhe gewesen und hatte ihn unterm Daumen gehabt; aber sie redete ihm nichts in die Schneiderstube und vertrug sich mit Gesellen und Gesinde. Die Stas aber hatte in kurzer Zeit alles auf den Kopf gestellt. Neue Gesellen kamen; aber sie waren nicht wie die alten. Statt der Kättel nahm die Stas eine Verwandte in die Küche, ein mißgeschaffen Wesen, kurzhüftig, mit immer tränenden Augen, Warzen im Gesicht und einem dünnen Haarschöpflein auf dem viereckigen Kopfe. Sie sagte alles mit einer weinerlichen Stimme, als ob sie eben Prügel gekriegt hätte, und ihre Kochkunst war auch nicht weither. Das „Kratzede“ und die „Maulbätschen“, die Nudeln und die „Knöpfle“ und was sonst noch beliebte Tischergötzungen des Schneiders waren, konnte sie nicht entfernt so aus dem Effeff der Kochkunst herstellen wie die Kättel, die früher Pfarrersköchin gewesen war. Ohnedies war der Tisch des Schneiders sehr verschlechtert worden, da ihm die Stas durch ihre Sparkunst Eindruck machen wollte, heimlich auch gedachte, daß der Schneider bald abfahren und sie dann in den alleinigen Genuß seines netten Vermögens kommen werde. Jeden Tag aber ließ sie sich vom Mesmer-Friedel, dem Zuckerbäcker des Städtchens, Makronen, Leckerli, ein Stück Sandtorte und andere Süßigkeiten holen, die der Schneider bezahlen mußte, und von der auch die neue Magd, die der künftigen Schneiderin schmußte, wo sie nur konnte, zuweilen etwas abbekam.

Alles dies und noch mehr Affront hätte er indessen ruhig ertragen, nur die Samstagabende im „Bären“, die er nicht mehr haben durfte, die taten ihm weh. Sonst, wenn es acht geschlagen hatte, nahm er seinen guten Leibrock, den Rohrstock mit dem Elfenbeingriff darauf, der für sein Leben sehr symbolisch einen geschnitzten Drachen darstellte, füllte sich die Dose mit frischem Lotzbeck und zog in den „Bären“. Jetzt — o welche Wandlung der Dinge! Er mußte daheim bleiben und den zärtlichen Bräutigam spielen. Und dieses war das ärgste von allem. Am Samstagabend brachte die Stas ihre „God“ als Anstandsdame. Diese God war ein erschrecklich widerliches Weib. Sie hatte kleine grüne schielende Äuglein, die unruhig unter der niederen Stirn herumfuhren, eine gewaltige grimme Hakennase, die ihr ein habichtähnliches Aussehen gab, eine hängende Unterlippe, die immer unangenehm feucht war, und die sie mit den dürren Fingern ab und zu befühlte, wohl um zu sehen, ob sie unterdessen nicht eingetrocknet wäre. Sie hatte

eine kreischende Stimme, und wenn sie lachte, war es akkurat, als lache der leibhaftige Teufel. Fast nach jedem fünften Satze flocht sie die Worte ein: Ja, als ich noch in Paris war! Damit gedachte sie vor dem Schneider-Bohnert sich ein mächtig Ansehen zu geben. Der aber wußte wohl, daß sie in Paris einer jungen Verwandten die Haushaltung geführt hatte, die einem üblen Lebenswandel ergeben war. Und das ganze Städtlein wußte es und wunderte sich, daß der Schneider die alte Schrumpelmei nicht kurzerhand vor die Tür warf. Aber der ließ alles mit fatalistischer Ruhe über sich ergehen. Hatte er doch den Buben! Konnte ihn tragen und schwenken nach Herzenslust. Ihn in den Schlaf singen, was er mit halb komischer, halb rührender Zärtlichkeit und Behutsamkeit tat. Ja, sogar das Einbütscheln und Fätschen konnte er bald von Grund aus, und die Zäpfel-Stas überließ es ihm gern. Denn sie machte sich nicht viel aus dieser Hochzeitsgabe.

Zwischen diesen beiden Weibern also saß der Schneider jeden Samstagabend auf dem großgeblümten nußbaumenen Kanapee, rauchte seine Pfeife und trank Birnenmost, den die Zäpfel-Stas von ihrem Bruder in Oberweidental für den Schneider hatte kommen lassen, und den er teuer genug bezahlen mußte. „Birnenmost ist besser für dich, Franzl!" Sie duzte ihn jetzt schon. Und er hatte sich daran gewöhnt, wiewohl es ihm zu Anfang immer war, als stäche ihn eine Tarantel. „Birnenmost ist besser für dich!" wiederholte sie, selbstgefällig belehrend. „Dieser ist gesund für Magen und Eingeweide und hält den Kopf klar. So daß der Franzl nimmermehr schlimme Reden führt von Auflehnung und Revoluzzentum! Gelt?" Und sie sah ihn mit den graublauen Augen zärtlich an, während der Schneider vor sich hinsah und den ganzen „Bären" mit seinen Weinschöpplein, den großen Brezeln und dem Frischgeschlachteten im Geist erschaute. Und an ihm wurden die Worte Fausts wahr:

So sind am meisten wir gequält,
Im Reichtum fühlend, was uns fehlt.

Denn der arme Bohnert-Franz hätte Geld genug gehabt, solche Genüsse sich zu verschaffen, wenn nicht die zwei Donnersweiber ihn auf dem geblümten Kanapee wie auf einer Strafgaleere festgehalten hätten. Die Weiber tranken von seinem selbstangesetzten Nußschnaps, und besonders die „God" entwickelte in der Vertilgung dieses wohlschmeckenden Getränkes eine staunenmachende Fertigkeit. Sie sauft wie ein Flötzer! dachte der Schneider. Dazu aßen sie Makronen oder gute Törtlein.

Die Zäpfel-Stas und ihre God fanden dann immer, daß der Schneider-Bohnert gar kein zärtlicher Bräutigam sei. „Nicht ein Schmützle noch hat er mir geben!" klagte die Zäpfel-Stas der God. „Und so was will ein Verlobter sein!" — „Ja," sagte dann die God, „als ich noch in Paris war, da hat man feine Männer sehen können. Wahrhaft galante Amanten. Nur die Franzosen können's Lieben. Die Deutschen sind für die Heirat gut. Aber die Franzosen für die Amour und die Karessen. Da fahren sie im Pais de Paalogne herum" (sie sprach, weil ihr das feiner dünkte, im Französischen alle B als P aus) „in goldenen und gläsernen Wagen und sitzen einander auf dem Schoß und schmutzen und karessen ganz ungeniert. Ja, sogar der Kaiser hat da seine Madamen, und eine ist immer schöner als die andere. Ja, als ich noch in Paris war — da hab' ich Liebhaber gehabt. Feine Leute! Feine Leute! Vraiment! 's ist wahr und kein Wort gelogen! Grafen und Barone und Markis. Und Liebensbriefe! Dreieckige und achteckige auf rosa und himmelblauem Papier mit Kronen in der Ecke. Und Buketer und Sträuße und Proschen und Armbänder — die hat's nur so geregnet. Ja, als ich noch in Paris war," seufzte sie und trank zur Bekräftigung zwei Nußschnäpse hintereinander.

Der Schneider, der schweigend aus seinem Ulmerkopf rauchte, sah sie von der Seite an und machte sich Gedanken darüber, was wohl diese feinen und hohen Herren an der God für einen Narren gefressen haben mochten, selbst als sie noch „jung und schön" war.

Hatte die God derlei Erzählungen zum zehnten- und zwanzigstenmal aufgetischt, so fing die Zäpfel-Stas auf der anderen Seite an. Sie erzählte von ihrem Florian. Das war ein Liebhaber gewesen! Feurig! Sie hatte ihn nur immer zurückhalten müssen. Und das Kosen und Scharmieren hatte er verstanden! Wenn sie ihm Liebesworte ins Ohr geflüstert hatte, so hatte sie ihn immer ins Ohrläppchen gebissen. Er war aus dem Schwabenland gebürtig gewesen, aus dem

„Roich“, wo die feurigsten Liebhaber daheim sind. Wenn sie ihn gerufen hatte: „Florian!“, dann hatte er in zärtlichem Tone zurückgerufen: „Wasele, Herzele?“ Und immer hatte er ein „Sosole!“ oder so eine kleine kosende Redensart auf den Lippen gehabt. Ja, der Florian! Das war ein anderer! Der Franz aber saß da wie ein Stecken, trank und rauchte. Wenn sie das gewußt hätte!

Der Bohnert-Franz hörte all dieses einfältige Geschwätz mit stoischer Ruhe an; aber manchmal hätte er vor Ekel und Scham über die Rolle, die er dabei spielte, am liebsten in den Boden kriechen mögen.

Wenn die beiden Weiber derlei neckischer Kurzweil müde waren, so wurde die Stadt durchgehechelt, und war auch dieses Thema erschöpft, so holte die Zäpfel-Stas eine verstimmte Gitarre, an der eine Saite fehlte, die dafür aber ein verschossenes himmelblaues Band zierte, setzte sich in Positur und sang mit ihrer scharfen krächzenden Stimme schwäbische Lieder, die sie von ihrem Seligen gelernt hatte:

Büble, wir wollen auße geh'n,
Wollen unsere Lämmer beseh'n,
Komm, lieb's Büberle,
Komm, ich bitt'.

Bot sie schon bei diesen Worten mit dem schiefgesenkten Kopf und den schmachtenden und schelmischen Augen ein unwiderstehlich komisches Bild, so war die abweisende Antwort des „Büberle“ vollends hinreißend:

Närrisches Dinterle,
Ich geh' dir holt nit.

Bei der folgenden Strophe rückte sie näher an den Schneider heran, drückte zärtlich ihre Knie an seines, während er so weit abrückte, als er konnte, und sang:

Tut vielleicht der Schlaf dich drücke,
Schlaf, ich jag' dir fort die Mücke;
Schlaf, lieb's Büberle,
Schlaf, ich bitt'.

Und bei der Antwort suchte sie ihm das Gesicht zu streicheln:

Närrisches Dinterle,
Mich schläfert's holt nit.

Armer Schneider! Er ließ solche Liebkofungen über sich ergehen mit einem Schaudern und fand innerlich diese Lieder für ungereimt und albern; was zu sagen er sich freilich hütete. Nein, von Poesie war da keine Spur!

Wenn endlich die beiden Weiber gegangen waren, die God meistens ziemlich schwankend und die Zäpfel-Stas unter vergeblichen Versuchen, den Franzl mit einem Kusse zu beglücken, so schlich der Schneider seufzend in seine Kammer hinauf, nahm seine Flöte, und in schwachen gebrochenen Tönen klang das wahrhaft gefühlvolle Lied wie ein Abschied an die schöne Junggesellen- und Witwerzeit hinaus in die warme Augustnacht:

Der Sänger sah, als kühl der Abend taute,
Von fern des Lämpchens stillen Schein ...

Der Nachtwächter aber, der vorbeiging, murmelte tiefsinnig vor sich hin: „Schau, 's Flötenblasen hat ihm die Stas noch nicht abgewöhnt. Dennoch befürcht' ich: er blast auf dem letzten Loch!“

### Kindtaufe und Hochzeit

So geizig die Zäpfel-Stas war, in puncto ihrer Hochzeit wollte sie nicht sparen. Sie wollte aller Welt recht deutlich zu Gemüte führen, daß sie doch noch einen zweiten Mann ergattert habe und, will's Gott, noch einen dritten bekomme, setzte sie in Gedanken hinzu. Dieses Mal war der Bohnert-Franz sparsam. Er war hartnäckig auf dem Gedanken beharrt, in der größten Stille heimlicherweise zur Kirche zu gehen, zu Hause mit den nächsten Verwandten eine einfache Mahlzeit einzunehmen und dann ohne Sang und Klang sich in das selbst auferlegte Joch zu begeben. Er hatte eine Ahnung, daß die lächerliche Figur, die er mit seiner Heirat im Städtlein mache, durch eine laute, öffentliche Hochzeitsfeier noch lächerlicher werden müsse. Darum wehrte er sich mit Händen und Füßen: der großen Kosten wegen, wie er sagte, und weil das Geschäft jetzt schlechter ginge. Nur mit größter Mühe, bald mit Schmeicheln, bald mit Trotzen, fast mit Gewalt wußte ihn die Stas zum Nachgeben zu bringen. So wurde denn eine richtige feine Hochzeit ausgerichtet. Nun aber bedang sich der Schneider etwas anderes aus, das freilich die ganze Geschichte noch grotesker machte. Er wollte, daß das nun feierlichst adoptierte Büblein am selben Tag auch gleich getauft werden solle. Und zwar vor der Trauung. Dies war durchaus ideal gedacht. Er wollte den Hinterpappelbachern damit klarmachen, daß ihn nicht eitle Weltlust und kein heißes Geblüt in die Arme der Zäpfel-Stas getrieben

hätten, sondern daß seine Heirat „die Folge seiner edlen Empfindungen und fittlichen Verantwortlichkeit für das adoptierte Kindlein sei". Mit solchen und anderen hochtrabenden Worten ward er dem alten Dekan, der zuerst auf diese sonderbare Verknüpfung zweier heiligen Handlungen nicht eingehen wollte, so lange lästig, bis dieser, müde geworden, endlich einwilligte und Kindtaufe und Hochzeit auf einen Oktobertag festsetzte, der zugleich auch Kirchweihnachfeier in Oberweidental war, einen Tag, an dem die Hinterpappelbacher mit Kind und Kegel nach Oberweidental zogen, um daselbst noch einmal gründlich auszutoben. Der würdige Diener Gottes glaubte dadurch die Aufmerksamkeit von der seltsamen Feier abzulenken, zumal er sie auf nachmittags gelegt hatte. Allein er hatte falsch gerechnet.

Es war um die Zeit, da der neue Wein die Herzen öffnet und die Menschen mehr denn sonst irgend im Jahr zu Possen aufgelegt macht. Noch einmal, bevor man in den Winter einzog, lohte die Lebenslust in hellen Flammen, und nie hatte der Maurer-Wilhelm, der Polizeidiener in Hinterpappelbach, so viel zu tun wie in diesen Tagen. Handwerksleute waren schwer zu kriegen in dieser Zeit. Man torkelte vom Rausch in den Katzenjammer und vom Katzenjammer wieder in den Rausch. Und es war erstaunlich anzusehen, wie selbst ernsthafte Leute bei dieser Gelegenheit außer Rand und Band gerieten und der süße Neue oder der „Reißer" die Faßreifen, welche die sonstige Lebensgewohnheit um ihr wohlgerundetes ehrsames Dasein gelegt hatte, schier zum Platzen brachte.

Der Schneider-Bohnert konnte in den letzten Wochen vor seiner Hochzeit nicht außer Hause gehen, ohne etwa ein dutzendmal die Frage zu hören: „Na, Bohnert-Franz, jetzt ist bald Hochzeit?"

„Und Kindstauf dazu!" fügte ein anderer bei.

Und der Schneider-Bohnert sagte nicht: Das freut den alten Franz!, sondern mit einem unwirschen „Ah was!" lief er weiter.

Dann rief man ihm wohl nach: „Keine Angst! Nur kalt Blut und warme Unterhosen!"

Er ward in dieser Zeit ganz wirr und durcheinander. Also daß seine bessere Kundschaft beinahe unzufrieden mit ihm geworden wäre.

Der Oberförster sagte lachend: „Es ist Zeit, daß Ihr heiratet. Das Bräutigamsglück macht Euch ganz konfus. Freilich, wenn's noch so spät und unerwartet kommt! Sehet, da habt Ihr mir die Tasche zugenäht."

„Ist es die Menschenmöglichkeit!" sagte der Schneider gedrückt und ahnte nicht, daß ein Spaßvogel unter seinen neuen Gesellen das geschafft hatte. Er las in diesen Zeiten öfters in der Bibel, was er lange nicht mehr getan hatte, und am liebsten darin einen Spruch, den seine Großmutter mit zitternder Hand vorn hereingeschrieben hatte:

Schweig, leid und lach.
Geduld überwindet alle Sach' ...

Ja, mit Geduld mußte er sich nun wappnen. Je mehr aber dieser wahrhaft gute Mensch mit seinem goldenen Kinderherzen unter allen den albernen oder rohen Späßen litt, desto inniger hing er sich an das Kind, an **sein** Kind, wie er sich mit Stolz sagte; denn er erkämpfte es sich mit Schmerzen und Widrigkeiten aller Art. Und zuweilen, wenn der eine oder der andere seine ungesalzenen Späße an ihm versuchte, da sah ihn das arme Schneiderlein so seltsam an, so aus einer merkwürdigen Höhe herab, daß ihm die Witzworte auf der Zunge erstarben und er vor dem alten „Schaute" einen freilich nicht zugestandenen Respekt bekam.

An die Zäpfel-Stas wagte sich niemand heran. Sie war zu gefürchtet wegen ihres bösen Mauls. Sie ärgerte sich, daß der Schneider immer so herumlief, als ob er gestohlen hätte. Aber ihre Bemühungen fruchteten nichts. Da gab sie sich keine Mühe mehr. Sie dachte nur: Wart', wenn wir erst ganz beisammen sind. Will dich schon lernen tanzen! Inmittelst sorgte sie sich für einen feinen Brautstaat, den sie in Straßburg kaufte, und den sie vor dem Schneider-Bohnert mit triumphierenden Blicken ausbreitete.

Zum erstenmal wagte der Schneider ein mißbilligendes Wort. „Ah was! Narreteien!" sagte er kurz und ging in die Werkstatt. Denn das Kind und die Arbeit, diese beiden waren seine einzige Erlösung.

Die Zäpfel-Stas blieb starr vor Wut stehen. „O du Leiresbändel!" rief sie ihm nach. „Du Hasenfuß und Zwirnsfaden! Kannst froh sein, daß du so eine kriegst wie mich!"

Und so kam der große Tag heran. Die Oberweidentaler mochten sich wundern, daß die Gäste, die sonst so frühe nach dem Mittagsessen kamen, heute bis in den Nachmittag hinein ausblieben. Oder eigentlich wunderten sie sich nicht. Sie wußten ja, und man wußte es das Tal hinauf und hinunter, daß heute der närrische Schneider-Bohnert Hochzeit und Kindstaufe zugleich habe. Niemals, bei keinem Fest hatte die stattliche gotische Kirche in Hinterpappelbach eine so zahlreiche Gemeinde gesehen wie an diesem Nachmittag. Die Vesper war vorbei. Aber niemand verließ die Kirche. Alle Hälse reckten sich. Da setzte die Orgel wieder ein. Der Hochzeitszug trat ein.

Es war ein seltsamer Hochzeitszug. Voraus die Magd des Schneiders, die verwachsene Vren, herausgeputzt mit einigen Fetzen aus der Pariser Zeit der alten „God". Sie trug das Kindlein, das in seinem Steckkissen lag und verwundert mit den runden Augen um sich schaute. Als Taufzeugen fungierten die God und der Bruder der Braut, ein Küfer aus Oberweidental mit einem roten aufgedunsenen Gesicht. Sie waren zugleich auch Trauzeugen. Die God bot einen verwunderlichen Anblick. Sie hatte sich mit einem verblichenen flohfarbenen Seidenkleid aufgetakelt, eine Menge unechten Schmuck angetan und sich die fettig glänzenden Haare mit künstlichen Blumen ausgeziert. Dazu trug sie dänische Handschuhe an den dürren Armen. Sie war sich sicher bewußt, einen großen Eindruck auf die Hinterpappelbacher zu machen. Und als sie erschien, ging auch eine Bewegung wie ein Rauschen durch die Menge. „Die alt' Guck, schaut nur, wie sie sich hergericht' hat mit ihrem Sündenstaat! Das ist eine Herrliche! Eine Donnersfeine! Die kommt geradewegs vom Hofball. Allerwege. Schön ist sie nit, aber wüscht! Gucket, wie sie stolziert in ihren Seidenfahnen! Ei, du altes Sündenaas, drückt dich nit das Gewissen!" Und was dergleichen Urteile mehr waren. Dann kamen der Schneider-Bohnert und die Zäpfel-Stas. Der Schneider-Bohnert, ein Sträußchen im Knopfloch, das ihm die Stas nur mit größter Mühe hatte aufnötigen können — er hätte lieber einen Trauerflor um den alten borstigen Zylinder getragen —, ging schleppenden Schrittes. Er war blaß, und der alte Hochzeitsstaat schlotterte um seine zum Erbarmen dürre Gestalt. Desto stattlicher war die Braut. Sie blähte sich und sah da- und dorthin, ob sich ihre einstigen Kameradinnen, soweit sie alte Jungfern geblieben oder Witwen geworden waren, auch recht ärgerten an ihrer Brautschaft. Das Kleid aus feiner schwarzer Seide, das sie trug, wäre sehr schön gewesen. Aber nur eben für sie nicht. Sie sah aus wie eine Köchin, die Gräfin spielen will.

> Denn lange Strümpf' und spitze Schuh',
> Die stehen keiner Dienstmagd zu ...

summte einer vor sich hin. Und ein anderer meinte: das mit dem Bohnert-Schneider und der Zäpfel-Stas sei gerade wie mit der Spinn und der Muck. Der Schneider sei die dürre Muck und die Stas die dicke, bauchete Kreuzspinn. „Er sieht aus, wie wenn er zur Leich' ging!" meinte ein dritter. „Ja, das ist auch ein saurer Apfel, in den er beißen muß. Jetzt ist's aus — und gar mit dem Revoluzzen."

Über des alten Dekans Gesicht flog einen Augenblick lang ein Schimmer, als er den seltsamen Zug durch die Kirche kommen sah. Der Lehrer, der Orgel spielte und wohl auch schon vom Geiste des Neuen erfaßt war, machte eine neckische Schlußkadenz auf der Orgel und schwieg mit einer schrillen Dissonanz. Und die feierliche Handlung begann.

Es war noch manchem in alten Tagen erinnerlich, wie der Bohnert-Franz vor der Taufe des Bübleins gefragt worden war, was für einen Namen es trage, und wie weder er noch die Zäpfel-Stas noch die Taufzeugen wußten, wie das Kind heißen solle. Die Heiligkeit der Handlung schien einige Augenblicke äußerst gefährdet, und der alte Geistliche, ein guter Herr, machte ein bedenkliches, beinahe finsteres Gesicht. An den Namen hatten weder der Bohnert-Schneider in seinem Idealismus noch die Zäpfel-Stas in ihrem Indifferentismus gedacht. Endlich sagte der Schneider: „Wir wollen es Johannes taufen. So hat mein Großvater geheißen." Und dabei ging ein stilles Leuchten über sein Gesicht. Denn er dachte daran, daß das Geschlecht der Bohnert nun nicht aussterben werde. Ein neuer anderer Sproß war auf den alten Baum gepflanzt worden, wie der Gärtner den „Wildling" einpflanzt. Und als der Dekan die beiden fragte: „Wollt ihr, die ihr hier zusammen vor den Altar tretet, um christliche Eheleute zu werden, ge-

loben, für dieses Kind zu sorgen, als sei's euer leibliches und eigenes?" Da antwortete der Schneider mit lauter Stimme: „Ja, von ganzem Herzen!" Und niemand in der ganzen Kirche hatte Lust, zu lachen. So etwas Ergreifendes lag in der von Befriedigung erfüllten Antwort des Schneider-Bohnert. Um so mehr schmunzelten die Leute bei der Trauung, als der Bohnert-Franz seinem „Ja" das lapidare Wort hinzusetzte: „Und von wegen der höheren Humorität". Dieser Zusatz war eigentlich unstatthaft. Aber der alte Dekan ließ ihn passieren, weil auch er ein leises Lächeln kaum unterdrücken konnte und der Bohnert-Franz nun einmal sein merkwürdigstes Pfarrkind war und blieb.

Nach dieser eigenartigen Trauung begab man sich in den „Bären", wo der Bärenwirt mit einem extratrefflichen Essen dem Bohnert-Schneider, wie er sich ausdrückte, die Henkersmahlzeit gerichtet hatte. Da nun die Schaulust befriedigt war, so zog man männiglich nach Oberweidental, um daselbst den neugierigen Kirchweihgästen die herrliche Geschichte von der Kindtaufe und der Hochzeit des Bohnert-Franz zu erzählen: von der alten Schrumpelmei, von der Zäpfel-Stas und ihrem seidenen Kleid, von dem seltsamen Umstand, daß niemand gewußt habe, wie das Patenkind heißen solle, und daß der Bohnert-Franz gesagt habe: er heirate die Zäpfel-Stas „von wegen der höheren Humorität". Und auf der ganzen Kirchweih war kein anderes Gespräch. Der Ratsschreiber aber stolzierte herum und nannte sich den „geistigen Vater" dieser Heirat. Und da er noch außerdem über eine poetische Ader verfügte, die ihren kastalischen Quell des öfteren in die Spalten des „Aachtaler Boten für Stadt und Land" ergoß, so verfaßte er ein Hochzeitskarmen, das rasch unter die Leute kam und von Mund zu Mund ging.

Es war Abend geworden, und der Schneider, der sich auf Anraten des Bärenwirts in Klingelberger und Affentaler Mut getrunken hatte, saß tiefsinnig am Fenster seiner Giebelstube. Die „junge Frau" blieb noch eine Weile unten im Gespräch mit der „God" und ihrem Bruder, der auch den Nußlikör versuchen wollte. In einiger Nähe von dem Bohnert-Schneider lag der kleine Johannes in der Wiege und schlief. Der Schneider hörte das Kind atmen. Er schlich zu der Wiege und beugte seine hagere Gestalt im hereindämmernden Mondsilber eines feuchtklaren Herbstabends auf das ruhig atmende Kind. Er küßte das flaumige Köpfchen, Tränen rollten über seine welken Wangen, und er murmelte: „Jetzt bist du mein, du kleiner Mensch du! Jetzt bist du mein!" Und dann ging er wieder zum Giebelfenster, und unklar wogten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in seinem Kopf herum. Und endlich duselte er ein.

Als er von einem Lichtschein erwachte, stand die Frau Schneider vor ihm, ein Unschlittlicht in der Hand, die Nachthaube auf dem Kopf. „Du bist ein schöner Hochzeiter!" murrte sie. „Schickt sich das etwa? Einschlafen — am Hochzeitstag?"

Er sah sie müde an. Dann sagte er langsam: „Ah was, das ist der Klingelberger." Und dann fuhr er noch langsamer fort, und er hätte später selbst nicht zu sagen gewußt, was ihm den Mut zu seinen Worten gab: „Denk', ich hab' eben einen merkwürdigen Traum gehabt!"

„So, ei, was denn für einen?"

„Mir hat geträumt: ich sei noch ein Bub, und es wäre Herbst, und wir täten Drachen steigen lassen. Mein Drache war der schönst'. Er hat ausgesehen wie deine God. Und ist prächtig geflogen und gestiegen. Dann bist auf einmal du gesprungen gekommen und hast gesagt: 'Ach Gott, meine arme God!' Und hast dich an die Drachenschnur gehängt, und dann seid ihr alle zwei einträchtiglich in den Himmel geflogen."

Die neue Schneiderin sah den Bohnert-Franz eine ganze Weile scharf an.

Er hielt den Blick ruhig aus.

Da sagte sie hochmütig: „Du bist halt ein Gickelfanz und Hansnarr! Mach' jetzt, daß wir schlafen gehn! Ich bin müd' von allem dem Umtrieb."

In diesem Augenblick hörte man Gesang und Lärm. Die Schneiderin sah hinaus. Da kam halb Hinterpappelbach daher. Sie trugen Fackeln, und in der Mitte des Haufens, der vor dem Hause hielt, stand der Ratsschreiber, hatte ein Blatt in der Hand und schlug den Takt. Und ein paar Burschen um ihn herum, in das Blatt sehend, sangen ein eigens für diesen Zweck gedichtetes Spottlied von einem Schneiderlein, das nicht allein sein mochte und sich deshalb eines Abends ein Kindlein mit nach Hause bringt, einstweilen ohne eine Frau dazu zu haben.

Da dachte denn das Schneiderlein:
Juchheirassassassa!
Das Ding, das schafft mir keine Pein.
Juchheirassassassa!
's gibt Weiber g'nug. Gesagt, getan!
So mußt' er auch ein Weiblein ha'n.
Ei Geck! Meck, meck!
Jetzt hat er eine Schneiderfrau.
Die bügelt bald ihn braun und blau.

Nachdem das Lied mit wiederholtem Juchheirassassassa zu Ende gesungen war, rief eine Stimme: „Hoch leben die Neuvermählten!"

Da war die Frau Schneiderin nicht faul, nahm die gefüllte Waschschüssel und schüttete ihren Inhalt auf die Sänger hinunter. Darauf gingen sie unter Fluchen und Lachen von dannen.

— — — — — — — — — — — —

So endete die zweite Hochzeit des Bohnert-Franz. Und er konnte so an seinem eigenen Leibe das Sprichwort erfahren: Wer den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

## Altes Rokokoschlößchen

Im Park weiß ich ein schmales Tor
Aus rostigem, verschnörkeltem Gegitter.
Ein Brombeersträuchlein drängt sich wuchernd vor,
Vom Sonnenlicht bestreut mit Gold und Flitter.

Früh mußt du kommen, wenn der Tag erwacht,
Die Blüten wispernd sich erschließen,
Die grauen Falter noch der müden Nacht
Lichttrunken, taumelnd dir vorüberschießen.

Wenn in den Sträuchern noch der Schleier klebt,
Von einem Elflein flatterhaft verloren,
Ein Märchenleben dir vorüberschwebt,
Das schon zerfließt, da es noch kaum geboren.

Wenn weiß und stumm, zierlichem Spielzeug gleich,
Mit schlankem Türmchen, Sims und roten Ziegeln
Das Schlößchen träumt vor seinem Goldfischteich,
In dem sich alle Farben widerspiegeln ...

Horch! Aus den Büschen hebt sich dann ein Lied,
Das sprühend wie von tausend Silberfunken,
Bunt wie ein Traum durch Laub und Blüten zieht,
Ganz süß und wie von Liebe trunken.

Du siehst den Knaben, tief im Grün versteckt,
In seinen Händen schluchzt die Mandoline
Und lacht und jubelt, fleht und schmollt und neckt,
Daß sie ihm holden Minnelohn verdiene.

Und klirr —! Ein Fenster heimlich springt.
Die Herrin lächelt — nickt. Derweil die zarten,
Samtweichen Wangen jähe Glut durchdringt.
— Ein Rosengruß fliegt tändelnd in den Garten ...

Früh mußt du kommen, wenn der Tag erwacht,
Wenn wehend noch der Elfen Schleier schweben ...
Ein Lied fliegt auf — ein heimlich Liebchen lacht —
Und schon zerfließt wie Hauch das Märchenleben — —

Julius Bersil



# Mutter Nacht

Die Nacht, mit Sternen geschmückt,
Steigt auf aus dem ewigen Meere,
Und träumend sieht der Mensch
Einen Teil des schimmernden Schleiers,
Der ihre Stirne bedeckt.
Über dem Meere des Lichts
Steigt die Nacht empor,
Und der Schleier, gebadet in heilige Fluten,
Bewahrt die schimmernden Tropfen:
Ein Sternengewebe.

Doch ihr Antlitz niemals ersah der Mensch;
Denn sein Aug' ist geschlossen
Im seligen Kindestraume.
Die heilig-jungfräuliche Mutter Nacht,
Sie gab ihm das weiße Gewand des Lebens
Und füllte sein Auge mit Sonnenlicht.
Doch schlägt er zum Himmel die Wimper empor,
So ist die Mutter entschwunden.

Nur ihre Stimme,
Die bleibt in dem Herzen verschlossen,
Wie ein Vermächtnis der Mutter dem Kinde.

O seliges Klingen, o himmlisches Raunen,
O Weben aus Dunkel und Licht,
O Mutterstimme,
Das süßeste, köstlichste Erbe
Aus unserer frühesten Heimat!
Doch was sie gesprochen,
Vernahm kein Mensch.
Das Geheimnis des Alls
Läge darin,
Enthüllt wie die Perle der Muschel,
Wenn menschliches Wort
Ihr Raunen umfaßte.
Aber der träumende Mensch,
Er ahnt ihr Geheiß
Und lächelt in seliger Unschuld,
Die Kindesstirne
Besprengt und gekühlt
Vom heiligen Nasse des Weltenbrunnens.

Und er kam zum Licht!
Auf grünenden Matten
Eine Blumenschar,
Die ward ihm Bruder und Schwester.
Nicht gedacht' er der Nacht,
Der Mutter Nacht;
Er jauchzte, weil er geboren —
Und die andern nannten es weinen.
Das Jauchzen umschlaß
Das geheime Wort
Der Mutter Nacht,
Und die andern nannten es weinen.

Er wuchs zum Licht empor
Und dünkte sich ein Lichtentsprossʼner zu sein
Mit der Stimme der Nacht im Herzen.
Aber es jagen die Stürme
Auf seiner Bahn,
Die ward zum wechselnden Kreise
Von Sehnsucht und Leid
Um den Stern der Freude,
Der, bald aufleuchtend
Und bald sich verfinsternd,
Zur Sonne, zur ewig fernen,
Des Kreisens ihm ward.
Da schwand das Jauchzen
Zurück in die Tiefe
Des duldenden Herzens,
Und die andern nannten es weinen.

Da dachte er wieder
Die Mutterstimme,
Die heimlich süße, zu deuten.
Doch wer es wüßte,
Daß Jauchzen und Weinen,
Dem einen Herzensgrund entquellend,

In der tiefsten Tiefe
Als eine Welle
Anbrandet gegen den hemmenden Leib!

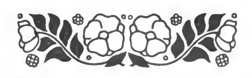
Doch die Stimme weinte im Herzen
So selig wie fernes Glockengeläute
Und süß wie tiefes Harfengetöne,
Wie das Rauschen des Meers, das Wehen der Lüfte,
Das Flüstern der Ähren auf Sommerfelde
Und das tiefe Erschauern der Bäume im Forste,
Wenn im Mondlicht über die Wipfel
Das Geisterheer dahinzieht:
So war die eine klagende Stimme
Der Mutter im Herzen des Menschen,
Der Mutter Nacht.

Was war ihm verloren,
Da er das eine besaß
Und alles darin,
Die Stimmen all der Natur?
Er wuchs empor
Und das Leid mit ihm,
Das einst als jauchzender Werdeschrei
Dem Neugebar'nen entklungen.
Es ist das Leid
Der Menschenbildner.
Denn ihr eigenes Antlitz
Empfängt die Seele
Von den Dingen zurück,
Wenn sie leidet.
Und im Trauern der Menschenseele
Weint die Natur,
So daß sie zum Bilde wird
Des duldenden, ringenden Menschen.

Die Sterne befragt' er;
Die waren ein Schleier,
Die wußten es nicht;
Und sehnsücht'ger erklang
Die Stimme der Mutter im Herzen.
So wie der Tod sehnsüchtig
Das Leben ruft:
O komm zu mir!
So lockend und schmeichelnd,
So selig zart,
So ruft die Mutter dem Kinde.

Und er stürzt in den Abgrund,
Der ihm dunkel erschien,
Als das Auge nach irdischer Äther erfüllte.
Da empfing ihn die Mutter
Mit liebenden Armen,
Und der schimmernde Schleier
Verdeckte nicht mehr
Ihr göttliches Antlitz,
Ihr seliges Lächeln.
Er ruhte am Herzen
Der süßesten Mutter
Wieder als heiliges Kind.
Da kannt' er die Deutung
Der Stimme im Herzen,
Die erklang als Jauchzen,
Und die andern nannten es weinen:
Weinendes Leben!
Jauchzender Tod!
Du bist die Stimme,
Die eine, der Mutter,
Die als Erlöserin naht,
Die Mutter Nacht
Ihrem lichtentsprossenen Kinde.

Wilhelm Fischer in Graz



# Der Gebildete und die Luftschiffahrt

Von Prof. Dr. Johannes Poeschel

I

Was in aller Welt hat jemand, den weder Beruf noch wissenschaftliche Forschung zur Luftschiffahrt nötigt, da oben zu suchen? Diese Frage hat kopfschüttelnd schon mancher aufgeworfen, wenn er von einem seiner Bekannten hörte, daß er unter die Luftschiffer gegangen sei. Die Antwort darauf lautet: Sehr viel darf er dort suchen; und was er findet, wird seine Erwartungen weit übertreffen. Wem es als Lebensaufgabe zugefallen ist, bei täglicher anstrengender Arbeit doch immer aus seinem Inneren wie aus einem unversieglichen Born zu schöpfen, wer etwa als Mann der Feder weiten Kreisen unseres Volkes in den Spalten vielgelesener Blätter immer neue geistige Nahrung bieten soll, oder wer Tag für Tag einem auserlesenen Teile deutscher Jugend gegenübersteht und in nie ermattender Frische anregen und begeistern möchte, für den ist zur Erhaltung dieser Schwungkraft das Beste gerade gut genug. Nun gibt es ja so viel Schönes und bleibende Werte Sicherndes, dem er die Zeiten seiner Erholung widmen kann, aber etwas Besseres, das Geist und Gemüt für neue Berufsarbeit kräftiger beleben und erfrischen, das vielseitiger anregen könnte als die Luftschiffahrt, gibt es schwerlich. Wer einmal diesen einzigen Genuß, diese wahrhafte Erhebung nicht bloß des Körpers über Dunst und Lärm, sondern auch des Geistes und Herzens über Sorgen und Kleinkram der Alltäglichkeit, kennen gelernt hat, der kommt nicht wieder los davon. Und wie viele Gebiete menschlichen Wissens und Könnens sind es, mit denen die Luftschiffahrt sich berührt, denen er bei mehr als bloß flüchtiger Beschäftigung mit ihr beinahe unvermerkt nähertritt. Mindestens ein oder das andere Gebiet wird jeder darunter finden, auf dem er sogar für seine eigene Berufstätigkeit gefördert wird. Wir denken dabei nicht bloß an den Mathematiker und Physiker oder an den Geographen, die sich hier sofort heimisch fühlen. Auch wer z. B. durch seine Stellung veranlaßt ist, anderen als den unmittelbar von ihm vertretenen Wissenszweigen seine Teilnahme zuzuwenden und für ihre Rechte einzutreten, dem bietet sich hier ungesucht günstige Gelegenheit, mit ihnen vertraut zu werden. Da leben Kenntnisse wieder auf, „die längst man vergessen geglaubt", andere gilt es neu zu erwerben, und jedem Zuwachs an Kenntnis ist sein Lohn gewiß in der Vertiefung und Veredelung des Genusses bei der nächsten Auffahrt.

Versuchen wir's, statt all die in Frage kommenden wissenschaftlichen Gebiete nacheinander aufzuzählen und durchzusprechen, dasselbe durch eine kurze, bei der Fülle des Stoffes freilich etwas sprung- und lückenhafte Geschichte der Luftschiffahrt zu erreichen.

Wollten wir dabei auch den Philologen auf seine Rechnung kommen lassen, so stände nichts im Wege, mit Dädalos und Ikaros zu beginnen. Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß gleich der erste Künstler und Architekt des Altertums, von dem wir, wenn auch in sagenhafter Ausschmückung, hören, schon damit beschäftigt war, die Luft dem Menschen dienstbar zu machen, und zwar mittels des schwierigsten und bis jetzt noch am wenigsten geförderten Zweiges der Luftschiffahrt, der sogenannten Aviatik,* Aerodynamik oder Flugtechnik, mit dem Grundsatze „Schwerer als die Luft", der gerade neuerdings von vielen Sachverständigen, so von Oberst Fullerton in London und von dem der Ballontechnik deswegen abtrünnig

* Ein Wortscheusal, abgeleitet von lat. avis (= Vogel) mit einer durch ungehörigen Bindevokal angefügten griechischen Endung.

gewordenen Santos Dumont, der schließliche Sieg über die andere Richtung, die Aerostatik mit der Losung „Leichter als die Luft", verheißen wird. Millionen sind auf das Gelingen des ersten größeren Fluges ausgesetzt, so allein 10000 Pfd. St. von der „Daily Mail" für die Zurücklegung der Strecke London-Manchester mit einem Flugapparat, einem „Flieger", wie das dafür vorgeschlagene kurze deutsche Wort lautet; und in allen Ländern sind Erfinder an der Arbeit, die lockenden Preise zu erringen: in Paris Archdeacon, in Berlin Regierungsrat Hofmann, in Wien Ingenieur Kreß, dem Kaiser Wilhelm eine Jahresrente ausgesetzt hat, von Dresdenern unterstützt Trajan Vuia, in Amerika die Brüder Wright und Miß Todd, in Petersburg Major Feodoroff. Als ein Vorläufer dieser unserer Zeitgenossen wie auch des kühnen, seinen Plänen zum Opfer gefallenen Lilienthal würde in einer künftigen Geschichte der Flugtechnik auch Dädalos genannt werden.

Übrigens hat es ihm gerade unter den Künstlern an Nachfolgern nicht gefehlt: Leonardo da Vinci, der Erfinder des Fallschirms, in dessen Handhabung jetzt Käte Paulus das Höchste leistet, suchte gleichfalls durch Nachahmung des Vogelfluges das Problem des Fliegens zu lösen, und Arnold Böcklin arbeitete mehrere Jahre an der Herstellung einer Flugmaschine, deren grundsätzliche Richtigkeit er trotz aller Mißerfolge hartnäckig verteidigte.

Auf dem Gebiete der Aerostatik übergehen wir die Zeiten der bloßen Versuche, ein Körnchen Wahrheit hatten sie alle gefunden: der Pythagoreer Archytas, der einer künstlichen Taube einen „Hauch" einflößte und sie durch einen Propeller bewegte, Cyrano de Bergerac, der Luft in verschlossenen Fläschen durch die Sonne erwärmen ließ, der Jesuitenpater Francisco de Lana mit seiner von vier großen luftleeren Kugeln getragenen Gondel, Borelli, Laurenzo de Gusmann bis zum biederen Berblinger, dem jüngst von Max Eyth zum Helden eines Romans erhobenen Schneider von Ulm, über den im Volksmunde noch lange der Spottvers weiterlebte:

Der Schneider von Ulm hat's Fliegen probiert,
Da hat'n der Deixl in de Donau neing'führt.

Die ersten wirklichen Erfolge wurden bekanntlich Ende des achtzehnten Jahrhunderts fast gleichzeitig erzielt: 1783 durch die Papierfabrikanten Brüder Montgolfier und den Chemiker Professor Charles in Paris. Bei den Montgolfieren, deren verschlechterte Auflage die von dem verwegenen Pilâtre de Rozier erfundenen Rozieren waren, benutzte man heiße Luft zum Auftrieb. „Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde, hebt uns behend von dieser Erde", ein Gedanke, der vor wenigen Monaten in Paris von Godard u. Sébillot wieder aufgenommen worden ist. In der Tat wäre es ein großer Vorteil, wenn die Ballonfahrt nicht auf Gaserzeugung angewiesen wäre. Der früher so hinderlichen Feuersgefahr vermag die heutige Technik vorzubeugen, auch an geeigneten Heizapparaten würde kein Mangel sein. Einer anderen Gefahr dagegen, daß die Korbinsassen beim Landen unter Windstille von der heißen Stoffhülle überdeckt und erstickt werden können, wäre auch jetzt nicht leicht zu vermeiden.

Die Charlieren wurden mit dem siebzehn Jahre zuvor von Cavendish erfundenen Wasserstoff gefüllt, der noch jetzt wegen seiner Leichtigkeit und Tragfähigkeit, auch wegen seiner Geruchlosigkeit von allen Gasen am meisten geschätzt wird. Wenn trotzdem Fahrten mit Leuchtgas viel häufiger sind, so hat dies seinen Grund in dem Preisunterschiede. Es gibt nur wenige chemische Fabriken in Deutschland, die Wasserstoff erzeugen, wie z. B. die Fabrik Griesheim (Elektron II) in Bitterfeld. Während es an Ort und Stelle von der Fabrik verhältnismäßig billig abgegeben werden kann, steigt der Preis etwa auf das Dreifache, wenn es, auf hundertfünfzig bis zweihundert Atmosphären verdichtet, in Stahlzylindern nach auswärts bezogen werden muß. Trotzdem kommt zu Militärzwecken nur Wasserstoff zur Verwendung, weil da die Ballons jederzeit und an jedem Orte zum Aufsteigen gebracht werden müssen.

Mit wie lebhaftem Interesse Goethe den Pariser Versuchen folgte, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt aber ist es, daß er selbst sich praktisch damit beschäftigte. Nur einzelne Vertraute, unter ihnen natürlich Frau von Stein, ließ er etwas davon merken, wie wir aus Briefen an diese sowie an Knebel und den Arzt von Sömmering in Kassel wissen. In einer Handschrift aus dem Jahre 1821, die in der Weimarer Ausgabe unter der Überschrift „Naturwissenschaftlicher Ent-

wickelungsgang" veröffentlicht ist, behauptet er, selbst der Verwirklichung ganz nahe gewesen zu sein. Wenn also jemand, dem das Glück zuteil geworden ist, von Berufs wegen andere in die Gedankenwelt Goethes einzuführen, selbst zum praktischen Luftschiffer wird, so handelt er damit im Sinne des Meisters, den er erklärt.

Zu den Mitarbeitern Charles' gehörte der Ingenieurleutnant und nachmalige General Meusnier, der erste große wissenschaftliche Techniker der Aeronautik. Dieser erkannte mit bewunderungswürdigem Scharfsinn acht Grundgesetze der Luftschiffahrt, so die Geltung des archimedischen Prinzips auch für die Luft, daß ein prallgefüllter Ballon nur dann in Gleichgewichtslage schwimmt, wenn er dasselbe Gewicht hat wie das von ihm verdrängte Luftvolumen, und daß er, wenn sein durch eine Gleichgewichtsstörung veranlaßtes Sinken durch Auswerfen von Ballast aufgehalten worden ist, über sein vorher erreichtes Höhenmaximum hinaussteigen muß, bis seine schlaffgewordene Hülle wieder prall ist und der Ballon in einer dünneren Luftschicht eine neue Gleichgewichtslage erlangt hat. Die von Meusnier aus diesen Gesetzen abgeleiteten Fahrtregeln sind noch jetzt für jeden Ballonführer maßgebend.

Um dem Ballon seine pralle Form unter allen Umständen zu erhalten, erfand Meusnier das Ballonett, einen Luftsack, der im Inneren des Ballons angebracht wird. Dehnt das Gas sich aus, so schmiegt sich die leere Hülle des Ballonetts dicht an die innere Wand des Ballons an. Zieht sich dagegen das Gas durch Abkühlung zusammen, so wird das Ballonett mit Luft gefüllt und erhält so den Ballon prall. Beim kugelförmigen Freiballon stellen sich diesem Verfahren leider große Schwierigkeiten in den Weg, beim Fesselballon dagegen, der im Heeresdienste jetzt nur noch die längliche Drachenform aufweist, ist das Ballonett ein unentbehrlicher Bestandteil geworden.

So hat Meusnier die wissenschaftlichen Grundlagen für die Luftschiffahrt geschaffen, aber die weiteren Kreise seiner Zeit verstanden ihn nicht, seine Lehren wurden vergessen und erst in unseren Tagen, mehr als hundert Jahre später, gebührend gewürdigt.

Die sichtbaren Erfolge der beiden Montgolfier und Charles wurden allgemein mit leidenschaftlicher Begeisterung aufgenommen, man träumte schon davon, in kurzer Zeit die Luft nach Belieben durchfliegen zu können, und erwartete daher sofort die Herstellung eines lenkbaren Luftschiffes. Lenkbar — so lautet auch jetzt noch die gebräuchliche Bezeichnung. Richtiger sollte man sagen: eines Luftschiffes mit Eigenbewegung. Der gewöhnliche Ballon wird ja von der Luftströmung getragen, gerade so wie das abwärtsgleitende Floß vom Strome, daher merkt der Ballonfahrer nichts vom Winde, mag er auch zum Orkan werden. Nur wenn er beim Steigen oder Fallen die Strömung, mit der er bisher geschwommen ist, mit einer anderen von verschiedener Richtung oder Schnelligkeit vertauscht, empfindet er für wenige Sekunden einen leichten Lufthauch, bis sein Fahrzeug sich der neuen Strömung angepaßt hat. Soll ein Luftschiff gegen den Wind ankommen, so muß ihm durch Motore eine Eigenbewegung gegeben werden, die schneller ist als die der Luftströmung. Nun beträgt die Windstärke etwa an dreiviertel aller Tage im Jahre nicht über zwölf Meter in der Sekunde. Um also mindestens an fünfundsiebzig von hundert Tagen gebrauchsfähig zu sein, bedarf das Luftschiff einer Eigengeschwindigkeit von etwa fünfzehn Metern die Sekunde, das sind vierundfünfzig Kilometer in der Stunde, dann wird es gegen diesen immerhin schon starken Wind mit drei Metern die Sekunde, das sind elf Kilometer in der Stunde, vorwärtskommen, wie das Graf Zeppelin mit seinem starren Luftschiff bereits erreicht hat. Eine Folge dieser Eigenbewegung und Eigengeschwindigkeit ist dann bei Anbringung einer Steuerfläche die Lenkbarkeit.

Wieder war es Meusnier, der im Auftrage des Herzogs von Chartres auf wissenschaftlicher Grundlage diese Hoffnung des Volkes wie der Gelehrtenwelt zu verwirklichen suchte, und wieder war er auch hier ganz auf dem rechten Wege. Um dem Luftwiderstand eine möglichst geringe Fläche zu bieten, wählte er die längliche Form, die dem Vogel- oder Fischleib nachgebildet ist. Denn sowohl der Vogel als der Fisch bewegen sich innerhalb je eines Mittels, der Luft oder des Wassers. Ebenso das Luftschiff und — das Unterseeboot, mit dem jenes allein verglichen werden kann; darum ist für das eine wie das andere die Torpedoform die einzig richtige, während alle Versuche, die

vor und auch nach Meusnier gemacht wurden, das Luftschiff dem Segelschiff nachzubilden, scheitern mußten, denn dieses schwimmt auf der Oberfläche des einen Mediums, des Wassers, während es mit Hilfe der Segel von dem anderen Medium, der Luft, vorwärts getrieben wird.

Zur Fortbewegung benutzte Meusnier ganz richtig eine Luftschraube, die er als „sich drehende Ruder" bezeichnete. Wenn trotz alledem sein Unternehmen mißlang, so war dies nicht seine Schuld, ihm fehlte das, was erst die allerneueste Zeit, vor allem durch das Verdienst des Automobilsports, gebracht hat: Kraftmaschinen, die mit geringstem Gewicht größte Leistungsfähigkeit verbinden; kommen doch bei den von der Firma Levavasseur in Paris hergestellten Antoinettemotoren auf je eine Pferdestärke nur anderthalb Kilogramm Gewicht.

Als die erhofften Auffahrten des Herzogs von Chartres nicht zustande kamen, verzweifelte man überhaupt an der Möglichkeit, zum Ziele zu gelangen, und betrachtete das lenkbare Luftschiff wie die Quadratur des Kreises und das Perpetuum mobile als eine Utopie.

Sah man nach dieser Richtung sich enttäuscht, so wurde doch die Bedeutung des bisher Erreichten nach anderer Seite richtig erkannt: der Wert des gefesselten Ballons als bewegliche Höhenwarte zur Erkundung der feindlichen Stellungen und Bewegungen im Kriege. Damit berühren wir das große Kapitel: Luftschiffahrt und Kriegswissenschaft.

Der Wohlfahrtsausschuß der ersten französischen Republik beauftragte den Physiker Coutelle mit der Ausführung dieses Gedankens und stellte ihm für seine Versuche das Schloß Chalais-Meudon bei Paris samt seinem Park zur Verfügung, wo auch jetzt die französische Militärluftschiffahrt ihren Stammsitz hat. Die Versuche gelangen vortrefflich, namentlich dank der kurz zuvor von Lavoisier gemachten Erfindung, Wasserstoff durch Zersetzung des Wasserdampfes über glühendem Eisen zu erzeugen. Es wurde 1794 eine Luftschifferkompagnie (Aérostiers) gebildet und Coutelle zu ihrem Hauptmann ernannt.

Zu der ersten Luftschifferkompagnie gesellte sich noch in demselben Jahr eine zweite, und auch eine Militärluftschifferschule wurde zu Meudon gegründet. Aber obwohl diese neuen Truppen sich in den Kämpfen der Republik gut bewährten, löste doch schon nach fünf Jahren der General Napoleon, der kein Freund der Luftschiffahrt war, sie wieder auf.

Erst nach mehr als siebzig Jahren brachte Kriegsnot die Franzosen dazu, sich des Luftballons als wertvollen Kriegsgeräts aufs neue zu erinnern, diesmal aber nicht zum Zweck der Erkundung, sondern um von dem belagerten Paris aus sich mit dem übrigen Lande, vor allem mit der neuen Regierung in Tours, in Verbindung zu setzen. Doch das ist so bekannt, daß nur daran erinnert zu werden braucht. Seit dieser Zeit hat sich der Ballon, der übrigens vorher schon den Amerikanern in den Kriegen von 1861 und 1866/67 gute Dienste geleistet hatte, in den Heeren aller Großstaaten eingebürgert.

Die deutsche Heeresleitung ließ noch während des französischen Krieges bei der Belagerung Straßburgs unter Anleitung des englischen Luftschiffers Coxwell einen hastigen Versuch anstellen, um sich mit Hilfe eines Ballons Einblick in die Festung zu verschaffen, doch glückte er nicht. Erst 1884, nachdem durch die drei Jahre vorher erfolgte Gründung des Berliner Vereins für Luftschiffahrt neue Anregung geboten war, wurde ein preußisches Luftschifferdetachement ins Leben gerufen und 1887 zur Luftschifferabteilung erweitert, was in diesem Falle nur eine andere Bezeichnung für Kompagnie ist. Seit 1901 haben wir ein aus zwei Kompagnien und aus einer Bespannungsabteilung bestehendes preußisches Luftschifferbataillon mit eigenem Exerzierreglement, verbunden mit einer Lehranstalt, beides jetzt in Reinickendorf bei Berlin, seit 1890 auch eine bayerische Luftschifferabteilung in München. Die Errichtung eines zweiten preußischen Luftschifferbataillons im Westen des Reiches steht in Aussicht, doch ist das immer noch wenig, wenn man bedenkt, daß Japan auf Grund der im russischen Kriege gemachten Erfahrungen jetzt jeder Division eine Luftschifferabteilung beigibt, so daß es in Kürze mehr als zwanzig Abteilungen besitzen wird. Die anderen Staaten müssen und werden diesem Beispiele folgen.

In erster Linie erstreckt sich der Dienst der Luftschiffertruppen auf die Aufklärung durch den Fesselballon, der, wie erwähnt, heute

durchweg in der vom jetzigen Major von Parseval und dem bei einer Freifahrt in der Nähe von Antwerpen tödlich verunglückten Hauptmann von Sigsfeld erfundenen länglichen Drachenform hergestellt ist, weil nur diese die lästigen und den Beobachter sehr störenden Schwankungen einigermaßen zu vermeiden imstande ist. Die Stellungen des Gegners, besonders gedeckter Artillerie, Umgehungen, die Richtung des Hauptstoßes, bei Belagerungen die Schwächen der Befestigung, die Vorbereitung von Ausfällen, anderseits die Fortschritte der Einschließungsarbeiten sind vom Fesselballon aus leicht zu erspähen. Die Zeiten sind für immer vorüber, wo eine ganze Kavalleriebrigade sich hinter einer leichten Geländewelle stundenlang verborgen halten konnte, um dann im geeigneten Augenblick hervorzubrechen. Überhaupt hat die Kavallerie alle Ursache, auf den Luftballon schlecht zu sprechen zu sein. Für den Angriff nur in außergewöhnlichen Fällen noch verwendbar, findet sie ihre Hauptaufgabe im Aufklärungsdienst. Nun wird auch dieser ihr mehr und mehr durch die Luftschiffer abgenommen, und ihr bleibt alsdann nur noch übrig, was diese im großen erspäht haben, im einzelnen zu bestätigen. Nur an Tagen, wo bedeckter Himmel die Beobachtung vom Ballon aus unmöglich macht oder wenigstens erschwert, wird sie wieder zu voller Geltung kommen. Bei günstigem Wetter vermag der Offizier im Fesselballon mit freiem Auge bis auf sieben Kilometer noch Patrouillen, auf zwölf Kilometer Kompagnien und Bataillone, auf zwanzig und mehr größere Truppen zu erkennen. Namentlich ist auch die Wirkung des eigenen Artilleriefeuers von oben leicht zu beobachten und zu leiten. Telephonische Verbindung, auf weitere Entfernungen Funkentelegraphie, auch die Ballonphotographie ermöglichen die Übermittelung des Wahrgenommenen an die Kommandostellen.

Dabei hat schon der siebziger Krieg, vor allem aber der Burenkrieg und der russisch-japanische gezeigt, wie schwer dem Ballon durch Geschosse beizukommen ist. Trotz massenhaften Munitionsverbrauchs war die Trefferzahl verschwindend gering, und selbst wenn der Ballon von Granaten und Schrapnells getroffen ist, wird er dadurch doch noch lange nicht zum Sinken gebracht. Nur im Kriege mit den Buren ist es diesen einmal gelungen, einen Ballon zu vernichten. Auch was durch die Zeitungen über die Schießversuche unserer Küstenbatterien in der Danziger Bucht bekannt geworden ist, läßt auf einen unverhältnismäßig großen Aufwand an Munition schließen. Drei Salven, „deren ungeheurer Luftdruck die Erde erzittern machte", waren nötig, um einen Ballon aus 300 Meter Höhe herunterzuholen, ein zweiter Ballon in 700 Meter Höhe wurde überhaupt nicht getroffen. Dabei gingen die Geschosse nach der See, wo sie anderen Schaden nicht anrichten konnten. Was würde selbst bei größter Brisanz der Geschosse die Wirkung dreier solcher Salven sein, wenn der feindliche Ballon über dem eigenen Lande, dem Bereich der eigenen Truppen schwebt!

Außer im Beobachten vom Fesselballon aus werden die Offiziere der Luftschiffertruppen und andere zu ihnen kommandierte Offiziere auch im Führen von Freiballons ausgebildet.

In neuester Zeit kommen hierzu nun noch die Versuche, ja wir dürfen sagen der Dienst mit dem lenkbaren Luftschiff, dem Luftschiff im engeren Sinne des Wortes im Gegensatz zum gewöhnlichen Aerostaten, dem nicht lenkbaren Freiballon. Noch während der Einschließung von Paris hatte die französische Regierung, um nicht bloß Brieftauben, sondern auch Menschen in die belagerte Festung zurückzubringen, und da alle Versuche, dies mit Ballons zu erreichen, mißlangen, einen Maschineningenieur Dupuy de Lôme mit der Erbauung eines „Dirigeable" beauftragt. Die Zeit war dazu viel zu kurz. Seitdem aber haben die Bemühungen opferfreudiger Erfinder wie Renard und Krebs, Schwarz, Hänlein, Baumgarten und Wölfert nicht wieder geruht, und mancher hat sie mit dem Leben bezahlt. Nachdem lange Zeit nur Vereine und vermögende Privatleute reiche Mittel der Verwirklichung dieses Gedankens zugewendet haben, sind jetzt auch die Regierungen tatkräftig in den Wettbewerb eingetreten, das Deutsche Reich durch Unterstützung der Arbeiten Zeppelins und Parsevals; und die von Kaiser Wilhelm angeregte „Studiengesellschaft für motorische Luftschiffahrt" in Berlin, deren Geschäftsführer die beiden rühmlich bekannten Luftschiffer Hauptmann von Kehler und Major von Parseval sind, hat in der Aprilnummer der „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen" ihr verheißungsvolles Programm veröffentlicht.

Drei Wege sind es, auf denen man dem nunmehr klar erkannten Ziele zustrebt, sie sind bezeichnet durch die Namen Zeppelin, Lebaudy — oder vielmehr Ingenieur Juillot, denn die Brüder Lebaudy sind nur dessen Auftrag- und Geldgeber — und Parseval.

Alle drei Systeme zeigen die Torpedoform des Gasbehälters, alle drei zur Verhütung von Stampfbewegungen seitlich wagerecht angebrachte Flächen, gegen das Rollen eine Art Kiel und zur Steuerung bewegliche hintere Flächen, also ganz den Seiten-, Bauch- und Schwanzflossen des Fisches entsprechend, und doch sind die drei Systeme sehr voneinander verschieden.

Graf Zeppelin hat nach dem Urteil des Kommandeurs unseres Luftschifferbataillons, des Majors Groß, mit weitschauendem, der stufenweisen Entwickelung vorgreifendem Blick mit seinem starr aus einem stoffüberzogenen Aluminiumgerüst bestehenden Riesenfahrzeug ein Meisterwerk geschaffen, das leistungsfähigste Kriegsluftschiff der Zukunft, das aber zurzeit wegen zweier Nachteile praktisch noch schwer verwendbar ist: es ist infolge seiner Größe, in der anderseits gerade seine Vorzüge liegen, in ungefülltem Zustande, also auf Straßen, nicht fortzuschaffen und bedarf zur Landung vorläufig noch besonderer Hafenanlagen.

Jedes der drei bisher erbauten Zeppelinschen Luftschiffe bezeichnet einen Fortschritt in der Entwickelung des Systems, und von dem mit Spannung noch für diesen Herbst erwarteten vierten wird das gleiche gelten.

Halbstarr ist das Luftschiff der Juillot-Lebaudy. Der elastische Ballon sitzt auf einer starren, aus leichten Stahlrohren hergestellten Plattform auf, wodurch die Stabilität der Längsachse erhalten, ein Zusammenknicken in der Mitte, wie es beim zweiten Ballon von Santos Dumont vorkam, vermieden wird, während ein Ballonett die pralle Form sichert. Gleichwohl ist es, wenn auch nicht ohne Umständlichkeit, zerlegbar und somit transportabel. Diese Form des Luftschiffes ist gegenwärtig die für Militärzwecke geeignetste, kommandierte Offiziere vermochten seine Führung schon in wenigen Tagen zu lernen. Wie bekannt, hat das französische Kriegsministerium die Luftschiffe Lebaudy I und II, „Dirigeable“ und „Patrie“, angekauft und steht im Begriff, nach diesem Muster eine Luftflotille zu schaffen, nach Oberst Septans in „La France militaire“ hundert Fahrzeuge, in Wirklichkeit nach den Vorschlägen des Kriegsministeriums zwanzig, von denen fünf von den Kammern bereits genehmigt sind und auf die Festungen im Osten verteilt werden sollen.

Auch das in bescheidener Stille nach vorausgegangenen Versuchen mit einem kleineren Modell erbaute deutsche Kriegsluftschiff des Majors Groß ist halbstarr, in seinen Größenverhältnissen der „Patrie“ wenig nachstehend, 50 Meter lang, 8,9 Meter Durchmesser, 2800 Kubikmeter Inhalt; die Hülle besteht, wie die der deutschen Freiballons, aus zwei in ihrem Gewebe diagonal zueinander verlaufenden Perkalstofflagen mit einer Gummidichtung dazwischen. Von dem Zeppelinschen System hat Groß die Verteilung der treibenden Kraft auf zwei Benzinmotore angenommen, dagegen hat er den Gasbehälter ungeteilt gelassen, während der Zeppelinsche sechzehn Zellen, den Schotten des Seeschiffes vergleichbar, enthält. Zur Bedienung dieses Luftschiffes ist schon im Frühjahr 1907 eine besondere Versuchskompagnie aufgestellt worden, drei Offiziere, unter ihnen der Führer des neuen Luftschiffes, Hauptmann von Sperling, zehn Unteroffiziere und fünfundsiebzig Mann.

Völlig unstarr endlich ist das Luftschiff Parsevals, ohne jede Versteifung, dagegen sehr sinnreich an beiden Enden mit je einem Luftsack versehen, wodurch mittels Aufpumpens des einen oder anderen die Schräglage des Ballons geregelt werden kann, eine Vorrichtung, die Major Groß gleichfalls auf sein Luftschiff übertragen hat. Mit all seinem Zubehör ist es auf zwei Wagen leicht zu befördern und bei seiner Handlichkeit recht geeignet, zunächst einmal überhaupt erst sichere Erfahrungen im Lenken von Luftschiffen zu sammeln.

Die weitere Vervollkommnung dieses unstarren Luftschiffes und seine Ausführung in größerem Maßstabe hat die Studiengesellschaft für motorische Luftschiffahrt übernommen. Die beiden letzten Systeme haben vor dem ersten den nicht zu unterschätzenden Vorzug der Billigkeit.

Welche Umwälzungen der Kriegführung durch die weitere Ausbildung der motorischen Luftschiffahrt bevorstehen, läßt sich gar nicht absehen. Wer es versucht, sie sich auszu-

denken, der gerät etwa auf die Bahnen, die Regierungsrat Martin in seiner Schrift „Berlin-Bagdad, das Deutsche Reich im Zeitalter der Luftschiffahrt“ sowie in seinem neuesten Werke „Das Zeitalter der Motorluftschiffahrt“ und Emil Sandt in seinem Roman „Cavete“ betreten haben. Wohl ist wie in allen naturwissenschaftlich- oder technisch-romantischen Dichtungen vieles darin keck übertrieben, aber die Grundlagen sind keine haltlosen Träumereien, es sind dieselben, auf die auch der um die militärische und wissenschaftliche Luftschiffahrt hochverdiente Major Moedebeck in seinem vor Jahresfrist erschienenen kleineren Werke „Die Luftschiffahrt, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft“ seine Erwartungen gründet.

Über die Aussichten des Luftschiffes als militärischen Zerstörungsmittels ist das Für und Wider in einem Aufsatz des bekannten Luftschiffers Hauptmann a. D. von Krogh, der sich gleichfalls in den Dienst der Studiengesellschaft gestellt hat, sehr besonnen erwogen worden. Krogh kommt dabei zu einem für das lenkbare Luftschiff günstigen Ergebnis.

Die „Patrie“ hat aus 400 Meter Höhe mit zehn Kilogramm schweren Torpedos — natürlich waren es harmlose Sandsäcke — auf kleine Ziele, z. B. auf eine Lafette, Schießübungen angestellt und damit, wenn die Angabe richtig ist, fünfzig Prozent Treffer erzielt. Ebenso würden, den Leistungen unserer Artillerie entsprechend, auch aus einer Höhe von mehreren Kilometern größere Ziele mit Treffsicherheit beschossen werden können. Dabei würden einige solcher Geschosse genügen, um Truppenteile und Ortschaften zu vernichten. Ein einziges Zeppelinsches Luftschiff wäre imstande, in kurzer Zeit eine ganze Seeflotte zu zerstören; und wie ungleiche Werte an Geld und Menschenleben ständen sich dabei gegenüber. Zeppelins Fahrzeug, das teuerste von allen, kostet etwa eine halbe Million Mark und hat sechs bis neun Mann an Bord; ein einziges modernes Linienschiff aber kostet ungefähr sechsunddreißig Millionen Mark, trägt eine Besatzung von neunhundert Mann und ist gerade von oben her am meisten gefährdet. Den furchtbaren Verheerungen, die durch Luftschiffe angerichtet werden können, stand seit dem Jahre 1898 ein Beschluß der ersten Haager Friedenskonferenz im Wege, wonach das Werfen von Geschossen oder Explosivstoffen vom Ballon herab untersagt war. Dieser Beschluß war auf fünf Jahre gefaßt, ist also 1903 abgelaufen. Auf der jetzt tagenden zweiten Haager Konferenz beantragte Belgien die Erneuerung des Beschlusses, doch erklärten die Vertreter Deutschlands ihr Einverständnis nur unter der Bedingung, daß Einstimmigkeit erzielt werde: dies aber war, wie vorauszusehen, nicht der Fall. Auch der italienische Vermittelungsvorschlag, daß es verboten sein sollte, Städte und Dörfer, die nicht verteidigt werden, von Luftschiffen aus zu beschießen, und daß nur lenkbare Militärballons im Kriege verwendet werden sollen, fand nur geteilte Aufnahme. Damit darf der Beschluß von 1898 als endgültig beseitigt angesehen werden, man hätte ja sonst logischerweise auch das Schießen nach Luftschiffen untersagen müssen; dagegen sprechen aber schon die erwähnten Schießübungen in der Danziger Bucht. Auch der Eifer, mit dem von allen großen Staaten an der Vervollkommnung der Kriegsluftschiffahrt gearbeitet wird, macht eine spätere Wiederaufnahme jenes Beschlusses unwahrscheinlich. Nun bedenke man: auf der einen Seite die Möglichkeit, daß eine kriegführende Macht der anderen gleich zu Beginn der Feindseligkeiten mit Luftschiffen ihre Arsenale, ihre Staatsbureaus, industrielle Anlagen und Eisenbahnen, ihre befestigten Städte zerstört, und auf der anderen Seite die geringe Aussicht, diese Gefahr — selbst Luftschiff gegen Luftschiff — wirksam zu bekämpfen, wohl aber bei diesen Versuchen im eigenen Bereich schweres Unheil anzurichten, so bedeutet dies schließlich, wenn nicht das Aufhören der Kriege überhaupt, so doch eine bedeutende Verminderung der Kriegsgefahr.

(Schluß folgt.)




Joseph Joachim. Büste von Prof. Adolf Hildebrand.

# Berühmte Ärzte der Gegenwart

Von Dr. med. Robert Hessen (Pforzheim)

Obwohl alle, die das medizinische Staatsexamen in Deutschland bestehen, die Berechtigung haben, sich Arzt zu nennen, wird, und nicht nur vom Publikum, dennoch eine Scheidung aufrecht erhalten. Geheimrat Virchow war ein berühmter pathologischer Anatom, darüber hinaus Anthropologe; doch hat er nach seiner Habilitierung jemals, außer vielleicht im engsten Familienkreise, Leidende behandelt? Von Amts wegen hatte er nur mit Leichen zu tun, nicht mit Menschen, stand er am Seziertisch, nicht am Krankenbett. Unser Thema betrifft nur solche Gelehrte, die zugleich Praktiker sind.

Erinnern wir uns der großen Toten, die sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts als deutsche Ärzte einen mehr als europäischen Namen gemacht haben, eines Albrecht von Gräfe, eines Frerichs und Kußmaul, eines Langenbeck, Billroth und Bergmann, eines Örtel und Lahmann, so werden wir sofort inne, wie verschieden die Wege zum Ruhm sein können, und auch wie sehr die Zeiten sich geändert haben. Die beiden Extreme, Gräfe und Frerichs, haben in gewissen Beziehungen aufgehört, ärztliche Ideale zu sein. Der geniale Gräfe war ein Bahnbrecher, man kann sagen, der Neuschöpfer unserer Augenheilkunde; seine Bilder tragen überdies einen eigentümlich rührenden Heilandzauber. Doch so viel Neuboden wie zu seiner Zeit gibt es heute nicht mehr in der Therapie, man begnügt sich von vornherein mit viel kleineren Resultaten, auch ein geringer Fortschritt schon zeichnet seinen Urheber vor tausenden aus. Und die selbstlose Hingebung, das Dienende, das uns aus Gräfes Idealfigur wie zur Nachfolge mahnt, wird neuerdings von einer starken Autorität angezweifelt, ja verworfen und verspottet. Anderseits gilt auch der kalte Zynismus eines Frerichs nicht länger für klug und erstrebenswert. Junge Kollegen raunen sich seine Heldenstücke wohl noch schmunzelnd über dem Glase zu, wie er z. B. einem nierenkranken Todeskandidaten, der ihn weinend anrief: „Ach Gott, Herr Professor, ich werde doch noch gesund?“ in einem Atem geantwortet habe: „Jawohl, mein lieber Mann, ganz gesund! ... Nicht wahr, Herr Kollege, Sie heben mir das Sektionsprotokoll auf?“ Aber man ahnt es heute, daß Frerichs einer der Hauptführer in die berufsärztliche Misere hinein gewesen ist. Er kam sich in seiner wissenschaftlichen Erhabenheit so undurchdringlich vor und setzte bei seinen Patienten einen solchen Mangel an Intelligenz voraus, daß man seine Kritik nur minderwertig nennen kann. In der Sprechstunde sitzen und jedem Kunden zwanzig Mark abnehmen, gilt freilich auch in Gelehrtenkreisen für ein erträgliches Geschäft; noch lohnender wird es, wenn man die Zeit für jede Konsultation abkürzt. Darum reduzierte Frerichs an gewissen Tagen für das vulgus profanum seinen Rat auf die denkbar einfachste Formel; ein Kenner verriet es Bevorzugten: „Heut ist Marienbad dran.“ Der Halbgott aber, wenn ein Patient murren wollte: „Da war ich doch schon voriges Jahr ohne Erfolg!“ wiederholte nur noch energischer: „Gehen Sie nach Marienbad!“ und ein Zwanziger klapperte auf den Tisch. Seine bewundernden Schüler gewöhnten sich daran, über Leidende zu lachen, ohne ihnen zu helfen. Da stand eines Morgens das dumme Publikum früher auf als seine ruhmreichen Ärzte und wendete sich an Laien, die helfen wollten, ohne zu lachen. Die sogenannte Naturheilbewegung entstand als die furchtbarste Konkurrentin für das Erwerbsleben der studierten Praktiker. Seitdem hört man von Hungersnot, Ärzteproletariat, Ärztestreiks und Streikbrechern, als ob es sich um Bäckergesellen oder Malergehilfen handelte ... Doch wir wollen ja nicht die Niederungen betrachten, sondern den Olymp.

Die Chirurgie hat auf ihm, ungeachtet ihres engen Arbeitsfeldes, von jeher eine Vorzugsstellung eingenommen. Warum? Weil



Geh. Medizinalrat Prof. Dr. August Bier.



Wirkl. Geheimrat Prof. Dr. Friedr. v. Esmarch.

sie ihre Resultate sozusagen mathematisch beweisen kann. Der innere Praktiker, dem nach wie vor etwa neun Zehntel aller Erkrankungen im Städtchen zufallen, mag ein sehr feiner Arbeiter sein, der (simplex munditiis!) nach wahrer Künstlerart seine Anstrengungen verbirgt und nicht viel Aufhebens macht. Aber wenn er durch einen kühnen Griff, eine besonders glückliche und schnelle Wahl vermöge der Beherrschung breitester Beeinflussungsmöglichkeiten einem Leidenden abends aufhilft, muß er gewärtigen, daß anderen Morgens diese Tatsache ihm ins Gesicht hinein abgestritten wird. Es wäre ja jedenfalls „auch so" gut geworden. Der Beweis ist unmöglich; denn wer kann die Eingeweide des Betreffenden unters Mikroskop schaffen? Und binnen vierundzwanzig Stunden vielleicht ist jede Spur des ganzen Vorganges ausgelöscht, wie jetzt schon das Gedächtnis des Gesundeten an seine ausgestandenen Schmerzen. Der Chirurg aber, der gestern einem Kranken das linke Bein abschnitt, braucht nur auf die entstandene Gewebslücke, später auf den Stelzfuß zu deuten; man kann ihm seinen Eingriff nicht wegleugnen. Auch wird er ihm als eine Extraleistung honoriert; der schlichte Praktiker mag durch die beste Tat seines Lebens auf dem Fleck die glücklichste Kur vollziehen; was bekommt er in dem Fall vergütet? Einen Besuch.

Dies hauptsächlich, die Freude an sichtbaren, positiven Resultaten zieht immer wieder unerschrockene Männer zur Chirurgie. Doch hat auch sie sich gänzlich verändert, seit Chloroform und neue Methoden der Blutstillung ruhigeres Arbeiten gestatteten. Vor der Chloroformzeit waren die Chirurgen meist „ramassierte" Kerle, Draufgänger, Hazardspieler, gewiegte Pistolenschützen oder joviale Zechbrüder mit Pontaknasen; vielen sagte man nach, daß sie dem Teufel schon mal eine Partie Sechsundsechzig abgewonnen hätten, von anderen Abenteuern zu schweigen. In Neuyork war in den sechziger Jahren ein alter Chirurg aus dem Schwäbischen sehr berühmt unter seinen meist mit ihm gemeinsam 1848 dorthin ausgewanderten Landsleuten. Der hielt seine Sprechstunde in einer kleinen Weinkneipe, die mir noch gezeigt wurde, und hatte, wenn er etwa von einer besorgten Mutter herausgerufen wurde, um den mitgebrachten Schaden zu besehen, die stereotype Wendung: „Mei guets Fraule, sell hätt scho längscht amputiert werde müsse." Er gehörte eben nicht der „konservativen Richtung" an, weder als Bürger noch als Chirurg, als Chirurg aber war er ein Muster seiner Zeit. Einer, der's noch erlebt hatte, erzählte mir, wie dazumal eine Steinoperation sich abzuspielen pflegte. Im Hintergrunde des Zimmers, möglichst in der Nähe des Lichtes, ward ein jammernder Mensch mit weit auseinandergespreizten Beinen von starken Gehilfen festgehalten. Während er noch schrie, kam plötzlich ein vierschrötiger wilder Mann mit aufgekrempten Hemdärmeln großen Schrittes herein, ergriff unterwegs ein Messer, schlug,





Prof. Dr. Fritz Gustav v. Bramann.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ed. Sonnenburg.

ans Ziel gelangt, eine mächtige Terz, und der Steinschnitt war fertig.

Damals mußte eben alles möglichst schnell gehen. Doch Langenbeck in Berlin kamen dann bereits die Vorteile der beschaulicheren Methode zugute. Sein berühmtester Schüler, Billroth in Wien, ist nun auch schon heimgegangen; dagegen wirkt sein langjähriger erster Assistent Professor Sonnenburg erfolgreich an der straßburger Hochschule. Langenbeck war körperlich kein Riese mehr, auch Sonnenburg ist keiner, und vielfach findet man unter den heutigen Chirurgen elegante, zierliche Herren, oft geradezu von kleiner Statur, wie es Mikulicz war. Die Technik selbst ist wohl nur nach raffinierter geworden; doch man braucht nicht mehr unwillkürlichen Widerstand gewaltsam zu brechen, kann sich an Aufgaben heranmachen, die vor dem Chloroform zu den Unmöglichkeiten gehörten. Die Gelenkausschneidungen (Resektionen), durch die sich Langenbeck hauptsächlich seinen wissenschaftlichen Namen erwarb, werden heute zwar wegen der ungenügenden Funktion, die häufig zurückbleibt, skeptischer beurteilt; hingegen scheint das Gebiet der Operationen mit eröffneter Bauchhöhle steigenden Gewinn abzuwerfen.

Der Chirurg, der in Deutschland zurzeit am häufigsten genannt wird, ist August Bier, der Nachfolger Ernst von Bergmanns an der berliner Universitätsklinik. Hatte Bergmann sozusagen die klassische Chirurgie festgestellt, unter vollendeter Ausnützung aller Hilfswissenschaften wie besonders der pathologischen Anatomie und Bakteriologie, so ist es der junge Ruhm von Bier, sich, ohne das Messer zu vernachlässigen, wieder der einfacheren Wege der Natur erinnert zu haben. Er benutzt zur Heilung gewisser Schäden das, was die Natur selbst heranzuschaffen nie unterläßt, und versucht diese Zufuhr von Ernährungs- und Baumaterial künstlich zu steigern, um dadurch die Reparationsmöglichkeiten zu beschleunigen. Es ist klar, daß durch seine (mechanisch bewirkte) Blutansaugung das Operieren häufig überflüssig werden muß; aber abgesehen von diesem Dämpfer für die zuweilen etwas vorlaute „fortschrittliche" Richtung wird auch ein anderes großes Prinzip erschüttert, von dem die Chirurgie sich bisher leiten ließ: die Herrschaft der Eisblase. Wärme ist der große Lebenswecker; Kälte ist Erstarrung. Eis ist der Tod. Es wirkt schmerzstillend, betäubt unsere Empfindungsnerven, mit seinen Vorzügen und Nachteilen ein Gleichnis zur Morphiumspritze; es ist außerdem in gewissen Grenzen ein Blutstillungsmittel. Aber es legt sich allen natürlichen Heilbestrebungen konträr und aufhaltend vor; es verschließt dieselben Blutbahnen, die den rettenden Faktor heranführen sollen. Darum ist es im Bereich der zarten Gewebe des Unterleibes oft geradezu Gift. Patienten und zumal Patientinnen, die in einer Krisis viel mit Eis malträtiert wurden, tragen fast immer Schädigungen auf Lebenszeit davon. Nun stellt Bier das natürliche Prinzip durch Zufuhr von immer noch mehr Blutwärme zu entzündeten Partien wieder her.



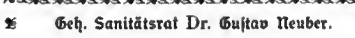
Prof. Dr. Hans Kehr.



Prof. Dr. Karl Ludwig Schleich.

In Halle wirkt Fritz von Bramann, der seinerzeit in San Remo am unglücklichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm den Luftröhrenschnitt vornahm, ein phänomenaler Techniker von gigantischer Arbeitskraft. Noch freut sich auch Friedrich von Esmarch seines Ruhmes, der geniale Finder der künstlichen Blutleere an den Gliedmaßen durch elastische Binden oder Gummischläuche, die, fest angelegt, den Hinzutritt des roten Saftes zum Operationsfeld verhindern und außer der Beseitigung des Blutverlustes für den Kranken (sofern durch sorgfältiges Aufsuchen und Abbinden aller Arterien jede Nachblutung vermieden wird) ein gemächlicheres Amputieren erlauben. Es wird mir unvergeßlich sein, wie Langenbeck in seiner Klinik einen aufgerufenen Praktikanten, der sich bei einem vorgestellten Zungenkrebs für Operation entschied, fragte: „Was werden Sie zur Verhütung des Blutverlustes machen?“ „Die Esmarchsche Einwickelung,“ antwortete prompt der junge Äskulap. Durch die Reihen der Klinizisten ging ein Kichern; der feine, stets höfliche Langenbeck blieb völlig ernst. „Jawohl,“ rief er, „jawohl ... es ließe sich denken ... Obschon ich selbst ... es noch nie versucht habe ...“ Er hantierte dabei. „Auch ist mir ... aus der Literatur ... kein Fall bekannt ...“ Jetzt war kein Halten mehr, der ganze Saal dröhnte vom Lachen. Karl Schleich, Professor in Berlin, hat eine neue Methode lokaler Schmerzstillung durch Einspritzen gleichgültiger Stoffe, die sogenannte „Infiltrationsanästhesie“, in die Praxis eingeführt; Hans Kehr, Professor in Halberstadt, ist berühmt, weil er Gallensteinkoliken durch operative Entfernung der in der Gallenblase angesammelten Steine behob. Seine Gegner behaupten, daß ein solches Vorgehen nicht vor Rückfällen schützt; fast scheint es daher, als ob auch diese Mode wechseln und es von den Gallensteinen, wie vom vielbeschnittenen Blinddarm, eines Tages heißen könnte: „Man trägt sie dies Jahr wieder.“

Gustav Neuber in Kiel hat sich große Verdienste um die Reinlichkeit in der Chirurgie erworben, ein Prinzip, das der geniale Semmelweis zur Ausrottung des Wochenbettfiebers schon vor Jahrzehnten vergeblich in der Geburtshilfe einzubürgern versucht hatte; man nennt es heute „Asepsis“. Neuber war mit Fritz Lange Assistent von Esmarch, als 1876 der serbisch-türkische Krieg ausbrach. Beide zogen ins Feld, um die damals bahnbrechende, heut überholte antiseptische Wundbehandlung nach Lister auszuproben. Lange kam zunächst nur bis Belgrad, wo der serbische Patriot General Zach schwer danieder lag, in der Pflege von englischen und französischen Ärzten, die dem etwas angebrauchten Haudegen das wunde Bein nicht abzuschneiden wagten. Der Deutsche tat es und schleppte den alten Herrn glücklich durch, der noch lange Jahre sich in Böhmen auf seinen Gütern dankbar des Lebens freuen durfte. Diese Kunde war ihm voraufgeeilt, als Lange 1878 nach Neuyork zog, sich den Kontinent von Nordamerika zu unterwerfen. Er galt und gilt wohl auch heute noch für den ersten

Geh. Sanitätsrat Dr. Gustav Neuber.

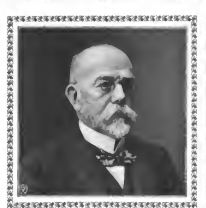


Dr. Fritz Lange.

Operateur des dortigen Deutschtums und ist mit Recht berühmt wegen seiner Erfolge, da seine Gewissenhaftigkeit sich nie genugtun kann. Hätte das Schicksal ihm beschieden, daheim die akademische Laufbahn zu verfolgen, er würde der Liebling nicht nur seiner Kranken, sondern auch seiner Schüler geworden sein, durch seine launige Ader, von der manches Stücklein erzählt wird. So kam er, wegen Erwerb von Grundbesitz und aus anderen Rücksichten in die Lage versetzt, amerikanisches Bürgerrecht nachzusuchen, dennoch um die peinvolle Notwendigkeit herum, seinem Deutschtum, das er heilig hält, offiziell entsagen zu müssen. Der betreffende Beamte, vielleicht wegen des klugen dunklen Gesichtes des Klienten, vielleicht wegen irgend eines Beiklanges der englischen Aussprache, vielleicht auch nur in der Zerstreutheit, hielt ihn für einen Schotten und forderte ihn auf, der Königin Viktoria von Großbritannien abzuschwören, was Fritz Lange mit großer Kaltblütigkeit besorgte. Er ist der Stifter der bekannten Palästra Albertina in Königsberg, an dessen Albertusuniversität er studiert hatte.

Noch mancher Name wäre zu nennen; denn, wie Billroth zu sagen pflegte: „Wer operiert heute noch schlecht?" Der Durchschnitt hat sich ganz gewaltig in Deutschland gehoben, und viele, die gemäß des Chronisten hübschem Wort „nach Ruhm verlangend, nicht nach Lob", ihr Bestes hergeben, werden von der launischen Fortuna in einem kleinen Bezirk festgehalten oder gar noch von der Schwelle des Tempels gestoßen gleich dem hochbegabten Schwaben Albert Landerer, der das neue Krankenhaus von Berlin-Schöneberg, dessen chirurgische Abteilung er leiten sollte, wohl noch einrichten, aber nicht mehr beziehen durfte.

Populärer fast als die Chirurgie ist zeitweilig das von Robert Koch und Exzellenz von Behring beackerte Gebiet der Bakterien-, speziell der Tuberkuloseforschung. Behring, durch sein Diphterieheilserum berühmt, hat schon seit Jahren wenig mit Kranken, dagegen viel, wenn nicht ausschließlich mit Rindern zu tun. Die von ihm gezogenen Parallelen werden bestritten, da Rinder Pflanzenfresser und für den Menschen viel eher die Schicksale gewisser Brutserien von Hühnern vorbildlich seien, die gleich ihm von gemischter Kost lebten. Die Idee, daß, wenn durch einen Zufall sämtliche Tuberkelbazillen aus der Welt verschwänden, die Menschen lauter kräftige Brustkörbe wiederbekämen und auch trotz der größten hygienischen Unvernunft nicht mehr schwindsüchtig zu werden vermöchten, erweist sich leider als eine der weniger logischen Voraussetzungen Behrings. Was immer auch die wissenschaftlichen Resultate seiner „Antikörper"-Forschung für die Zukunft sein mögen, für die Gegenwart ist, seit er die Kuh verklagt hat, eine trostlose Milchhypochondrie eingerissen. Das Wohlige, Frische des früheren Labsals wird unseren Kleinen vorenthalten, das Kochen aber bis zur Unverdaulichkeit, unter gänzlicher Vernichtung des Wohlgeschmackes, verursacht durch Magendarm-







Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Robert Koch.

Wirkl. Geheimrat Prof. Dr. Emil v. Behring.

störungen der Kinder unendlich größeren Schaden, als die Abtötung irgend welcher Bazillen der Kuhmilch — von Robert Koch und seinen Schülern werden sie für harmlos und unwichtig erklärt — bestenfalls nützen könnte. Mehr und mehr drängt sich die Überzeugung auf, daß Schwindsucht eine Kulturseuche der Stuben- und Kleidermenschen sei, durch mangelhafte Hygiene (besonders der Hautausdünstung) verschuldet, durch bessere Hygiene allein auch wieder einzuschränken.

Kochs Malariaforschungen haben uns seither die kleine Mücke als Überträgerin dieses Giftes kennen gelehrt; viele Gemeinden, die vom Wechselfieber litten, gewannen so die Gelegenheit, durch Austrocknung von schlechten Pfützen und Gräben — denn auf solchem Wasser kommen jene Insekten am liebsten zur Welt — das Leiden zu mildern. Mit seinem Widerruf aber auf dem Tuberkulosekongreß in London vor fünf Jahren: daß der Tuberkelbazillus des Menschen auf das Rind nicht übertragbar, Tuberkulose mit Perlsucht also nicht identisch sei, hat Robert Koch sich selbst ein ehrenvolles Denkmal wissenschaftlicher Wahrheitsliebe gesetzt. Er kehrte damals, nach verhängnisvoller Uneinigkeit, zurück zu Virchows Behauptung, daß die Lungenknötchen (Tuberkel) des Menschen, pathologisch-organische Gebilde ganz für sich, mit Rinderkrankheiten schlechterdings nichts zu schaffen haben. In London wendete Lord Lister zwar ein, daß der umgekehrte Beweis gegen die Übertragbarkeit der Perlsucht auf den Menschen noch ausstehe, und so war der Bazillenjagd, der Bazillenhypochondrie noch einmal die Zukunft gesichert. Doch wie die armen Tiere zumal in Fabrikgegenden gehalten werden, ohne Hirt und ohne Weide, ohne Licht und ohne Bewegung, ohne rechten Stoffwechsel in diesen finsteren Höhlen, die sich kleine Kuhställe nennen, sollte es viel eher heißen: von den Menschen und ihrer Unhygiene allein werden unsere Rinder perlsüchtig.

Einen leisen Rückzug hat auch Exzellenz von Behring bereits angetreten, als er am 14. März 1907 im Landwirtschaftsrat zu Berlin erklärte, daß „die Pasteurisation versagt" habe, daß es, um Kuhmilch unschädlich für den Genuß zu machen, mit der Erhitzung „nicht immer getan" sei. Das geschah aber erst, nachdem die Soxhletsiederei eine Art von Evangelium für Kinderstuben geworden war. Die Kleinen reagieren bekanntlich auf das Füttern mit solcher schlechtschmeckenden, übermäßig gesottenen Milch durch eine Art von Skorbut, den morbus Barlowii, mit häßlichen Schweißen usw. Dieses Übel, wenn unsere Mütter nicht wieder tauglicher im Hauptberuf werden, dürfte leider deutsche Säuglinge zu plagen auch trotz allen Spritzungen mit Behrings Tulaselaktin usw. nicht aufhören.

Lange bevor Koch den Tuberkelbazillus entdeckte, hatten Brehmer in Görbersdorf und in seinen Spuren dann auch Peter Dettweiler 1876 zu Falkenstein im Taunus geschlossene Anstalten für Lungenkranke ge-



Dr. D. Sarason.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ernst v. Schweninger.

schaffen. Die dort angewendeten Methoden, wie Überfättigung mit Alkohol und Liegekuren, sind zum Teil wieder aufgegeben, zum Teil werden sie angefochten. Ebenso findet die von Dettweiler u. a. ins Leben gerufene „Volksheilstättenbewegung" auf die Dauer mehr Kritik als Begeisterung. Die frisch und leicht Erkrankten sieht man auch außerhalb solcher Anstalten bei etwas Luftveränderung und Muße vielfach wieder zu sich kommen; den anderen schwindet das in den Heilstätten künstlich angemästete Fett wie Butter an der Sonne bei Rückkehr in staubige Arbeits- und schlecht ventilierte Wohnräume. Robert Koch hält es für rationeller, daß, wie man in Norwegen die Leprakranken isoliert, so die Vorgeschrittenen, die „offenen" Tuberkulosen, deren Bazillen in einem hitzigen Prozeß ganz besondere Giftigkeit erlangt haben und die nun tatsächlich die Pest mit jedem Hustenstoß verstäuben, dort in ihren letzten Stadien besorgt und aufgehoben würden, statt daß sie den gesamten Nachwuchs ihrer Häuslichkeit infizieren. Leider bilden hier die Ortskrankenkassen ein nicht ganz rationelles Gegengewicht. Sie sagen: wir brauchen Erfolge, können unser Geld nicht an hoffnungslose Kuren verschwenden. Deshalb werden von ihnen mit Vorliebe nur die möglicherweise Gefährdeten, die Verdächtigen mit nahezu fehlendem objektivem Befund ausgesendet. Bei wem sich schon etwas „nachweisen" läßt, der wird häufig als ungeeignet zurückgehalten. Das gibt nun zwar in den Jahresberichten große Mengen von „Geheilten"; doch die Seuche selbst frißt sich derweilen nur desto tiefer in die Familien, und das Volk sieht bei solcher Politik den Segen der Heilstätten nicht recht ein.

Auch Ernst von Schweninger bezeichnet, wie vor ihm Rudolf Virchow, die menschliche Zelle für wichtiger als die Bazillen, die Hygiene für nützlicher als die Bazillenjagd und erblickt im Kranksein weniger einen Überfall von seiten böser Feinde, als vielmehr die rechtmäßige Quittung über vorausgegangenen Mißbrauch unserer Organe. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" möchte ich schon bei Nennung seines Namens ausrufen. Schweninger ist nicht nur der selbständigste Kopf innerhalb der gesamten Kollegenschaft, sondern auch derjenige, der das menschliche Verhältnis zwischen Leidendem und Arzt zu künstlerischer Vollendung ausgebildet hat. Wir haben ein Beispiel seiner Art erlebt an jenem grillig gewordenen, überfütterten, von hundert Beschwerden gequälten pater patriæ, dem Schweninger aufhalf und der ihm das Zeugnis ausstellte: „Er war der erste Arzt, der mich behandelte; die anderen hab' ich behandelt."

Hiernach verstehen wir Schweningers Behauptung: „Arzt sein heißt der Stärkere von zweien sein" — eine hohe Forderung, die sich dadurch nicht mildert, daß manche Leidende weniger widerstandsfähig sind; denn viele von ihnen werden in diesem Zustande nur noch eigensinniger. So selten ganz große Künstler auftauchen, so selten werden freilich ganz große Ärzte sein; die anderen



Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Herm. Senator.



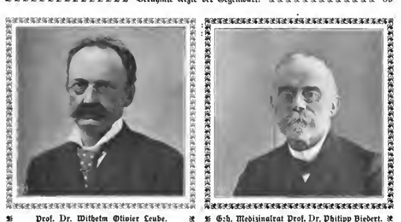
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ernst v. Leyden.

müssen dann wenigstens lernen, ihre Rolle zu spielen, und sich durch Selbstzucht das förderliche Betragen aneignen, das ihnen die Natur versagt hatte. Männer, die wissen, worauf es ankommt, werden somit immerhin „denkende Künstler“ von der zweiten Klasse werden können; auf den Hochschulen wird allerdings gerade hierin überhaupt so gut wie noch niemand unterrichtet.

Nur in einer Beziehung stimmt die Definition des guten Arztes als echten Künstlers schlecht: der Künstler ist viel freier, der Arzt gebunden. Der ideale Künstler sucht sich seine Aufgaben aus und auch seine Stunden; klopft ihm die Muse nicht auf die Schulter, so geht er müßig und sagt, er sei nicht in Stimmung. Der Arzt muß arbeiten zu allen Tages- und Nachtzeiten; er ist ein Sklave seiner Klingel, er muß folgen, wohin man ihn ruft, muß den Ekel, auch alberne Menschen zu beherrschen, tausendfach hinabwürgen. Der Suppenlöffel wird ihm von den Lippen, wenn er essen, die Decke von den Beinen weggerissen, wenn er schlafen will. Er muß den gastlichen Tisch fliehen, kaum daß ihm das erste Glas eingegossen ward; ist er stark beschäftigt, so wird sein Leben eine Hetzjagd, die mit künstlerischem Schaffen gar keine Ähnlichkeit mehr hat. Ein paar ganz Große, Glückliche machen sich wohl frei von diesen Ketten, wenn sie die Gabe der Rücksichtslosigkeit besitzen, und dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus auch ein Frerichs wieder menschlich und verzeihlich erscheint. Auch er zog nur, mit Goethe zu reden, die „Fortifikationslinien seines Daseins“, um freier Künstler zu bleiben und nicht zum geschundenen Knecht einer bunten Menge herabzusinken.

Daß Ärzte nicht Krankheiten behandeln sollten, sondern kranke Menschen, wie das Hahnemann schon forderte, bildet den zweitstärksten Grundsatz Schweningers. Er verlacht die Manier der Etikettierung. Daß man bei einem Verbrauchten, dessen sämtliche Gewebsgerüste mit untauglichem Zellstoff (Metaplasma) beladen sind, dessen Lebenskraft erschöpft, an dem sozusagen kein gesunder Faden mehr ist, „die einzig richtige Diagnose“ sucht, die dann überm Bett angeschrieben steht, die man in Büchern nachschlagen kann, worauf dann „das einzig richtige Mittel“ gefunden wird und „die Krankheit heilt“, das ist ein Nonsens, dem leider allzuviele Ärzte huldigen, weil sie von den Universitäten dazu erzogen werden. An ihm liegt es wohl hauptsächlich, daß Schweninger auf die Wissenschaft so schlecht zu sprechen ist. Den Umsatz von Gelehrsamkeit in Können vermißt er augenscheinlich, wenn er auf die Durchschnittsbehandlung hinblickt. Würde seine Schrift vom Arzt* richtig gelesen und verstanden, dann könnte es leicht eine Revolution geben, während so die Misere sich vielleicht noch lange hinzieht. Immer wird ja noch von der orthodoxen Schulmedizin der Glaube genährt, als ob in der Ausbildung scharfer Chemikalien das Heil zu suchen

* In der Sammlung „Die Gesellschaft“; 142 S.







Prof. Dr. Wilhelm Olivier Leube.

Gzh. Medizinalrat Prof. Dr. Philipp Biedert.

sei, eine Richtung, die von etwa der Hälfte unseres heutigen Publikums als ganz verkehrt angesehen und abgelehnt wird. Man wünscht oben nicht zu bemerken, daß lange vor Schweningers Buch „das Ferkel aus dem Sack" war; das Vorhandensein von Zehntausenden von Laienpraktikern (vulgo Kurpfuschern) wird jedoch leider nicht als eine logische soziale Evolution begriffen, sondern als grober Unfug verfolgt. Daß viele Ärzte, die doch studiert hatten, nicht helfen konnten, daran waren unsere Lehrer gewöhnt; daß Leute, die nicht studiert hatten, helfen können, das geht in ihre Köpfe nach wie vor nicht hinein, obschon unsere heutigen Hausärzte, die zahllosen aufgeweckten Mütter nämlich, die ihre Kleinen bei Erkältungsfiebern wickeln und packen und gesund bekommen, ihnen den Beweis liefern. Kußmaul war einer der wenigen, die es einsahen und zugaben.

Nach Schweningers Buch fallen ein paar Legionen von Ärzten, die sich auf Grund abgelegter Examina so nannten, künftig aus; Rezeptschreiber sind es laut ihm, kleine Kassenbeamte zum Ausstellen von Krankenscheinen. Dagegen rücken ein paar tausend einfache Leute, die praktisches Geschick haben, zu Künstlern auf, weil sie innerhalb gewisser Eingriffsmöglichkeiten, wie sie besonders die nicht allzuschwer erlernbare Feuchtigkeits- und Wärmeregulierung am Körper darbietet, schnelle Wahl zu treffen verstehen. Eine bittere Nuß! Wie sollen unsere großen Institute den alten Ruhm bewahren, wenn ihnen bei Bekanntwerden solches Sachverhaltes der Nachwuchs ausbleibt? Oder sollten sie wirklich eines Tages ihren Lehrplan, ihre Tendenz verändern? Fähig werden, die Notwendigkeit einzusehen?

Trösten wir uns in diesem Dilemma mit der langen Reihe stolzer Namen, die noch übrig sind. Da wären zunächst die beiden Senioren Leyden und Senator zu nennen, beide als innere Kliniker zu Berlin wirkend. Leyden war es, der dem hinsiechenden Kaiser Friedrich Milch verordnete. An berühmten Diätkuren stehen ihm nahe Professor Leube in Würzburg, dazu Biedert, der Zusammensteller des bekannten „Rahmgemenges" für Säuglinge, in Hagenau. Der von Biedert betonte Grundsatz: auf dem Gebiete der Kinderkrankheiten noch einmal alle Hilfswissenschaften der Medizin spielen zu lassen, mag sehr geeignet sein, durch solche Zusammenfassung zu einem Kosmos im kleinen den bekannten Gefahren der Spezialisierung vorzubeugen. Dagegen klingt seine Auffassung, daß die furchtbare Kindersterblichkeit in Deutschland ein vorwiegend ökonomisches Problem sei und es in erster Linie darauf ankäme, die Volksvermehrung mit den Mitteln zum Lebensunterhalt in ein logisches Verhältnis zu bringen, wie ein Märchen aus alten Zeiten. Deutschland ist längst eines der wohlhabendsten Länder auf Erden; unsere Säuglinge fallen wie die Fliegen, fast eine halbe Million im ersten Lebensjahre, nicht weil die Eltern zu wenig zum Lebensunterhalt verdienten, sondern weil die Mütter von



Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Julius Hitzig.

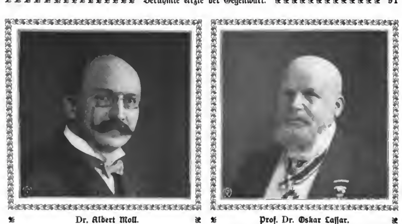


Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Erb.

sich aus zu wenig oder zu schlechte Milch hergeben, um durch deren Schutzstoffe die Kleinen vor tödlichen Erkrankungen bewahren zu können, wie sich's gehörte. Mit anderen Worten: es handelt sich nicht sowohl um ein ökonomisches, als vielmehr um ein Rasseproblem. Der Deutsche bezahlt die Kultur, die er zur Zeit hat, mit einer Erschlaffung der weiblichen Konstitution. Diese Erschlaffung geht um so rapider vor sich, als zur Instandhaltung des deutschen Frauenkörpers keinerlei nennenswerte Vorkehrungen bestehen, ja bei den Betroffenen samt dem Bewußtsein des Zustandes auch das Bedürfnis zu fehlen pflegt, ihn zu bessern. Es gibt freilich Volkswirte, denen eine Nation von „Flaschenlindern" mit den Vorstellungen von Kraft, Gesundheit und Größe vereinbar bleibt. Möchte das Erwachen aus diesem Traum nicht zu spät und zu schmerzhaft erfolgen! Die Illusion, an der auch Biedert festhält, daß es außerhalb der Mutterbrust noch „einwandfreie" Nahrung für Säuglinge geben könne und eine Anstalt, die dem an sich Unnatürlichen gewidmet ist, den Namen „Musteranstalt" verdiene, erinnert einigermaßen an die raffinierten Zurichtungen der Schneider, um über vorhandene Degeneration die Welt zu täuschen. Zur Verminderung der Säuglingssterblichkeit existiert nur ein rationeller Weg: körperliche Verbesserung der Mütter; hierzu wieder nur einer: bessere körperliche Ausbildung der jungen Mädchen.

Hitzig (Halle), Moll (Berlin), Erb (Heidelberg) sind weithin berühmt bei Nervenkranken; Winternitz, der klassische Vertreter der Wasserheilkunde, die ihm der Bauer Prießnitz vorweggenommen hatte, lebt in Wien, Olshausen, der würdige Nachfolger des großen Gynäkologen Schröder, in Berlin. Schmidt in Frankfurt a. M., der Laryngologe, der schon seit vierzig Jahren dem Anhauch tuberkulöser Kehlköpfe in blühender Gesundheit widersteht, ist ein wandelndes Beispiel für die Unerläßlichkeit der „Disposition", wenn jemand erkranken soll. Ganz außerordentlich berühmt ist Lassar in Berlin für Hautübel, obschon Kenner behaupten und selbst Universitätsprofessoren es offen zugeben, daß die von Hebra einst befolgte Tendenz: Ausschläge durch scharfe Salben von der Oberfläche in den Lymphstrom zurückzutreiben, der ganzen Hautbehandlung eine falsche Richtung gegeben hat. Auch Hautleiden sind ja nur ein letzter Beweis fehlerhaften Stoffwechsels, ungesunder Säfte, innerer Störungen. Wie mancher Ausschlag heilt bei Frauen von selbst ab, nachdem ein Gebärmutterleiden beseitigt wurde, und vor mir liegt gar ein Separatabdruck aus der „Österr. Ärzte-Zeitung": „Zur Therapie der Hautkrankheiten intestinalen Ursprungs". Diesem Ursprung aus den Eingeweiden trugen die sogenannten Homöopathen freilich schon vor einem Jahrhundert Rechnung.

Als Orthopäde steht ein Laie, Hessing in Göggingen, im Ruf der Genialität und wurde vom Geheimrat von Bergmann außerordentlich geschätzt. Sein Kunststück: Patienten mit gebrochenem Oberschenkel schon



Dr. Albert Moll.



Prof. Dr. Oskar Lassar.

selbigen Tages zum Gehen zu bringen, war freilich, wie mir Chirurgen sagten, kein Geheimnis, der betreffende Apparat nur, wie alles Gute, sehr teuer und nicht in der allgemeinen Praxis anwendbar. Auf dem Felde der physikalischen Heilfaktoren (Licht, Wärme, Feuchtigkeit, mit Unterstützung von Diät, aktiver Gymnastik, passiver Knetung usw.) wird Dr. Sarason viel genannt, der erste Arzt, der in Deutschland mit Finsenapparaten zur Bestrahlung Hautleiden und andere chronische Übel behandelte; von seinen Ideen über bessere Bauart unserer Krankenhäuser soll auf dem nächsten Hygienekongreß zu Berlin in diesem September die Rede sein. In den Kreisen der Homöopathie ist Geheimer Hofrat Stigele in Stuttgart, Leibarzt der verstorbenen Königin, über Süddeutschland hinaus bekannt. Über den homöopathischen Arzneischatz wird immer noch viel Falsches und auch Böswilliges umhergetragen. Soviel ich nach redlicher Mühe begriffen habe, besteht der fundamentale Unterschied in dem genialen Prinzip Samuel Hahnemanns, daß alle pflanzlichen Stoffe in frischem Zustand am arzneilichsten seien; außerdem in seinen Arzneimittelprüfungen am gesunden Menschen. Während unsere Schulmedizin nur getrocknete Präparate in den Apotheken vorrätig hält und aus ihnen Arzneien bereitet, extrahierte Hahnemann alle Pflanzen im Saft samt Blättern, Zweigen, Wurzeln und gewann dadurch viel reichere „Urtinkturen". Die meisten dieser (spirituösen) Urtinkturen sind scharfe Gifte — dies zur Beruhigung derer, die durchaus verlangen, daß ein Arzneistoff zu schaden fähig sein müsse. Die erste und zweite „Potenz" (im Verhältnis von 1:10 und 1:100) sind in den Mengenverhältnissen von den landläufigen Mitteln nicht wesentlich verschieden, nur daß die Homöopathie höchst selten Gebrauch von ihnen macht. Atropin z. B., ein Dezimill auf ein Gramm Zucker, entspricht genau der vierten homöopathischen Potenz (1:10000). Auch die Allopathen geben ja dergleichen Gifte nicht gleich pfundweise. Dagegen bietet die Homöopathie in ihren ferneren Dezimalstufen die Möglichkeit, sich gereizten Fasern und sensitiveren Menschen besser anpassen zu können, nicht immer nur Pferdekuren vorzunehmen, die zwar bei robusten Konstitutionen zuweilen angebracht sein mögen, aber bei zarten, wie millionenfacher Mißerfolg lehrt, versagen und verschlimmern. Noch niemals ist gegen den Willen eines homöopathischen Arztes durch seine Arznei eine gesunde Faser in Mitleidenschaft gezogen worden, während das Buch von den „Nebenwirkungen" unserer allopathischen Arzneimittel ein wahres Verbrecheralbum ist und auch solche Herren, die wie letzthin Geheimrat Naunyn sich mit ihrem „nur nicht schaden" sehr freisinnig vorkommen, das von Brom, Antipyrin, Quecksilber, Salizyl usw. Angerichtete als unvermeidbar in den Kauf nehmen, weil sie andere Anwendungsweisen als nebenher schädliche nicht kennen oder ungeprüft ablehnen. Aus den Reihen arzneilich Mißhandelter hat die Homöopathie seit



Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Rob. Olshausen.


Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Moritz Schmidt.

einem Jahrhundert ihre treue Klientel bezogen. Sie wird, von Unwissenden beschimpft, von Orthodoxen unterdrückt, doch gerade von seiten aufgeklärter Universitätslehrer vielfach schon anerkannt, wieder modern werden, wie das im Zeitalter der Telefunken, der Präzisionsmaschinen, des Rechnens mit minimalen Größen auf electrochemischem Gebiet weiter kein Wunder wäre, sobald nur die Unduldsamkeit auch der Naturheilfanatiker, die jeden Patienten am liebsten in einen Frosch verwandelt haben würden, sich einmal ermäßigt hat. Denn Behandlung durch Schlucken bedeutet in jedem Fall Zeitersparnis. Die leidende Menschheit kann nicht aufhören, nach Hilfe von dieser Seite her auszuschauen; und auch Begeisterte hört man klagen: „Die physikalischen Verordnungen meines Arztes in Ehren, sie sind famos; aber ich kann sie leider nicht anwenden, weil ich ohnehin schon zu viel zu tun habe."

So verallgemeinert sich jenes oben formulierte Entweder — oder: hier Künstler als Laie, hier studierter Mechaniker, zu der weiteren Frage: „Autorität oder nicht?" Was ist vorzuziehen: daß jemand objektiv ausgezeichnet unterrichtet, von gediegenem Können, also „reif", obschon dem Kranken persönlich unangenehm oder nicht imposant genug sei, oder daß ein Scharlatan, unwissend, aber schnell fertig mit der Wahl unter den paar Begriffen, die sein Mikrolephalon beherbergt, von enormer Zuversicht, den Kranken bezaubere, ihn mit seiner magnetischen Nähe beruhige, mit seinem Blick, seiner Hand beherrsche? Diese Frage wird freilich niemals allgemeingültig beantwortet werden; die Patienten dürften sich nach ihrem persönlichen Geschmack entscheiden. Man sagt von der „alleinseligmachenden" Kirche: es sterbe sich so schön in ihrem Schoß; ich hoffe trotzdem, die meisten Kranken, wenigstens unter den Männern, werden das Lebenbleiben für wichtiger als das schöne Sterben halten. Sicherlich, Schweningers Herrenideal ist großartig; aber in meiner Nähe wirkt ein Kollege, der ihm wenig ähnelt, und den ich gleichwohl als das Muster eines Arztes verehre. Ein stiller, fleißiger, vorzüglich informierter Mann mit müdem, etwas traurigem Blick, von feinfühligster Loyalität in allen beruflichen Angelegenheiten, von aufopfernder Treue für seine Kranken. Ich darf ihn nicht nennen, denn hier sollen nur die Namen berühmter Ärzte fallen. Aber von diesem Kollegen möchte ich selbst mich behandeln lassen, wenn ich einmal krank wäre.

* * *

Ob vorstehende Zeilen in den Kreisen derer, die gern vom Ruhme lesen, weil sie bereits den festen Vorsatz hegen, sich selber womöglich berühmt zu machen, dazu beitragen werden, die Auslese zu schärfen und die Zahl der Anwärter zu mindern? Es wäre dringend zu wünschen, denn die Qualifikation zum Arzt hat sich in den wichtigsten Stücken von Grund aus geändert. Zu einer Zeit, vor fünfzig Jahren noch, da Ärzte viel

seltener waren als heute und, sofern sie nur wirkliche Lust an der Arbeit hatten, einem guten Einkommen kaum entgehen konnten, durften sie in ihrer ökonomischen Sicherheit auch das Humanitätsideal pflegen. Seit neuerdings junge Kollegen von vornherein als Angestellte, darum fälschlich als Untergebene von Kassenvorständen empfunden werden, würde jenes Ideal des Helfens, des Sichaufopferns für die Leidenden um jeden Preis, nur als eine klägliche Schwäche ihre Stellung untergraben. Schweninger bemerkt sehr treffend, wie vom „schönen Beruf" des Arztes heut mit Vorliebe diejenigen schwärmen, die ungern Rechnungen bezahlen. Jammerschade, daß uns das alte Sprichwort: „Sich wehren bringt zu Ehren" den eigenen Schutzbefohlenen gegenüber eingeschärft worden ist; aber wie soll man gleichzeitig dienen und herrschen? Viel zu spät haben die Ärzte sich zu einem riesigen wirtschaftlichen Verband zusammengetan, um den verloren gegangenen Boden zurückzugewinnen; in solcher bösen Konjunktur dürften nur ökonomisch Unabhängige, dickfellige Phlegmatiker, geborene Kaufleute insonderheit für das Einfangen und Festhalten von Kunden sich auf das gefährdete Gebiet hinauswagen; selbst für die ganz Großen ist ein starkes Verwaltungstalent fast unerläßlich. Wer zarter besaitet, reizbarer, weicher im Gemüt sich dem Oger Publikum heut als Helfer hingeben will, wird, um Dank und Lohn seiner Leistung oft noch im letzten Augenblick betrogen, einen Kalvarienberg beschreiten und, innerlich aus tausend Wunden blutend, sein Dasein verfluchen lernen.

Zwar aus Medizinern ist schon mancherlei geworden. Der Westfale Ostermann, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Großwürdenträger am petersburger Hofe, war einer; Arzt war der nicht ganz unbekannte Dichter Friedrich von Schiller; Arzt unser Baron von Stockmar, der heimliche spiritus rector der auswärtigen Politik am britischen Hof zu Zeiten des Prinzgemahls Albert; Arzt J. L. Klein, der Verfasser der klassischen „Geschichte des Dramas", Arzt der preußische Landwirtschaftsminister von Lucius. Doch mit der proteischen Wandel- und Verwendbarkeit deutscher Juristen kann kein Student der Medizin konkurrieren. Um vom Publikum wirklich wieder vermißt und begehrt zu sein, müßten ihrer zunächst einmal viel weniger, müßte ihre Ausbildung eine andere und praktischere werden, wie das Schweninger in seinem Buch, vor ihm schon ein Anonymus in den fingierten Briefen des Doktor Jungborn an Kreisphysikus Treff gefordert hat. Aber damit Ärzte umlernen können, müßten ihre Lehrer umgelernt haben, und ich bezweifelte ja schon, ob sie, die so berühmt als Lehrer sind, sich dazu herunterlassen dürften, dem noch höheren Ruhm nachzustreben: den Anforderungen einer neuen Zeit als Lernende gewachsen zu sein.

---

## Das blaue Dach

Sieh das blaue Dach sich spreiten
Feierselig ausgespannt,
Wie ein Dom für Ewigkeiten
Über dein und meinem Land.

Die wir schwer die Füße heben,
Zwischen Zweifel, zwischen Schuld —
Halden schweben, selig leben
Liebe droben und Geduld.

Einst, wenn müd' der Erdenlügen
Satt das Leben uns zerbricht,
Fliehen wir zu neuen Flügen
In dies Meer von Licht.

Walther Unus



# Egeria

**Ein Reiseerlebnis**

**Von Marie von Ebner-Eschenbach**

Auf meiner Schweizer Reise habe ich ein merkwürdiges Ehepaar getroffen. Sobald der Mann den Mund auftat, sprach die Frau: „Du willst sagen, daß ...“ Und jetzt kam immer etwas Gescheites zutage. Vor einem schönen Landschaftsbilde, vor einem Kunstwerke hatte er geistvolle Gedanken, die seine Frau in Worte kleidete. Er nickte nur tiefsinnig und sagte: „Ganz recht.“

Eines Tages war sie unwohl, und er kam allein zur Table d'hote. Er hatte seine gewohnte nobel herablassende Art, die gewisse Gebebewegung, mit der seine linke Hand — eine schöne Hand — sich geschmeidig im Knöchel drehte. Doch bewahrte er dabei ein fast schüchternes Schweigen. Wenn jemand etwas erzählte, nahm er eine wohlwollende, sehr teilnehmende Miene an, zog die Augenbrauen in die Höhe und ließ mehrere Male nacheinander ein angeregtes „So so!“ vernehmen. Das war alles, schmeichelte aber dem Erzähler ungemein.

Mich hatte der Zufall dieselbe Reiseroute wählen lassen, die das Ehepaar nahm, und in den Eisenbahnwaggons, bei Vergbesteigungen, in den Hotels trafen wir täglich zusammen. Aber auch ein Vierter schloß sich unserem absichtslos geknüpften Bunde an, und dieser, wie mir schien, durchaus nicht absichtslos. Die schöne deutsche Frau hatte es ihm angetan. Er bewunderte ihre Art, sich zu kleiden, ihre lieblich stolze Haltung und ganz besonders — ihren Gang: kein Trippeln, kein Schweben, — ein Schreiten, ein harmonisches Vorwärtskommen in gelassener Leichtigkeit, geradeaus, nicht bei jedem Schritt ein bißchen Kraft nach links und ein bißchen Kraft nach rechts von sich schleudern, wie es bei vielen Frauen üblich ist. Nicht genug staunen konnte er darüber, daß sie, so groß, so majestätisch, doch voll Anmut war ... herrlich, ganz einfach — herrlich! „Und“, sagte er und sah mich pfiffig an, „welch ein Anempfindungsvermögen, welch ein Verständnis für den Geist ihres Mannes! Erstaunlich, nicht wahr?“ — „Gewiß!“ und wir lachten beide.

Er war klug, er tat sein möglichstes, um sich zuerst die gute Meinung des Ehemannes zu erwerben, gewann sie auch. Der Geheime Herr Kommerzienrat lächelte ihm gnädig zu, wenn er ihn von weitem schon ehrerbietig grüßte; auch über die lustigen Geschichten, die der Franzose zu erzählen wußte, lächelte er. Lachen konnte er so wenig wie eine Katze. Wenn aber wir beide über eine der kommerzienrätlichen Anekdoten, denen seine Gattin meistens die Pointe aufgesetzt hatte, aus Gefälligkeit schallend lachten, ging in seinem Gesicht die Sonne auf. Da blickte ihn seine Frau mit zärtlichem Triumph an, und ihre ernsten, sanften Augen leuchteten in stillem Glück.

Ich war der Vertraute des jungen Bewerbers um ihre Gunst geworden. Er klagte und grollte: „Sie liebt ihn! liebt den Hohlkopf! begreifen Sie das?“

„Es schien auch mir ein Rätsel; doch glaube ich es gelöst zu haben. Sie liebt ihn mit dreifacher Liebe. Als geborene Herrscherin, die sie ist, den treuen Vasallen; als Kinderlose mit aller in ihr aufgespeicherten Mütterlichkeit ... und wie läßt er sich die gefallen! Anderen gegenüber — gönnerhaft, götzenhaft, vor ihr — auf beiden Knien. Das hat so etwas ... das ist nicht unedel ... in solcher Weise verwöhnt werden und den Verwöhnenden anbeten — kommt selten vor. Die dritte Liebe, nun — die stärkste, die zärtlichste: die Liebe des Künstlers zu seinem Werk. Er ist das ihre. Sie gibt in ihm ihre Gedanken heraus und — gestehen Sie — in einem Prachtexemplar.“

„Prachtexemplar," gab er zu. „Der Herr Kommerzienrat mit den rosigen Wangen und den blonden Haaren ist das Bild eines Hermann der Cherusker, wie euer krankhaft ausgearteter Chauvinismus ihn malt."

Ich konnte ihm diesen Ausfall, der überdies gar nicht zur Sache gehörte, nicht ungestraft hingehen lassen und sagte: „Und sie ist das Urbild einer Thusnelda unserer Träume, die, wenigstens äußerlich, besser zu ihm paßt als zu dem geistreichsten, nettesten Varus," und dabei klopfte ich dem feinen jungen Mann auf die Schulter.

Nach jedem Zornausbruch übte er seine Verführungskünste mit mehr Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit aus und machte Fortschritte in der Gunst der schönen Frau. Sie begegnete ihm mit großer Freundlichkeit, zeichnete ihn vor allen — es waren ihrer viele — die ihr huldigten, aus.

Da geschah's, daß er in einer Wallung der Ungeduld sein wochenlang mit so viel Verschlagenheit und Selbstüberwindung aufgerichtetes Verführungswerk zerstörte. Der Unselige wiederholte ein besonders patzig vorgebrachtes „Ganz Recht!" des Gatten mit boshaftem Hohn und fügte hinzu: „Nicht wahr, Herr Kommerzienrat, und sicherlich Ihr eigener Gedanke!"

Verblüfft und hilflos wendete der Gatte seine Augen rettungsuchend der Gemahlin zu, und Thusnelda vereiste im selben Moment. Der Liebende erlangte nicht mehr einen gnädigen Blick. Es war vorbei. Jedes leichte Neigen des Hauptes, mit dem sie seine flehenden Begrüßungen erwiderte, sprach: Halten Sie sich fern!

In Interlaken erfuhren wir, daß „Kommerzienrats" am Nachmittag ihre Heimreise antreten würden. Ich fand mich zum Abschied auf dem Bahnhof ein. Sie hatten schon ihren Waggon bestiegen, kamen ans Fenster, und wir tauschten eben höfliche Redensarten, als neben mir ein prachtvolles Rosenbukett auftauchte. Ein armer Sünder wollte seine letzte Huldigung darbringen.

Aber „Sie" sah ihn nicht. Sie hatte sich plötzlich auf die andere Seite des Wagens begeben, wo ein Zug, der auf dem Nebengleise stand, ihre gespannte Aufmerksamkeit zu erregen schien.

„Nein, zu liebenswürdig — nein, wirklich —" sagte der Kommerzienrat. Der Strauß wurde ihm nolens volens hinaufgereicht, und mit Wohlgefallen nahm er ihn in Empfang.

Die Lokomotive pustete, die Räder drehten sich — „Adieu!" Aus einem Fenster des dahinbrausenden Trains streckte sich eine schöne Hand und winkte uns noch eine Weile zu. Aber leider war's — eine Männerhand.

* * *

Nach Jahren traf ich den ehemaligen Reisebekannten wieder, und wieder in der Schweiz. Er nannte sich mir, ich hätte ihn nicht erkannt. Der blühende, von Gesundheit strotzende Herr Kommerzienrat hatte sich zu sehr verändert. Gealtert, gebeugt trat er mir entgegen. In der gebrochenen Gestalt lag etwas Fremdes, etwas Starkes, das mir seltsam erschien — fast unheimlich.

Er war allein. Ich fragte nach seiner Frau.

„Voran," erwiderte er, bemerkte meine Verwunderung über diese Antwort und erklärte: „Vorangegangen, mir voran, wie von jeher in allem. Gestorben wird es auch genannt."

Einige Worte aufrichtigen Mitgefühls drängten sich mir auf die Lippen. Er lehnte ab mit einer leisen, ruhigen Gebärde: „Zu einem höheren Leben geboren, sollte es genannt werden."

„Sie hat an eine zweite Geburt nicht geglaubt," wandte ich zagend und im Ton einer Frage ein.

„Sie nicht. Ihr war der Tod das Ende, und die kleinen Begriffe Lohn, Strafe belächelte sie. Sie lebte wie eine Heilige aus innerster Seelennotwendigkeit — es war so ihre Natur. Nun ist sie fort, und ob sie an ein ewiges Geschiedensein dachte oder nicht — sie ist da. Nach dem Worte der Schrift: „Die Liebe höret nimmer auf", ist sie da, umgibt mich, ich erlebe stündlich das Wunder. Als sie sterbend vor mir lag, offenbarte es sich mir zum erstenmal. Ihre Augen waren gebrochen, ihr schönes Gesicht war verzerrt von dem entsetzlichen sardonischen Lachen. Da beugte ich mich und drückte einen langen Kuß auf ihren Mund. Und als ich sie wieder ansah, lag auf diesem lieben Mund ein sanftes seliges Lächeln. Dasselbe Lächeln, das ihn einst so bezaubernd umkoste, als ich — ein schüchterner Bräutigam — sie zum erstenmal geküßt hatte ...

Und als sie im Sarge lag und ich sie betrachtete — andachtsvoll, um mir ihre teuren Züge unauslöschlich einzuprägen — da belebten sie sich ... Ich sah es — ich werde es immer sehen ... Ein warmer Lebenshauch flog über das starre, marmorblasse Angesicht."

Wir schritten eine Weile schweigend des Weges weiter; es war derselbe, auf dem vor Jahren meine erste Begegnung mit ihm und seiner Frau stattgefunden hatte.

Plötzlich, wie erwachend aus dämmerigen Träumen, begann er wieder: „Getrennt — zeitlich getrennt, aber nur scheinbar. In Wahrheit noch enger vereint, weil eine durch Körperlichkeit gebildete Schranke nicht mehr besteht. Sie ist in mir und ist außer mir — ein voranschwebender Geist. Ich folge, von ihr geführt. Aus der lichten Sphäre, an der sie, noch im Irdischen befangen, zweifelte, hebt sie mich empor — und ich strebe ihr nach — — bin noch am Fuße des Berges, aber jeder Tag bringt mich einen Schritt aufwärts — ihr näher!"

Er blieb stehen, breitete die Arme aus und blickte in stiller Verzückung vor sich hin. Und mir fiel etwas Merkwürdiges auf. Ich hatte immer eine gewisse Ähnlichkeit gefunden zwischen den echt germanischen Gesichtern der beiden Eheleute. Nun war das seine schmaler geworden, es erschien feiner, und die Ähnlichkeit mit der Verstorbenen hatte sich verstärkt. Aber mehr noch als eine äußerliche trat eine geistige Ähnlichkeit hervor — eine so überraschende, so überwältigende Ähnlichkeit mit der Vorangegangenen, daß mir war, als spräche ihre Seele aus seinen Augen.

---

## Der Adler

Als der Henker hob das fahle Beil
Und zu Boden fiel das lichte Haupt
Konradins, des letzten Hohenstaufen,

Schoß ein Adler aus den blauen Höh'n,
Schlug die Flügel um das teure Haupt,
Seine Schwingen mit dem Blut zu taufen.

Brausend stieg er wieder dann empor,
Dunklen Fittiges, vom Blute schwer,
Flatternd ob dem angsterfüllten Volke.

Weite Kreise zog er für und für,
Wie erspähend seiner Heimfahrt Ziel,
Und entschwand gleich einer finstern Wolke.

Fliege, stolzer Adler, flieg' dahin,
Wie die Sehnsucht, wie des Herbstes Sturm,
Flieg' nach Deutschland über Tal und Hügel:

Letzte Grüße eines treuen Sohns,
Erste Boten einer grausen Tat,
Tropft das Königsblut von deinem Flügel.

Glüht Oktober nicht im deutschen Land?
Drängt zur Kelter nicht der Winzer Schar,
Blüht der Wald nicht in des Herbstes Rosen?

Nieder träuft das edle Königsblut,
Sehnsuchtglühend, wie Rubinen schwer,
In die Becher dieser Ahnungslosen.

Franz Karl Ginzkey



Karl Holzapfel: In der Lüneburger Heide. Zu Dr. Paul Grabein: Die niederdeutsche Landschaft und einer ihrer Meister.

# Aus dem Tagebuch eines deutschen Austauschprofessors in Amerika



Von Prof. Dr. Eugen Kühnemann

I



Zu den eigenartigsten Entwickelungen im gegenwärtigen Lehrbetriebe des Universitätsunterrichtes gehört jedenfalls die Einrichtung des Professorenaustausches zwischen Deutschland und Amerika. Wer hätte es in den früheren ruhigen Zeiten, in denen die Tätigkeit des Professors auf seine Arbeitsstube und den Hörsaal wesentlich beschränkt blieb, für möglich gehalten, daß Zeiten kommen könnten, in denen ein junger Gelehrter zwei Jahre hintereinander nach Amerika zu fahren haben würde, um dort zu den Deutschen in ihren Vereinen und zu den amerikanischen Studenten in ihren Hörsälen zu sprechen? Dies bedeutet jedenfalls einen gründlichen Bruch mit jener Vorstellung vom Gelehrten als einem Bücherwurm, der nur zwischen seinen Regalen zu denken wäre. Viel ist über Sinn und Berechtigung, Fruchtbarkeit und Absicht dieses Austausches gesprochen worden. Bei uns gibt es wohl viele, die ihm einigermaßen skeptisch gegenüberstehen. Bei den Amerikanern dagegen trifft man überwiegend auf die größte Freude und Begeisterung über die Sache. Sie haben eine natürliche Freude an allen neuen Anregungen, die in ihren Gesichtskreis treten, auch an dem eigentümlichen Kosmopolitismus der neuen Idee. Wie es aber nun damit stehen mag, für denjenigen, der geschickt wird, bedeutet die Reise in das große Land über dem Ozean und der Aufenthalt in Amerika jedenfalls ein auserlesenes Erlebnis und eine große geistige Bereicherung. So empfindet es der Verfasser dieser Zeilen, der im Winter 1906/7 an der Harvarduniversität in Cambridge bei Boston den jungen Amerikanern die deutsche Literaturgeschichte vortrug und sich mit großer Freude seiner aufmerksamen und liebenswürdigen Hörer erinnert. In diesen Zeilen möchte er nur von einigen Eindrücken plaudern und bittet, seine Worte für nicht mehr zu nehmen als für einige leichte Augenblicksbilder. — —

Cambridge liegt Boston gegenüber am mächtigen Charles-River und ist eine Stadt von mehr als hunderttausend Einwohnern. Gern wanderte das deutsche Ehepaar durch die freundlichen Villenstraßen der Stadt. In den hellen Stern- und Mondscheinnächten des Oktobers hatte der Eindruck etwas Bezauberndes. Unser Wohnhaus — Felton-Hall — lag an der langen Cambridge-Street, die den Norden Bostons mit Cambridge verbindet. Sie führt in schier endloser Ausdehnung zum Harvard-Square und trifft dort im stumpfen Winkel auf die Massachusetts-Avenue, die — freilich noch weit länger — bereits in Boston (Süden) beginnt und mit einem Knick am Harvard-Square durch ganz Cambridge hindurchführt. Harvard-Square ist das unzweifelhafte Zentrum der Stadt. So liegt die Universität (Harvard) beherrschend in ihrer Mitte, die Universität, die die Stadt eigentlich geschaffen oder zu dem gemacht hat, was sie ist. Am Square gipfelt auch das Geschäftsleben, hübsche Läden liegen an ihm entlang, von ihm gehen auch die zwei, drei, vielleicht vier anderen großen Avenuen aus, die die Stadt in allen Richtungen durchqueren. Das Charakteristische dieser Straßen sind die elektrischen Bahnen, die mit ungeheuerlichem Getöse und einer durchaus überdeutschen rasenden Geschwindigkeit durch sie hindurchjagen. Auf der Massachusetts-Avenue kann es einen ganz packenden Anblick geben, wenn oft vielleicht fünfzehn bis zwanzig Wagen der verschiedenen Richtungen hintereinander anrücken. Und dann sind die meisten unter ihnen zu gewissen Tageszeiten doch noch so überfüllt, wie man bei uns nie eine Bahn sehen würde. Niemand will warten. Eine Polizeiverordnung, die wie bei uns die Zahl der Zuzulassenden beschränkte, wäre ganz unmöglich und würde unbedingt zum Volksaufruhr führen.

Tritt man nun aber vom Square auch nur die wenigen Schritte seitwärts in den College-Yard, den großen Park, in dem die Universitätsgebäude liegen, so umfängt einen die wundervollste Stille, die rechte Stille geistigen Wachsens. Da liegt in der Mitte das ziemlich kleine Verwaltungsgebäude, in dem Charles W. Eliot, die unzweifelhaft größte Persönlichkeit im amerikanischen Unterrichtswesen, seit 1869 als Präsident die Entwickelung von Harvard leitet, die Kapelle, in der jeden Morgen um dreiviertel neun Uhr eine Viertelstunde lang Andacht für die Studenten stattfindet (die Rede dauert fünf Minuten), die Bibliothek mit ihren zweckmäßigen Einrichtungen für die Benutzung, eine große Reihe Dormitories, d. h. Wohnhäuser für die Studenten, die also nicht einzeln, sondern in großen Hallen zusammenwohnen, wodurch ihr Leben sofort den kameradschaftlichen Charakter erhält. Dann liegen da die großen Halls, in denen die Vorlesungen stattfinden. Einige sind neu, wie z. B. Robinson-Hall, das Gebäude für den Archi-

tekturunterricht mit seinen schönen Sammlungen, oder Emerson-Hall, ganz dem Unterricht in der Philosophie gewidmet, mit einem sehr großen, einem mäßig großen, mehreren kleinen Hörsälen, dem vielleicht am besten eingerichteten psychologischen Laboratorium der Welt und Einzelzimmern für experimentelle Arbeiten der Studenten, dem Sozialen Museum, der Bibliothek, den Privaträumen der Professoren, alles hell, zweckentsprechend, einfach, weiträumig. Zwischen den Hallen aber streckt sich der grüne Rasen, die alten Ulmen wachsen dicht und geben Schatten, die Tauben sammeln sich zutraulich, die grauen Eichhörnchen sind so zahm, daß sie sich gern herbeirufen lassen und aus der Hand Nüsse nehmen. Die Studenten bewachen ihren Frieden als treue Freunde, und der wäre seiner Haut nicht sicher, der mit Steinen nach ihnen würfe oder sie sonst verfolgte. Nur Hunde haben das zweifelhafte Vorrecht, aber sie greifen die flinken und merkwürdig geschickten Tierchen nie. So ist die Universitätswelt, die aber außer dem vom Gitter umgebenen Yard noch zahlreiche Gebäude die ihren nennt, nicht nur eine kleine Stadt. Sie ist eine kleine, schöne Universitäts-, Park- und Gartenstadt, eine trauliche, anheimelnde Welt für sich, voll eigenartiger Poesie. Voll stiller, tiefer Stimmung ist sie vor allem in den Abend- und Nachtstunden, in denen sie ihren ganzen Frieden ausatmet unter dem Glanz der Sterne, dem Schein des Mondes, dem stillen Leuchten der erhellten Fenster, im Dunkel der alten mächtigen Bäume.

Aber so laufen überhaupt quer zu den großen lärmenden Avenuen die zahllosen kleineren Straßen, die alle den Eindruck machen, als habe man in den Park und eigentlich in den Wald die freundlichen Landhäuser hineingebaut, jedes eine kleine Welt für sich, mit seinem Gärtchen, oft aber auch mit seinem prachtvollen parkartigen Garten. Cambridge dehnt sich weithin aus, viele Vorstädte setzen es nach allen Seiten unmerklich fort. Und überall wieder stößt man auf die lauschigen, stillen Winkel, zumal in den zahlreichen Sackgassen, die oft krumm und im Kreise laufen, und die in einer solchen Gartenstadt eine wahre Schönheit sind. Da schauen die Häuser, schmuck, hübsch, sauber, wie von innerem Behagen und Zauber zeugend, auf den Platz zwischen ihnen mit seinen hohen Bäumen, wie etwa die altertümlichen Häuschen auf den Marktplatz auf Bildern von Moritz von Schwind. Nur daß der ländliche, der Gartencharakter eben alles überwiegt. Wo die Stadt dann endet, schaut man überall über waldiges Land, auf bewachsene Hügel; weit und lebensvoll ist der Blick.

Und wer von uns Deutschen erwartet so viel Behagen und Schönheit des Wohnens in Amerika? Viele, viele von diesen Häusern haben sich uns aufgetan. Wenigstens hier in Cambridge gewinnt man den Eindruck, daß im Wohnen die Amerikaner uns voraus sind. Nicht nur weil sie mehr Geld haben, sondern weil auf Grund des allgemeinen Wohlstandes eine wirkliche Kultur des Wohnens sich ausgebildet hat. Wer es irgend kann, bewohnt sein eigenes Häuschen. Ein vortrefflicher junger Kollege bewohnt eines der bescheidensten und zahlt dafür 520 Dollar Miete im Jahre (2080 Mark). Dafür hat er neun Zimmer und eine Überfülle von Nebenraum; die Lage der Zimmer zueinander ist stets durch das wirkliche Bedürfnis des Wohnens bestimmt. Nichts kann behaglicher sein als das Arbeitszimmer, eine rechte stille Ecke der Sammlung, und jedes Fenster schaut ins Grüne hinein. Andere Häuser sind schon mehr kleine Paläste. Aber stets fehlt aller äußerliche Prunk. Alles ist ohne Schein, nur für das wirkliche Behagen des Wohnens und oft mit größter Liebe selbst erdacht. Da grüßt in der getäfelten Vorhalle das warme Licht; festlich heiter stimmt das Wohn- und Musikzimmer mit den erlesenen Kunstwerken, Reliefs und Bildern an der Wand, hallenartig dehnt sich der Raum, trauliche Eckbänke am Kamin laden zu Geflüster und Bekenntnissen (die geistreiche Hausfrau nennt sie die confessionals, Beichtstühle). Vom Arbeitszimmer des Hausherrn auf der anderen Seite der Eingangshalle geht man einige Stufen hinunter ins Eßzimmer, das zugleich ein kleiner Wintergarten ist. Küche, Vorratskammer, Geschirrkammer, Kohlen- und Aschenabfluß — das alles kann in der Lage zueinander, der Einrichtung, der sachlich hübschen Erscheinung nicht vollkommener sein. Die Liebe zum eigenen Hause durchdringt bei solcher Lebensgewohnheit das ganze Wohnen und äußere Dasein, und wie sehr ist solche Liebe die Grundlage aller Lebensbehaglichkeit.

Möchte die Bewegung, die auf alle diese Dinge auch bei uns in Deutschland jetzt hindrängt, stark und mächtig anschwellen! Mir ist es nie so klar geworden wie bei dem Aufenthalt in Amerika, wie es uns Deutschen in so vielen Beziehungen noch nachhängt, daß wir so lange ein armes Volk gewesen sind, gezwungen, sich so bescheiden einzurichten wie möglich, ohne eine allgemein anerkannte gesellschaftliche Oberschicht, deren Lebenshaltung die anerkannte Grundform aller äußeren und inneren Kultur abgibt, vielmehr zerrissen und vereinzelt und jeder für sich allein der schwierigen Frage gegenüber, sich abzufinden mit dem Dasein. Die Völker machen sich ja dann stets aus ihrer Not eine Tugend zurecht. Doch haben wir schwer getragen an den Folgen unseres Unglücks. Die weltmännisch freie und sichere Grundstellung den Dingen gegenüber ist uns schwerer gemacht. Wir treten ja offenbar gerade jetzt in eine neue Epoche unserer gesamten Kulturgestaltung hinein, deren Ziele hoch und deren Anfänge oft tastend genug sind. Ich

möchte eine Anwendung machen auf meinen eigenen Beruf. Bei den Amerikanern und Engländern, auch wohl den Franzosen ist der Gentleman das erste, die Fachausbildung des Gelehrten kommt erst in zweiter Linie. Nur bei uns hat das intellektualistisch-sachliche Element der gelehrten Ausbildung in einseitiger und ungesunder Überschätzung den Vordergrund in der Wertung des Gelehrten einnehmen können. Warum? keineswegs aus irgend welchen „idealen" Gründen, sondern die Gründlichkeit seiner Fachausbildung war die Klassenauszeichnung des Gelehrten, die ihm neben den herrschenden Ständen seine Stellung gab. Aber leicht geschah wohl diese einseitig-intellektualistische Schätzung auf Kosten der freien und vollständigen Menschlichkeit. Der Gedanke der ästhetischen Erziehung, der als Grundforderung ihrer nationalen Mission die ganze Arbeit unserer Klassiker beherrscht, geht aus dem tiefen Gefühl eines Hauptmangels im deutschen Kulturleben hervor und bedeutet eigentlich den Versuch, alte Mängel zu überwinden in einem freien und unbefangenen Menschentum als einer höheren Bildungsform. Wir sind augenblicklich in einer starken Bewegung diesem Ziel entgegen. Es handelt sich dabei um hohe Kulturgüter, ja um den Einfluß der deutschen Kultur auf die Welt. Man läßt unserer deutschen Wissenschaft im Ausland wohl den Vorzug der Gründlichkeit und erkennt ihr jeden Vorsprung zu in Sachen der rein gelehrten Vortrefflichkeit. Aber man ist weniger davon überzeugt, daß wir die Ergebnisse auch in vollendeter Kultur der inneren Durchbildung und der Darstellung zu formen wissen. Erst in dieser Form aber tritt das wissenschaftlich geistige Leben Deutschlands in den Kreis der vornehmen und wirklichen Bildung. — —

Unser Eintritt in Cambridge geschah in einer Zeit, die für das akademische Leben von Harvard nicht ohne Bedeutung war. Die neuen Gebäude der Medical School wurden eingeweiht. Sie liegen in Boston in der Richtung nach den schönen Vorstädten Brookline und Milton weit hinaus und sind vielleicht die monumentalsten Gebäude ihrer Art. Ganz aus weißem Marmor, Glas und Eisen vom Grunde bis ins Dach, erheben sie sich, einen weiten und breiten Rasenplatz in der Mitte von drei Seiten umschließend, in streng aufsteigenden, geraden, herben Linien, rechte Tempel der Wissenschaft, sachlich, ernst, rein, ohne jeden müßigen Schmuck, feierlich schön. Am 25. September wurden die Gebäude geweiht. Wir fuhren erst etwas später hinaus und sahen noch die fröhlich bewegte beste Gesellschaft Bostons; eine Musikkapelle in der Mitte des Platzes spielte fleißig, aber mäßig gut; auf den breiten Steingängen und Terrassen vor den drei Flügeln der Gebäude plauderte all das Volk; an langen Tischen schenkten feierlich gekleidete Neger umsonst Kaffee und Tee und boten kleine Kuchen aus.

Von Anfang an mitgemacht haben wir die akademische Feier am 26. September. Morgens um elf Uhr waren alle geladenen Gäste und alle, die sich Karten verschafft hatten, versammelt in Sonders Theatre, dem großen, amphitheatralisch aufgebauten, in hellem Holz gehaltenen gotischen Festsaal in Memorial-Hall, einem kirchenartigen Gebäude, das auf der anderen Seite den großen Eßsaal für die Studenten enthält. Die Feier selber war äußerst eindrucksvoll. Pünktlich zog die Prozession der Universitätsbehörden und Professoren ein, alle in Taloren, dazu die Ehrengäste und die Mitglieder des Alumnenchors, eines Gesangschors, den die alten Zöglinge der Medizinschule von Harvard bilden. Diese alle tragen das Collegegewand. Dann folgen die Studenten der Medical School. Unter dem Beifall der Versammlung nehmen sie ihre Plätze ein, und das Fest beginnt. Zu Anfang ein Gebet. Dann singt der Chor der Alumnen — alles also Leute, die jetzt selbst Ärzte oder Professoren der Medizin sind —, und zwar eine feierlich große Hymne mit starker Stimme und schönem Klang. So geben die früheren Zöglinge der Schule den künstlerischen Schmuck des Tages, bekräftigen die Zugehörigkeit und den Zusammenhang und teilen handelnd den Ehrentag ihrer Schule. Nun tritt der ehrwürdige zweiundsiebzigjährige Präsident der Universität, Eliot, der erste Mann im Unterrichtswesen der Vereinigten Staaten, vor — die lange, schlanke Gestalt in den Falten des Professorenmantels — und liest stehend eine Ansprache vor über die Zukunft der Medizin, mit seiner wunderbar klaren und deutlichen Aussprache, langsam, eindringlich, die ganze Hörerschaft fesselnd, mit seiner ganzen Würde, wie sie auf der Ehrlichkeit seines Dienstes für das Allgemeinwohl, für das Beste seines amerikanischen Volkes, ruht. Es ist der soziale Geist, von dem er die zukünftige Medizin durchdrungen wissen will. Sie hat die Volksgesundheit zu verantworten, nicht nur, indem sie die gestörte wiederherstellt, sondern indem sie ihren Bestand im voraus sichert. Abermals singt der Chor. Die Festrede hält ein Vertreter der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore, die alten Ruf gerade im Gebiet der medizinischen Wissenschaften genießt — eine feine Höflichkeit Harvards der älteren Schwester gegenüber und eine edle Bekräftigung der höheren Einheit, die die verschiedenen Universitäten im Dienste gemeinsamer Ziele zusammenfaßt. Professor Welsh nimmt es gründlich und spricht die ganze Geschichte der Medizin durch. Interessant ist der beständige Anteil des Publikums. Hier steht nicht der Redner den Hörern als einer von ihm abgetrennten Welt gegenüber. Sie bilden wirklich eine Einheit. Die demokratische Öffentlichkeit alles Lebens als einer gemeinsamen, von allen freudig geteilten schönen Angelegenheit zeigt sich auch hier. Be-

liebte Namen werden jubelnd beklatscht. Nicht der Redner gibt den Hörern ein Fest, sondern die Gesellschaft schafft sich einen Ausdruck, für den der Redner nur die Stimme ist, und immer-fort zeigen sie, wie er es getroffen hat. Der liebenswürdig herzliche, enthusiastische Grundton des amerikanischen Lebens offenbart sich in der sichtlichen Freude, Beifall zu bezeugen. Nach einem abermaligen Chor wird die Rolle der fremden Delegaten überreicht. Dann erhebt sich der Präsident, schreitet langsam auf den Stuhl vor der Schranke, hinter der er bis dahin saß — die ganze Bewegung hat ein ungemeines Maß von Würde —, er setzt sich und liest die Ernennungen zum Ehrendoktor, die anläßlich des festlichen Tages erfolgt sind. Alle Ernannten sind zugegen; sobald der Name genannt wird, steht der Anwesende auf; jedesmal erfolgt die freundlichste Beifallssalve des Publikums. Jeder wird in kurzen lapidaren Sätzen in seinem Verdienst charakterisiert. Der deutsche Abgesandte — Professor Keibel aus Freiburg — erhielt das Wort: der würdige Repräsentant des deutschen Genius für medizinische Forschung. Bei den beliebten Namen kennt der Beifallsjubel keine Grenzen. Alles ist wieder von diesem Geiste der Gemeinschaftlichkeit durchdrungen. Endlich erhebt sich denn auch die gesamte Gesellschaft und singt die Harvardhymne. Mit dem Segen, den Herr Peabody, der erste amerikanische Austauschprofessor in Berlin, ausspricht, endet die Feier. Sie ist getragen von dem Geiste schlichter Religiosität, von dem Gefühl innigster Zusammengehörigkeit von Universität, früheren und gegenwärtigen Schülern und der Gesellschaft, von dem Stolz auf die Harvardschule, von dem Bewußtsein einer großen, allen Völkern wichtigen Sache: die **internationale Solidarität** spricht aus der Verbindung der Fremden mit Harvard durch ihre Ehrengrade.

Nach dem Aktus war festlicher Empfang in Philipp Brooks Haus, einem der vielen Häuser innerhalb des Collegehofes, welches — bezeichnend genug — nur für gesellschaftliche Veranstaltungen des Universitätskörpers erbaut worden und so mit seinen hübschen Gesellschaftsräumen und Hörsälen den Studentenklubs, den Tees der Professorinnen usw. zur Verfügung steht. Nach dem Empfang marschierten die männlichen Gäste in langer Parade nach Memorial-Hall. Die Damen hatten in Brooks Haus ihr Lunch und kamen nachher auf die Galerie zu den Reden nach. An riesigen Tischen war für die Männer gedeckt. Um einige Stufen erhöht stand an der einen Längsseite der mächtigen Halle der lange, lange Tisch der Ehrengäste. Getrunken wurde natürlich nur Wasser. In ganz Cambridge wird kein alkoholisches Getränk verschenkt. Nach dem Lunch begannen die Reden, eine nach der anderen, ohne Pause, eine unaufhörliche Reihe, vom Toastmaster angefangen über Präsident Eliot und den Gouverneur von Massachusetts bis zu allen den Abgesandten fremder Universitäten und Länder. Sehr würdig Eliot, mit wenigen Sätzen voll stark religiösem Akzent; sehr pathetisch, studiert, in der richtigen Politikerrede der Gouverneur von Massachusetts. Der Arzt des Königs Eduard VII. vertrat England. Er benutzte die Gelegenheit, in absichtsvoller Ausführlichkeit die Verwandtschaft der beiden großen angelsächsischen Nationen zu betonen und König Eduards inniges Interesse für Amerika zu versichern. Der betäubende Beifall, der hiernach unvermeidlich war, rief wohl den Gedanken hervor, welch ein Glück es sein würde, wenn jetzt Robert Koch oder Behring für Deutschland stehen könnten. Aber auch unser Keibel machte seine Sache vorzüglich. Seine Ansprache bestand aus drei mit starker Kommandostimme herausgestoßenen deutschen Sätzen. Sie gipfelte in der Hervorhebung der zahlreichen Beziehungen von amerikanischen Gelehrten zu Deutschland und in dem Wunsche, daß diese Bande dauern möchten — immerdar! Da folgte dann der starke Beifall wahrer Sympathie, aufrichtig wohltuend, mit einem zweifellosen Herzenston. Die Erinnerungen an ihre deutsche Studentenzeit gehören ja zu den glänzenden Blättern im Lebenslaufe vieler, vielleicht der meisten amerikanischen Gelehrten. Die drüben in Deutschland in herrlicher Jugendzeit verlebten Jahre bilden eins der stärksten Bande der Sympathie zwischen den beiden Ländern.

Bei all diesen Reden bei weitem der interessanteste Teil war wiederum das **Publikum**. Ist schon die ganze Einrichtung dieser langen Redefolgen nach beendetem Mahl nur zu erklären bei einer allgemeinen, außerordentlich großen Freude am gesprochenen Wort, so muß sie auf der anderen Seite den Sinn und die Urteilskraft für Redekunst beständig steigern. Wieder aber tritt nun bei einem solchen Anlaß die große Dankbarkeit der Hörerschaft hervor oder, richtiger gesagt, die große Neigung, seinen positiven und entgegenkommenden Beifall zu zeigen. Nun zumal bei solch festlicher Gelegenheit. Überall ist eine schnelle und entgegenkommende Reaktion da. Die Tiefe der Wirkung steht auf einem anderen Blatt. Freudig aufstrebende, des Lebens sich freuende, allen lebendigen Einwirkungen jubelnd hingegebene Demokratie überall! Höchste Kultur aber ist still, einsam, persönlich, aristokratisch. Die große Frage, inwieweit die ganze Volksmasse einer sich selbst regierenden Gesellschaft in wahrer und hoher Kultur vergeistigt werden kann, ist die Frage der Zukunft und Amerikas. In keiner Beziehung erscheint Amerika so sehr als die verkörperte Frage der Zukunft wie in dieser.

(Schluß folgt.)



Karl Holzapfel: Waldinneres. (Holstein.)

# Die niederdeutsche Landschaft und einer ihrer Meister

Von Dr. Paul Grabein

Mit zwölf Abbildungen in Tondruck und zwei farbigen Einschaltbildern nach Gemälden von Prof. Karl Holzapfel in Kassel

eute, in der Zeit der Frenssen- und Worpswedeschwärmerei, wo „Niedersachsen“ und „Heimatkunst“ zwei abgehetzte Schlagwörter geworden sind, die bei selbständigen Naturen unwillkürlich fast schon wieder eine begreifliche Opposition wachrufen gegen dieses wohlfeile Gemeingut der Vielzuvielen — heute kann man sich kaum noch auf jene Zeit besinnen, wo man das Schönheitsideal der Landschaft nur im fernen Süden oder in der Alpenlandschaft verwirklicht sah.

Welch wesentliche Verfeinerung und Differenzierung unseres ästhetischen Empfindens stellt doch diese Wandlung dar! Wie haben wir schon gelernt, daß wir jetzt da eine Fülle allerfeinster, intimster Reize entdecken, wo wir früher gelangweilt oder gar abgestoßen vorübergingen! Und man mag über die moderne Richtung der Malerei denken, wie man will, dieses eine Verdienst werden ihr unter allen Umständen auch ihre unversöhnlichen Gegner lassen müssen: daß sie uns durch ihre Darstellungen Neuland erschlossen hat.

Neuland aber nicht bloß in der Kunst, sondern auch im vollsten Sinne des Wortes — Neuland für den Verkehr der großen Pilgerzüge schönheitsdurstiger und erholungsbedürftiger Städter, die alljährlich die sommerliche Wallfahrt zu den Altären der Natur antreten, um Augen und Herzen vom Staube des Tagesgetriebes zu reinigen.

Denn ohne Zweifel sind für diese großen Wanderzüge in erster Linie die Maler und mit ihnen die Dichter und Schriftsteller die Pfadweiser. Wenn jetzt zum Beispiel zur Sommer- und Herbstzeit viele Tausende in die Lüneburger Heide — ja, in die Lüneburger Heide! — hinausziehen, jenen früher so tief verachteten Winkel unseres deutschen Vaterlandes, wem anders ist es zu danken als den Künstlern, die mit dem Pinsel oder der Feder die verborgenen Schönheiten des verkannten Landstriches als begeisterte Apostel allem Volk enthüllt und gepriesen haben?

Wie mit der Heide, diesem einen charakteristischen Typ der niederdeutschen Landschaft, ist es aber mit dieser im allgemeinen gegangen. Sie ist uns erst in der neuesten

Zeit in Wahrheit entdeckt worden, und in bewunderndem Staunen stehen wir nun vor ihrer bezwingenden, großzügigen Schönheit, die früher nur wenige Begnadete, Söhne der engeren Heimat, wohl kannten, aber doch noch mehr ahnten, als schon mit vollem Bewußtsein sahen und genossen.

Freilich, das Alleraugenfälligste, die liebliche Anmut des holsteinischen und rügenschen Waldidylls oder die schaurig-schöne Wildheit der zornig aufgepeitschten See, sie hat auch das ältere Geschlecht schon gekannt und künstlerisch ausgedrückt, wie ein Flickel, ein Achenbach es taten; aber wie viel blieb damals noch unerschlossen, was heute unserem sehend gewordenen Auge höchste und feinste Lust schafft!

Wenn wir uns nun jetzt in die schier unerschöpfliche Vielseitigkeit der niederdeutschen Landschaft verlieren, all deren innerste Reize auskosten wollen, so vertrauen wir uns dabei der Hand eines berufenen Führers an, der mit tiefem Herzen diese Schönheit erfaßt hat, und dem die Meistergabe verliehen ist, all ihre Schönheiten in seinen Werken voll auszuschöpfen — dem hervorragenden Landschafter Professor **Karl Holzapfel** in Kassel.

Gerade in dieser reichen Vielseitigkeit sehen wir einen besonderen Vorzug seiner Kunst. Wie sehr das Spezialistentum auch in der Malerei Mode geworden ist und so gerade für manch hochberühmten Führer der Modernen das Wort geprägt zu sein scheint, daß sich in der Beschränkung (seines Sujets) erst der Meister zeige, so bleibt Beschränkung hier doch immer ein Zeichen von Armut, das alle Virtuosität der Technik nicht ersetzen kann. Das große, reiche, überflutende Talent wird doch immer wieder hinwegbrechen über enge Schranken und in allumfassendem Schaffensdrang alles zu ergreifen trachten, was da an Schönheit gewaltig lockt.

So geht es Holzapfel, und eine erstaunliche Arbeitsfreudigkeit und -kraft kommt ihm dabei zustatten. Welche schier unerschöpfliche Fülle sorgfältig, fast bildmäßig durchgearbeiteter Studien bergen seine Mappen, welch reiche Zahl meisterlich ausgeführter Bilder hat der erst im frischesten Mannesalter Stehende nicht schon geschaffen, und zumeist Bilder beträchtlichen Formats! Ist es ihm doch eine wahre Lust, sich so mit einer wirklich bewundernswerten, nie erlahmenden Kraft auszuarbeiten. Da gibt es kein ängstliches Schonen und Sparen, nein, nur ein freudiges, kraftsicheres Geben, und zwar stets mit übervollen Händen.



Karl Holzapfel: Malente am Kellersee



Karl Holzapfel: Kühe an der Tränke.

So umfaßt denn Karl Holzapfels künstlerisches Schaffen wie kaum das eines anderen die niederdeutsche Landschaft in ihrem vollen Umfang: den sonnendurchglitzerten grünen Buchenwald Holsteins, die rotflimmernde Heide Hannovers, das saftige Marschenland am unteren Elbstrom, die Sanddünen der friesischen Inseln und endlich das Meer selbst, wie es sich dem Auge an der „Waterkant“ darbietet, mit all dem reizvollen Kleinkreiben, das dort Fischfang und Seefahrt mit sich bringen.

Es ist kein Zufall, daß Holzapfel sich gerade diesen niederdeutschen Landstrich als sein Schaffensgebiet erkoren hat, sondern diese Wahl entspringt vielmehr seiner Freude an der kraftvollen, leuchtenden Farbe. Hier in der Nähe des Meeres bringt ja die gesteigerte, stete Feuchtigkeit der Lüfte eine Sattheit und Mannigfaltigkeit der Töne mit sich, die das Binnenland drinnen nicht kennt, und das ist es, was den Künstler schon früh hierher gelockt und dann dauernd festgehalten hat, nachdem in seiner ersten Schaffensperiode das stille, anmutige Idyll der Thüringer Waldesgründe es ihm angetan hatte.

An jene Zeit klingen noch einige verwandte Motive aus Holstein an, die wir hier auch dem Leser im Bilde vorführen, so das „Waldinnere“ und „Malente am Kellersee“. Die ganze verträumte Romantik deutscher Waldpoesie liegt über dem sonndurchleuchteten Buchenwald, den uns Holzapfel da im Bilde erschauen läßt, einem jener herrlichen Wälder, wie sie gerade das östliche Holstein in so reicher Fülle aufweist. Ein hochgewölbter Walddom mit magischer grüngoldiger Dämmerung; durch die hohen Bogen der Wipfel lugt nur hier und da ein Stückchen lichtblauen Sommerhimmels. Und ein tiefes, feierliches Schweigen in diesem Gotteshause der Natur um die sonndurchzitterte Mittagsstunde. Nur dann und wann ein verlorener Vogellaut, sonst aber kein Ton in den stillen Waldeshallen als das leise, dunkle Summen der unsichtbaren Myriaden von Insekten droben in der luftigen Höhe der Wipfel. Da liegt's sich so wohlig im nickenden Grase, umweht vom würzigen Waldbodenhauch, und die Seele träumt von fernen Zeiten, wo durch das grüngoldige Gedämmer die lilienzarte, blonde Elfenkönigin



Karl Holzapfel: Aus der Lüneburger Heide.

mit unhörbarem Fittich schwebte, um das glückliche Sonntagskind, den fahrenden Sänger, im Schlummer zu überraschen mit ihrer minniglichen Huld.

Neben der niederdeutschen Waldesromantik zeigt uns der Künstler das sanft-anmutige Dorfidyll in seinem Bilde „Malente am Kellersee". Die tiefen, weichen Schatten der hereinbrechenden Nacht halten schon die Natur umfangen, droben über dem Waldsaum am Horizont steigt schon die goldene Mondscheibe auf am violettdunstigen Himmel. Aber Dächer und Kirchturm des Dörfchens im Waldversteck leuchten noch rotglühend auf im letzten Widerschein der gesunkenen Sonne. Wie friedsamer, feierabendkündender Glockenhall klingt es uns langschwebend aus dem Bilde entgegen. Wüßten wir es nicht, ganz von selbst könnten wir es uns denken, daß Voß sein liebliches Idyll „Luise" in dieser sanft zu Herzen sprechenden Landschaft spielen läßt; hat doch vom benachbarten Eutin aus der Dichter so manchmal den Weg durch Buchengrün, am blauen See entlang, hierher gefunden, in stiller Zwiesprache mit dem „trefflichen Pfarrer von Grünau" und all den anderen uns so wohlbekannten Gestalten, bis er sie poetisch für alle Zeiten gebannt hat.

Je reifer aber Holzapfels Kunst geworden, desto mehr hat sie sich der großen, ernsten Linie zugewandt, wie sie die niederdeutsche Landschaft in ihrem größten Teil aufweist, da, wo die Heide weithin das Land bedeckt. Ihre herbe, dunkeläugige Schönheit hat sich ihm tief ins Herz gegraben, und so nimmt sie denn auch einen besonderen Raum in seinen Darstellungen ein. Er spürt ihr feinfühlig nach in all ihren Stimmungen, die uns immer wieder eine neue, aber stets fesselnde Seite ihres sich nur schwer dem Fremden erschließenden Wesens enthüllen.

Da lernen wir durch ihn die Heide im stillen Zauber der zitternd-heißen Mittagsstunde kennen. Unabsehbar, weithin dehnt sich das sanfte Gewelle des Bodens im rosigen Geflimmer des Heidekrauts. Ein Flirren auch in der sommerheißen Luft, und rings in der Weite eine müde, die Glieder lösende ungebrochene Stille, wie sie Theodor Storm so unnachahmlich in den bekannten Versen schildert:

Es ist so still: die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blüh'n; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.



Karl Holzapfel: Birken im Moor.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren gold'nen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Turmuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von feinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Wie anders aber, wenn im treibenden Winde, namentlich zur Herbstzeit, schwere Wolken am Himmel dahinziehen und ihre tiefen Schatten drunten über die Heide streichen, die sich in einer unergründlichen Tiefe zur Ferne hin verliert. Dann liegt ein heroischer, großer Zug über dem Bilde. Wie fügt sich in diesen stimmungsgewaltigen Hintergrund das grauverwitterte Hünengrab aus wuchtigen Blöcken, dessen dunkle Silhouette auf ragendem Hügel schwer und ernst gegen die Luft steht, umhegt von schwarzblauen Wachholderpyramiden, daß man meint, nicht im hohen deutschen Norden, sondern tief drunten im Süden an einem antiken Tumulus in der Campagna zu sein.

Diese gewaltige Perspektive und die den Horizont malerisch überschneidenden Wacholder-, Birken-, Eichengruppen oder halbverfallenen Schafställe mit ihren bizarren, dunklen Massen, oft in fast mathematischen Linien, bilden überhaupt ja das charakteristische Merkmal der Heidelandschaft. Da die große Ruhe des Gesichtsfeldes nicht, wie z. B. im deutschen Mittelgebirge, durch den reizvollen Wechsel von Tal und Höhe, unterbrochen und damit der Blick gefesselt wird, gewinnt hier das Kleine und Schlichte eine nie geahnte malerische Bedeutung, die oft bis zu monumentaler Wirkung gehen kann. Die Freude am Intimen und am rein Koloristischen wird geweckt — kurz, es ist kein Zufall, sondern ein Gesetz, daß sich in Moor und Heide eine moderne Kunst wie die der Worpsweder entwickelt hat.

Holzapfel hat sich nie einer bestimmten Schule angeschlossen, von früh an ist er als eine selbständige Natur auch in künstlerischer



Karl Holzapfel: Schäfer in der Heide nach dem Regen. (Herbst.)

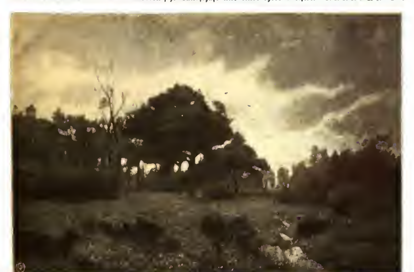
Beziehung seine eigenen Wege gewandelt; aber doch können wir auch bei ihm, namentlich gerade auf seinen Heidebildern, die charakteristischen Merkmale entdecken, die für die moderne Richtung der Malerei bestimmend sind und ganz besonders klar eben bei den Worpswedern wie bei den Dachauern hervortreten — eine gewissermaßen architektonische Auffassung und Darstellung der Landschaft.

Halten wir z. B. seine Bilder „Aus der Lüneburger Heide", „Schäfer in der Heide nach dem Regen" und „Heidewald" nebeneinander, so zeigt sich uns dies klar. Auf den beiden erstgenannten sehen wir jedesmal die die Bildfläche beherrschende große horizontale Linie, die fast ohne Durchbrechung den Raum in Dunkelheit und Helle scheidet. Auch alle anderen, den Bildplan beherrschenden Linien oder Farbflächen zeigen in der Hauptsache die horizontale Richtung, so auf dem Schäferbilde die Konturen der Herde, der windgepeitschten Äste, des Kiefernsaums am Horizont und der ziehenden Wolken — auf dem Heidebilde die Abgrenzungen der Wacholderbüsche, der Furchen im Heidekraut und auch hier wieder die Wolkenbildung. Durch dieses Nebeneinander großer paralleler Horizontalen wird aber im Auge des Beschauers der Eindruck monumentaler Ruhe erzeugt, wie es uns beim Betrachten der Fassade eines imponierenden Baues mit ihren ebenmäßig hinstreichenden Linien der Simse, Architraven und Dachfirste ergeht.

Anders dagegen auf dem dritten Bilde „Heidewald". Hier herrscht die vertikale Linie an den Baumstämmen des Gehölzes vor, die dem Bilde mit ihrem Gegensatz zu der Horizontale Leben und Bewegung verleiht. Trotzdem aber wirkt auch dieses Bild keineswegs unruhig, und zwar in diesem Falle durch die rhythmische Verteilung der Massen im Raume; die Dunkelheiten des Heidebodens, des Waldes und des Abendhimmels haben die Formen in sich abgeschlossener großer Flächen, und sie überwiegen stark die Lichtfläche, die nur als ein Ausschnitt in der Dunkelheit erscheint.

Aus diesen beiden Bildern sprechen aber deutlich die zwei Fundamentalsätze für die Bildwirkung, die zwar von den modernen Schulen besonders betont und vollbewußt befolgt werden, die aber schon zu allen Zeiten von den wahrhaft Großen im Reiche der Kunst erkannt worden sind.

Auch Holzapfel arbeitet nach diesen Gesetzen, und so ist es namentlich die Heidelandschaft, die ihn unwiderstehlich anzieht. Nirgend bietet sich ja in der deutschen Hei-



Karl Holzapfel: Heidewald.

mal mehr die Gelegenheit zum Studium der reinen, von allem störenden Beiwerk entkleideten Linienschönheit, als gerade hier. Die unermeßliche Weite der Ebene, unbegrenzt, so weit das Auge reicht, der Parallelismus der langen, sanft sich hinrollenden Erdwellen verleiht einerseits der Landschaft eine ernste, erhabene Größe und Ruhe, wie sie sonst nur dem Meer eigen ist; anderseits bietet die Natur mit jenen vorhin gekennzeichneten Unterbrechungen der Perspektive durch Wacholderpyramiden, Baumgruppen, Heidschnuckenställe usw. — wenn sie nahe dem Beschauer im Vordergrunde stehen und so gegen die stille, weite Fläche gewaltig groß erscheinen — wieder ungemein malerische, in sich geschlossene Formen, die der deutschen Mittelgebirgslandschaft ganz fehlen.

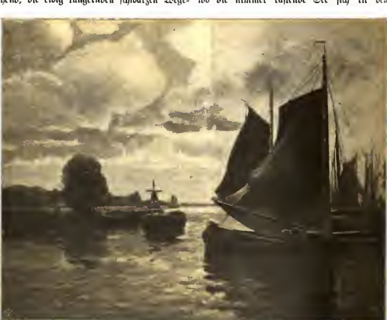
Zu diesen beiden Vorzügen gesellt sich dann noch als dritter das freie Spiel des Lichtes, die Wolkenbildung, das koloristische Moment. Und gerade die hohe Freude an der Farbe bekunden uns so recht Holzapfels Heidebilder. Bald zeigt er uns die ganz flache, baum- und strauchlose Ebene, einen einzigen braunroten, sich zur Ferne duftig-violett auflösenden Ton, der in der frühen Morgenstunde zum blauen Gedämmer wird und in der Abendstunde über alle Skalen eines flirrenden Goldbronzetons in die satten Tinten des Purpurs, Dunkelvioletts und allertiefsten Blauschwarz übergeht, über dem noch lange, lange nach dem Versinken des Sonnenballs ein breiter, rotgelb glühender Streifen glimmt.

Nichts Erhabeneres als diese Sonnenuntergänge in der schweigenden, weltverlorenen Einsamkeit, namentlich wenn den Vordergrund des Bildes Wald oder Wasser beleben. Dann steht — wie es uns z. B. das eine unserer Bilder zeigt — die tiefsammetschwarze Silhouette des sturmzerzausten Föhrengehölzes groß und düster gegen den flammenden Abendhimmel, seltsame Formen aufweisend, welche die Phantasie unwillkürlich hinüberführt zu jenen dunklen Rätselwesen altgermanischer Naturanschauung. Namentlich der Wacholder wirkt im Dämmerlicht oft wirklich gespenstisch: das windet und krümmt sich unheimlich am Boden, schleicht geduckt den Hang hinauf wie zu heimtückischem Angriff oder zieht wie eine ernste, dunkle Pilgerschar ruhig aufrecht über Land. Bald steht da eine schwarze Spukgestalt und spiegelt sich im dunklen Heidetümpel mit seinen hellgleißenden Lichtern, oder sie taucht ganz plötzlich auf einer Bodenwelle vor uns auf, wie unbeweglich nach uns hinspähend.

Den ganzen, tief geheimnisvollen Zauber solcher einsamen Abendstunde schildert uns Holzapfel auf seinem Bilde „Am Heidemoor“. Dunkel, unheimlich gähnt uns die schwarzblanke Wasserlache an, auf der es schwefliggelb aufgleißt vom letzten Abendschein. Rotbraunes Gestrüpp umschließt das Wasser und dahinter schon herbstlich kahles Baumgewirr. Nur eine Kieferngruppe trägt einen schwarzgrünen, kraftvoll-ernsten Ton in diese Farben des schon winterlichen Absterbens. Unter ihrem Schutze birgt sich, erst bei näherem Schauen aus dem Dunkel herauswachsend, ein einsames Torfbauernhaus mit dem charakteristischen hochgiebeligen Strohdach und den Pferdeköpfen am gekreuzten Giebelbalken. In weichen dunklen Neutraltönen stehen die Abendwolken am fernen Horizont; aber dahinter schießt ein Bündel Sonnenpfeile flammend hervor. Es ist, als hätten die Strahlen eine Bresche in die düstere Wolkenmauer geschossen, sie zerfetzt und zertrümmert. Ein Krähenschwarm streicht krächzend, schwer flatternd über das Holz hin, nach Beute spähend, die ewig lungernden schwarzen Wegelagerer der Heide — das Ganze ist wie eine Illustration zu einem stimmungsschweren Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff oder zu Hebbels „Heideknaben“.

Gleichfalls eine große Melancholie, aber doch wieder auf einen ganz anderen Ton gestimmt, atmet das Bild, das den nach dem Regen heimtreibenden Schäfer zeigt. Fröstelnd drängt sich die durchnäßte Herde um den Alten in verschlissenem Mantel. Die windgepeitschten Bäume, die treibenden schweren Wolken am wettergrauen Himmel verraten den stürmisch-kalten Novembertag. Der aufgeweichte vielspurige Sandweg, einer jener uralten ausgefahrenen Heidepfade, wie sie allenthalben die Einsamkeit dort durchstreifen, dieser trostlose Weg mit seinen Wasserlachen, der dunkle, schwermütige Kiefernwaldsaum in der Ferne — das alles vereint sich zu einem großen, dunklen, traurigen Klang.

Aber folgen wir dem Künstler auf seinen Streifzügen weiter hinauf, bis wo an das Heideland der sammetgrüne fruchtbar-saftige Streifen des Marschlandes angrenzt. Hier, wo die nimmer rastende See sich in den



Karl Holzapfel: An der Este bei Hamburg



Karl Holzapfel: Im Schutzhafen.

einmündenden Flußläufen weit ins Land hineingefressen hat, kleine, schmale Buchten bildend, holt sich Holzapfel eine große Zahl neuer Motive. Hier hat ja die Nähe des Meeres ein reges Treiben entstehen lassen. Fischerkähne und -netze beleben Wasser und Strand, kleine Hafenbauten, Häuschen und Türme durchbrechen die ruhigen Linien der Landschaft in reizvollem Wechsel. Aber auch hier wieder ist es die Farbe, namentlich zur Stunde des Sonnenuntergangs, die für den Künstler den Hauptreiz bildet.

Da ist ein „Abend auf der Unterelbe" mit einem wunderbar fein abgedämpften, weichen Heliotropton in Luft und Wasser, die beide tiefsten Frieden, eine sanft verträumte Stimmung atmen. Plastisch zum Greifen, aber doch in der Luft bleibend, gleitet unhörbar ein Schiff durchs Wasser; traulich blinkt die schon entzündete Laterne mit grünem Licht an der einen Bordseite, sich in der unbeweglich glatten Flut widerspiegelnd. Weit, weit geht die Ferne zurück, die Seele in träumerischem Sehnen mit sich ziehend.

Wie anders aber wieder der Abend „An der Este bei Hamburg"! Ein Fischerboot geht mit dunklen, gespenstisch ausgespannten Segeln hinaus wie ein auf Raub ziehender schwarzer Nachtvogel. So steht es scharf umrissen gegen den graublauen Abendhimmel, an dem schwer aufgetürmte Wolken stehen, wuchtig, unheimlich drohend — ein Bild, das vor allen anderen berufen scheint, das Wort des verstorbenen Altmeisters Menzel zu rechtfertigen, das Holzapfel einen bedeutenden Wolkenmaler nannte.

Sein „Schutzhafen" wieder weist die ganze orangerot flammende Pracht eines Abendglühens auf, wie es sonst nur das Auge über den Pontinischen Sümpfen im Süden oder noch weiter drunten über den Sandwüsten Ägyptens sieht. In wunderbar fesselndem Kontrast dazu leuchtet das edelsteinklare, durchsichtige tiefe Blau des Wassers auf. Beide Farbengegensätze vermittelt das dämmernd grüne Land und die dunklen Segel und Körper der Boote auf dem Strom mit seinen schwerflüssigen, gleißenden Reflexen auf der tiefen Dunkelheit seiner Schatten.

Aber auch das äußerste Grenzgebiet des niederdeutschen Landes, die schon vom Meer umspülten friesischen Inseln, hat Holzapfel in den Bereich seines Schaffens gezogen. Da ist sein „Schäfer am Wattenmeer", ein herrliches, stimmungsstarkes Bild, eine seiner neuesten Schöpfungen, die uns die ganze Kraft seiner Töne offenbart, oder seine „Listerdüne auf Sylt", die wie der düster-große



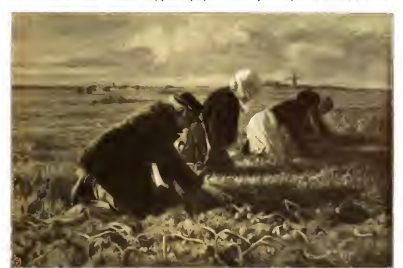
Karl Holzapfel: Kartoffelernte auf Sylt.

Hintergrund zu einem altnordischen Heldengedicht anmutet. Daß es aber nicht allein die großzügige Linie und der effektstarke Ton der Abendstimmung ist, die er wiederzugeben versteht, sondern daß sich ihm auch die absolute Schlichtheit in der Landschaft mit ihren allerfeinsten, subtilsten Reizen erschließt, das beweisen uns gerade seine beiden Darstellungen der „Kartoffelernte auf Sylt". Über dem kärglichen graugrünen Heideboden, der nur mit schwersten Mühen vom Menschen ertragsfähig gemacht worden ist, steht der graue Himmel, ernst und still wie die Leute, die da in harter Arbeit sich am Boden mühen. Und doch wird das Trübschwere des menschlichen Daseinskampfes, von dem diese Bilder eindringlich predigen, mild verklärt durch die große, ernste Ruhe, die über der Darstellung liegt und den Beschauer aus der Sphäre kleinen Erdentums hoch hinaushebt. Wenn es noch eines Beweises für Holzapfels vollwertige Künstlerschaft bedurft hätte, gerade diese in der Schlichtheit ihrer Auffassung doppelt wirksamen Bilder hätten ihn überzeugend erbracht. —

Wenn wir uns nun zum Schluß anschicken, des Kasseler Meisters künstlerische Art zusammenfassend zu charakterisieren, so drängt sich uns als erstes, hervorstechendstes Merkmal der Eindruck einer echt männlichen Kraft auf. Da ist kein blasses, verträumtes Sichverlieren, kein feminines Nachempfinden der Natur in ihren subtilsten Nuancen, sondern vielmehr ein starkes, selbstsicheres Meistern der Erscheinungswelt. Er drückt dieser in seiner Wiedergabe den Stempel der eigenen ausgeprägten Persönlichkeit auf.

Ein vergleichender Überblick über die ganze Reihe der hier wiedergegebenen Holzapfelschen Bilder wird das sofort erkennen lassen. So verschiedenartig auch ihre Motive und Stimmungen sind, sie haben doch alle etwas innerlich Verwandtes. Aus jedem von ihnen spricht, natürlich bald stärker, bald schwächer betont, bald mehr nach dieser, bald mehr nach jener Richtung sich äußernd, das eigenste Wesen des Schaffenden, das sich uns in einer gesunden, frohen Kraft, Einfachheit und Tiefe der Stimmung darstellt.

Holzapfel ist in seiner Art, die Natur zu sehen, Poet — er wird stets nur das in höherem Sinne Schöne und Große darstellen können —, aber trotzdem ist er Realist. Er verläßt nie den Boden der Wirklichkeit, weder in der Zeichnung noch in der Farbe. Ebensowenig wie er etwas von klügelnden Formenkonstruktionen weiß, die die Wirkung eines Bildes durch geometrische Gesetze zahlenmäßig



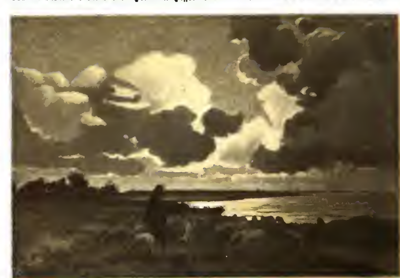
Karl Holzapfel: Kartoffelernte auf Sylt.

zu ertüfteln suchen, ebensowenig läßt er sich zu preziösen Farbenkunststückchen verleiten, die in einem Experimentieren mit neuen, interessanten Tonkombinationen, in einem nicht aus dem Empfinden heraus geborenen, sondern verstandesmäßig berechneten Mischen komplementärer oder kontrastierender Farbenklänge das letzte Wesen der Kunst entdeckt zu haben glauben. Dazu steckt in Holzapfel viel zu viel gesunde Kraft.

Er ist, wie gesagt, Realist, aber doch kein Photograph der Natur, der geistlos ihre Formen und Farben nachbildet. Vielmehr sieht er mit dem Auge des Künstlers, das das für eine Landschaft Typische, das künstlerisch Notwendige, unterscheidet von dem Zufälligen, das überflüssig ist oder wohl gar störend. Während er dann in seiner Wiedergabe dieses „zufällige Beiwerk der Natur" wegläßt, ergänzt er deren Lücken — denn die Natur schafft ja niemals in künstlerischem Sinne Vollkommenes — durch die eigene schöpferische Hand.

Ein weiterer charakteristischer Zug an Holzapfel ist seine Frohheit, seine wohltuende Freude an der Farbe, die wahrhaft herzerfrischend wirkt in unserer nervenschwachen, hyperkultivierten Zeit, wo uns das ängstliche Abdämpfen aller Empfindungsreize als das Wahrzeichen letzter, höchster Kunstvollendung gepriesen wird. Und ist doch nichts anderes als ein trauriges Anzeichen krankhafter Überreiztheit und müden Ruhebedürfnisses! Unser Meister aber zeigt sich von solcher Verzärtelung noch nicht im geringsten angekränkelt. Er ist ein freudiger Bejaher des Lebens; mattes Halbdunkel, düstere Melancholie liegen ihm nicht. Licht, Farbe — das sind seine Existenzbedingungen, die er sich von keiner Zeitrichtung verkümmern läßt. Und er hat recht damit. So stark ist in ihm dieses Bedürfnis nach dem Frohen und Hellen, daß er selbst da, wo er einmal den Grundakkord auf schwere, düstere Töne gestimmt hat, sich doch irgend einen siegreich hindurchbrechenden Lichtblick nicht versagen kann. Ganz vereinzelt nur, wie z. B. bei dem Schäfer in der Heide nach dem Regen, sehen wir ihn einmal wirklich grau in grau malen. So predigt er uns in seinen Bildern ein frohes Lebensevangelium mit starker, überzeugender Kraft.

Nun endlich auch über Holzapfels Technik noch ein paar Worte zu sagen, so kennzeichnet ihn hier das Bestreben, die schlichte Größe der Natur mit entsprechenden Mitteln darzustellen. Er verzichtet auf jede Effekthascherei, mit einem möglichst geringen Aufwand



Karl Holzapfel: Schäfer am Wattenmeer.

von Mitteln sucht er die größten Wirkungen zu erzielen. In wenigen, aber starken und tiefklingenden Tönen, in einfachen, doch großzügigen Linien bringt er uns das, was er mit dem Auge und dem Herzen geschaut hat, innerlich so nahe, daß es auch uns zu eigen wird.

Seine Bilder und Studien weisen ein sorgfältiges Durcharbeiten auf, wie es in unseren Tagen nur selten noch gekannt wird; ja wie es einzelne Vertreter der modernen Richtung wohl gar mit überlegenem Lächeln als ein Kriterium der von ihr so tief verachteten alten Schule geringschätzig abzutun suchen. So manch einer von den Jungen, der uns in abenteuerlichen Farbensymphonien sein unreifes Empfinden vorstammelt, verbirgt aber doch nur das mangelnde Können hinter der großartigen Geste des kühlen Verächters. Darum kann man um so größere Freude haben an einem hochstehenden Künstler wie Karl Holzapfel, der mit einer durchaus modernen, realistischen Auffassung der Natur die Kunst bildlicher Wiedergabe in einer so meisterlichen Technik voller Liebe und Sorgfalt zu verbinden weiß.

---

## Baum im Herbst

Noch ringt verzweifelt mit den kalten
Oktobernächten um sein grünes Kleid
Mein Baum. Er liebt's, ihm ist es leid,
Er trug es fröhliche Monde lang,
Er möchte es gern behalten.

Und wieder eine Nacht, und wieder
Ein rauher Tag. Der Baum wird matt
Und kämpft nicht mehr und gibt die Glieder
Gelöst dem fremden Willen hin,
Bis der ihn ganz bezwungen hat.

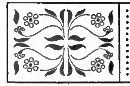
Nun aber lacht er golden rot
Und ruht im Blauen tief beglückt.
Da er sich müd' dem Sterben bot,
Hat ihn der Herbst, der milde Herbst
Zu neuer Herrlichkeit geschmückt.

Hermann Hesse



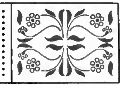
Karl Holzapfel: Am Birkentümpel. (Ost-Holstein.)

Zu Dr. Paul Grabein: Die niederdeutsche Landschaft und einer ihrer Meister.



# Väter und Söhne

Von Wilhelm Münch



ls Primaner las ich eine Biographie Schillers und fand über einem Abschnitt die Überschrift „Erste Vaterfreuden". Ich nahm daran Anstoß. Was konnte es einem Schiller bedeuten, daß ihm nun auch wie ganz gewöhnlichen Männern ein Söhnlein in der Wiege lag? Aber natürlich hatte ich unrecht. Selbst dem Urheber unsterblicher Geisteswerke darf — und wird auch der Regel nach — der Augenblick, wo er sich zum erstenmal als Vater begrüßt findet, so beglückend sein wie die Gewißheit seiner in der Zukunft fortlebenden Gedanken. Die Natur behält ihr Recht oder ihre mannigfaltigen Rechte. Wenn sie nur nicht auf ihren Rechten oft auch in so grausamer Weise bestünde! Man muß da wieder an den armen Schiller denken. Doch das heißt abschweifen, ehe wir recht beim Thema angelangt sind. Nun kommen auf einen einzigen mit jener Aussicht auf Unsterblichkeit die Tausende, denen nur solche leibliche Art des Fortlebens beschieden sein kann, in den Sprößlingen ihres Blutes also, und ihnen allen gibt das eine schöne Befriedigung. Die Befriedigung steigt, wenn sie wahrnehmen, daß der Sproß dem Erzeuger auch wesensähnlich wird. Selbst wenn auf unzweifelhafte Schwächen diese Wesensähnlichkeit sich erstreckt, erregt das keine Verstimmung, denn seine eigenen Schwächen nimmt man nicht schwer, man liebt sie sogar ein wenig, obwohl es Schwächen sind; sie gehören eben wie begrenzende Linien zu dem bestimmten Bilde oder vielleicht gar wie kleine dunkle Schönheitspflästerchen zum hübschen Angesicht und müssen verzeihlich sein, weil sie mit dem individuellen Leben selbst dasind.

Aber eine sehr unberechenbare Entwicklung nimmt das Verhältnis zwischen Vätern und Söhnen darum doch. Selbst alle erzielten oder erhofften Fortschritte der biologischen Wissenschaft werden ja nicht dahin führen, daß Wege, Formen und Grenzen der Vererbung völlig aufgedeckt würden. Des Überraschenden und selbst Unbegreiflichen erscheint dabei so viel wie des Handgreiflich klaren. Zu der intermittierenden, der eine Generation überspringenden Vererbung, vom Großvater also auf den Enkel, kommt der weit seltsamer erscheinende Übergang einer Eigenschaft auf eine Seitenlinie. „Der Neffe als Onkel" heißt ein Schillersches Lustspiel, in dem der Neffe dem Oheim körperlich zum Verwechseln ähnlich sieht; doch auch innere Eigenschaften scheinen die Kaprice eines solchen Übergangs zu haben, und für alles findet sich selbstverständlich die Erklärung in der Vererbung von einem weiter zurückliegenden gemeinsamen Ahn. Der Ahnen hat ja jeder von uns so viele! Kein Wunder, daß wir so komplizierte Naturen sind. Und daß die weibliche Ahnenlinie durchaus nicht von minderer Bedeutung ist als die männliche, weiß jeder, der vom Hervorgehen bedeutender Menschen gelesen oder auch nur unbedeutende in ihrem Familienzusammenhang beobachtet hat. Aber lieber pflegt es den Vätern immerhin zu sein, wenn sie, in ihren Söhnen jedenfalls, ihre eigene Natur erneuert finden; den Töchtern lassen sie gern die Nachfolge der Mutter.

Indessen das Verhältnis gestaltet sich nun in Wirklichkeit äußerst mannigfaltig. Und wer mit seinem Umblick etwas in die Breite und Weite gegangen ist, der kann schließlich viel Typisches zusammen- oder eigentlich auseinanderstellen. Neben dem persönlich Geschauten dürfen natürlich auch Gestalten der Geschichte herbeigezogen werden, und ebenso auch solche der Poesie, sofern diese echte Natur nur verklärt, ohne verzerrenden Spiegel wiedergibt, was sich ja bis vor kurzem die Poesie zur Aufgabe zu machen pflegte, während sie freilich gegenwärtig diese altmodische Gewohnheit lieber meidet.

Der Häuptling aus dem kriegerischen Naturvolk denkt natürlich nur daran, daß sein Sohn das Maß von wilder Kraft und brutaler Macht erbe und fortführe, auf dessen Besitz sein Selbstbewußtsein ruht. Und für den königlichen Machthaber des Orients in Vergangenheit oder Gegenwart steht es nicht viel anders — nur daß hier schon das Verhältnis oft ein kritisches wird, Zärtlichkeit und furchtbares Mißtrauen miteinander wechseln

und oftmals die Stimme des Blutes nicht grausamer Bluttat wehrt. Aber Fortführung des eigenen Lebenswerkes ist es auch, was im wesentlichen von seinem Sohn der Bauer, der Großgrundbesitzer, meist auch der Großkaufmann wünscht und erwartet. Daß in vergangenen, stetigeren Kulturverhältnissen das Gewerbe des Vaters sich ohne weiteres auf den Sohn vererbte, ist bekannt, und wenn heute jemand Schneider oder Wagner oder Schmidt heißt, so ist er zu dem Namen nicht damit gekommen, daß einmal in dem bestimmten Augenblick der Einführung von Zunamen einer seiner Ahnen dieses Gewerbe betrieb, sondern manche Generation hindurch war die Familie damit verwachsen. War doch auch das Recht des Übergangs auf eine andere Lebenslinie keineswegs allerwärts zugestanden. Peinlicher Zwang ward dabei in der Regel so wenig empfunden, als individuelle Eigentümlichkeit sich noch nicht sehr verdichtet oder verhärtet hatte; in gegebener Richtung fortgetragen zu werden, widerstrebte erst ganz wenigen unter den vielen. Und noch jetzt gibt es eine Anzahl von Ständen, in denen sich mit der Berufsneigung der Beruf selbst zu vererben pflegt: Forstleute und Offiziere stehen da an der Spitze, bei Seeleuten gilt es für die obere Schicht nicht mehr so sehr wie für die untere, bei Großgrundbesitzern und erfolgreichen Kaufleuten ist es durch die Natur der Sache, das vorhandene Gut oder Geschäft, nahegelegt, aber auch in der Künstlersphäre, bei Musikern und Schauspielern wohl zumeist, bildet solche Vererbung mehr die Regel als die Ausnahme, und in der Welt der eigentlichen Gelehrten, der freien wissenschaftlichen Arbeiter, steht es nicht ganz unähnlich. Die Beibehaltung des Predigerberufs in den sich folgenden Generationen, ehedem ziemlich häufig, hat wohl so ziemlich aufgehört. Daß der Stand der Juristen sich gern in der Familie fortsetzt, hat mehr äußere als innere Gründe: um Stand und Stellung handelt es sich dabei mehr als um Beruf oder innere Berufung.

Und so beobachtet denn der Vater mit einer gewissen Spannung die hervortretenden Symptome der werdenden Zusammenstimmung, der Kunstanlage, der Berufsneigung, der Nachfolgefähigkeit, hier mit bloß natürlichem Wohlgefühl, dort auch mit Beruhigung wegen der Zukunft des Errungenen und Bestehenden. Wie viel von der Übernahme der Neigung und Tauglichkeit auf frühe Eingewöhnung, auf die Wirkung frühester, reichlicher und dauernder Anschauung, auf das Zusammenfallen von Autorität und Vorbild zurückzuführen sei, wie viel auf wirklich physischer Vererbung beruhe, das wäre schwerlich zu entscheiden; auch wird im bestimmten Falle schwerlich jemand viel danach fragen. Übrigens ist ein Metier noch nicht zur Erwähnung gekommen, bei dem die Vererbung vom Vater auf den Sohn am allerregelmäßigsten in Betracht kommt, nämlich das der regierenden Fürsten. Und viel Interessantes ergibt sich da aus der Beobachtung der Abfolge, um so mehr, als hier das Bild der Personen vor den Augen der Welt steht und die Eigenschaften eine Wirkung ins Große tun. Doch freilich, vieles in diesen Bildern ist auch ins Gerade gezogen, ist stilisiert worden, und reichere Beobachtungsgelegenheit gibt dem, der beobachten will, das ihn umgebende Leben mit all seinen Menschheitsschichten, Aufgaben und Situationen.

Fortführung des väterlichen Werkes und Tauglichkeit zu dieser Fortführung also ist das Nächstliegende, was vom Sohn der Vater erwartet. Aber das Werk selbst verschiebt sich einigermaßen mit der alles wandelnden Zeit, und es verschieben sich die persönlichen Aufgaben; auch wird eine volle Gleichartigkeit der Eigenschaften oder Fähigkeiten die Natur niemals hervorgehen lassen. Sie kopiert sich ja nie völlig, nicht einmal in irgend einem Blatt desselben Baumes.

Manchmal verlangt die bloße gesunde Fortführung des geglückten Werkes ein Können besonderer Art; jedenfalls hat nicht das nämliche Geltung für den, der erhalten, etwa erweitern, womöglich erhöhen soll, wie für den, der begründete und schuf. Der Kampf um das Werdende mochte auch Kräfte wecken, die beim Erben des Erfolges nicht in Frage kommen. Und es ist eine immer wieder beobachtete, bereits allerwärts anerkannte Erscheinung, daß ein bedeutungsvolles geschäftliches Unternehmen nicht über die dritte Generation hinaus sich in seiner Bedeutung zu behaupten pflegt: dem Starken folgt der Gesunde und diesem der Ermattende. Ist es viel anders unter den im großen Licht des Tages Stehenden, den Regenten der Völker? Dem bedeutenden Gründer der Dynastie folgt oft genug ein ähnlich Tüchtiger, und sein Erfolg wächst häufig in die Breite; indessen

eine Reihe von Trägern einer ruhigen Tüchtigkeit aus demselben Blute, wo findet sie sich? Irgendwie erlahmt die Kraft der Natur, irgendwie zergeht das, was so kräftig sich durchsetzte.

Aber allerdings, auch eine unleugbare Steigerung der Leistungsfähigkeit beim Vertreter der zweiten Generation ist eine nicht seltene Erscheinung, und eine Erklärung dafür läßt sich unschwer finden. Der sächsische Kaiser Otto I. überragt an persönlicher Bedeutung — und zum mindesten in seiner geschichtlichen Rolle und in seinen Erfolgen — seinen tüchtigen Vater Heinrich I., den Vogelsteller, wie ebenso der zweite Salier, Heinrich III., seinen Vater Konrad II. und noch gewisser der zweite Hohenstaufe, Friedrich Barbarossa, seinen Vorgänger — freilich Oheim, nicht Vater — Konrad III.; doch auch an Pipin den Kurzen und seinen Sohn und Erben Karl den Großen müssen wir denken, oder an den zweiten englischen König aus dem Hause Lancaster, Heinrich V., den glorreichen Sieger von Azincourt, der aber auch an sonstigen persönlichen Eigenschaften seinen Vater Heinrich IV. sehr unter sich läßt. Noch voller steigt Friedrich II. von Preußen empor über seinen schon seinerseits keineswegs unbedeutenden Vater, Friedrich Wilhelm I., der, wenn nicht Anfänger einer Dynastie, doch der erste innere Begründer des preußischen Staates heißen kann. Und um wieder von den Fürsten zurückzukehren zu den Kaufleuten, von den Thronen zu den Kontorsesseln, und natürlich auch die Großindustriellen nicht zu vergessen, die übrigens heutzutage kleinen Königen sich vielleicht am allermeisten nähern: auch hier ist mitunter der zweite Chef des Hauses der Größere, nach Leistungen und Erfolgen an sich nicht bloß, auch nach der Sicherheit des Tuns, der vollen Beherrschung der Schwierigkeiten. Denn liegt schon die Steigerung angelegter Eigenschaften in den sich folgenden Generationen durchaus im Bereich natürlicher Entwickelung, so kommen hinzu die günstigen Bedingungen der Entfaltung jener angelegten Eigenschaften, das geebnete Terrain der Betätigung, die zeitige Einschulung, und nicht zum mindesten auch das nicht erst zum Ringen und Bangen verurteilte Selbstbewußtsein, als Grundlage eines freien Unternehmungsgeistes.

Irgendwie veränderte Ziele aber wird sich der neue Herr fast immer stecken, ja immer, sofern er überhaupt eine Persönlichkeit ist, also auch abgesehen davon, daß die sich stets wandelnden Verhältnisse eine gewisse Wandlung des Bestrebens fordern. Man wird „die Politik" eines neuen Regenten stets irgendwie abweichend von der seines Vorgängers charakterisiert finden, obgleich natürlich auch diejenigen nicht fehlen, die überhaupt keine Politik gehabt haben, keines zusammenhängenden Strebens mächtig gewesen sind. Und die vornehmen kaufmännischen Firmen, in denen wirklich die Erben nur einfach fortsetzen wollen, was geraume Zeit hindurch Erfolg und Ansehen verbürgt hat, sinken in aller Stille abwärts; während sie das äußere Ansehen noch eine Zeitlang bewahren, zeigt sich eines Tages zur Überraschung der Welt, daß ihre Kraft ausgehöhlt, ihre geschäftlichen Dimensionen zusammengeschrumpft, ihre Bedeutung geschwunden, durch neu Emporgekommene weit überholt worden ist. Günstig ist es also fast immer, wenn die Verhältnisse zwingen, irgendwie neue Linien neben oder statt der alten zu beschreiten.

Dieses Verhältnis bewährt sich denn auch in der Welt der reinen Geistesarbeit. Es ist manchmal vorgekommen, daß Vater und Sohn auf dem gleichen Gebiet der Wissenschaft sich betätigten und eine ähnliche Bedeutung für dieses Gebiet in den Augen der Mit- und Nachwelt gewannen, so daß man sie auch zusammen zu nennen pflegt und ihre Arbeit als eine einheitliche empfindet. Die beiden großen italienischen Philologen Scaliger im sechzehnten Jahrhundert und nicht viel später die großen französischen Buchdrucker und Philologen — wie weit sind jetzt diese beiden Berufe auseinandergerückt! — Stephanus, Vater und Sohn, sogar nebst Oheim und Enkel, sind hier die bekanntesten Beispiele. Auch in der Reihe bedeutender Pädagogen oder Schulmänner findet sich ähnliches: die Familie Niemeyer in Halle, die Steinbarts aus Züllichau, die Bellermanns in Berlin gehören hierher. Hieran ließen sich von Naturforschern die beiden Darwin in England und ebendort als Philosophen die beiden Mill anschließen, auch in diesen zwei Fällen der Sohn der weitaus Größere. Und bei Künstlern können uns alsbald Mozart und Beethoven einfallen, denen ja beiden die Musik von ihren Vätern überkommen ist — während freilich sie dann ihrerseits diese

musikalischen Väter so tief unter sich gelassen haben wie der Adler das Haushuhn oder doch die Dohle. Das also gehört vielmehr in jene oben berührte Reihe der mit der folgenden Generation aufsteigenden Leistungen.

Dabei ist übrigens eine Fortdauer über die nächste Generation hinaus jedenfalls immer in dem Maße unwahrscheinlich, wie die Betätigung auf Genialität viel mehr als auf bloßer Tüchtigkeit beruht. Und schon bei dieser nächsten Generation selbst, wie oft scheint alle überragende, alle dem Genialen zugehörende Geistesbeschaffenheit geschwunden! Günstig muß es schon heißen, wenn ein Maß von „Talent“ sich fühlbar macht, das übrigens bei der besonders günstigen Gelegenheit zur Entwickelung oft an sich geringer sein mag, als es in seinen Leistungen erscheint: ist doch die Grenze zwischen Talent und bloßer allgemeiner Intelligenz und Brauchbarkeit nicht immer so unzweifelhaft, wie es scheinen mag. Racines Sohn Louis hat mancherlei gedichtet und damit keineswegs aller Anerkennung entbehrt, des großen Bismarck älterer Sohn und Amtsgehilfe hat immerhin in seiner staatsmännischen Tätigkeit etliche Bedeutung gewonnen, und Richard Wagners leiblicher Erbe wird von Musikfreunden als Komponist und wohl auch als Dirigent keineswegs ungünstig beurteilt. Mitunter wendet sich der Sohn freiwillig und naturgemäß von der besonderen Höhenbahn des Vaters abwärts zu schätzbarer, aber mehr alltäglicher Betätigung. Während Fichtes Sohn Immanuel Hermann immerhin der Philosophie treu und als Philosoph auch nicht ohne Bedeutung blieb, begegnen wir den Erben der Namen Schelling und Hegel auf sehr viel nüchterneren Bahnen als ihren alles gewöhnliche Geistesleben weit überfliegenden Vätern. Des Dichters Rückert Sohn ward ein wackerer Sprachgelehrter, während freilich anderseits des hochgebildeten, aber wesentlich rezeptiven Christian Körner prächtiger Sohn Theodor nun plötzlich die leichteste dichterische Produktivität bewährte, wie auch in England des großen Pädagogen Thomas Arnold ältester Sohn Matthew als Dichter eine schöne Bedeutung erlangte. Auch Wilhelm Grimms Sohn Herman hat seinen sehr guten Namen auf einem zu dem väterlichen Gebiete nur in losem Verhältnis stehenden gewonnen.

Daß die gelehrte Tätigkeit im engeren Sinne, mit dem akademischen Forscher- und Lehramt verwoben, als solche gern von den Söhnen der Väter beibehalten wird — dieser Beruf hätte den angeführten statarischen vielleicht noch hinzugefügt werden können —, kann nicht verwundern, da hier die Väter doch auf einem Felde menschlicher Betätigung und Geisteswürde zur obersten Grenze oder wenigstens obersten Schicht gelangt sind. Doch als das Verständige bei dieser Fortsetzung des väterlichen Tuns bewährt es sich fast immer, wenn in der Wahl der Wissenschaft ein Wechsel stattfindet. Dem Sohn des klassischen Philologen oder des Botanikers, der zwischen seines Vaters Büchern, Sammlungen, Instrumenten aufwächst, ist der Weg der gleichen Studien zu sehr geebnet, als daß die persönliche Kraft recht geweckt würde. Aber wenn des Philologen Sohn Botaniker wird oder der des Historikers Ästhetiker, der des Theologen Philosoph, der des Archäologen Nationalökonom, dann verspricht das Gutes oder vielmehr: es verspricht nicht sowohl Gutes, es hat sich viel Gutes auf diese Weise wirklich ergeben, und zu den angeführten Übergängen und zu ähnlichen sonst ließen sich aus der Gegenwart oder nahen Vergangenheit schlagende Beispiele anführen, was hier nicht geschehen soll. An Friedrich Albert Lange wenigstens, den trefflichen Verfasser der Geschichte des Materialismus, möge — als Sohn des originellen Theologen Joh. Peter Lange — erinnert werden.

Einigermaßen mag es auch hierher gehören, wenn eines Künstlers Sohn von der Kunst sich zur Wissenschaft hinwendet, aber zu solcher Wissenschaft, die mit der väterlichen Kunst in Beziehung steht, also wenn z. B. eines Malers Sohn Kunsthistoriker wird oder der eines berühmten Schauspielers Professor der Psychologie und Ästhetik, was der Wirklichkeit und Gegenwart entnommene Fälle sind. Ganz verblüffend aber mag es uns sein, wenn wir des edlen Komponisten Karl Maria von Weber Sohn Max Maria als Kenner und Pfleger des Eisenbahnwesens finden — dem er allerdings doch, trotz allem mit etwas wie einer Künstlerseele behaftet, ein Stück Poesie abzugewinnen gewußt hat. Was könnte dem Menschen nicht zur Poesie werden, wenn es seine Seele recht ausfüllt und wenn diese Seele von schwungvoller Beschaffenheit ist! Ungefähr den umgekehrten Übergang weist die Familie Mendelssohn auf, oder eigentlich einen zweifachen, vom Philo-

sophen zum Bankier, und durch diese gleichsam neutrale Sphäre hindurch — oder nach dieser Berührung des Erdbodens — hinauf zum genialen Tonkünstler.

Natürlich bestimmt kein verständiger Vater, der seinerseits Genialität besitzt, seinen Sohn von vornherein für eine Laufbahn, die wieder Genialität oder doch einen sehr hohen Grad eines bestimmten Talentes voraussetzt: kein verständiger, denn tatsächlich ist ja mit genialem Wesen praktische Unverständigkeit sehr wohl vereinbar. Ein wenig unverständig ist es gewiß schon, wenn ein kleiner Maler seinem Söhnchen den Namen Raffael gibt, in der Hoffnung, daß es zur schönsten künstlerischen Höhe empordringen werde. Ist dem dänischen Miniaturmaler Israel Mengs, der im Jahre 1728 diesen Vornamen seinem eben geborenen Knaben gab, das Experiment nicht so übel gelungen, so konnte man auch Fälle von gleicher Hoffnungsseligkeit mit kläglichem Endersolg beobachten, und der im Dunkeln gebliebenen Wolfgangs unter den Musiker- und Dichterkindern sind nicht wenige. Doch soll hier auch nicht vergessen werden, daß sich in solcher Namengebung oft nichts anderes als eine ganz bescheidene Huldigung an einen verehrten Genius ausdrücken will. Der wirklich Verständige also weiß, wie unsicher die Wirkungen des Genies sind, er ist für den Erben seines Blutes bescheiden, er liebt ihn nicht erst als präsumtiven Nachfolger seines Ruhmes, sondern als ein Menschenkind wie andere, nur sein eigenes; und solche einfache Liebe ist stärker und schöner als aller Ehrgeiz. Auch daß des frommen Geistlichen Sohn durchaus als eine in Gottseligkeit verklärte Gestalt durch dieses Erdenleben gehen soll, ist bekanntlich oft trügerische Hoffnung gewesen, obwohl die Bedingungen dafür minder unsicher heißen mögen als für die Bewahrung und Steigerung jener besonderen Geistesbegabung. Und so sind alle Lande voll von Trägern des Namens, den der edelste Jesusjünger führte, und im Hinblick auf ihn ist dieser Name doch von Haus aus gegeben worden; wie müßte ihm selbst angesichts dieser ungeheuren, trivialen Patengesellschaft zumute sein!

Der Väter aber, die ihre Söhne durchaus über sich selbst und ihre Höhe emporsteigen sehen möchten, sind ja auch sonst sehr viele: emporsteigen zu vollerer Bildung, zu ansehnlicherer sozialer Stellung, vielleicht noch zu Ehren und Macht. Der Vater zumal, der sich selber sein Leben lang beugen mußte und sich wirklich beugte, aber in seinem Innersten sich desto starrer aufrichtete und verhaltenen Trotz und unerfüllbares Freiheitsbegehren in sich wachsen ließ, dieser Vater sieht gern im Geiste seinen Erben an der Stätte, zu der er selbst lebenslang mit Respekt oder Neid oder auch mit widerwilliger Gefügigkeit hinaufschaute. Es sind wiederum ganz bestimmte Berufsarten, die von ihren Inhabern der Regel nach als eine Art von sozialer Vorstufe empfunden werden, von welcher man immer auf die eigentlich zu ersteigende Stufe hinblickt. So steht im allgemeinen allen Apothekern ebenso wie Veterinären und Zahnärzten der Arzt, der regulär und voll ausgebildete Arzt, vor Augen, fast allen Militärbeamten, Zahlmeistern, Intendanten, ja größtenteils auch den Militärärzten, Auditeuren, Kadettenlehrern der Offizier als solcher, den wohlbestallten Sekretären oder Rechnungsräten der wirklich disponierende oder dekretierende Rat oder Richter; ehedem auch den Schullehrern, namentlich sofern sie zugleich Glöckner und Küster waren, der Pfarrer, und neuerdings dafür vielleicht öfter der studierte höhere Lehrer. Von dessen Stufe geht dann der Blick kaum weniger gern nach derjenigen des akademischen Dozenten. Wie oft der Photograph zum Maler hinübersieht, der höhere Steinmetz zum wirklichen Bildhauer, der Dekorateur zum bildenden Künstler und natürlich auch der Theaterlampenputzer — wenn es den noch gibt — zum Schauspieler, sei nicht weiter untersucht. Näher noch liegt dem Sortimentsbuchhändler der Blick hinüber zum Verleger; und von den Söhnen der Verlagsbuchhändler geht dann ein großer Teil unter die buchschreibenden Gelehrten, aus deren Mitte übrigens den Herren Verlegern vielleicht noch öfter die Schwiegersöhne zuwachsen: die Biographie eines großen Teils unserer allbekannten Gelehrten würde das bestätigen. Im ganzen beruht der immer mehr anschwellende Besuch unserer immer zahlreicher werdenden höheren Schulen auf der Tatsache, daß ein soziales Emporsteigen des Nachwuchses selbstverständliches Strebensziel für eine ungeheure Zahl von Vätern im Lande ist: die meisten Väter der Schüler jener Anstalten haben ihrerseits solche Schulen nicht besucht oder nicht durchlaufen, wie auch unter den Vätern der Studenten die

ihrerseits akademisch gebildeten die Minderzahl ausmachen.

Wenn, wie schon berührt, jede im Individuum hervortretende ungewöhnlich hohe Kraft geringere Aussicht auf Übertragung und Fortsetzung gibt, als die gewöhnlichen Maße es tun, so ist ein plötzliches Versagen oder Verschwinden eine nichts weniger als seltene Erscheinung. Und neben diesem Versagen ein sonstiger plötzlicher Umschlag in das Gegenteil des väterlichen Wesens. Über die Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn hat man in neuerer Zeit allerlei zu hören bekommen. Aber selbst eine nicht so unbedingt überragende Begabung, daß man sie Genialität nennen könnte, eine nur ungewöhnlich hohe Leichtigkeit und Produktivität des Geistes erweist sich leider schon insofern als etwas Abnormes, als unter den Kindern eines solchen Vaters häufig eins wenigstens als geistig geradezu minderwertig, vielleicht als schwachsinnig oder sonst irgendwie abnorm sich zeigt. Gut, wenn der Sprößling des Hochgelehrten und Berühmten wenigstens noch Gärtner werden kann, und wenn der Vater solchen Entschluß faßt. Auch als moralisch irregulär und keiner recht gesunden Entwickelung fähig stellen sich Kinder der Höchstbegabten nicht selten heraus: zerfahrenes, haltloses, unstetes Wesen findet sich da, unbezähmbare Leidenschaften und dergleichen. An Goethes Sohn August wird man hier alsbald denken, während seine beiden Enkel wiederum durchaus wohl- und edelbegabte Naturen waren, die nur vom Druck ihres allzu berühmten Familiennamens gehemmt wurden.

Leichter pflegen sich mit ihrer Abstammung diejenigen Söhne der Berühmten abzufinden, die ihrerseits wirklich auf der Stufe des Alltäglichen stehen, und eigentlich ist es eine wohlwollende Maßnahme der Natur, wenn sie einen Kreislauf dieser Art eintreten läßt. Dabei haben sich übrigens manchmal stille Eigenschaften des Herzens doch vererbt, und nur die glänzenden des Intellekts sind geschwunden. Geschwunden, aber um vielleicht doch auch ihrerseits in Enkeln irgendwie wieder aufzutauchen. Man kann hier — die Familie Mendelssohn wurde schon erwähnt — u. a. an Schillers Nachkommen denken. Zum Glück tritt auch der Fall mitunter ein, daß der Vater nur verhältnismäßig abnorm, unstet, leidenschaftlich haltlos, „toll" erschien und der Sohn mit genialem Können — wenn auch wiederum ohne rechtes inneres Gleichgewicht — vor die Welt tritt: so war es mit Byron und so mit Lenau. Wird dem mit bloß alltäglicher Menschenkraft Begabten nun geradezu die für des überragenden Vaters Schultern nicht zu schwere Bürde gewaltiger Aufgaben auferlegt, dann ist's kein Wunder, wenn jener kläglich versagt. So erging es dem Sohn des großen Protektors von England, seinem Nachfolger Richard Cromwell, der von der übertragenen hohen Stellung in offensichtlicher Unfähigkeit alsbald herniederzusteigen hatte — während in demselbigen England zu einem späteren Zeitpunkt der Sohn des großen Pitt in noch ganz jungen Jahren sich der gewaltigen Aufgabe eines Leiters der englischen Politik gewachsen erwies, und während auch im Jahrhundert der Erhebung der Niederlande Moritz, der erst siebzehnjährige zweite Sohn des ermordeten großen Oraniers, mit sicherer Kraft seine Stellung an der Spitze des Staatsrats zu verwalten begann.

Von jähem Umschlag der moralischen Eigenart gibt Geschichte und Erfahrung fast noch reichlichere Proben als von solchem auf dem Gebiete intellektueller Begabung. Und oftmals verwebt sich Moralisches und Intellektuelles, und leisere Verschiebungen sind natürlich noch weit häufiger als voller Umschlag. Ist doch eine gewisse Verschiebung der Wesenszüge etwas so Regelmäßiges, daß es eine völlige Fortsetzung der Eigenart in der nächsten Generation gar nicht gibt. Nicht einmal körperlich: denn wenn es von einem Sohn heißt, daß er „ganz sein Vater" sei, oder von einer Tochter, sie stelle das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter dar, so beruht das nie auf wirklich genauer Vergleichung, noch weniger, als wenn man Zwillinge zu unterscheiden sich außerstande erklärt, während den Angehörigen die Verschiedenheit handgreiflich erscheint. Nicht anders also auf dem Gebiet innerer Begabung. So wandelt sich z. B. der prächtige Humor und das gesunde Mannesbewußtsein eines Vaters in sarkastische Schärfe und übertriebene Selbstschätzung beim Sohn. Manche Söhne betrachten nämlich das persönliche Verdienst ihres Vaters als etwas, das ihnen ohne weiteres mit zugerechnet werden müsse. Und nachdem gelegentlich schlagender Witz beim Vater nur eins der Symptome von überlegener geistiger Klarheit und Elastizität war,

macht vielleicht der Sohn das Witzeln zu einer Art von regelmäßiger Beschäftigung. Schöner ist es, wenn, was beim Vater nur dilettantische Neigung war, vom Sohn zur Linie zusammenhängender, ernstlichster Ausbildung gewählt und mit gebührendem Erfolg beschritten wird. Und noch schöner darf es wohl heißen, wenn der Sohn die Natur des Vaters wirklich zu korrigieren weiß. Es kommt in der Tat nicht ganz selten vor, daß der heranwachsende Sohn an stark hervortretenden Schwächen des Vaters so viel Anstoß nimmt, um sich zu gegenüberstehenden Eigenschaften bewußt und konsequent zu erziehen. Um einige Beobachtungen aus der Wirklichkeit wiederzugeben, so folgte einem viel hin und her schwankenden, nie zu festem Entschluß gelangenden oder den Entschluß alsbald wieder bereuenden Vater ein Sohn, der sich infolgedessen rasche und feste Entschließung planvoll von den Jünglingsjahren her angewöhnt hatte und darin auch sein Leben lang sich gleich blieb; ebenso einem Alten, der um geringes Ungemach sich in Seufzern erging und aus dieser Beschäftigung kaum je herauskam, ein Junger, der immer dem Geschick fest ins Angesicht schaute und lautlos innerer Schwierigkeiten Herr ward. Neben einem Familienvater, der durch haltloses und für Stand, Stellung und Lebensalter fast etwas läppisches Wesen manche Mißstimmung hervorrief, erhob sich ein ältester Sohn, der schon als Jüngling tatsächlich das moralische Haupt des Hauses wurde, der wahre Halt der Mutter und Geschwister und zuzeiten selbst des etwas haltbedürftigen Vaters. Auch daß ein stets in ästhetischen Wohlgefühlen schwelgender Vater sehen mußte, wie sein Sohn sich lauter ganz konkreten Dingen zuwandte und verständige Nüchternheit zum Gepräge seines Wesens werden ließ, konnte man beobachten. Oder einen Vater mit allzu weicher Empfänglichkeit und etwas verschwommenem Urteil und einen Sohn von stets haarscharf bestimmter Stellungnahme zu den geistigen Problemen. Daß ferner ein sittenloser Vater seinem Sohn so viel Anstoß gibt, um diesen zu einem Leben voll Sittenstrenge desto bestimmter anzuregen, ist zwar nicht entfernt so häufig wie leider das Gegenteil, aber es ist durchaus nicht unerhört. Auf dem preußischen Thron löste den sinnlich schlaffen König Friedrich Wilhelm II. der in seinem Privatleben stets musterhafte Friedrich Wilhelm III. ab, der dann freilich seinerseits — er, der überaus Nüchterne — den „Romantiker auf dem preußischen Thron" zum Nachfolger erhielt. Einigermaßen ähnlich war früher dem schwachen Kurfürsten Georg Wilhelm der willenskräftige „Große Kurfürst" gefolgt; aber diesen geistig so Bedeutenden löste dann wieder sein ganz im Unbedeutenden und Äußerlichen befangener Sohn ab.

Und wie viele Beispiele völligen Umschlags wären auch sonst aus der Geschichte der fürstlichen Dynastien zu entnehmen! Wie Karl der Große an Bedeutung über seinen Vater Pipin hinausgeschritten war, so ward ihm zum Nachfolger ein hilfloser Schwächling, Ludwig der Fromme. Mindestens ebenso häufig ist dann die starke Verschiebung der moralischen Führungslinie, der Auffassung vom Beruf, von persönlichen Rechten und Pflichten. Die Bibel erzählt eine schlimme Geschichte von dem würdigen Hohenpriester Eli und seinen lasterhaften Söhnen Hophni und Pinehas. Und auch den Übergang von König Salomos Szepter an den übermütig machtbewußten und willkürlich harten Rehabeam erzählt sie. Und vorher schon die Geschichte vom bösen Absalom als Sohn seines guten Vaters David. So oder doch einigermaßen ähnlich folgten zu Athen dem guten „Tyrannen" Pisistratus die rücksichtsloseren Söhne und namentlich der allmählich hart werdende Hipparch. Und wie viel ähnliches ließe sich zusammenstellen aus der Geschichte der römischen Kaiser und sonst! Aber wiederum auch aus der kleineren Welt der bürgerlichen Menschen.* Dem wohlwollenden alten Fabrikanten, der ein patriarchalisches Regiment über seine Arbeiter führte und dem väterliche Nachsicht niemals fern lag, schaute schon längst der herangewachsene Sohn mit mißbilligendem Ärger zu und wartete auf den Augenblick, da er einmal Ordnung in dieses laxe Getriebe bringen, die Zügel fest anziehen, die verwöhnten Leute Mores lehren könne, womit es ihm denn nachher gelang, ebensoviel Haß zu ernten, wie dem Alten freundliche Anhänglichkeit zuteil geworden war.

* Über diese tiefe Verschiedenheit der jetzigen Generationen hat im diesjährigen Maiheft der „Deutschen Rundschau" Friedrich Paulsen treffliche Ausführungen geboten, zufällig unter der gleichen Überschrift, wie sie dieser Aufsatz trägt.

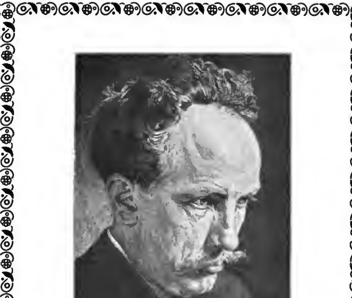
Und dann der durchaus nicht seltene Umschlag von altgläubiger Frömmigkeit, von einer mit religiösen Funktionen durchzogenen Hausordnung zu religiöser Gleichgültigkeit, zu Leere und Spott, ja zu unverhülltem Verzicht auf jede ernste Normierung des Lebens! Der „verlorenen" Söhne in diesem Sinne hat es immer viele gegeben, der verlorenen, die aber vor allem glauben, sich selbst und ihre Rechte an das Leben gefunden zu haben. Es fehlt indes auch der Idealist nicht, der aus dem Boden eines nüchternen väterlichen Realismus aufschießt, und nicht der Träumer, der vom stets praktisch Geschäftigen abstammt.

Natürlich haben auch die Dichter, die mit ihren helleren Geistesaugen die verworrene Menschenwelt anschauen und aus Unwirklichem Wirklichkeit gestalten, natürlich haben auch sie das Verhältnis der Söhne zu den Vätern in allerlei Erscheinungsformen erfaßt und wiedergegeben; Gegensatz und Zusammenstoß zumal, wie denn von Kampf und innerer Lebensnot die Dichter immer mehr zu sagen haben als von Harmonie und Frieden. Wir wollen nicht lange Umschau halten unter Dramen, Balladen, Novellen. Mitunter spiegelt sich hier auch der geschichtliche Gegensatz der sich ablösenden Generationen. Und von diesem inneren Gegensatz der Generationen wäre ja überhaupt viel zu sagen, dieser eigentümlichen Erscheinung, daß das neue Geschlecht sich regelmäßig, nach irgend einer wesentlichen Seite zum mindesten, von den Bahnen des vorhergehenden abwendet, wovon denn vielleicht keine Zeit ein volleres Beispiel gegeben hat, als unsere gegenwärtige es gibt; übrigens scheinen die Töchter zu den Müttern sich in noch stärkerem Gegensatz zu fühlen als die Söhne zu den Vätern. Sehr schroff gezeichnet hat Goethe einen solchen Umschlag im „Götz von Berlichingen" bei dem zu sanfter Gefügigkeit erzogenen Söhnchen des selbstvertrauend trotzigen Vaters und Helden. Aber wenn da unsere Sympathien doch selbstverständlich dem unnachgiebigen Vater bleiben: es findet sich bei unseren Klassikern mehr als ein Fall, wo im Sohn sich die seelische Hoheit, die Willensreinheit und Warmherzigkeit ausgeprägt zeigt, die dem herben oder furchtbaren oder weltlich gemeinen oder doch ideallosen Vater völlig fern liegt. Der Ferdinand in „Kabale und Liebe" wird hier jedermann einfallen, und Max Piccolomini nicht minder; doch noch ein anderer Ferdinand kommt hinzu, der Sohn des Herzogs Alba in Goethes „Egmont". Dazu Don Carlos und so mancher andere. Mit so tiefem Gegensatz verglichen, ist die Verschiedenheit der beiden Naturen von Vater und Sohn in „Hermann und Dorothea" von wenig Bedeutung; aber Wirklichkeit reproduziert doch auch sie. Und wenn jedenfalls auch hier die junge Generation gut wegkommt gegenüber der älteren, so dürfen die Dichter wohl diese Vorliebe für die Jugend haben, um inmitten aller Bilder von menschlichen Wirren und jähem Niedergang immer wieder die Morgenröte des kommenden Besseren erscheinen zu lassen.

Aber wie steht es mit Abstammung und Vererbung bei solchen schöpferischen Geistern selbst, wie mit der Entstehung aller der ganz Großen und Genialen? Wie oft auch von den Biographen nachgewiesen worden ist, was den einzelnen vom Vater oder Großvater oder älteren Ahnen vererbt und was ihnen aus der anderen, der gleichberechtigten natürlichen Lebensquelle, aus dem Wesen der Mutter — oft das Allerbeste und Tiefste — zugeflossen ist: die wirklich überragende Größe springt doch immer wie urplötzlich, wenn auch nicht aus dem Nichts, so doch aus verhältnismäßig unbedeutender Wurzel empor. Ein wenig Hilfe findet die Erklärung ihrer Entstehung, aber eine wirkliche Erklärung ist es darum nicht. Und kaum weniger mag es wundernehmen, wie oft diese Großen verschwinden, ohne bei den Erben ihres Blutes eine volle Spur ihrer Größe zu hinterlassen. Auch können sie darauf gut verzichten, wenn ihre Geistesleistungen fortwirken, weckend und belebend für spätere Geister. Übrigens ist die Zahl derjenigen unter ihnen auffallend groß, die überhaupt leibliche Söhne nicht hinterlassen haben. Zu Philosophen wie Plato, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Herbart, Schopenhauer, Herbert Spencer, auch Nietzsche, kämen hier viele andere, Denker und Dichter und Künstler ersten oder doch eines hohen Ranges: indessen diese Reihe könnte der geneigte Leser selbst sich zusammenstellen. Denn ein natürliches Interesse setzt man doch wohl nicht vergebens voraus für dieses Verhältnis — über das sehr viel anderes noch sich sagen ließe — von Vätern und Söhnen.

Richard Strauß. Nach dem Gemälde von Prof. Fritz Erler. ⊛ Zu Paul Bekker: Richard Strauß.





Richard Strauß. Nach der Radierung von Farago.

# Richard Strauß

**Von Paul Bekker**

Ein Künstlertyp, wie ihn selten eine Zeit als Abdruck ihres Wesens schärfer prägen konnte. Moderne Kultur hat ihn genährt, Können und Wissen, Wollen und Vollbringen reichen sich in ihm die Hände. Von den Schulbänken altehrwürdiger Großväter kam er als einer der sittigsten Lehrlinge, heißes Sehnen nach lebendigen Zielen trieb ihn auf neue Bahnen. Keiner von allen, die wir miterlebten, hat uns so nahe gestanden, um keinen haben wir so gestritten, an keinem uns so begeistert, von keinem so geträumt und gehofft. Man kann sich an ihm berauschen, man kann ihm widersprechen — aber man kommt nicht von ihm los. Er trug die reichsten, stärksten Gegenwartswerte in sich. Und er wußte sie zu fördern. Selten ist ein Künstler so in Übereinstimmung mit sich selbst, so harmonisch proportioniert erschienen. Da ist kein Widerstreit zwischen Absicht und Wirkung, keine Dissonanz zwischen Begehren und Kraft. Das ist das Große, Faszinierende an Strauß: die Einheitlichkeit seiner Kunst und seines Willens. Nichts Erlogenes, nichts künstlich in die Höhe Geschraubtes, nichts Verspekuliertes, nichts Geziertes haftet ihm an. Frei und natürlich gewachsen — wie er dasteht, so ist er: eine in sich selbst ruhende Persönlichkeit.

Über Strauß als Meister sind heute die Akten geschlossen. Seine Kunst beherrscht

die Zeit. Er ist der einzige mit breiter, dauernder Massenwirkung. So kann man an das Studium seines Wesens mit desto größerem Interesse herantreten.* Denn seine Größe ist unsere Größe — und wo er fehlgreift, liegt nicht ein Mangel der Persönlichkeit Strauß vor, sondern ein allgemeiner Defekt der Gegenwart. Strauß ist für mich nicht ein, sondern das Individuum, dasjenige nämlich, in welchem alle anderen enthalten sind und welches darüber selbst wieder zur Gattung wird. Uns selbst nur erkennen wir wieder, wenn wir die innere Maschinerie eines Richard Strauß bei der Arbeit belauschen.

Der künstlerischen Parallele mit der Zeit reiht sich die industrielle an, die bekanntlich bei Strauß sehr üppig entwickelt ist. Weder Klatschsucht noch Sensationsbedürfnis veranlaßt mich, dies Kapitel hier mithereinzuziehen. Ich will überhaupt weder loben noch tadeln, sondern eine Persönlichkeit nacherleben. Und gerade die Behandlung und Bewertung materieller Güter deckt mehr Charakteristisches für den Menschen auf, als mancher vermutet. In Straußens kommerzieller Gewandtheit offenbart sich ein bedeutender sozialer Grundzug der Gegenwart: der Künstler hat jetzt volles Bürgerrecht erworben. Er baut nicht mehr auf luftigen Stützen in die Welt hinein, wie in alten Historien so romantisch beschrieben und so schön zu lesen ist. Er wartet nicht mehr auf pensionenspendende Fürsten oder Mäcene. Seine wirtschaftliche Existenz ist fest gegründet — er sorgt jetzt selber für sich. Nur die Menschen haben sich noch nicht daran gewöhnt. Während sie sich freuen über Mozarts Leichtsinn, lächeln über Beethovens Zerstreutheit und Wagners ewige Geldverlegenheiten, während sie die trübseligen Falgen bei allen recht herzlich bedauern, finden sie es im übrigen ganz in der Ordnung, daß jene Großen mit Kummer durchs Leben gehen mußten. Dagegen rümpfen sie die Nase, wenn in ihrer eigenen Zeit einer kommt, der nicht nur Schaffer, sondern auch Erraffer ist. Seine Kunst scheint ihnen profan, weil sie sich gern von guten realen Dingen nährt. Strauß seinerseits scheut auch hierin nicht vor den äußersten Konsequenzen zurück. Er wurde nicht nur Mitbegründer und eifrigster Förderer der Tonsetzer-Genossenschaft — er geniert sich auch nicht, als Abschluß seiner amerikanischen Tournee ein Warenhauskonzert zu dirigieren, für Buchhändlerspekulationen als Aushängeschild zu dienen, ja selbst in Berlin Konzerten zweiten und dritten Ranges seine Mitwirkung zu leihen, wenn er entsprechend honoriert wird.

Auch der legendäre Stolz des freien Künstlers findet in Strauß keinen großen Liebhaber. Kleineren Geistern sieht man Kniebeugen und krummes Rückgrat nach — bei Strauß schmerzt so etwas. Aber auf diese Weise setzt er sich durch. Paris vaut une messe — wohlan: hier ist ein Festmarsch für die „Salome"! Das sind Streiflichter aus dem Leben der Gegenwart. Sie sollen nicht verkleinern, nur beleuchten. Wer wäre berechtigt, Strauß Vorwürfe darüber zu machen, daß er mit sich handeln läßt? Er nur hat den Mut dazu, so etwas en gros und öffentlich zu betreiben — das allein unterscheidet ihn von anderen. Er ist der Großindustrielle, der Musikkönig im amerikanischen Sinne — wir müssen uns begnügen, ihn so zu nehmen, wie er ist.

* * *

Mannigfaltige Bekenntnisse dieser Natur liegen vor: Lieder, Kammermusik, Chor- und Orchesterwerke, Tondramen. Jede Gattung ist reich angebaut, jede bringt andere, neue Physiognomien. Die vornehmste, zugleich aber auch reaktionärste Haltung zeigt die Kammermusik. Sie ist großenteils ein Überbleibsel aus jener Zeit, da Strauß noch im Flügelkleide ging. Hier finden sich entscheidende Grundzüge seines Wesens: Liebe für einfache Melodik (die ihm in späteren Werken oft irrtümlich als bewußte Spekulation auf Publikumsinstinkte ausgelegt wird), schwungvolle Rhetorik, (Strauß versteht die Pulse hörbar klapsen zu lassen), glanzvolle Höhepunkte. Aber über dem Ganzen liegt ein Hauch züchtiger Bourgeoisie, die persönliche Anschauung der Dinge schlummert noch oder wagt sich nicht hervor. Höher stehen die Lieder. Die Lyrik der Neuzeit wird mit

* Die Niederschrift dieses Aufsatzes befand sich bereits Mitte Juni dieses Jahres in den Händen der Redaktion. Die Arbeit ist also in keiner Weise durch den Ende Juli in der „Zukunft" (Nr. 42) erschienenen, das gleiche Thema behandelnden Aufsatz von Dr. Georg Göhler beeinflußt worden. — Anmerkung des Verf.

kühnem Griff zusammengesaßt und musikalisch geformt. Strauß komponiert alles: Dehmel, Uhland, Liliencron, Schiller, Goethe, Stefan George, Rückert, Bierbaum, Mackay, Felix Dahn und Wunderhorn. Ein Reigen bunter Erscheinungen ist dieser Liederzyklus, und der textlichen Mannigfaltigkeit entspricht die musikalische. Bänkelsängermelodien und bizarre Kakophonien, Schmachtfetzen und Hymnen von beinahe asketischer Herbe, Puppenlappen und großartige Natur stehen dicht nebeneinander in gemischtem Ensemble. Nicht wie Überkluge meinen: aus Spekulationsgelüsten, sondern als notwendige Ausflüsse eines Menschen, der den Widerschein seiner Zeit gibt. Es scheint mir wichtig, immer wieder diesen Gedanken festzuhalten: was brüchig an Strauß ist, ergibt sich nicht aus unlauteren Motiven oder persönlichem Defekt — es ist die notwendige Folge seiner kulturellen Sendung.

So erklärt sich auch eine allgemeine Schwäche Straußscher Lyrik, der bei aller Gewandtheit, Formenfülle und Ausdruckskraft doch ein Wesentliches fehlt: Gemüt. Ich will hier keine Spießbürgeridylle ausmalen. Nur je länger ich diesen Mann betrachte, desto mehr fühle ich den Mangel innerlich quellender Empfindung. Die Teilnahme konzentriert sich bei ihm nach der rein artistischen Seite. Er ist ein feiner Aufnahmeapparat, empfindlich reagierend auf den leisesten, intimsten Reiz — aber er läßt nichts unmittelbar in sich übergehen, hält stets eine deutlich erkennbare Distanz inne. Er ist gleichsam sein eigener Zuschauer, er schafft nicht wie ein Beethoven oder Wagner, um sich etwas von der Seele zu schreiben, sondern aus objektiv stofflichem Interesse. Kein von inneren Nöten Getriebener, kein Ringender, kein Bekenner steht hinter seinen Werken. Ein Zerebralmensch, der mit Gehirneindrücken experimentiert. Strauß ist das Konversationsgenie der Musik.

Das gemeinsame, tragische Erkennungszeichen vieler großer Genien ist, daß ihr Schaffen Fragment blieb. Denken wir an Michelangelos Juliusmonument in der ursprünglichen Anlage, Goethes „Faust“, Kleists „Guiskard“, Beethovens Symphonienpläne: überall Entwürfe, die durch sonderbare Zufälle nicht oder doch nicht ganz so zur Reife kamen, wie sie des Künstlers Seele empfangen hatte. Bei Strauß findet sich nichts derartiges. Alles ist rund und vollendet, keine Lücke bietet sich — was er will, steht in vollkommener Gesetzmäßigkeit da. Andere geben nur die Ahnung der Dinge — er gibt die Dinge selbst, greifbar, plastisch. Hier zieht sich eine verbindende Linie von Strauß zu Mozart. Bei beiden die gleiche Übereinstimmung von Mittel und Zweck, die Symmetrie der Verhältnisse. Bei beiden auch die gleiche Distanz zwischen Schöpfer und Werk. Die tiefe Sympathie, die Strauß für Mozart hat, ist so begreiflich. Auseinanderzuhalten ist nur: Mozart steht an der Schwelle moderner Kunst, unmittelbar vor dem Erwachen des subjektiven Bewußtseins; in ihm verklärt sich eine große, fruchtbare Epoche, während leise schon eine neue Zeit vorklingt — Mozarts Werke sind Kindheitsträume der Musik. Strauß dagegen steht am anderen Ende, am Ausgange der romantischen Revolution. Während die meisten Zeitgenossen noch von dem Nachsturm mitgeschleift werden, hat er sich herausgerettet, die Bewegung überwunden und steuert eigenen Kurs. Neue Ziele gibt es aber noch nicht, die inneren Entwickelungskräfte haben sich erschöpft. So wendet sich das Straußsche Interesse einem anderen, äußeren Faktor zu: der Sprache. Am Anfang großer Zeiten stehen Künstler, deren Herz so übervoll von neuen Dingen ist, daß die Wortvorräte nicht ausreichen. Strauß zeigt ein gegenteiliges Beispiel: er verfeinert unablässig die Ausdrucksmittel, um neue, subtilere Resonanzen schaffen zu können.

* * *

Man hat das Wort Orchestertechnik oder Instrumentationskunst gerade in bezug auf Strauß so oft im verkehrten Sinne angewendet, daß es stark in Mißkredit geraten ist und man sich beinah hüten muß, es in kritisch ernstdenkender Gesellschaft anzuwenden. Nehme ich freilich Technik im geläufigen Sinne des Wortes als leichtfüßige Tändelei mit mechanischer Fertigkeit, so verkenne ich das Wesen Straußscher Kunst. Hier ist alles ursprünglich Äußerliche vergeistigt, das Mittel selbst ist zum Zweck geworden, und unermeßliche Ausblicke in eine neue Tonsprache öffnen sich. Strauß „fühlt und denkt in instrumentalen Farben“. Diese Erkenntnis hilft uns indessen nicht über die Tat-

sache hinweg, daß sich hier eine Kunst ausschließlich auf dem Grunde verfeinerter Sprachmittel erhebt. Also keine Wurzel, sondern eine Spitze. Strauß ist eine Paganininatur — so nenne ich die Leute, welche ihren Instrumenten die Zunge lösen. Was er für das Orchester getan hat, scheint mir dem Wirken Liszts für das Klavier vergleichbar. Auch bei Liszt wie bei Paganini selbst war ein wundervoller instrumentaler Instinkt vorhanden, der Niegeahntes offenbarte, schöpferisch allerdings über das rein Dekorative nicht hinauskam. Strauß ist der Reichere, den eine echte Schöpferkraft beseelt. Zwei Serien großer Werke liegen vor: Orchesterkompositionen, von der F-Moll-Symphonie über die Suite „Aus Italien" zu den Tondichtungen „Don Juan", „Tod und Verklärung", „Macbeth", „Till Eulenspiegel", „Also sprach Zarathustra", „Don Quichotte", „Heldenleben", „Sinfonia Domestica"; dann die Operntrias: „Guntram", „Feuersnot", „Salome".

Drei Hauptlinien zeigen sich in dieser Reihe: eine philosophische, eine humoristische, eine erotische. In den Orchesterstücken treten sie gesondert hervor und geben den Werken scharfes Profil. Dagegen verschmelzen sie in den Opern. Diese stellen gewissermaßen eine periodisch wiederkehrende ausgleichende Abrechnung vor. Nicht immer gehen die Abrechnungen glatt auf — der Inhalt der ersten beiden Opern dokumentiert sich weit besser in der monographischen symphonischen Form als in den zusammenfassenden Bühnenstücken. Erst die „Salome" bringt die erstrebte Konzentration.

Im „Guntram" fließen „Tod und Verklärung", „Don Juan" und „Macbeth" ineinander. Eine populäre Gefühlsträumerei mit weltschmerzlichen Hintergründen, eine Verherrlichung sinnlichen Genusses und eine tragisch-düstere Romanze. Die letzte Richtung gibt Strauß bald wieder auf, sie verschwindet spurlos. Dagegen führt er die beiden anderen Strömungen, welche gleich am Anfang so prächtige Resultate zeitigten, weiter. Der „Guntram" selbst beansprucht heute kein großes Interesse mehr. Er bedeutet eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, allmählichen Abfall von ihr, Versprechungen auf Künftiges, Waffenschärfen und Rüsten. Mehr nicht. Wenn blinde Enthusiasten heute wieder für den „Guntram" Propaganda machen, so vergessen sie, daß sie sich um ein totgeborenes Kind ereifern. Als Werdender langweilt Strauß — der „Guntram" ist nur Wachstum. Mancherlei musikalische Schönheiten ändern nichts daran. Die Wagner-Schopenhauer-Legierung des selbstgedichteten Textes mag dem Forscher interessant sein, die Selbstbefreiung nach der Genesung von schwerer Krankheit dem Biographen ergiebiges Material liefern. Für das Kommende schrieb sich Strauß im „Guntram" nur das Überkommene von der Seele.

In Mannesgröße zeigt ihn erst die zweite Schaffenszeit, deren große Fermate die „Feuersnot" bildet. Jetzt tritt zum erstenmal der Humor selbständig auf. Er steht der menschlichen Persönlichkeit des Komponisten am nächsten. In den Humoresken gestaltet sich sein eigenstes Wesen zur künstlerischen Tat. „Eulenspiegel" ist die köstlichste Farce, welche die Musikliteratur besitzt. Ein übermütig parodistischer Scherz, eine Schnurrpfeiferei, toll bis zur Burleske, dabei nirgends platt, philiströs, alles Geist, Witz, Laune, Schelmerei. Bald kam der hinkende Bote: „Don Quichotte", die Karikatur. Da war wieder der objektive Schilderer, der einen innerlich fremden Gegenstand nach allen Seiten wendet, beleuchtet, kommentiert. Weiter schlingt sich diese Linie durch das „Heldenleben", herrscht vor in der „Feuersnot" und spukt noch im Judengezänk der „Salome" nach.

Philosophisches meldete sich inzwischen. Es kommt aus der Volksstückromantik von „Tod und Verklärung" über den Schulpessimismus des „Guntram" zur prachtvollen Reife in dem dionysischen „Zarathustra". Von da ab verliert sich das dozierende Philosophentum und setzt sich in die tätige Lebensarbeit des „Heldenlebens" um. Noch fehlt die dritte, die erotische Ader. Sie äußerte sich schon ganz früh, zwingend unmittelbar, in seiner ersten Tondichtung: „Don Juan", klingt im „Guntram" leise, stärker schon im „Heldenleben" an. Das Bedeutende dieses Werkes liegt für mich in der glänzenden Zusammenfassung Straußscher Wesenseigenheiten. Das „Heldenleben" gibt einen Durchschnitt, wie er frappanter kaum gefunden werden kann. Hier verknoten sich die drei Fäden: Humor (in den Widersacherszenen), Erotik (in den Liebesepisoden) und Philosophie des tätigen, kampfsrohen Lebens. So etwas gelingt wenigen Künstlern: die

Quintessenz ihrer Persönlichkeit darzustellen, alle Strömungen in ein Werk zu leiten. Als Ganzes bewerte ich daher „Heldenleben“ am höchsten unter den symphonischen Werken. Es ist die Erfüllung alles bisherigen, eine Generalrevision, eine Lebens- und Weltanschauung.

Von hier ab schweigt der Philosoph. Erotik und Humor umarmen sich in den beiden nächsten Schöpfungen: dem Singspiel „Feuersnot“ und seinem Epilog, der „Domestica“. „Feuersnot“: Kunrads verschmähtes Minnewerben löscht das Licht und ertrotzt sich Liebe:

> All Wärme quillt vom Weibe,
> All Licht von Liebe stammt,
> Aus heiß jungfräulichem Leibe
> Einzig das Feuer auch neu entflammt.

Was der Text noch verschweigt, spricht unverhüllt die Musik aus: Diemuts und Kunrads Umfangen entzündet die Gluten aufs neue. Um das Paar gruppieren sich ergötzliche Bürgertypen: biedere, gottesfürchtige, vorlaute und ängstlich zahme, Schmerbäuche und Späne, dumme und dümmere, dazwischen schelmische, lachende Kinder und lüsterne Pärchen. Das Ganze ist eine Persiflage des Philistertums, wie ähnlich schon der Till, diesmal aber ausschließlich auf den geheimnisvollen Vorgang in Diemuts Kämmerlein hinzielend. Aus dieser Tendenz nährt sich das Stück. Die individuellen Konturen sind schwach, der brünstig pathetische Kunrad, die anfangs verstellt spröde, später desto nachgiebigere Diemut balancieren zwischen pointiertem Feuilleton und Lyrik. Der Humor findet keinen bestimmten Vertreter, sondern er verteilt sich auf alle übrigen Mitspieler. Damit war die Signatur des Werkes gegeben: ein Ensembleproblem. Grah und packend ist in der „Feuersnot“ die Chorbehandlung. Dieses Finsternisensemble vergißt sich nicht so leicht: der Todesschreck der ehrenwerten Gesellschaft, als ihr so plötzlich das Licht vor der Nase ausgeblasen wird, die sich daraus entwickelnde Polyphonie der Stimmungen (nicht nur der Stimmen!) und dann wieder das mächtige Zusammenströmen aller zum Hexerichfluch — so etwas ist seit der Prügelszene der „Meistersinger“ noch nicht wieder geschrieben worden. Hier zeigt sich ein dritter Gipfel nach dem „Eulenspiegel“ und dem „Heldenleben“: Chor und Ensemble werden Träger und Mittler des Ausdrucks, die Soli bilden die Staffage, das Orchester den Untergrund. Matt wirkt dagegen die rein orchestrale Fortsetzung, die „Sinfonia domestica“, die „Geschichte von Monsieur, Madame und Bébé“. Hier ist wenig oder nichts, was nicht schon besser, vor allem musikalisch frischer und zündender in früheren Werken enthalten wäre. Die beiden Hauptpersonen sind ullige Übertragungen des Heldenlebens in die Bourgeoissphäre. Das an sich winzige Sujet wird gereckt und gedehnt, reichlich mit Erotik untermischt; am Ende kommt etwas anderes heraus, als beabsichtigt war. Verhängnisvoll macht sich hier das Fehlen gemütstiefen Miterlebens bemerkbar, denn der Gegenstand selbst besitzt zu wenig Fülle, um aus sich heraus Interesse wachzuhalten. Die „Domestica“ ist eine Pause, ein Ausruhen — keine Stufe. Doch die Stufe kam, und eine größere als je vorher: „Salome“.

Was haben gescheite Leute alles gefabelt von der Immoralität und Perversität des Stoffes, während die Halbseidenen über den „beklagenswerten Irrtum des Komponisten“ jammerten. Für Strauß galt es nur eins: ein Sujet zu finden, an dem er alle Künste seines jetzt zur denkbar bedeutendsten Höhe gediehenen virtuosen Ausdrucksvermögens spielen lassen konnte. Das war Wildes „Salome“. Eine Dichtung voll so seltsamer Elemente, so merkwürdiger Charaktere und Leidenschaften, wie sie sich seiner Phantasie noch nie geboten hatten. Was ließen sich da für Farben mischen, für Klänge erfinden! Welch fein gewobene Kombinationen waren nötig, um das Seelenleben dieser Menschen in Musik austönen zu lassen. Hier konnte er die berauschende Pracht, den luxuriösen Reichtum seiner Instrumentalsprache entfalten. Ich denke an die grandiose Weltuntergangsstimmung, aus der das Werk erwächst. Antike und Neuzeit, verworfenste orientalische Üppigkeit und mönchische Askese, Cäsarenund Prophetentum, orthodoxer Haß und versöhnende Milde, niedrigste Triebe und visionär Überirdisches prallen hier vernichtend zusammen — die Katastrophe vollzieht sich in der atemlosen Hast eines einzigen Aktes. Und ich denke an die Erscheinungen in dieser schwülen Atmosphäre: Salome, die glühende Sinnlichkeit bis zur Bestialität, das unersättlich rasende Verlangen bis zur Befriedigung in monströsen Grausamkeiten. Dann die Juden: keifendes, kläffendes Ge-

findel, grotesk und mitleiderregend zugleich, karikierte Orthodoxie und lächerliche Dogmatik im hebräischen Jargon. Und nun Herodes, dieser schwankende, von allen Zufällen krankhafter Einbildungskraft gepeitschte schwachköpfige Cäsar, grausam und kindisch, lüstern und launisch, gebieterisch und feig. Das alles getaucht in eine Sprache, deren tönender Wohlklang und bilderreiche Pracht dem Musiker in jedem Wort eine Brücke baute. Wahrhaftig — wenn es schon keine erhabene Welt ist, so trägt sie doch so ungeheure psychologische Mannigfaltigkeiten in sich, daß die faszinierende Wirkung auf eine kühle, innerlich ganz unbeteiligte Natur wie Strauß wohl begreiflich ist.

Aber diese Welt hat ein Loch — Jochanaan.

Was ist Jochanaan? Messiasahnung! Irdische Form göttlicher Verheißung! Zerbrechenden Welten leuchtet ein Strahl himmlischer Verkündigung! O Strauß, wo blieben da die Töne! Ich kann diesen Jochanaan nicht singen hören und ernst bleiben. Mit seiner Talmiromantik raubt mir der Pseudoprophet den Anteil am Werk. Hier mußte es kommen, das Große, Ahnungsvolle, das der Künstler aus geheimster Tiefe schöpft, das Heiligste, Kostbarste, Divinatorische. Was kam statt dessen? Eine Mendelssohniade: „Wer hat dich, du schöner Wald" oder so ähnlich. Es gibt nichts Profaneres als diesen Straußschen Jochanaan, dessen erkünstelte Einfachheit Simplicitas wird. Doch wie könnte es anders sein? Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Aus nichts erschafft man keine Propheten. Empfindlicher als je zuvor tritt hier bei Strauß die objektive Stellung zu seinem Stoff zutage. Die Kunst des beobachtenden Schilderers erlahmte und verflachte vor der inneren Herrlichkeit des Täufers.

Betrachte ich von hier aus die Musik, so schrumpft manches auffällig zusammen. Gipfel bleiben Herodes und die Juden. Diese als direkte Nachkommen früherer Karikaturen, mit diabolischer Spottlust und Freude am Gemauschele und Gezeter entworfen. Der Tetrarch ist die Krone des Werkes. Er bedeutet selbst für Strauß etwas völlig Neues. Diese neurasthenische Wetterfahne ist ein Unikum impressionistischer Kunst, ein bis jetzt beispielloser Versuch, alle Nervenzuckungen in einem musikalischen Spiegel zu fangen, Tonarten und Rhythmen kapriziös durcheinanderzuschütteln und aus dissonierenden Formlosigkeiten einen neuen Stil zu bilden. In Salome selbst findet sich einiges ähnliches, vermischt zur Hälfte mit Konventionellem. Sie ist psychologisch am reichhaltigsten, vielseitigsten ausgestattet, der motivische Bau subtil gegliedert, voll geistreicher Beziehungen und Ideengänge. Daneben aber steht ein gut Teil alter Oper, oft auffällig zuschauerwärts schielend. Ich denke an die Szenen mit Jochanaan, vor allem an den Schluß: Salome, den Kopf des Jochanaan küssend. Und dazu eine Musik, wie sie der Komponist für die innigste Liebesszene nicht gefühlvoller hätte erfinden können, voll überquellender Empfindung und hingebender Zärtlichkeit. Man hat hier ein Nachwehen Wagnerscher Ideen gefunden, die verklärende Musik als eine im Text nicht ausgesprochene Erlösung der Salome bezeichnet. Ich gestehe, daß mir diese Erklärung etwas erklügelt vorkommt. Wenn Strauß wirklich die Spitze der Wildeschen Dichtung so umgebogen, eine derartige Inkongruenz zwischen Musik und Dichtung geschaffen hätte — dann wäre auch eine Änderung des ganzen Schlusses nötig gewesen. Ich sehe nur zwei Möglichkeiten: entweder eine bewußte Konzession an das Publikum — oder das Fiasko der Musik gegenüber der konsequenten Ausdeutung des Stoffes. Letzteres scheint mir wahrscheinlich. Es ging eben nicht anders. So zersetzt sich die Salomeschöpfung in Neues, Halbes und Mißratenes — alles aber hüllt sich in die Wunder eines Orchesters, die Niegeahntes offenbaren.

„Dieses Orchester zittert, murmelt, schreit nach Kindesart, zwitschert, kläfft, singt, heult, bricht los, donnert, beruhigt sich, regt sich auf, rülpst, hustet, niest ... Bald ist es Seide, die man ritsch zerreißt, bald ist es eine Scheibe, die klirrend zerbricht; oder es ist der Wind, der pfeift, das Holz, das knarrt, dann ein Fluß, der friedsam dahinfließt; sein Lauf beschleunigt sich, ein Wasserfall stürzt donnernd nieder. Die größte Freiheit herrscht; während eine Gruppe Instrumente eine Tonart abwandelt, trägt eine andere kein Bedenken, sich in einer benachbarten umherzutummeln, während die Stimmen sich wieder anderswo ergehen. Manchmal liebkosen entzückende Süßigkeiten, die auf grausame Zerfleischungen folgen, köstlich

das Ohr; und während ich all das anhörte, dachte ich an die schönen Aristokratinnen eines Sacher-Masoch, die jungen Männern die wollüstigsten Küsse schenken, während sie mit rotglühenden Eisen ihnen die Rippen bestreichen, oder an den ‚Garten der Folterungen' des Herrn Mirbeau ..."

Der gute Saint-Saëns hat diese Sätze anscheinend etwas entsetzt über das Gehörte niedergeschrieben, doch gibt er ungeachtet des hindurchklingenden Schreckes richtige Stichworte und sehr begreifliche Eindrücke. Man kann sich nichts Vollendeteres denken als das „Salome"-Orchester. Trotz des großen Körpers von über hundert Menschen ist es das geschmeidigste Werkzeug des Ausdrucks, alle Skalen der Leidenschaft mit phänomenaler Sicherheit beherrschend, jeder Nuance folgend — der zauberhafteste Apparat, den je ein Musiker beherrscht hat.

* * *

Als Mann der Gegenwart erschien mir Richard Strauß, als einheitliche Persönlichkeit inmitten einer zerfetzten, physiognomielosen Zeit. Kein Priester des Allerheiligsten, kein Prophet, der den Blick in eine ferne Zukunft richtet und für kommende Geschlechter baut. Seine Fundamente ruhen in seiner Zeit, seine Werke werden bröckeln, wenn diese Zeit selbst bröckelt. Soll man einen solchen Mann wägen, über ihn abstimmen, pro oder kontra? Wie töricht, Parteipolitisches in die Kunst hineinzutragen! Der schöpferische Genius ist das Produkt tausend zusammengreifender Faktoren, ineinanderwebender Fäden. Diese zu erkennen oder zu entwirren, ist der einzige Zweck der Kunstbetrachtung. Als Mann der Konversation unterhält uns Strauß und spricht von allen möglichen Dingen, philosophischen, humoristischen, erotischen — immer geistreich, fesselnd, anregend — nie seelisch interessiert. Mit sicherem Griff faßt er die Probleme, welche in der Luft liegen, und gestaltet sie als souveräner Meister. Sein Mittel ist die Sprache. Neue, glänzende Vokabeln hat er uns gegeben — keine neue Kunst oder den Ausblick auf eine solche. Strauß schafft nicht für die Ewigkeit. Er wurde geboren als Repräsentant einer Zeit, die nur dem Genusse des Augenblicks lebt.

## Vergessen sein ...

Draußen geht das Leben,
Draußen lachen Menschen,
Draußen lärmt der Tag.
Und ich möchte lachen,
Möchte lieben, hassen,
Leben, leben, leben! —
Nicht vergessen sein ...
Aber — lacht die Sonne —
Dringe ich nicht golden,
Hell zu dir hinein?
Schlingen der Kastanien
Flammend weiße Kerzen
Nicht um dich den Reih'n?
Über dem Balkone
Singen dir die Vögel,
Zwitschern dir und jubeln;
Und der Walken Ziehen
Und der Lüfte Glühen —
Ist nicht alles dein?

In dem Schrank die Dichter
Haben dir gedichtet;
An der Wand die Bilder
Malen dir die Ferne,
Malen deine Lieben —
Du willst einsam sein?
Laß die Menschen draußen!
Wenn sie dich vergessen,
Mußt du sie vergessen,
Muß dein Stolz dich lehren,
Sie nicht zu entbehren.
Denn das ist das Leben:
Wachsen, blühen, welken —
Und — — vergessen sein! ...
Hast du doch die Sterne,
Sonn- und Mondenschein.
Und du hast dein Träumen,
Und du hast dein Sehnen; —
Du bist nicht allein! — —

Adalbert Meinhardt



H. von Beaulieu. (Nach einer Aufnahme von Albert Meyer, Hofphotographen in Hannover.)

# Tannhäuserbriefe

## Novelle von H. von Beaulieu

Herr X. an Fräulein von P.

Das war ein liebes, hübsches Briefchen, das ich neulich bekam, so lieb, daß ich darauf antworten muß, was ich, wie Sie richtig vermuten, nicht auf alle Zuschriften aus dem Publikum tue. Daß Sie aber so lange gewartet haben, ehe Sie den Mut dazu fanden! ... Ich weiß selbst kaum, was mir Ihr Briefchen so rührend macht, es aus der Masse der übrigen heraushebt! ... Die Schüchternheit, glaube ich, der Schreck über den eigenen Impuls. Lassen Sie sich diesen guten, liebenswürdigen Impuls nicht gereuen, liebes Kind, und seien Sie versichert, daß Sie jemandem, der durchaus nicht „auf den Höhen" wandelt, wie Ihre romantisch gestimmte kleine Mädchenseele es sich träumt, der im Gegenteil mit recht viel Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat — daß Sie dem eine Freude gemacht haben. Machen Sie mir diese Freude öfter, ich bitte Sie darum, nur dürfen Sie nicht verlangen, daß ich jedesmal antworte. Ich schreibe nicht gern Briefe; meine Zeit ist so sehr in Anspruch genommen.

Vor einem möchte ich Sie warnen, liebes Kind: Sie legen meiner Person, glaube ich, all den Edelmut unter, die im Guten und Bösen über die Wirklichkeit hinaus gesteigerten Proportionen der Wagnerhelden. Ich bin aber weder ein Gralsritter noch ein Siegfried, am wenigsten ein transzendentaler Mystik zugewandter Tristan. Sie sollen mir nicht eines Tages vorwerfen, daß ich Ihre Illusionen wissentlich genährt habe. Dann vielleicht werden wir uns einmal kennen lernen. Vorläufig habe ich freilich gar keine Zeit. Die Neueinstudierung des „Ringes" braucht viele Proben und dazwischen Gastspielreisen. Übermorgen singe ich den Tristan in H. Solch ein Gastspiel ist mit Reisen und Probe immer eine anstrengende Geschichte. Aber wenn man an einem Abend ein paar bunte Lappen erringen kann, tut man's doch als guter Hausvater.

Also herzlichen Gruß und Dank, liebes Kind. Ihr ergebenster X.



Prof. Eduard Gebhardt: Moses auf dem Berge Nebo von dem Todesengel umfaßt.
Aus den Gemälden in der Friedenskirche zu Düsseldorf.
Zu Walther Gensel: Die bildenden Künste.



# Aus den Liedern der Trauer

(A. F. von Schack)

Richard Strauß, Op. 17, Nr. 4

Lento.

Singstimme

Pianoforte
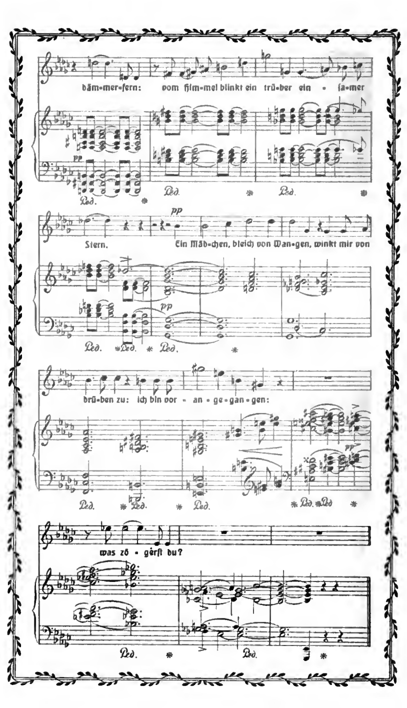
pp

pp una corda

Von dunk-tem Schlei-er um-ſpon-nen iſt mir das Ta-ges-licht, wohl ſtei-gen neu-e Son-nen, ich ſeh' ſie nicht. Mir ſchweift der Blick hin-ü-ber in Wei-ten

pp

Mit Genehmigung des Verlages von B. Rather, Hamburg.



däm-mer-fern: vom Him-mel blinkt ein trü-ber ein - sa-mer
pp
Ped. * Ped. * Ped. *
Stern. Ein Mäd-chen, bleich von Wan-gen, winkt mir von
pp
pp
Ped. *Ped. * Ped. *
drü-ben zu: ich bin vor - an - ge-gan-gen:
pp
Ped. *Ped. * Ped. *Ped. *Ped *
was zö - gerst du?
Ped. * Ped. *

⊗ Herr X. an Fräulein von P. ⊗

Daß Sie nach H. gereist sind, nur um mich als Tristan zu hören, ist so rührend, daß ich's Ihnen sagen muß — in der Probe, zwischen zwei Szenen. Sonderbar! Mir war so zumute, als ob ich Freunde hätte unter dem fremden Publikum der fremden Stadt. Ich bin eben sehr empfindlich für dergleichen. Es freut mich, daß Sie meinen Erfolg miterlebt haben — „glückselig und zu ergriffen von dem Beifallsjubel, um applaudieren zu können". Nach Ihren Bemerkungen über Tristan scheint mir doch, daß Sie kein Backfisch mehr sind. Sie haben recht: nirgends wird in der Kunst überzeugender dargestellt, daß Liebe ein Schicksal ist, das zu den Menschen kommt, ohne zu fragen, ob sie es wollen. Alles altjüngferliche Geschreibsel über „Gleichheit der Interessen" und „Übereinstimmung der Charaktere" ist ja blutleerer Unsinn. Interessen und Charaktere sind der Liebe, dieser unerklärlichen magnetischen Einwirkung einer Natur auf eine andere, ganz gleichgültig.

Ja, schön ist der Tristan, und ich singe ihn gern, trotz der nahezu übermenschlichen Anstrengungen des letzten Aktes. Daß menschliche Stimmbänder keine Darmsaiten sind, hat Wagner nicht gekümmert. Um den Tristan und den Tannhäuser wird es mir leid sein, wenn ich sie einmal abgeben muß.

Ich möchte Ihnen doch etwas raten: Hören Sie den Tristan nicht zu oft. Er ist gefährlich für sensitive kleine Mädchen.

Ob ich wohl eine persönliche Begegnung mit Ihnen riskieren könnte, ohne Ihnen alle Illusionen zu rauben? Um Sie schonend vorzubereiten, schicke ich Ihnen einstweilen ein Bild von mir in Zivil. Wie gut hätten wir uns in H. sehen können! Aber ich glaube, Sie wollen eine Begegnung vermeiden.

Trotzdem der Ihrige X.

⊗ Herr X. an Fräulein von P. ⊗

Aha doch! Es ist Absicht bei Ihrem Versteckspiel. Aber aus anderen Gründen, als ich denke! — Ach, Kindchen, Ihre kleine Mädchenscheu vor einem Ihnen wahrscheinlich sehr kühn erscheinenden Schritt ist mir durchsichtig genug. Vielleicht werden Sie sich, wenn wir uns brieflich noch besser kennen gelernt haben werden, überzeugen lassen, daß es nicht etwas gar so Furchtbares ist, was ich Ihnen zumute. Warum sollen zwei Menschen, die miteinander korrespondieren, sich nicht einmal die Hand drücken? Das ist doch ein sehr natürlicher Wunsch. Da ich Sie nun vorläufig noch nicht sehen soll, könnten Sie mir wohl ein Bild von sich schicken. Sie sind gegen mich so sehr im Vorteil, da Sie außer dem Bilde, das ich Ihnen gab, ein Dutzend verschiedene Bilder von mir haben und mich sogar als Ansichtskarte verschicken können, wenn Sie wollen; ich aber weiß nicht im mindesten, wie Sie aussehen. Blond, denke ich mir, wie Elisabeth. Jung und schlank und zart.

Was soll ich Ihnen von meinem Leben schreiben, liebes Kind? Von meiner Vergangenheit? Da müßte ich weit ausholen! Mein Leben war bewegt, wie es das von Bühnensängern meistens ist. Viel Arbeit, Unruhe und Ärger. Einzelne befriedigende Augenblicke. Seit längeren Jahren bin ich verheiratet mit einer schönen, vornehmen Frau. Doch das wissen Sie ja. Ich habe zwei reizende Kinder, und wenn ich mich als Privatmann charakterisieren soll, so ist es, daß ich der stolzeste und zärtlichste Vater von der Welt bin. Mein feiner blonder Junge ist schon Gymnasiast und hat, glaube ich, Anlage zum Streber. Das dunkellockige kleine Mädel ist mein ganzes Glück.

Erfreuen Sie mich doch recht bald durch einen Brief und schreiben Sie, was Sie mögen, ohne Scheu. Nein, Ihr „Geschreibsel" wird mir nicht lästig. Kind, ich bin, von meinen Berufskenntnissen abgesehen, ein sehr einfacher Mensch. Und noch diese Beruhigung: da Sie es wünschen, verbrenne ich Ihre Briefe und hebe immer nur den letzten auf. Wollen Sie also, daß ich Ihren letzten Brief verbrenne, müssen Sie mir einen neuen schreiben. Ah, wie wird der letzte sein, und wer weiß, wie bald er kommt! Wie vorsichtig so ein kleines Mädchen doch ist, immer bange, sich zu kompromittieren! Ihr Bild bekomme ich wahrscheinlich auch nicht. Was machen Sie denn mit meinen Briefen?

Der Ihre X.

⊗ Herr X. an Fräulein von P. ⊗

Ich bitte Ihnen mein Mißtrauen ab, denn ich habe es, Ihr liebes Bildchen, an das Sie so viele entschuldigende, einschränkende, herabsetzende Bemerkungen knüpfen. Warum?

Diese großen sehnsüchtig verträumten Augen, der sensitive Mund, der weiche Gesichtsumriß sind der beste Kommentar zu Ihren Briefen, zu der übertriebenen — ja übertriebenen! — Verehrung, die Sie mir schenken. Geradeso mußten Sie aussehen, so jung — viel jünger, als die vierundzwanzig Jahre, zu denen Sie sich bekennen. Sie sehen aus, als hätten Sie gerade einen schönen Roman gelesen und blickten nun mit verträumter Fremdheit in die wirkliche Welt. Ich hab' mal irgendwo ein Bild einer Ophelia gesehen, an das erinnern Sie mich. Vielen schönen Dank, besonders, daß Sie das Bild eigens für mich haben machen lassen, und daß niemand sonst es besitzt. Ich bin gern Alleinbesitzer. Und daß Sie sich um meinetwillen dem „peinlichen Akt des Photographiertwerdens" ausgesetzt haben, wozu Sie sich seit früher Kindheit nicht verstanden. Kind, welch eine Mimose Sie sind! Die meisten Frauen gehen mit Wonne zum Photographen! Aber es gefällt mir, daß es Ihnen unangenehm ist. Ich bin natürlich abgehärtet dagegen, bei mir gehört es mit zum Metier.

Wie gut paßt zu Ihrem weichen verträumten Gesicht Ihr Bekenntnis: „Ich habe nichts erlebt." Etwas wehmütige Resignation schien mir zwischen den Zeilen zu liegen. Seien Sie deswegen nicht betrübt. Es ist für eine Frau im allgemeinen besser, nichts als zu viel erlebt zu haben. Überdies haben Sie ja das Leben noch vor sich. Und das ist eigentlich das Schönste. Das Erleben selbst ist doch immer mit Bitterkeiten vermischt. Das Idyll zwischen den altjüngferlichen Tanten, Blumen, Büchern, mit etwas Musik in der Dämmerung und Patiencelegen nach dem Abendessen mutet mich mit eigenem Reiz an — solch ein Kontrast zu meinem Leben! Und die kleine verschlafene Stadt an dem breiten Flusse, an dessen Ufer Sie zur Sonnenuntergangszeit gehen und nach Westen hinsehen, wo die große Stadt liegt — Kind, wie lieb' ich das alles! Wie ruhig und zart und rein! Nein, Sie sollen die Künstlerinnen nicht beneiden, die von der Bühne herab „den Jammer und Jubel ihrer Seele künden dürfen". Gewiß, dieses Leben hat große Momente des Vollbewußtseins, und wer den süßen Giftrausch des Applauses einmal gekostet, mag ihn mit Willen nicht mehr entbehren. Aber man erlebt zu viel, viel zu viel. Ich möchte nicht, daß meine kleine Tochter, die sehr musikalisch zu sein scheint, den Beruf ihres Vaters erwählte, ich wünsche ihr ein einfaches bürgerliches Glück.

Was Sie von der Machtstellung des Künstlers schreiben, seiner „königlichen Gewalt über Menschenseelen", das ist doch nur sehr bedingt wahr. Ich liebe meinen Beruf, und Sie haben richtig gefühlt, daß ich meine Rollen mit großer innerer Anteilnahme erfasse — mit zu großer vielleicht, denn mir fehlt die berechnende Klugheit, mich am Anfang zu schonen, um gegen Ende durch große Steigerung zu verblüffen, ich bin gleich mitten drin. Ich gebe zu, daß es ein stolzes Gefühl ist, eine Art Rausch, zu wissen, daß man auf eine große Menschenmasse starke unmittelbare Wirkungen ausübt, daß tausend Augen und Ohren an uns hängen; wenn das leicht suggerierbare große Kind Publikum uns immer wieder hervorjubelt und bei unserem Anblick seinen Jubel noch steigert — es ist ein Machtrausch, ich leugne es nicht. Für wie vieles müssen solche Augenblicke aber auch entschädigen! Denn — im Grunde sind wir dieser Masse trotz der Gefühlsausbrüche ihrer Hände doch nur die Gaukler, die ihnen ein paar Abendstunden angenehm vertreiben, und wie viele tasten während Isoldes Liebestod oder der Gralserzählung schon nach der Garderobenmarke! Und gesellschaftlich! Bewundert, oft sehr verwöhnt, von den Frauen umschwärmt — und doch liegt in dieser Verwöhnung, dieser Ausnahmebehandlung etwas naive Unverschämtheit. Die Leute können sich nie ganz des Gefühls erledigen, daß wir auf der Bühne stehen, und daß sie ein besonderes Amüsement von uns zu fordern haben. Es ist nicht mehr wie früher, wo die Leute die Wäsche von der Leine nahmen, wenn es hieß „die Komödianten kommen", aber das bürgerliche Mißtrauen ist unter anderen Formen doch das alte geblieben. Alles heuchlerische Augenverdrehen bei dem Worte „Kunst" hindert nicht, daß der Bürger im Künstler den gesetzlosen Übermenschen sieht, der täglich Sekt trinkt und alle paar Jahre eine neue Frau heiratet. Es ist natürlich, daß er ihm diese Privilegien neidet! Dazu spukt dann noch der „Künstler" in langem Haar und Samtjacke, diese Figur aus den ältesten Lustspielen, die dem Herzen des Volkes nun einmal

teuer ist. Noch amüsiere ich mich, wenn ich an den ersten Mittag in der Familie meiner Braut zurückdenke — wie die ganze Sippe, von den alten Stiftsdamen bis zum kleinen Kadetten, mich mit geheimer Sorge beobachtete, ob ich auch nicht mit dem Messer essen oder plötzlich einen Triller schlagen würde. Wie ihnen ein erleichtertes Aufatmen anzumerken war, als sie sahen, daß ich soignierte Nägel hatte und mich ungefähr ebenso benahm wie andere Leute auch. Und wie nach Tische einer nach dem anderen zu mir kam und mir indirekt gestand, daß sie mich eigentlich sich viel schlimmer vorgestellt hatten, und mir in dankbarer Erleichterung die Hand drückte.

Wenn etwas der bürgerlichen Welt Achtung einflößt, so sind es die hohen Einnahmen derjenigen Künstler — und ein wie geringer Prozentsatz ist das! —, die es „zu was gebracht haben". Auch ich habe ja so eine Gage, die den Philister Mund und Nase aufsperren läßt vor neidischer Ehrfurcht. Aber auf wie lange? Bestenfalls noch zehn Jahre, dann bin ich kaput, kann dann vielleicht noch in Konzerten „gütig mitwirken" und Stunden geben, obwohl meine sehr kurze Geduld mich nicht gerade zum beliebten Lehrer qualifiziert. Für das uns geneidete Gehalt — ein Aufsichtsrat bekommt übrigens mehr — geben wir uns doch auch etwas anders aus als etwa ein Beamter, der täglich während ein paar Stunden eine Pflicht ausübt, deren geistige Inanspruchnahme auf ein paar bestimmte Gehirnzellen lokalisiert ist. Wir geben nicht weniger als unseren ganzen Menschen preis — jenem Proteusgeschöpf Publikum, das bald ein frohgelauntes Kind, bald eine grausame Bestie ist. Wir geben ihm viel mehr, als es zu würdigen weiß, um dann den Eselsfußtritt zu empfangen, wenn der Löwe alt geworden. Das berüchtigte Künstlerselbstbewußtsein entspringt im letzten Grunde doch einer geheimen Bitterkeit; wir wissen, daß man trotz aller gelegentlichen Ehrungen doch unterwertet, was wir geben.

Neulich sagte eine alte Dame zu mir: „Ich habe gehört, Sie hätten die und die Einnahme. Das ist ja so viel, wie ein Minister bekommt." Neben einer gewissen Hochachtung hörte ich heraus, daß sie das für „ein bißchen Singen" zu viel fand, und ich antwortete: „Ja, und das ist eigentlich ein Mißverhältnis. Denn Minister werden kann jeder, dessen Militärpapiere in Ordnung sind, aber den Tristan singen kann nicht jeder!"

Das wird nun wohl als anekdotischer Beweis zirkulieren für die Arroganz der Bühnenkünstler. Und wenn die Leute einen mit ihrer dreisten Dummheit nicht dazu reizten, würden solche „Arroganzen" vielleicht nie gesprochen werden.

Aber Sie, liebes Kind, was komme ich Ihnen mit diesen verdrießlichen Dingen! Es ist unrecht. Doch wir sind nun einmal alle Ausgehungerte — ausgehungert nach ein bißchen Sympathie, etwas liebevollem Verständnis, und wie wenig bekommt man doch davon trotz gelegentlichem Beifallsgejohle! Wenn wir dann ein großmütiges Herz gefunden haben, daß sich uns öffnet, wissen wir nichts Besseres zu tun, als die Bitterkeiten unseres wirren Lebens hineinzuschütten.

Seien Sie mir nicht böse!

Der Ihrige X.

### Herr X. an Fräulein von P.

Sie liebe großmütige Seele sind stolz darauf, daß ich Sie meines Vertrauens würdige, Sie wären glückselig, wenn Sie meine Beschwerden mit mir tragen dürften, aber — so meinen Sie bescheiden, vielleicht auch als kleine Mahnung für mich — das sei doch das Vorrecht einer anderen.

Kind — es ist ein beschämendes Geständnis für mich; doch — die andere legt nur wenig Wert auf das heilige Recht der Frau, des Mannes Leiden und Widerwärtigkeiten mit ihm zu tragen. Es gibt ja nichts töricht Schöneres als den blinden Glauben einer Frau an die absolute Künstlerschaft des Mannes, nichts, was mehr aufrecht hält, tröstet, Mut gibt. Größeren als mir ist dieses Glück versagt geblieben, aber Kleineren wird es auch manchmal zuteil. Da ist ein Geiger vom Orchester, so ein ewig in Geldnöten steckender armer Kerl mit einer viel zu großen Kinderschar, der mit einer totgeborenen Symphonie herumläuft — eine Existenz, die uns eigentlich genieren muß, weil sie die landläufige Ansicht solider Bürger von der Bohême des Künstlerlebens rechtfertigt. Und doch: wenn ich seine kleine verblühte Frau mit einem so fanatisch vergötternden Blick zweifelloser Gläubigkeit zu ihm aufblicken sehe, könnte ich den armen Teufel beneiden.

Ich bin ja kein „Verkannter", keiner, für den seine Frau zu kämpfen braucht — die Probe hätte ich ihr niemals zugemutet. Aber, wenn es einer Frau möglich ist, gegen die ganze Welt an den Erfolglosen zu glauben, sollte es doch nicht schwer sein, des Erfolgreichen erste Bewunderin zu sein.

Meine Frau steht, ihrem innersten Wesen nach, auf Seite der Philister, über die ich mich schon manchmal — vielleicht mit zu viel Bitterkeit — ausgesprochen habe. Obwohl sie sich im Theater in mich verliebt hat — im „Troubadour" — ist kein Atom künstlerischen Empfindens in ihr. Das braucht es ja auch vielleicht gar nicht; ein genialer Instinkt lehrt Frauen bisweilen jene verstehende Duldsamkeit, die ein Künstler noch mehr nötig hat als ein anderer Mann. Ja gewiß, man ist nicht immer der galante Mustergatte, wenn man müde und verärgert von einer endlosen Probe nach Hause kommt mit bis zum letzten Rest aufgebrauchter Nervenkraft. Zumal, wenn man von Natur ein heftiges Temperament mitbekommen hat. Aber ohne dieses Temperament wäre man vielleicht nicht Künstler. Gewiß, an die Frau eines Künstlers werden große Ansprüche gemacht: an persönliche Resignation, Geduld und Güte. Diese Worte erscheinen mir sehr komisch, wenn ich an meine Frau denke — meine Frau, die am liebsten sähe, wenn ich mich vorher bei ihr melden ließe, ehe ich ihr Zimmer betrete, was übrigens nicht allzuoft vorkommt. Unsere Ehe ist beinahe fürstlich, nur daß ich im Grunde sehr unfürstliche, ja in diesem Punkte gut bürgerliche Instinkte habe und zu einem herzlich einfachen Familienleben, glaube ich, nicht ohne Talent wäre. Ich bin nicht der Mann dazu, mich immer in handküssender Devotion meiner Frau zu nähern, und so gehen wir nebeneinander her. — Sie ist ganz Prinzessin — aber doch eben keine wirkliche Prinzessin — und läßt es mich fühlen, daß ich in ihren Augen ein Plebejer bin, ohne zu empfinden, daß sie sich damit selbst ins Gesicht schlägt. Sie verletzt nicht äußerlich ihre Pflicht, sie hält gewisse Formen aufrecht, auf die ich verzichten würde, denn jede inhaltlose Form ist mir ein Greuel — so das abendliche Aneinandervorbeiküssen. Es ist ja nicht Achtung für mich, sondern für einen konventionellen Pflichtbegriff. Sie begleitet mich in Gesellschaften, empfängt meine Kollegen, aber mit einer höflichen Ablehnung in der Haltung, einer eisigen Erstarrung bei jedem freien Wort, die, wenn nicht für meine Gäste, so doch für mich eine Beleidigung ist. Zum Donnerwetter, es ist nicht Vornehmheit, es ist Illoyalität, wenn eine Frau nicht in der Sphäre des Mannes atmen will, es zeigt, daß sie eben doch nicht vornehm genug ist. Und dann hat sie so eine unangreifbare Art, mich, wie eine Königin ihren Vasallen, zu behandeln — das letzte in der Welt, was ich vertragen kann! Sie hat undefinierbare Mienen, Betonungen, ein kaum sichtbares Achselzucken — und das alles macht mich manchmal rasend, bringt mich um alle Selbstbeherrschung, bis ich in dem befremdeten Grauen ihrer Blicke lese, daß ich zu weit gegangen bin. Immer wenn ich heftig werde, erstarrt meine Frau förmlich in ihrer Vornehmheit.

Und es gab eine Zeit — damals vor zehn Jahren. Ich bewunderte das schöne Mädchen, aber ich habe viele bewundert, und ich hätte nie daran gedacht, um sie zu werben. Heute weiß ich, daß ihr Herz wenig Anteil hatte an jener ihre Familie entsetzenden Passion. Es war nur das Produkt von Phantasie und Sinnen, und dazu kam der Eigensinn des verwöhnten Kindes, das haben will, was ihm gefällt, gerade weil es schwierig zu erlangen ist. Und ein bißchen Romantik, die in jedem jungen Mädchen steckt. Ich hielt es für Liebe. Sie wahrscheinlich auch. Und diesen Irrtum kann sie mir jetzt nicht verzeihen.

Nun haben Sie das traurige, schamvolle Geständnis meiner Ehe. Möge es nicht zu schwer auf Ihrer lieben Seele lasten. Doch Sie wissen nun, daß Sie sich keine Skrupel zu machen brauchen, wenn Sie mein Vertrauen annehmen. Sie berauben niemanden.

Es ist spät in der Nacht. Ich kann diesen Brief nicht noch einmal durchlesen. Vielleicht täte ich besser, ihn nicht abzuschicken. Doch! Ich will von dem egoistischen Freundesrecht Gebrauch machen, mich auszusprechen. Ich rechne auf Ihre Nachsicht.

Gute Nacht, teures Kind. Wie allein ist man doch in einem Hause, in dem alles schläft. Überhaupt — wie allein!

X.

### Herr X. an Fräulein von P.

Mein Kind, ich habe Ihnen zu viel zugemutet, das fühlte ich, als ich Ihren von zartem Mitleide, von Verehrung und rüh-

render Ergebenheit überfließenden Brief las. Und denken Sie! Mir war einen Augenblick der bange Gedanke gekommen: am Ende nimmt sie Partei für deine Frau! Am Ende hat sie aus deinen Geständnissen nur entnommen, daß du ein roher, rücksichtsloser Mensch bist, der seine vornehme Frau nicht zu würdigen weiß. Die Aristokratie hängt doch immer zusammen.

Liebes Kind, so schwer dürfen Sie meine Bekenntnisse nicht nehmen. Ich bin nicht glücklich in meiner Ehe, nein, aber auch nicht übermäßig unglücklich. Viele leben so. Man verlangt wohl zu viel. Und — mir kommt ein gerüttelt und geschüttelt Maß zu an Schuld — wenn es Schuld ist, daß Wasser und Feuer nicht zusammen passen. Mein heißes Blut hat mich zu Handlungen hingerissen, die eine Frau schwer, eine Prinzessin nie verzeiht. Ich kann in einer eisigen Atmosphäre nicht leben und gehe instinktiv nach der Wärme.

Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Die Gewißheit, ein nachsichtiges Ohr zu finden, ist eine große Versuchung, aber Sie sind doch schließlich ein junges Mädchen, dem ich kein Allesverstehen zumuten kann. Erhalten Sie mir Ihre freundlichen Vorurteile, aber machen Sie keinen edlen Märtyrer aus mir, der ich nicht bin. Ich bin ein sehr irdischer Mensch — egoistisch und brutal, sagt meine Frau, und die muß es doch wissen! Vergessen Sie nicht, daß Sie mich als Tannhäuser kennen gelernt haben!

Der Ihrige X.

### Herr X. an Fräulein von P.

Sie waren in „Fidelio", und ich habe nichts davon gewußt! Kind, und ich wollte Sie doch so gern einmal sehen, meine kleine, gütige, teilnehmende Freundin! Ich glaube doch, Sie wollen mich nicht kennen lernen! Vielleicht tun Sie recht daran.

Hätte ich Ihre Anwesenheit geahnt, würde ich extra für Sie gesungen haben. Nein, meine Frau können Sie nicht gesehen haben, das ist ein Irrtum. Es gibt eine blonde Amerikanerin, die ihr sehr ähnlich sieht. Meine Frau geht selten ins Theater, am seltensten, wenn ich singe. Ich glaube, es ist ihr peinlich. Und gerade „Fidelio"! — Ah, dieser Florestan ist eine Angstpartie. Herrgott, und vor ein paar Jahren noch wußte ich nichts von Anstrengung, von vorsichtigem Ansetzen der hohen Töne. Dabei ist die Rolle undankbar, weil aller Beifall doch nur auf die Fidelio kommt. Eine treue, aufopfernde Gattin ist von vornherein aller Sympathien gewiß.

Sagen Sie das keinem Menschen, was ich Ihnen da gestanden habe. Die Leute merken's so wie so bald genug und konstatieren mit Befriedigung, daß man abgenommen habe. Junge Talente treten einem schon auf die Hacken, voll gieriger Bereitschaft, sich in die Bresche zu stürzen.

Nun, noch können wir's und werden's auch wohl noch eine Zeitlang können.

Sie haben die Fidelio beneidet an jenem Abend? Ah, daran taten Sie unrecht! Die arme Frau hatte Magenschmerzen und hat nur unter Qualen und mit schier übermenschlicher Beherrschung ihre Rolle durchgeführt. Vielleicht wurde deshalb das Publikum von ihrer Leistung ganz besonders ergriffen! Es wird in mehr als einem Sinne auf der Bühne Theater gespielt.

Liebes Kind, ich entsetze Sie wohl sehr, da Sie in Ihrem idealen Köpfchen die Inspiration für Anfang und Ende aller Kunst halten. Aber lassen Sie sich gesagt sein: jede Kunstausübung muß in gewissem Grade Routine werden, die einem auch dann durchhilft, wenn der innere Genius versagt. Es klingt so schön: „Künstler von Gottes Gnaden"; aber man soll die viele, viele Arbeit nicht unterschätzen, die auch den Gottbegnadeten erst zum Künstler in jedem Sinne macht. Nein, im Walde auf der Vogelweide habe ich das Singen nicht gelernt, sondern in jahrelangem, ernstem Studium, und ich lerne immer noch. Sie sehen, daß ich Sie ganz ernst nehme, sonst würde ich Ihnen das nicht sagen. Ich denke, es wird Ihre Ehrfurcht vor der Kunst nicht verringern.

Natürlich werfe ich mich mit mehr Lust oder Unlust in Wams und Trikots, aber auch, wenn ich mit Unlust die Bühne betrete, werde ich doch bald von der Rolle gepackt. Dazu kommt dann das Bewußtsein, wieviel von unserer Leistung abhängt, für uns selbst und für das Ganze, das Muß, mit einem Worte. Ich halte nicht viel von dem Geschwätz über „Stimmung", das man allerorten hört; es ist doch zum weitaus größten Teile nur schmeichlerischer Selbstbetrug der Impotenz. Man muß sich so weit

in der Gewalt haben, sich in die nötige Stimmung versetzen zu können, oder es muß auch ohne das gehen. Man spricht so viel von der Launenhaftigkeit der Bühnenkünstler. Wenn die, die das leichtfertig nachsprechen, sich einmal klarmachten, welch enorme Summe körperlicher und geistiger Disziplin immerfort von uns verlangt und geleistet wird, würde das dumme Geschwätz vielleicht aufhören. Bei + 25 Grad im Schatten, wenn der Philister, sich die Glatze trocknend, schaudert vor der Zumutung, nur als Hörer im Theater sitzen zu sollen, muß ich über mein eigenes dickes Haar noch die traditionellen Locken des Helden setzen und darf weder in Spiel noch Gesang die geringste Ermattung spüren lassen, sonst lesen die Leute den nächsten Tag in der Zeitung, daß Herr X. anscheinend nicht disponiert gewesen sei. Und für mein „Ministergehalt“ kann man doch etwas Ordentliches verlangen!

Wie komisch, Kind! Im Anfang warnte ich Sie, daß Sie nicht allzuviel Briefliches von mir erwarten dürften, und nun beantworte ich Ihnen jeden Brief mit — vielleicht zu ernsthafter — Ausführlichkeit. Doch Sie haben ja auch den schönen Ernst der inneren Anteilnahme; Sie sind keine von den oberflächlichen Frauen, die mit spielerischer Neugier in das hineingreifen, was einem Manne sein Heiligstes ist: sein künstlerischer Beruf. Ich kann zu Ihnen sprechen wie zu einem guten kleinen Kameraden.

Was wollen Sie mir nur alles zumuten, gelesen zu haben! Lesen Sie selbst nur lieber weniger. Erstens habe ich für schöne Lektüre sehr wenig Zeit — die geht drauf zum Lesen von Zeitungen und sachlichen Dingen — und dann muß ich auch gestehen, daß ich für die moderne Literatur nur wenig übrig habe. Nur ein Buch hat mir wirkliche Freude gemacht: der „Olympische Frühling“ von Karl Spitteler. Sanst greife ich, wenn ich einmal Zeit habe, lieber zu einem Bande Shakespeare. Da ist alles, das Menschenleben in seiner ganzen Tiefe, ausgeschöpft. Aber dafür darf man nicht gar zu abgespannt sein. Wenn man durch seinen Beruf schon auf das Eindringen in tiefste menschliche Probleme verwiesen ist, sucht man in den kurzen Mußestunden eher nach harmlos leichter Unterhaltung. Vernehmen Sie denn, daß ich mir auf meinen Reisen gewöhnlich einen Engelhorn kaufe, den ich nachher im Coupé liegen lasse, wenn ich nicht schon früher darüber einschlafe.

Ja, ich bin einseitig, aber ich muß einseitig bleiben. Sie müssen schon mit mir fürlieb nehmen, wie ich bin. Immer bin ich doch jemand, der es nötig hat, daß manchmal etwas Tröstendes und Liebes zu ihm kommt wie Ihre Briefchen.

X.

### Herr X. an Fräulein von P.

Dank für Ihren liebevollen, besorgten Brief. Sie haben in der Zeitung gelesen: unpäßlich Herr X. Die indiskreten Zeitungen! Unsereins lebt auf der Straße! Ich war ein paar Tage erkältet. Das Ärgerliche war, daß ich einen Tag vor „Lohengrin“ absagen mußte, und daß ein Gast ihn gesungen hat, „mit großem Erfolge“, wie die Kritik reichlich stark betonte. Sehen Sie, so wird man! Das Leben in der Öffentlichkeit verdirbt den Charakter. Man will nicht nur selbst gelobt werden, sondern man ärgert sich auch, wenn andere — jüngere — in unseren Rollen Erfolg haben. So ist nun Ihr Held! Nicht wie Siegfried „ledig des Neides“.

Ich bin wieder ganz wohl. Sie können das daran sehen, daß ich Ihnen aus K. schreibe, wo ich in einem Oratorium gesungen habe. Nein, Kind, schonen kann ich mich nicht, und wenn Sie mich noch so rührend darum bitten. Die Sache ist die, daß ich Geld verdienen muß, viel Geld. Unser Haushalt kostet nicht wenig, ich gebe meiner Frau ein anständiges Toilettengeld — in der Beziehung soll sie sich wenigstens nicht beklagen können. Und ich muß doch auch für meine Kinder zurücklegen. Noch bekomme ich günstige Offerten von Theatern, Konzertagenturen und Musikvereinen, und ich schröpfe sie, so viel ich kann. Ich muß die Konjunktur ausnützen. Der Gesundheit ist dies hastende, anstrengende Leben natürlich nicht besonders zuträglich. Aber ich denke, sie hält mit meiner Stimme aus ...

In meinem Zimmer steht ein Strauß herrlicher Rosen. Wahrscheinlich von meinen Vorgängern stehen geblieben. Ich sehe ihn an, als wäre er ein Gruß von Ihnen. Und das tut gut. Sie sind so öde, diese Hotelzimmer. Im ersten Jahre begleitete meine Frau mich oft auf meinen Reisen ...

Gute Nacht! mein Kind. Die erste Stunde des neuen Tages ist vorüber. Sie schlafen

hoffentlich längst in Ihrem friedlichen weißen Bettchen und träumen friedliche weiße Träume. Ich sende einen Gruß wie Duft der Rosen!

X.

## Herr X. an Fräulein von P.

Also einen Tag vor Vollmond war's an jenem Tannhäuserabend, wo Sie mich zum erstenmal hörten! Ich will in meinem Kalender nachblättern und den 9. Januar rot anstreichen. Daß manche Daten uns nachträglich bedeutungsvoll werden können! Ich wüßte zu gern, was es ist, was Sie zu jenem Datum vermerkt haben! Darf ich es nicht wissen?

Eigentlich wundert es mich, daß gerade Tannhäuser Sie so stark ergriffen hat. Tannhäuser, der böse Mann, der im Venusberge war! Es ist wohl die hier so besonders erhaben durchgeführte Erlösungsidee, die Sie anzieht. Auch ich habe eine besondere Vorliebe für die Tannhäuserrolle, obwohl die mittelalterliche Grundidee der Oper, der Gegensatz von einer sinnlichen, sündigen und einer übersinnlichen, reinen Liebe, mir eigentlich herzlich unsympathisch ist. Sie ist für moderne Menschen überhaupt kein Problem, sie ist eine Konstruktion des von Pfaffen verängsteten, zwischen Himmel und Hölle hin und her gezerrten christlichen Mittelalters. Wagner hat sie auch wohl nur mit dem Stoffe übernommen, später redet er eine andere Sprache, denn nur die strenge Baireuther Richtung kann den Tristan seraphisch-übersinnlich auffassen. Aber die musikalische Farbe des Tannhäuser hat einen besonderen Zauber, der kaum in irgend einem anderen Werke stärker ist, wie hoch Wagner auch in anderer Beziehung über dieses frühe Werk hinausgekommen sein mag. Der Brünhilde Liebesrasen und Isoldes Liebestod gelten mir nicht so viel als Elisabeths schüchtern holdes, unbewußtes Geständnis, ihre rührende Bitte: „Helfet mir, daß ich das Rätsel meines Herzens löse!" Ich meine, Schöneres als die Gestalt der Elisabeth hat der Meister nicht geschaffen. Denn diese mädchenhafte Prinzessin ist zugleich ein echtes Vollblutweib, die den Tannhäuser keineswegs mit einer wässerigen Seelenliebe liebt, aber nach ihren frommen Anschauungen muß sie ihre Gefühle für Sünde halten. Armes Ding! Sie haben recht, es ist eine große psychologische Feinheit, eine geniale Einsicht in die Frauenseele von Wagner, Elisabeth nicht dulden zu lassen, daß Tannhäuser vor ihr kniet — und eine der schönsten Bühnenszenen. Nur die kalten, berechnenden Frauen sehen den Mann gern zu ihren Füßen, die echte Frau will den Mann, den sie liebt, aufrecht sehen. Elisabeth hat jene Ehrfurcht vor dem Künstler in dem Geliebten, die der Frau so schön ansteht — „denn diese Halle ist Euer Königreich". Das ist die Genialität des Fühlens, von der ich Ihnen schon einmal sprach, das instinktive Verständnis. Sie, kleines Mädchen, Sie haben es ja auch. Wie würden Sie einen Künstler glücklich machen! Doch nein, ich will's Ihnen nicht wünschen. Wir sind anspruchsvolle, rücksichtslose Leute.

Denken Sie nur, neulich im „Faust" erinnerte das Gretchen, ein gastierender Neuling, mich an Sie, an Ihr Bild. Sie hatte auch so große schwärmerische Augen, etwas rührend Junges, Mädchenhaftes. Sie war ein unvollkommenes, aber sehr rührendes Gretchen. Das Publikum applaudierte dem Zauber ihrer Jugendanmut, und mir wurde die alberne Faustrolle beinahe interessant. Doch ich hätte ihr väterlich sagen mögen: Liebes Kind, die Bühne ist nichts für Sie. Die verlangt robustere Naturen.

Immer, wenn ich eine andere Rolle singe, merke ich, wie sehr ich Wagnersänger bin, und denke an Ihr hübsches Aperçu vom „vollkommenen Sänger, vollkommenen Schauspieler und vollkommenen Menschen". Zwar weiß ich nicht, ob es auf mich zutrifft. Das letzte ganz sicher nicht. Aber, wenngleich ich Wagnersänger bin, möchte ich Sie warnen: Hören Sie nicht ausschließlich Wagner! Werden Sie nicht ungerecht gegen die musikalischen Schönheiten von Mozart, Gluck und Beethoven. Nun werden Sie mir wahrscheinlich mit der Ausflucht kommen, Sie wären unmusikalisch. Aber das glaube ich Ihnen nicht — Ihren Augen glaube ich es nicht!

Wie leben Sie? Sie schreiben mir so wenig von sich, gehen immer nur auf mein Leben ein. Und das ist gar nicht besonders schön. Ah, Sie haben es eigentlich gut mit Ihrem friedlichen Dasein eines jungen Mädchens, in das nur die Briefe Ihres friedlosen Freundes eine unruhige Note tragen. Wer weiß! Vielleicht erscheine ich nächstens einmal in Ihrem stillen Städtchen und besuche Sie, da Sie mich nicht besuchen wollen.

Ich möchte wissen, wie Sie wohnen und ob Sie eine weichhelle Stimme haben, wie ich mir vorstelle. Ich möchte Sie gern einmal lachen hören, aber ich glaube, Sie lachen selten.

### Herr X. an Fräulein van P.

Nein, teures Kind, Sie sollen mir nicht so überschwenglich danken — ich habe zu danken für die traumhaft schönen, beglückenden Stunden, die ich neben Ihnen herging im herbstlichen Walde unter fallenden Blättern. Wie wunderbar fiel die Begegnung aus! Wie im Märchen war's, wie ich unter den gelben Linden dahinging, unsicher, ob ich mich nach Ihrem Hause hinfragen sollte, und wie Sie mir da plötzlich entgegentraten, so schlank und jung, die Augen in dem weißen Gesicht träumerisch wie auf dem Bilde, in weiches Grau gekleidet wie der Herbsttag, gelbe Blätter auf Kleid und Hut —

Und dann! Kind, ich mache mir doch Vorwürfe, Sie so überrascht zu haben, zartes, sensitives kleines Mädchen, das Sie sind! Wie Ihre verträumten Augen plötzlich dunkel und starr wurden, wie Sie schwankten und nach einem Halt griffen — wenig fehlte, und ich hätte eine Ohnmächtige gestützt. Der graue Fluß und der tropfende herbstliche Wald waren eine schwermütige Szenerie, und doch waren es seltsam beglückende Stunden. Welch ein guter Zufall, daß in der kleinen Wirtsstube ein Klavier war, und daß ich einmal für Sie allein singen konnte! Kein Konzertpublikum hat die „Dichterliebe“ und „Du bist wie eine Blume“ von mir gehört, wie Sie es gehört haben.

Beklagen Sie nicht, daß Sie „dumm vor seliger Benommenheit“ neben mir hergegangen seien. Es war viel schöner, als wenn Sie klug geredet hätten. Glauben Sie denn, es hätte nicht zu mir gesprochen, Ihr beklommenes Atmen, die schüchterne Ergebenheit Ihrer Blicke, das erregte Spiel Ihrer feinen Hände! Nur mit tiefer Rührung kann ich auf meine Hand blicken, auf der ich noch den weichen, scheuen Druck Ihrer Lippen zu fühlen meine — Tat eines holdesten Impulses.

Und doch, Kind, erhoffe ich von dieser Begegnung eine Art Heilung für Sie, Ernüchterung von der überschwenglichen Illusion, die nur in der Entfernung gedeiht. Diese persönliche Begegnung wird als Richtigstellung wirken, wenn auch erst nachträglich. Wenn Ihre Verehrung auch dem Künstler gilt, nicht dem Menschen — ich will nicht, daß Sie mir einen Kultus weihen, über den Sie vielleicht anderes, Besseres, versäumen. Ich habe so wenig zu geben als Mensch. Später, wenn es vorüber ist — denn solche Schwärmereien währen nicht ewig! — möchten Sie bereuen, Ihre schönsten Jahre an ein Phantom verschwendet zu haben.

Doch — so inkonsequent ist der Mensch! — wenn es nun sein wird, wie ich wünschen muß, werde ich doch ein klein wenig betrübt sein. Es ist eine beängstigende Verantwortung, und doch ist es sehr süß, zu wissen, daß man für jemanden etwas mehr ist als nur ein Mensch.

Seit ich das stille graue Städtchen kenne, das graue Haus hinter halb entblätterten Linden, die ganze traumhaft stille Natur jenes Flußtals — den Leinpfad auf fahlgrüner, von Herbstzeitlosen durchflochtener Wiese, die gelben Hügelkulissen —, seitdem verstehe ich besser, daß die Schwärmerei eines phantasievollen jungen Mädchens in solcher Umgebung, durch keine äußeren Ereignisse abgelenkt, ganz ihren Träumen hingegeben, ins Maßlose auswachsen konnte. Mir selbst — Wirklichkeitsmensch, der ich bin — war es dort wie im Traum. Es hat für mich sehr viel Reiz, Sie in dieser märchenhaften, verwunschenen Atmosphäre zu wissen, doch für Sie wäre es besser, etwas frischeres Leben umgäbe Sie, etwas Jugend, zu der Sie gehören.

Schreiben Sie mir bald, wie es Ihnen geht, ob der Schreck Ihnen auch nicht nachträglich geschadet hat. Und was die Tanten zu Ihrem langen Spaziergange gesagt haben!

Der Ihre X.

### Herr X. an Fräulein van P.

Es hat nicht gewirkt, wie ich, nicht wollend, wollte, daß es wirken sollte. Ich müßte es bedauern und — ich glaube fast, ich bin froh darüber.

Daß etwas von mir in der stillen Flußlandschaft zurückgeblieben ist und jede Wegbiegung, jeder neue Ausblick verbunden ist mit einer Geste, einem Wort von mir, das wundert mich nicht, weil ich so oft zu Ihnen hinüberdenke in Ihr Tal, an Fluß und Brücke und die alte Weidenallee, so daß es

mir fast sonderbarer scheinen würde, wenn ein empfindsames kleines Mädchen das nicht fühlen sollte, als daß Sie es fühlen.

Liebes Kind, ich wollte Sie entzaubern, und die Wahrheit ist, daß ich statt dessen selbst verzaubert worden bin. Ihre weichen jungen Augen, so sammetblau wie ein fernes Gebirge, Ihre schüchternen Hände, Ihre junge Stimme, so rein und doch manchmal von tragischen Untertönen durchbebt — alles das lebt in meiner Seele, in meinem Blute. Sie haben's mir angetan! Ihre mattblonden Haare — o wie weich müßte diese kühle Mondscheinflut über ein heißes Gesicht rieseln! Wie ordinär erscheinen mir dagegen die gelben und roten Mähnen der Elsas und Sieglinden.

Kind, ich muß Sie wiedersehen! Bald! Lassen Sie mich wissen, wenn Sie wieder einmal zur Stadt kommen, und ich werde es einrichten, Sie zu sehen.

Letzten Abend in der „Walküre" sang ich das Liebeslied ganz allein für ein junges Mädchen in einer kleinen, grauen, stillen Stadt, die nun wohl noch stiller und weltferner aussehen mag im ersten Schnee. Jetzt ist mir klar geworden, was Ihnen fehlt: der Lenz fehlt Ihnen, Sie zarte Frühlingsblüte zwischen blassen Herbstzeitlosen! Aber er wird kommen ... Und ich werde keine Briefe mehr erhalten!

### Herr X. an Fräulein van P.

Muß ich Ihren letzten Brief auch verbrennen? Wollen Sie mich nicht von dem ach! so leichtsinnig gegebenen Versprechen entbinden? Er kann Sie doch nicht kompromittieren, da er fast nichts enthält als das Geständnis, daß Sie in der „Walküre" waren, und die Zeilen

> Du bist der Lenz,
> Nach dem ich verlangte
> In frostigen Winters Frist.

Kind, Ihr schöner Irrtum hat mich tief gerührt, aber ich kann Ihnen nicht den Lenz geben, den ich Ihnen wünsche. Ich bin ein vom Leben hart mitgenommener, auf den Herbst zugehender Mann. Sie, Sie sind ja überhaupt die Gebende in unserem Verhältnis. Wieviel Freude und Trost haben Ihre Briefe mir schon gebracht! Nur, daß Sie persönliche Begegnungen so ängstlich vermeiden, verstimmt mich. Habe ich mich nicht gut genug betragen neulich, um einer zweiten Begegnung gewürdigt zu werden?

Wahrscheinlich haben Sie eine Scheu vor einem Rendezvous auf der Straße oder in einem Café. Es ist ja auch so viel weniger schön als eine Begegnung wie die neulich am rauschenden Flusse unter weinenden Bäumen. Aber es gibt einen sehr einfachen Ausweg: kommen Sie zu mir. So könnten wir uns ganz ungestört eine Stunde sprechen. Ich möchte Ihnen auch, als zärtlich-stolzer Vater, der ich bin, gern meine kleine Mascha zeigen. Die Kleine ist von meinem Schlage, und wir haben uns sehr lieb. Sie ist so musikalisch und singt mir alles nach oder sucht sich Melodien auf dem Klavier. Gegen diese erbliche Belastung wird doch vielleicht nichts zu machen sein! Der Junge ist ganz aristokratisch-unmusikalisch wie seine Mutter. Eben jetzt sitzt die Kleine auch bei mir und spielt mit Erda. Von unserer braven Teckelhündin sprach ich Ihnen doch schon? Zehn Jahre lang hat sie mir gehört, und seit letztem Weihnachten „gehört" sie Mascha, von der sie abgöttisch geliebt wird. Leider mag meine Frau keine Hunde leiden, besonders keine uneleganten, und da haben Mascha und ich immer einiges zu leiden und zu kämpfen für die arme Erda.

Liebes Kind, kommen Sie bald. Ich erwarte Sie. Sie sind mir überhaupt einen Gegenbesuch schuldig.

X.

### Herr X. an Fräulein van P.

Dachte ich's mir doch! Wenn es ein persönliches Hervortreten gilt, kommt die korrekte höhere Tochter zum Vorschein. Ja, es ist sicher unpassend, daß eine junge Dame einen Herrn besucht. Mein gnädiges Fräulein, es sei, wie Sie wollen! Ja, Sie könnten sich kompromittieren! Ihr Ruf könnte gefährdet werden, wenn Sie jemand sähe! Oder — haben Sie am Ende gar Angst vor mir? Meinen Sie, daß ich die halbe Stunde, die Sie mir etwa gewähren würden, mißbrauchen könnte? Nun, das glauben Sie wohl nicht. Aber ein anderes ist es, in schönen Gefühlen zu schwelgen, ein anderes, auch nur um Haaresbreite vom Pfade der Konvention abzuweichen. Ich bin Ihnen schließlich doch nur ein Haken, Ihre gegenstandslosen Jungenmädchengefühle daran zu hängen, ein Zwischenspiel in der Lange-

weile Ihres Daseins, bis etwas Besseres, das Eigentliche kommt, die zufällige Inkarnation Ihrer Wagnerschwärmei.

Verzeihen Sie, das war wohl häßlich. Nein, ich meine es nicht so schlimm. Aber ich bin so verärgert — Berufliches und Privates, und da kam Ihr Brief — der erste, der mich tief enttäuscht hat, dazu, dieser ängstliche, zurückhaltende, ich will nicht sagen mißtrauische Brief. Und ich hatte gerade etwas recht Liebes und Gutes erwartet zur Entschädigung für einen Brief von meiner Frau. Wenn sie bei ihren Verwandten ist, werde ich noch mehr als sonst wie ein Vasall behandelt. Und die fortwährenden Mahnungen, doch ja recht viel Geld zu verdienen! Nun ja, sie hat ja recht, es kann eines Tages alles aus sein. Aber es ist nicht erfreulich, immer daran erinnert zu werden.

Kind, vielleicht tun Sie ganz recht daran, jetzt nicht zu mir zu kommen, zu einem so verärgerten, reizbaren Menschen. Ich kann's Ihnen kaum zumuten. Ja, Sie kluges, vorsichtiges, kleines Mädchen, kommen Sie lieber nicht. Vielleicht wäre es überhaupt das beste, Sie brächen alle Beziehungen ab zu dem Fried- und Freudelosen!

Die einzige, die durch dick und dünn zu mir hält, ist mein kleines Mädchen. Sie gibt mir die Sonne und Wärme, deren ich bedarf. Ja, mir ist manchmal, als ob in der Heftigkeit der kindlichen Liebkosungen etwas wie Parteinahme läge, wie ein erstes Aufblitzen weiblichen Verstehens, daß es etwas zu trösten und gutzumachen gibt. Es ist sehr lieb und rührend. Und dennoch —

Wir haben einen großen Kummer gehabt. Mascha und ich. Die gute alte Erda ist gestorben. Vielmehr, sie war krank, und unser Hausarzt hat mir den Gefallen getan, sie mit Chloroform zu vergiften. Ich war dabei. Ich meine, das ist man einem braven alten Tier — Freunde — schuldig, es in seiner letzten Stunde nicht zu verlassen. Ich finde, es ist die empörendste Herzlosigkeit, ein altes Pferd oder einen Hund der Gnade des Schinders zu überantworten. Früher habe ich einen kranken Hund selbst erschossen. Damals waren meine Nerven noch besser. Ich kann's nicht mehr. Gute alte Erda, ihre letzte Lebensäußerung war ein Versuch, mir die Hand zu lecken.

Mascha ist untröstlich. Sie hat einen vollen Tag geweint und ist ganz unkenntlich. Gut, daß meine Frau nicht da ist, die würde gegen diesen maßlosen Schmerz erzieherisch angehen. Ich habe nur Mitleid mit der armen Kleinen — für jetzt und für die Zukunft. Wie schwer wird sie's haben mit ihrem zärtlichen, leidenschaftlichen Herzen!

Leben Sie wohl, liebe kluge, kleine Freundin! Nein, ich bin Ihnen nicht mehr böse. Es ist ja im Grunde gut, daß Sie bei Ihrem überschwenglichen Fühlen im Handeln so verständig sind. Und seien Sie mir nicht böse, daß ich noch einmal alle meine Kümmernisse auf Sie abgeladen habe.

X.

### Herr X. an Fräulein von P.

Verzeihen Sie, daß ich so lange Zeit habe verstreichen lassen, ehe ich Ihnen antworte. Ich konnte niemandem schreiben, auch Ihnen nicht, obwohl Ihr lieber mitfühlender Brief die einzige Teilnahme brachte, die mir wohlgetan.

Das Schicksal hat es recht ausgesucht raffiniert angefangen. Härter konnte es mich nicht treffen. Das einzige, was ich besaß an Liebeswärme, an bedingungslosem Fürmichsein, hat es mir genommen. Ich habe nichts mehr. Und kein Trost — nichts. Meine Frau geht oft zum Kirchhofe mit Blumen. Ich habe es auch versucht, aber ich kann's nicht. Auf einen nackten Erdhügel zu starren, ist für mich die trostloseste Beziehung zu einem geliebten Wesen, die ich mir denken kann, so recht die schreiende Beweisführung, daß, was wir mit warmer Zärtlichkeit umfingen, was uns so hold umgab, tot ist, dem gräßlichen Verfall preisgegeben. Hier in der Wohnung, wo die geschäftigen Füße umherliefen, das liebe Stimmchen erklang, in meinem Zimmer, wo ich zwischen Noten noch ein Spielzeug gefunden habe, hier lebt doch noch etwas von meinem Kinde, wenn es auch nur die Illusion von Augenblicken ist, auf die ein um so grausameres Besinnen folgt. — Die Trauer hat mich nicht näher mit meiner Frau zusammengebracht, wie Sie denken. Auch hier tritt nur unsere Verschiedenheit im Fühlen zutage. Und ich weiß, daß sie den Jungen immer mehr liebte. Sie konnte es der armen kleinen Mascha nicht ganz verzeihen, daß sie ihrem Vater so ähnlich sah.

O mein kleines Mädchen! Wenn die ganze grausame Wahrheit mich überwältigt, daß

nie mehr deine weichen Arme sich um meinen Hals schlingen, nie dein Stimmchen mir törichte Schmeichelworte zuflüstern wird, dann fühle ich mich so gebrochen, daß ich kaum weiß, ob und wie ich das Leben weitertragen werde.

Meine Frau findet, in meiner Trauer wäre Egoismus. Mag sein. Aber ist der nicht in jeder wirklichen Trauer, wo Menschen voneinandergerissen sind, die sich liebten? wütender Schmerz um den Verlust! Ich wünsche mir nichts Besseres, als daß einmal so um mich getrauert werden möge, aber das wird nicht sein, da ich keine Tochter mehr habe.

Sie haben recht, mich an meine Kunst zu erinnern. Recht und unrecht. Momentane Betäubung gibt sie mir, Trost nicht. Doch ist mein Beruf das einzige, was mich hält, eben durch das so grausame Muß. Eine kurze Zeit ließ man mir rücksichtsvoll Ruhe, aber selbstverständlich darf das Repertoire nicht darunter leiden, daß ein Bühnenmitglied Trauer hat. Ich selbst habe mich nach einigen Tagen wieder zur Verfügung gestellt, denn — die Ruhetage waren die schlimmsten. Man steht auf und setzt sich wieder hin; man geht zur Etagentür und kehrt wieder um. Man weiß gar nicht, was man mit sich anfangen soll. Zwar vor dem ersten Wiederauftreten hatte ich Angst — vor einem etwaigen Nervenzusammenbruch. Aber — das ist die Frucht langjähriger Gewöhnung und Selbstdisziplin — ich sang nicht schlechter als sonst, ich vergaß sogar während der Aufführung mein verödetes Zuhause und dachte nur an meine Rolle. Aber das Nachhausekommen! Gewohnheitsmäßig wollte ich nach dem Zimmer gehen, in dem die Kleine sonst schlief. Ich war es so gewohnt, ihr immer noch einen Kuß zu geben, und manchmal schlang sie die Arme um meinen Hals und flüsterte „lieber Papa", ohne ganz aufzuwachen.

Vorbei. Auf ewig vorbei!

Einem Menschen wie mir, in dem das Leben heiß und rasch pulsiert, ist der Tod eines geliebten Wesens beinahe unfaßlich. Und so voll Leben und Wärme war meine kleine Mascha auch. O, die gräßliche Kälte rings um mich her! Es mag Egoismus sein, aber ich brauche warme Arme um meinen Hals, ich muß zärtliche Worte hören, muß mich geliebt wissen! Ich halte es anders einfach nicht aus. Als darstellender Künstler muß man immerfort geben, die Rollen, die man spielt, mit menschlichem Leben füllen, mit Wärme und Empfindung; irgendwo muß einem aber doch ein Born fließen, aus dem man schöpfen kann, aus dem ersetzt wird, was man beständig ausgibt, wo einem auch einmal gegeben wird. Familienleben heißt den Glücklichen dieser Quell.

Verzeihen Sie, liebes Kind. Sie finden mich gewiß undankbar, daß ich Ihre liebenswürdige Schwärmerei für nichts rechne in meinem Gefühlsbankrott. Aber ich rechne sie, und Ihre zarte Teilnahme hat mir wohlgetan, als jede andere mich verletzte. Aber Sie sind mir fern und müssen mir fern bleiben, und — ich brauche doch noch etwas anderes, als was Sie liebe Schwärmerin mir geben können. Was ist Ihre holde, in den Wolken schwebende, beinahe unpersönliche Verehrung gegen die in ursprünglichsten, tiefsten und elementarsten Trieben wurzelnde Zärtlichkeit des eigenen Kindes! Sie meinen es sehr, sehr gut, mein Kind, aber Sie haben sich einen Gott konstruiert, und ich bin ein irdischer Mensch mit sehr irdischen Bedürfnissen.

Sie werden mir nun wohl nicht wieder schreiben mögen, und ich mag Sie auch nicht darum bitten. Dank, mein Kind, für alle Güte. Verabschieden Sie Ihren haltlosen Traum, der einem glänzenden Bühnenhelden galt — ich bin nur noch ein gebrochener Mann.

Was ich mit mir anfangen werde, weiß ich nicht. Ob ich mich in den Strudel eines tollen Lebens stürzen werde wie schon einmal, vor Jahren —? Denn an der Erhaltung meiner Kräfte, am Verdienen habe ich kein Interesse mehr. Jetzt fühle ich recht, daß ich eigentlich nur in Hinsicht auf mein kleines Mädchen für die Zukunft gearbeitet habe. O Ihr lieben zärtlichen Arme, warum ließet ihr mich los!

Verzeihung. Ich — kann nicht mehr.

X.

### Herr X. an Fräulein von P.

Als Sie so leichenblaß, mit dem seltsam starren Blick einer Nachtwandlerin von mir gingen, da hätte ich Sie am liebsten zurückgehalten — für ewig! Oder wäre Ihnen gefolgt. Ich habe mich gewaltsam bezwungen, um die Situation nicht unlösbar zu ver-

wickeln. Auch mochte ich Ihnen meine Gegenwart nicht aufdrängen. Ich fühlte, daß Sie sie im Augenblick nicht ertragen konnten, und daß das stille kleine Städtchen Ihnen wie ein Asyl winkte. Ich schreibe in größter Hast. Kind, ich bitte, ich beschwöre Sie, nehmen Sie das Geschehene nicht tragisch! Ich bitte Sie nicht um äußere Ruhe, denn die hatten Sie. Aber ich mißtraue dieser unnatürlichen Ruhe. Es wäre mir lieber, denn es wäre natürlicher, wenn Sie leidenschaftlich, verzweifelt gewesen, mir Vorwürfe gemacht hätten. Und weiß ich denn, ob Ihre Ruhe nicht bald genug in das Gegenteil umgeschlagen ist! Ich bin in wahnsinniger Sorge um Sie! Wer weiß, wie ungeheuerlich das Geschehene sich in Ihrer überspannten jungen Seele ausnehmen mag — und es war doch nur natürlich! Wenn Sie etwas mehr Welt- und Menschenkenntnis hätten, würden Sie einsehen, daß es so kommen **mußte**. Kind, Sie hätten nicht zu mir kommen dürfen, nicht gerade jetzt. Noch vor ein paar Wochen hätte ich mich in der Gewalt gehabt, doch jetzt reicht meine ganze Kraft nur hin, etwas Liebes fest an mich zu reißen mit der Wut des in liebeleerer Einsamkeit Verschmachtenden. Kind, habe ich Sie im Anfange nicht gewarnt! Ich bin kein Gralsritter, ich bin ein Mensch von heißer Leidenschaftlichkeit mit irdischen Bedürfnissen. Doch still — ich **Ihnen** Vorwürfe machen! Es war ja so lieb, so großmütig, so töricht schön, daß Sie zu mir kamen, gerade jetzt, getrieben vom heiligsten Mitleide, und schuld bin ich allein, der ich Sie an mich riß, anstatt Ihnen dankbar die Hände zu küssen.

Ich könnte das Glück jener Stunde nicht bereuen, wäre es nicht aus Angst um Sie. Wenn ich Sie mir vorstelle, möglicherweise schrecklichen Seelenqualen preisgegeben, von den Vorurteilen Ihrer Kaste geängstet, sich herabgesetzt, schuldig wähnend! Könnte ich Sie, geliebtes Kind, doch nur davor bewahren, Ihren schönen Impuls nachträglich zu bereuen! Ich möchte **alles** tun, Sie zu trösten, zu beruhigen. Aber ich bin gebunden, meine Frau würde mich nicht freigeben. Nicht weil sie auf ein Zusammenleben, das keins ist, auch nur den mindesten Wert legte, aber weil Sie vor dem „Skandal“ einer Scheidung den ganzen konventionellen Schauder hat, vielleicht auch um der Kinder — des Kindes willen. Und, mein Kind, ein Zusammenleben mit mir wäre ja gar kein Glück für Sie. Sie sind ja im Grunde ein noli me tangere, eine kleine Aristokratin, und ich bin ein Plebejer, ein Boh̄émien. Sie werden einmal einen anderen glücklich machen, einen Menschen Ihrer Kreise, wenn aus dem überschwenglichen Traum dieser Zeit eine Erinnerung geworden sein wird.

Daran müssen wir beide uns nun gewöhnen — noch scheint es mir unmöglich —, eine Erinnerung zu machen aus unseren Beziehungen. Während ich dies schreibe, quält die Sehnsucht mich wie ein physischer Schmerz, doch eben das sagt mir, daß ich Sie nicht wiedersehen darf. Ich darf und will Sie nicht in die Intrigue eines heimlichen Liebesverhältnisses verstricken, mit immer veränderten Stelldicheins, alle dem unvermeidlichen Häßlichen, den beschämenden Banalitäten. Das ist nicht für Sie. Wir dürfen uns nicht wiedersehen! —

Dank für alle süße Neigung, mit der Sie einen Menschen, der schwer mit dem Leben und sich selber zu kämpfen hat, verwöhnt und beglückt haben! Wenn Sie es doch nicht bereuten! Schreiben Sie mir um Gottes willen eine Zeile, daß Sie ruhig sind, daß Sie es überwinden werden und — daß Sie mich nicht verabscheuen! Welch ein grausames Schicksal, zerbrechen zu müssen, was man am zärtlichsten liebt!

Zum letztenmal der Ihre — ganz der Ihre

X.

### Fräulein von P. an Herrn X.

Sie sollen nicht um mich in Angst und Sorge sein, Freund. Ich bin ruhig, auch innerlich; fast wundert es mich, **wie** ruhig ich bin. Sie bitten mich, nicht zu bereuen! Aber ich bereue ja nicht, kann nicht bereuen, weil ich mir nicht vorzustellen vermag, daß etwas anders sein könnte, als es eben ist. Auch ohne Welt- und Menschenkenntnis verstehe ich, daß alles so kommen mußte. Ich fühle die Hand eines unabänderlichen Schicksals ganz deutlich über mir. Es wollte, daß ich Sie hörte an jenem wunderbaren, seligen Abend, daß ich Ihnen schrieb, und daß ich zu Ihnen ging. Wie sinnlos wäre es, zu bereuen, was so kommen mußte!

Ich weiß, mein Freund, daß Sie im Herzen anders meinen — daß, wenn das törichte kleine Mädchen jetzt nicht zu Ihnen

gekommen wäre, alles besser sein würde. Ach, es wäre nicht besser! Und wir taten nur, was wir tun mußten.

Nie würde ich das Opfer annehmen, von dem Sie sprachen. Auch nicht, wenn Ihre Frau nicht zwischen uns stände, denn Sie haben es ja nicht, das Gefühl von einem unvermeidlichen Fatum, das mich in Ihre Arme führte. Für Sie ist alles, was zwischen uns war, nur eine Episode, die Sie auch aus Ihrem Leben fortdenken könnten. Für mich ist es das Leben. Mag sein, daß ich zu viel von Siegmund, Lohengrin und Tristan in Sie hineingeträumt habe. Es gibt in Wirklichkeit keinen Tristan. Was die großen Künstler über die Liebe gesagt haben, ist nur von den Frauen wahr. Da ist es aber auch ganz wahr.

Wissen Sie noch, daß ich Sie einmal fragte, warum wohl bei Wagner fast alle Frauen sterben an ihrer Liebe? Jetzt weiß ich es. Ich frage nicht mehr, ich wundere mich nicht, ich lehne mich auch nicht dagegen auf. Ich weiß, daß es so sein mußte.

Mein Freund, wie sonderbar ist das! Ich war für Sie immer das kleine Mädchen, das in Demut vor dem großen Künstler und gereiften Manne kniete, nichts kennend, nichts wissend. Und nun ist mir, als wäre ich ganz alt, uralt — Ihre Mutter könnte ich sein. Mir ist, als reichte mein Wesen weit zurück in die Uranfänge alles Seins, als hätte ich von Ewigkeit gelebt, bei den Nornen, und als könnte ich niemals vergehen. Vor mir liegt das Leben, daß mir immer so unheimlich und unverständlich war, wie ein gelöstes Rätsel, als sei ich plötzlich wissend geworden, die so unwissend war. Wie kann das sein, Freund? Aber ich kann Sie nun nichts mehr fragen ...

Ich wollte, ich könnte Ihnen verheimlichen, was ich tun werde, tun muß. Aber lieber als durch irgend einen ungeschickten Zufall sollen Sie es durch mich wissen, damit Sie es nicht falsch deuten. Es ist kein Akt verzweifelter Reue — zwischen den Zeilen Ihres Briefes las ich, daß Sie so etwas fürchteten. Nein, nein! Es ist nur etwas, das geschehen muß, wie alles andere geschehen mußte ... Ich könnte so nicht weiterleben! Ich habe nichts mehr zu erleben. —

Wenn ich zurückblicke, erscheint mein ganzes Leben bis zu jenem 9. Januar nur ein blasser Traum, so unwirklich und kühlgrau wie die Morgendämmerung, ehe die Sonne herauf ist. Freund, Sie wollten das Wort wissen, daß ich bei jenem 9. Januar angeschrieben ... Heute kann ich es Ihnen sagen: Vita incepit! Das Leben hat angefangen! Nicht vita nova — vita incepit!

Beinahe ein Jahr lang habe ich gelebt! Was ich Ihnen danke, wissen Sie ja gar nicht! Es ist alle das Feine, Beste, das man nicht sagen kann, der Glanz, der die alltäglichsten Dinge vergoldet und ihnen einen nie gekannten, tiefen Sinn gibt. Seit ich von Ihnen weiß, hat dieses Wissen über die dunkelsten Tage einen Schimmer geheimer Seligkeit gebreitet. Denn nur von einem Menschen zu wissen, ist schon Glück! Und — ich habe Ihr Leben mehr mitgelebt, als Sie geahnt haben. Überhaupt, Freund — Sie waren doch im Irrtum, wenn Sie von phantasievoller Jungermädchenschwärmerei sprachen. Es war doch etwas anderes ...

Kein Hauch eines Selbstvorwurfs darf Ihre Seele belasten. Nein, tausendmal nein! Sie waren nicht schuld. Ich, ich habe mich Ihnen aufgedrängt. Doch auch ich fühle mich nicht schuldig. Dieses Wort „Schuld", überhaupt alle die großen harten Worte — sie werden so bedeutungslos, wenn man steht, wo ich jetzt stehe. Es war ja gar nicht meine Wahl, was ich tat. Ein Dunkles, Höheres führte mich. Es war mir bestimmt, mein Schicksal aus Ihrer Hand hinzunehmen. Und wenn ich dieses Jahr, wenn ich das Gestern ausstreichen könnte, als sei es nie gewesen, würde ich es nicht wollen. Ich will mein Schicksal!

Vorhin habe ich Ihre Briefe verbrannt. Es war mir, als verzehrten die Flammen mein Leben, und ich fühle mich schon fast als Abgeschiedene.

Die Flocken fallen weiß und dicht, und mir ist so friedlich zumute. Über ein kurzes wird es dunkel sein. Dann besorge ich diesen Brief — Sie wollten ihn aufheben, den letzten! — und dann, mein Freund, mein Geliebter, gehe ich den Weg, den ich einst mit Ihnen ging zur Seite des grauen, müde rauschenden Flusses, hinaus in die weiße schweigende Reinheit und kehre nicht zurück.



# Musikalische Rundschau

## Vom Mannheimer Musikfest

Von Dr. Karl Grunsky



Nicht bloß das Auge, auch die Erinnerung hat ihre Perspektive. Wie könnten wir die Fülle der Eindrücke bewältigen, wenn nicht Unwesentliches und Unwichtiges zurückträte und sich den Zügen eines Gesamtbildes unterordnete? Der letzte Winter hat der musikliebenden Welt viel Anregendes gebracht, und ich durfte manches Schöne davon genießen. Als ein ausgezeichnetes Ereignis ist mir heute noch das Mannheimer Musikfest gegenwärtig. Den Anlaß bildete die Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Stadt Mannheim; sie lockte ja diesen Sommer durch die Kunst- und Gartenbauausstellung, durch Festspiele im Hoftheater, durch Kongresse und andere Veranstaltungen viele Besucher in ihre Mauern. Da fand sich denn auch ein dankbares Publikum für ein Musikfest. Und Bürgermeister Martin, dem die Festleitung anvertraut war, hatte den Mut, sich das Publikum wirklich zu verpflichten durch eine Gestaltung des Festes, wie sie ursprünglicher und sinnvoller gar nicht gedacht werden konnte. Zunächst erzähle ich den äußeren Verlauf.

Am ersten Tage fand ein Orchesterkonzert statt, das den Mannheimer Symphonikern des achtzehnten Jahrhunderts und den Meistern Haydn und Mozart gewidmet war. Die Wiener Schule hatte enge Fühlung und folgerichtigen Zusammenhang mit Mannheim. Riemann hat sich die Erforschung dieser Beziehungen zur Aufgabe gemacht und in den Denkmälern bayerischer Tonkunst und im Collegium musicum interessante Schöpfungen jener Vorgänger Haydns und Mozarts veröffentlicht; als ihr bedeutendster Vertreter darf Johann Stamitz gelten, der von 1717 bis 1757 lebte. Seine beiden Orchestertrios in C-Dur und namentlich das in B-Dur, dann seine Symphonie in C-Dur Opus 3, II sind noch heute lebensfähig und können erfolgreich in Wettbewerb treten, sogar mit vielen Erzeugnissen der späteren Wiener Meister. Die Zuhörer kargten auch keineswegs mit dem Beifall, den für seinen Teil der vorzügliche und feinsinnige Dirigent des Kaimorchesters, Peter Raabe, durch eine straffe und lebendige Aufführung verdiente. In den alten Stücken wirkten die Herren Wernicke, Lorbeer und Lenzer mit als Vertreter der Flöte, der Hoboe und des Fagotts; ferner Herr Stegmann am Klavier. Ebenso war man zu Dank verbunden dem herrlichen Zusammenspiel der Herren Marteau (Genf) und Casadesus (Paris), die in Mozarts Konzertsymphonie für Violine und Bratsche herrlich mitwirkten.

Wieviel Gemüt und Herzlichkeit lebt in jenen Klängen der Meister des achtzehnten Jahrhunderts! Des modernen Lebens Eile, Hast und Unruhe könnte sich die älteren Werke als Gegengift verordnen, und es wäre ein Gewinn, wenn man unterscheiden lernte, wie auch in einer Musik von ruhiger Klarheit und fester Haltung der göttliche Funke zündet. Es ist ein hochzuschätzender Erfolg unserer sogenannten Renaissancebewegung, daß man die Begriffe des Zopfes und der Langeweile nicht mehr ohne weiteres an die alten Symphoniker oder an Haydn oder Mozart heranzubringen wagen darf; allerdings mag eine geraume Zeit verstreichen, bis das große Publikum jene feine Kunst würdigen lernt.

Im Mittelpunkt unseres musikalischen Erlebens steht wohl noch immer Beethoven. So sehr man gegen die Pflege seiner Symphonien anrennt, so ohnmächtig ist der Neid jener Referenten, die nichts Neues und nichts Ursprüngliches über Beethoven zu sagen wissen. Sie haben die Mehrzahl der denkenden Köpfe gegen sich, die unbeschadet der oft verschiedenen musikalischen Richtung darin zusammenstimmen, daß man der Beethovenschen Kunst nie und nimmer satt werden könne. Ferdinand Löwe, der erste Dirigent des in kurzem berühmt gewordenen Konzertvereins in Wien, hat mit den vereinigten Orchestern (dem städtischen und dem Kaimorchester) eine der glänzendsten und eindrucksreichsten Aufführungen der C-Moll-Symphonie zustande gebracht, die ich je genießen durfte; und ich habe das Werk diesen Winter auch vom prachtvollen Lamoureuxorchester gehört. Die Herren Marteau und Hugo Becker spielten die Solopartien in Brahmsens vornehmem Konzert für Violine und Violoncell. Auf Brahms folgte Bruckner, und zwar mit der achten Symphonie (wie die erste und zweite in C-Moll); also mit

einem Werk, das besonders geeignet war für ein Festkonzert. In der Tat löst der österreichische Meister hier eine besondere Pracht und Majestät der Erfindung und der Instrumentation hervortreten. Da ist alles ins Hohe und Erhabene gedacht: der düster schließende Kampf des ersten Satzes wie das wuchtige Scherzo mit dem edlen Trio; der berühmte langsame Satz (in Des-Dur) mit seinen äußerst hingebungsvollen Steigerungen, wie das stürmisch einherbrausende Finale, das als Abschluß der Symphonie eine Vereinigung von drei Hauptthemen bringt, die einen auf die Knie und an den Boden zwänge, wenn für solche Eindrücke eine Gebärde sprechen dürfte. Was aber das Wesentliche an dem imposanten Gesamtbild ist: die Stärke der Eindrücke ermangelt nicht der inneren Kraft, das Pathos der Musik Bruckners hat den Charakter des Echten und Reinen, es wäre also eher mit dem griechischen Begriff des Ethos zu umschreiben. Wenn wir nicht ganz irren, wird Ferdinand Löwe in seiner Eigenschaft als Dolmetscher der symphonischen Kunst Bruckners bald von der Geschichte einem Bülow und dessen Verdienst um Brahms gegenübergestellt werden. Es ist begreiflich, wenn auch nicht ganz verzeihlich, daß sich unter den im engeren Sinne modernen Dirigenten sonst keiner gefunden hat, der überzeugt und überzeugend für Bruckner eingetreten wäre. Im übrigen braucht man nur an die Geschichte der Anerkennung Beethovens zu erinnern, um die Langsamkeit des Durchdringens in gutem, ja bestem Sinne zu deuten. Möge der Leser gütigst entschuldigen, wenn ich bei Bruckner verweilte; die achte Symphonie war eins der bedeutsamsten Ereignisse des Musikfestes. Daß der äußere glänzende Erfolg sich in Herz und Gemüt zu bleibender Liebe befestige, dazu wird die Veröffentlichung sowohl der kleinen, billigen Partitur (Schlesinger), als des vierhändigen und zweihändigen Auszuges beitragen; Brucknerauszüge werden immer mehr begehrt.

Das dritte Konzert, dessen Hauptprobe ich nur besuchen konnte, fand im riesigen Nibelungensaal des Rosengartens statt. Die Mannheimer haben nämlich einen Saalbau, der für sich schon Staunen und Bewunderung erregt. Die untere Eingangshalle z. B. wetteiferte im Glanz der Lichter und des Marmors, in der märchenhaften Ausstattung der Blumen und Gewinde mit dem Aufgang in der Pariser Oper. Neben dem wundervoll vornehmen Musensaal ist es namentlich der Nibelungensaal, dessen Räume für Aufführungen großen und größten Stils in Betracht kommen. Und hier erklangen die weihevollen, mächtig geschwellten Klänge der Graner Festmesse von Liszt. Wie selten hört man dieses monumentale Werk! Wohltuend wirkten die warmen Erläuterungen, die August Reuß im schöngeschmückten Festbuch gab. Die Aufführung, die Hofkapellmeister Kutzschbach leitete, vermittelte unvergeßliche Eindrücke. Der vokale Klangkörper bestand aus einem Chor von annähernd tausend Stimmen; den instrumentalen repräsentierten die beiden vereinigten Orchester und die von Musikdirektor Hänlein gespielte Orgel. Kutzschbach erwies sich als ein gewandter Dirigent, der das Werk und nicht weniger die Masse der Ausführenden beherrschte. Das künstlerisch und stimmlich vollwertige Soloquartett stellten die Damen Cahnbley-Hinken, Helene Wehrenfennig und die Herren Felix Senius und Alex. Heinemann. Auf Liszt folgte ein neues Chorwerk von Theodor Streicher, das seine Uraufführung erlebte: die Exequien der Mignon aus Goethes Wilhelm Meister (VIII, 8). Der Komponist hält sich genau an Goethes Angaben. Indem er jedoch die geteilten Chöre einem so ungeheuren Aufgebot anvertraute, gefährdete er nicht bloß die Möglichkeit reinen und rhythmischen Zusammenwirkens, sondern ebenso auch den schlichten, zwingenden Eindruck, den wir beim Lesen des Goethischen Kapitels haben. Immerhin zeigte Streicher von neuem sein ungewöhnlich reiches Talent. Die Krönungskantate des unlängst verstorbenen Ostpreußen Constanz Bernecker bildete die dritte Chornummer. Das erfreulichste an dem Werk ist wohl seine gediegene, ungesucht musikalische Haltung, die es in einen gewissen vorteilhaften Gegensatz zu modernen und übermodernen Arbeiten stellt; aber bedauerlich bleibt es, daß die schöpferische Kraft nicht immer stark genug ist, um den Hörer zu fesseln. Vielleicht war auch die Aufführung nicht liebevoll genug.

Das Programm der letzten Veranstaltung bot den klaren Überblick einer Entwickelung des deutschen Liedes, von Joh. Abr. P. Schulz, Zumsteeg und Reichardt an über Mozart und Beethoven bis zu Schubert, Löwe, Schumann, Brahms und Hugo Wolf. Trotz der wenigen Namen ein sehr langes Konzert; Meister wie Liszt, Franz, Jensen, P. Cornelius hätten es noch mehr belastet. Frl. Lammen, Frl. Wehrenfennig, Herr Senius und Herr Heinemann waren die vortragenden Solisten; am Klavier begleitete Ferd. Löwe.

Mir liegt hier nicht daran, Einzelleistungen zu besprechen; so übergehe ich die einzelnen Darbietungen dieses Konzertes und wende mich lieber mit ein paar Worten zu dem allgemeinen Programm dieses Musikfestes. Man ist von Musikfesten keineswegs gewöhnt, daß sie den Forderungen der Programmreform Rechnung tragen; es sei denn, daß einzelne Meister wie Hugo Wolf (in Stuttgart, 1906) oder Bruckner (München, 1905) oder Mozart (Salzburg, 1906) oder Bach (Bachfeste der Neuen Bachgesellschaft) zu eigentlichen Trägern des Festes werden. Da ergibt sich die Einheitlichkeit des Programms von selbst. Daß aber auch ein zusammengesetztes Programm sinnvoll sein kann, dafür bot Mannheim das erste musikfestliche Beispiel. So ver-

schieden die Ansichten der Schriftsteller und Dirigenten sein mögen, in der Forderung eines passenden Zusammenhanges, eines psychologisch gegründeten Aufbaues stimmen sie alle überein. Dr. Martin hat diese Idee mit bewunderns-werter Energie und anerkanntem Erfolg verwirklicht. Er stellte nur Werke gleicher Gattung zusammen: die ersten Abende nur Orchestermusik, am dritten Tag nur Chorwerke, am vierten nur Lieder (und Quartette). Weiter: jeder einzelne Abend durchlief nur solche Werke, die stilistisch irgend einen engeren Zusammenhang verbürgten. Namentlich wurde durch die Anordnung zweier Symphonieabende die Torheit vermieden, ganz frühe Werke wie die der alten Mannheimer Symphoniker mit Beethoven und Bruckner zu kontrastieren. Der Gegensatz zu Haydn und Mozart genügte vollkommen. Gegensätze müssen zueinander passen, das lehrt doch schon der Aufbau musikalischer Formen! Mit nichts wird mehr Unheil angerichtet als mit der Gewohnheit grober und schneidender Kontraste. Eine besondere Schwierigkeit ferner ist in Mannheim glücklich gelöst worden: ich meine die Eingliederung der Solisten. Wenn man sich erinnert, daß die Künstlerinnen und Künstler von erstem Rang sein mußten, so imponiert die Überwindung der Schwierigkeit noch mehr. Es gibt kleinere Konzertanstalten, die auf unentgeltliche Mitwirkung der Solisten rechnen dürfen; da hat es der Dirigent verhältnismäßig leicht, aufs Programm einzuwirken. Große Konzertinstitute laufen Gefahr, sich das Künstlervolk zu entfremden, wenn die Leitung irgendwie in die Wahl der Nummern dreinredet. In Mannheim ist öffentlich bewiesen worden, daß ein beiderseitiger guter Wille auch seinen Weg findet. Selbstverständlich wurde für alle Konzerte, so wie es das richtige ist, zuerst das Programm ausgearbeitet und dann der Solist herangeholt; der umgekehrte Weg führt zu den bekannten stimmungslosen Zufallsprogrammen. Wie im Liedkonzert die Austeilung der ausgewählten Lieder an verschiedene Solisten innerhalb einer zusammengehörigen Reihe gewirkt hat, kann ich leider nicht sagen. Jedenfalls verdient auch dieser Gedanke weiteste Beachtung.

---

## Des alten Ritters letzter Ritt

Der Ritter reitet durch den Tag,
Sein schlachtmüd' Schwert zur Seite:
Nun schlage, wer da schlagen mag,
Ich hab' genug vom Streite.

Mein Arm war jung, da wußt' ich schon
Mein Eisen brav zu schwingen,
Und ließ dem Feind verdienten Lohn
Auf seine Helmzier klingen.

Und immer war's fürs gute Recht,
Für Gott und seine Liebe.
Auch Heilige stehen im Gefecht,
Und ihr Gebet sind Hiebe.

Nun aber sehn' ich mich, der Ruh'
In Andacht zu genießen.
Mein Brauner trabt dem Kloster zu,
Da wollen wir beschließen.

Der Panzer drückt, wie wird so weich
Das Kuttenkleid mich hüllen.
Den Helm, ich stell' ihn ins Gezweig,
Mag nun ein Nestlein füllen.

Do zwitschert's dann im Eisenhut
Wie ehedem darunter,
Schreit auch wohl aus der Meisenbrut
Ein Kuckuck frech und munter.

Gedanken, ihr, des Himmels Gast,
Wie wußtet ihr zu schweifen!
Nun drängt ihr euch auf einem Ast,
Das Abendlied zu pfeifen. —

Gemach, mein Rößlein, eile nicht,
Wir kommen früh zur Stelle,
Noch eh' das liebe Tageslicht
Weicht Mond- und Sternenhelle.

Noch einmal laß vom Sattel hier
Mich in die Runde schauen,
Bevor die Klostermauern mir
Die schöne Welt verbauen.

Gustav Falke



Eduard von Gebhart: „Gebet uns Wasser, daß wir trinken!“

Studienkopf zu dem Gemälde „Moses schlägt Wasser aus dem Felsen“ in der Friedenskirche zu Düsseldorf.

Intagliodruck v. J. Löwy, Wien



Herrenzimmer von Bruno Paul. Große Berliner Kunstausstellung 1907.

# Die bildenden Künste

## Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Dr. Walther Gensel

Der „Fall Muthesius“ — Bruno Pauls Zimmer auf der Berliner Großen Kunstausstellung — Das neue Kurhaus in Wiesbaden — Die Ausstellungen in Mannheim, Köln und Düsseldorf — Eduard von Gebhardts Malereien in der Düsseldorfer Friedenskirche

Wie auf allen geistigen Gebieten, so ist es auch im Kunstleben schwer, ja unmöglich, die Tragweite von Ereignissen abzusehen, die sich vor unseren Augen abspielen. Während die gewaltigsten Bewegungen sich oft aus ganz unscheinbaren, von den Zeitgenossen überhaupt nicht beachteten Anfängen entwickelt haben, sind mit dem größten Aufwand in Szene gesetzte zuweilen nach kurzer Zeit im Sande verlaufen. Es wäre deshalb verfrüht, an das, was man als den „Fall Muthesius“ bezeichnen kann, allzu große Hoffnungen für die Entwickelung unseres Kunstgewerbes zu knüpfen, aber seine Befriedigung über den bisherigen Verlauf darf man wohl ausdrücken. Das „Sie gedachten es böse zu machen“ scheint hier eine neue Illustration erfahren zu haben. Die Angelegenheit hat in der Presse bereits so viel Staub aufgewirbelt, daß eine ganz kurze Wiederholung des Wichtigsten hier genügen wird. Die Berufung von Hermann Muthesius, dessen tiefdringende Studien über die Architektur und das Kunstgewerbe in England bei uns seit langem Aufsehen erregt hatten, in das Handelsministerium, wo ihm das Ressort der Gewerbeschulen zuerteilt wurde, war seinerzeit von allen Freunden des wahren Fortschritts mit Freude begrüßt worden, und diese Freude wurde noch vermehrt, als ihm im vergangenen Winter von den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft Vorlesungen über das Kunstgewerbe an der Handelshochschule übertragen wurden. Allein schon seine vortreffliche und packende, die gegenwärtige Lage mit vollem Freimut schildernde Antrittsvorlesung brachte den Konflikt zum Ausbruch, zu dem sich der Zündstoff im entgegengesetzten Lager seit langem angesammelt hatte. Der Fachverband für die wirtschaftlichen Interessen des Kunstgewerbes griff einige angeblich seine Mitglieder beleidigende, in Wahrheit nur allzu bekannte Tatsachen aussprechende Sätze aus dem Vor-

trag heraus und benutzte sie zu Beschwerden über Muthesius sowohl beim Ministerium wie bei der Leitung der Handelshochschule. Die Wirkung war überraschend. Daß Muthesius nicht ohne weiteres von seinen vorgesetzten Behörden preisgegeben werden würde, hätten die Herren sich eigentlich selbst sagen sollen. Wichtiger war es, daß mit ganz wenigen Ausnahmen die gesamte Presse für den Angegriffenen eintrat, noch wichtiger, daß ein beträchtlicher Teil der Mitglieder selbst dieses Vorgehen des Verbandes aufs schärfste mißbilligte und auf dem Verbandstage in Düsseldorf einen offenen Bruch herbeiführte. Schon haben die Ausgetretenen mit einigen Gleichgesinnten einen neuen Verband gegründet, dem unter anderen die Münchener Werkstätten für Kunst im Handwerk und die Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst angehören. Es wird in Zukunft also eine reinliche Scheidung bestehen zwischen den Firmen, die in der Nachahmung der alten Stile ihr Heil suchen, und denen, die mit selbständig schaffenden Künstlern an der Spitze oder in inniger Wechselwirkung mit solchen unseren neuen Bedürfnissen entsprechende Formen suchen.

Neue Formen suchen — da habe ich es selbst geschrieben. Kann das wirklich jetzt noch das Wichtigste in der Bewegung sein? Bekommen wir nicht jedes Jahr tausend neue Tische und zweitausend neue Stühle vorgesetzt, und greift nicht mancher Künstler schon zu den entsetzlichsten Verrenkungen, nur damit man seinen Stuhl von den unendlich vielen anderen unterscheiden kann? Wie gut hatten es die Gotiker oder die Rokokokünstler! Im einzelnen blieb ihnen ja manche Freiheit, aber im großen und ganzen ist eben ein gotischer Stuhl ein gotischer, ein Rokokostuhl ein Rokokostuhl und als solcher sofort zu erkennen. Woran wird man aber die Stühle unserer Zeit dermaleinst erkennen? Daß sie unter Verzicht auf jedes überflüssige Ornament ihre Schönheit lediglich in dem Schwung der Linien und der sichtlichen Zweckmäßigkeit tragen, wird man mir erwidern. Aber kommen wir wirklich ohne Ornament aus? Das Flächenornament ist durch die Vorliebe für schöne Hölzer und den dadurch wieder hervorgerufenen Geschmack an eingelegter Arbeit längst wieder zu Ehren gekommen. Allein auch dabei wird es nicht bleiben. Ich habe die Raumkunstabteilungen in Berlin, Mannheim und Köln gesehen, und was fand ich da? Stuhlarme, die in den schönsten Voluten endigten, holländische Flammenleisten, Säulchen, welche deutliche Ansätze zur Kapitellentwickelung zeigten, ja selbst gedrehte Stuhlbeine. Olbrich, der hochmoderne Olbrich hat an seinen neuesten Stühlen Beine angebracht, die eine muntere Auferstehung der verpönten und hundertmal totgesagten Drechselkunst weissagen. Man sieht, von einem neuen Stile sind wir noch weit entfernt. Viele Künstler folgen nur ihrer Laune, und wenigstens aus unseren Ausstellungen gewinnt man zuweilen geradezu den Eindruck von einer babylonischen Sprachverwirrung.

Sollen wir deswegen verzagen und die Flinte ins Korn werfen? Gewiß nicht. Aber was wir jetzt brauchen, das sind nicht die „originellen" Talente, an denen wir wahrhaftig keinen Mangel leiden, sondern in sich gefestigte, überragende Männer, die ihr Ziel unverrückbar im Auge behalten und Publikum wie Künstler zur Nachfolge zwingen, die ihm mit lauter Stimme zurufen: Hier hinaus geht der Weg, nicht die Kreuz und Quer, nicht einen Schritt vorwärts und dann wieder zwei zurück! Und einen solchen Mann hoffen und glauben wir in Bruno Paul gefunden zu haben, der ja jetzt als Leiter der Unterrichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums einen der einflußreichsten Posten in Deutschland erhalten hat. Ich habe im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Dresdener Ausstellung bereits meine Überzeugung ausgesprochen, daß die Paulschen Räume die besten von allen seien, diesmal wirkt seine Zimmerreihe innerhalb der Berliner Ausstellung noch viel stärker. Hier ist er unbestrittener Meister, hier schlägt er seine Umgebung ganz aus dem Felde. Ich will die anderen Künstler nicht schlechtmachen — einige verdienten es eigentlich — und gern zugestehen, daß sich auch bei ihnen mancher hübsche Gedanke findet, aber dort sind es meist nur Ansätze, hier bei Paul ist Fertiges, Reifes. Der verständige Teil des Publikums kann nicht im Zweifel bleiben, und ich bin überzeugt, daß sehr viele, die früher über ein „Das ist ja sehr interessant" nicht hinauskamen, jetzt sagen werden: „So muß es sein, so will ich es auch haben". Gewiß, wer einen scharf ausgesprochenen persönlichen Geschmack



Speisezimmer von Bruno Paul. Große Berliner Kunstausstellung 1907.

hat, wird einzelnes sich anders wünschen. Ich selbst kann mich z. B. mit dem Wohnzimmer nicht sonderlich befreunden, während ich die Speisezimmer, das Herrenzimmer, das Schlafzimmer höchst begehrenswert finde. Aber mit den Grundsätzen, die durch das Ganze gehen, bin ich vollkommen einverstanden. Dazu rechne ich: mäßige Zimmergröße und Zimmerhöhe, kleine Türen, die nicht die Wände zerreißen, große Fensteröffnungen mit lichten Mullgardinen für unser an dunklen Tagen so reiches Klima, dunklen, warmen Fußbodenbelag oder -anstrich, lichte Wandbespannung und ganz schlichte weiße Decke, Abwesenheit von allen Karniesen und dergleichen Bestandteilen der Palastarchitektur, schlichte, dauerhafte Möbel aus schönem Holze. Im ganzen nicht zu viel Farbe, denn die Farbe soll erst der Bewohner hineinbringen: durch die Decken, die er auf die Tische legt, und die Blumen, die er darauf stellt, nicht zuletzt durch sich selbst und seine Kleidung. Das sind ja eigentlich alles abgedroschene Dinge, und doch, wie weit sind wir davon entfernt, daß sie Gemeingut wären! Auch im einzelnen könnte ich noch vielerlei anführen, aber ich will nur eins herausgreifen: Paul hat den Berliner Ofen wieder zu Ehren gebracht, den guten, alten, weißen Kachelofen. Auch das Einfachste kann schön sein, wenn es im richtigen Verhältnis zur Umgebung steht. Eine Beschreibung der einzelnen Zimmer möge mir erspart bleiben. Von der Form der Möbel geben unsere Abbildungen eine Vorstellung, und die Farben lassen sich doch nicht beschreiben. Was hilft es, dem Leser zu sagen, daß die Bettdecken im Schlafzimmer lila sind, oder daß die Tapete im Wohnzimmer grün und weiß gestreift ist, wenn ich ihm die Nuancen dieser Farbe nicht hinmalen kann?

So haben wir also jetzt in Berlin einen Dezernenten für die Gewerbeschulen und einen Leiter der obersten Kunstgewerbeschule, wie wir sie uns nicht besser wünschen könnten. Als dritter großer Gewinn ist die Heranziehung Alfred Messels zu öffentlichen Bauten, zunächst als Architekt der königlichen Museen, zu begrüßen. Alle drei besitzen das, was hier vor allem not tut: Reife und Ruhe. Wenn man sie zuerst kennen lernt, könnte man sie fast für phlegmatisch halten. Aber wurde nicht auch dem größten aller Bildnismaler, Velazquez, Phlegma nachgesagt? Von allen dreien erwarten wir viel, aber wir haben das sichere Gefühl, nicht betrogen zu werden. Denen aber, die diese drei Männer in die verantwortlichen Stel-



Wohnzimmer von Bruno Paul. Große Berliner Kunſtausſtellung 1907.

lungen gezogen haben, gebührt, denk' ich, unſer freudiger Dank.

Während ſo in der Reichshauptſtadt das neue Kunſtgewerbe auf ſeinem Siegeszuge ein gutes Stück vorwärts gekommen zu ſein ſcheint, feierte die „Stilkunſt“ noch einmal einen ſtarken Triumph in dem größten neuen Feſthauſe außerhalb Berlins, dem im Mai mit großartigen Feſtlichkeiten eröffneten Wiesbadener Kurhauſe. Das größte deutſche Bad wollte auch den prunkvollſten Mittelpunkt für ſeine Gäſte haben und hat ſich den Bau nicht weniger als fünf Millionen — zwei Millionen mehr, als der Voranſchlag lautete — koſten laſſen. Daß das Werk Friedrich von Thierſchs vortreffliche Gliederung und Grundrißeinteilung, harmoniſche Abmeſſung der Räume und ſorgfältigſte Durchbildung aller Einzelheiten, höchſten Prunk und höchſte Gediegenheit vereint, daß es ein Meiſterwerk ſeiner Gattung iſt, ſoll ausdrücklich zugeſtanden werden, ebenſo, daß die Umgebung, insbeſondere die ſtehen gebliebenen klaſſiziſtiſchen Kolonnaden, eine Anpaſſung erheiſchten. Ja, man kann ſagen, daß das Gewollte nicht beſſer erreicht werden konnte. Und doch hatte ich das Gefühl, daß etwas dem Geiſt unſerer Zeit noch mehr Entſprechendes und zugleich in die Zukunft Weiſendes hätte geſchaffen werden können. Ich wußte nicht, daß der kleine Konzertſaal, ſogar unter Herübernahme der alten Säulen, getreulich dem von dem Empirebaumeiſter Zais erbauten Saale des alten Kurhauſes nachgebildet iſt, aber ſchon beim erſten Durchwandern erſchien er mir als der glücklichſte von allen Sälen, gleichſam wie etwas durchaus organiſch Gewachſenes, während ich bei den meiſten anderen die Empfindung nicht loswurde, als rede der Meiſter in einer fremden Sprache. Die Eingangshalle mit ihren prunkenden Marmorwänden, ihren großartigen Wölbungen, der große Konzertſaal mit ſeinen vergoldeten korinthiſchen Säulen, ſie haben etwas Fürſtliches, faſt Berauſchendes, aber man erinnert ſich zu ſehr an andere Bauten, man fühlt nicht, daß hier das Notwendige, das ſich unmittelbar aus den Bedingungen Ergebende, Nächſtliegende entſtanden ſei. Am wenigſten befriedigen die Konverſationsſäle. Dieſe Dekorationsſtücke in den Stilen Ludwigs XIV., XV. und XVI. hätte auch ein Geringerer als Thierſch zuſtande gebracht. Feiner und freier entfaltete ſich der Geſchmack des Erbauers in den im Empireſtil gehaltenen



Schlafzimmer von Bruno Paul. Große Berliner Kunstausstellung 1907.

Lesezimmern, am glücklichsten vielleicht in dem Weinrestaurant, das mit seinen freundlichen hellen Täfelungen, der kassettierten Decke, den fein profilierten zarten Säulen und Pilastern den Eindruck vornehmster und zugleich einladendster Behaglichkeit macht. Derber, aber höchst originell wirkt der hellblau und hellgrün gehaltene **Biersaal**, bei dem nicht nur die aus Kacheln bestehende Wandverkleidung, die Kamine und Fensterumrahmungen, sondern auch die mit bunten Fruchtkränzen versehene kassettierte Decke aus Majolika besteht. Den meisten Anlaß zur Kritik hat der **Muschelsaal** genannte Gartensalon gegeben — und mit Recht; denn ihm fehlt das, was bei aller Raumkunst das wichtigste ist, die Harmonie des Gesamteindrucks. Das ist um so mehr schade, als Thiersch hier mit sein Bestes gegeben hat. Der hohe, gewölbte Raum, die mächtigen Bogenfenster, das lustige Muschelmosaik der Säulen und Wände, die reizenden Reliefs von Storch, der spiegelglatte Fußboden und die bequemen Korbmöbel, alles ist so lustig und hell und behaglich. Aber die **Erlerschen Fresken** wirken so verstimmend, daß das Unbehagen des Kaisers durchaus gerechtfertigt erscheint. Ich will ihnen keineswegs alles Verdienst absprechen, diesen mit kecker Faust gemalten übermütigen Märchenbildern, und nehme auch das „Gebt ihm Wände", das ich früher einmal hier ausrief, keineswegs zurück. Aber entweder muß sich der Architekten oder dieser dem Maler unterordnen. Weder die Ornamentik der Erlerschen Linien noch seine grellen Farben, unter denen ein knalliges Gelb vorherrscht, passen in diesen Saal. Den reinsten Genuß gewährt vielleicht das **kuppelgekrönte Gebäude** selbst, das sich den alten Kolonnaden ebenso vortrefflich anschmiegt wie dem hinter ihm sich ausdehnenden Kurpark. Die Vorderfront mit dem mächtigen jonischen Portikus zwischen den schlichten, nur aus einem hohen Untergeschoß und einem niedrigen Obergeschoß bestehenden Flügeln, den sparsamen Ornamenten und Medaillons wirkt in hohem Grade würdevoll, während sich in den reicher ornamentierten, pavillonartigen Flügeln und der mit Estraden und Glasdächern versehenen Rückseite eine geschmackvolle Anmut ausprägt. Jedenfalls kann Wiesbaden auf diesen großartigen Sammelpunkt seiner Badegäste stolz sein.

Es ist überhaupt erstaunlich, welches Leben in den Mittelstädten West- und Südwest-



Das neue Kurhaus in Wiesbaden. (Nach einer Aufnahme von C. H. Schiffer, Hofphotographen in Wiesbaden.)

Deutſchlands herrſcht. Freiburg, das ſich vor ſiebzehn Jahren während meiner Studentenzeit kaum aus der Kleinſtadt herausentwickelt hatte und noch jetzt keine 80000 Einwohner zählt, hat — zum Entſetzen der einen, zur Freude der anderen — ſeine alten Stadttore von Schäfer großartig ausbauen laſſen — ich perſönlich bin für ſein Martinstor, aber gegen ſein Schwabentor —, es hat ein großes Stadttheater und ein ſtädtiſches Muſeum im Bau, und jetzt hat ſich Mannheim zur Feier ſeines dreihundertjährigen Beſtehens zu ſeinem berühmten Roſengarten eine ſtattliche Kunſthalle zugelegt und ſie mit einer denkwürdigen Kunſt- und Gartenbauausſtellung eingeweiht. Wegen der Ausſtellungseinbauten auf dem Friedrichsplatz läßt ſich noch nicht beurteilen, wie das von Billing gleichfalls in rotem Sandſtein errichtete Gebäude zu der Schmitzſchen Barockarchitektur des Roſengartens und den mit ihm zuſammengeſtimmten Zinshäuſern harmonieren wird. Die jenſeitige Front zeigt den gedrungenen, an altorientaliſche Bauten gemahnenden Stil, wie ihn Billing liebt. Das Innere iſt mit echtem Material prächtig ausgeſtattet, die Kunſtwerke kommen in den überſichtlich gegliederten, nicht allzu großen Räumen, die im Erdgeſchoß Seitenlicht, im Obergeſchoß Oberlicht haben, gut zur Geltung.

Über die große Gartenbau-Ausſtellung — Gartenbau als Anlage des Gartens verſtanden —, die ſich viel hundert Meter lang vom Friedrichsplatz in den Auguſta-Anlagen erſtreckt, mögen einige Andeutungen genügen. Zu einer wirklichen Würdigung bedürfte es einer ganzen Reihe von Abbildungen und auch theoretiſcher Erörterungen; beides ſoll hier, wie ich von der Redaktion höre, demnächſt in einem eigenen Aufſatz gegeben werden. Zur Orientierung der weniger eingeweihten Leſer, die ſich vielleicht von der Schulbank her noch der Lehren von der Unnatur des franzöſiſchen und der Natur des engliſchen Gartens erinnern, ſei geſagt, daß heute zwar noch nicht bei den Gärtnern, aber bei den Künſtlern wieder einmal der „tektoniſche" Garten zum Dogma erhoben iſt. Der Garten ſoll alſo gewiſſermaßen die Architektur des Hauſes ergänzen; gerade Wege, rechtwinklige Raſenflächen und Beete, beſchnittene Hecken herrſchen, Gitterſpaliere werden reichlich verwendet, Skulpturen aufgeſtellt. Zur Beruhigung derſelben Leſer ſei aber auch ge-



Eingangshalle (Thermensaal) im Wiesbadener Kurhaus. (Nach einer Aufnahme von C. H. Schiffer, Hofphotographen in Wiesbaden.)

sagt, daß ich diese Lehren nicht für alleingültig ansehen kann. Gerade beim Garten verlangt neben dem künstlerischen auch das gemütliche Bedürfnis Befriedigung. Wer sich in seinem Garten ein Stückchen jungfräuliche Natur oder einen Teil eines großen Parkes vortäuschen will, soll es ruhig tun. Vielleicht ist der seinige dann in zehn oder zwanzig Jahren wieder „hochmodern". In Mannheim kommt also nur die eine Richtung, die „tektonische", zu Wort, diese aber mit wirklichem Geschmack. Besonders Prof. Max Läuger, dem auch die Gesamtanlage zu danken ist, hat in einigen seiner Gärten Vortreffliches geschaffen.

Die Kunstausstellung wollte nach der Einleitung des Kataloges „neben den heimatlichen und nationalen Leistungen auf künstlerischem Gebiete das Beste und Charakteristischste vom Kunstschaffen der gegenwärtigen Kulturnationen in einer gründliche Einblicke gewährenden Auswahl versammeln". Wer weiß, mit wie ungeheuren Schwierigkeiten z. B. die Leiter der deutschen Jahrhundertausstellung seinerzeit zu kämpfen gehabt haben, wird den Veranstaltern keinen Vorwurf daraus machen, daß sie ihr Programm nicht vollständig erreicht haben. Nicht von jedem bedeutenden Künstler waren Werke zu erhalten, und erst recht nicht von jedem eins der besten und charakteristischsten. So fehlen nicht nur einzelne Künstler wie, um nur einen herauszugreifen, der Amerikaner Sargent, wohl der eleganteste Bildnismaler unserer Zeit, sondern auch ganze Völker, die wir im gegenwärtigen Kunstschaffen nicht missen möchten: u. a. Spanien, die skandinavischen Völker und Rußland. Auch Holland ist ganz unzureichend vertreten, und was aus Italien gekommen ist, scheint ein wenig dem Zufall zu verdanken zu sein. Weit besser schneiden England, Frankreich und Belgien ab, obwohl man auch hier wichtige Gruppen vergeblich sucht. Jedenfalls aber war das Vorhaben das allerbeste. Wir brauchen nicht für jede unserer Ausstellungen Anleihen beim Auslande zu machen, wir brauchen vor allen Dingen keine Ware einzuführen, die wir daheim mindestens ebensogut herzustellen vermögen, aber es ist für unsere Künstler wie für unsere Kunstfreunde durchaus nötig, daß ihnen wenigstens ab und zu die Möglichkeit eines ausgiebigen Vergleiches geboten wird. Ebenso freudig ist es zu begrüßen, daß man

diesmal die Auswahl und die Aufstellung der Kunstwerke einem einzigen, und zwar einem unserer geschmackvollsten Künstler, Ludwig Dill, anvertraut hat. Ausgenommen waren dabei nur die engeren Landsleute der gastgebenden Stadt, die Badener, die für sich eine verhältnismäßig stärkere Vertretung und eine eigene Jury beanspruchten. So konnte ein in sich abgerundetes, harmonisches Ganzes entstehen, durch das man wie durch die Privatsammlung eines verständnisvollen Mäcens wandelt, und bei dem man ein gewisses, keineswegs jedoch einseitiges Hervortreten des persönlichen Geschmacks für bestimmte Richtungen gern in Kauf nimmt. Von Einseitigkeit kann bei Dill schon deswegen nicht die Rede sein, weil er sich an die Grenzen zwischen Künstlerbund und Kunstgenossenschaft keineswegs gebunden hat, sondern neben den hervorragendsten Mitgliedern des ersten auch Künstler aufgenommen hat, die wie Gebhardt und Defregger zu ihm in einem ausgesprochenen Gegensatz stehen. Nur nach zwei Richtungen sind die Grenzen fest gezogen: das Rohe und Extravagante befindet sich ebenso jenseits von ihnen wie das Unbedeutende und Gleichgültige. Da unsere Berliner und Münchener Jahresausstellungen unter ganz anderen Bedingungen zustande kommen, kann man die Mannheimer nicht für sie als Vorbild hinstellen, aber aufs innigste zu wünschen wäre es, daß wenigstens aller paar Jahre einmal eine solche wahrhaft erzieherisch wirkende Ausstellung stattfände.

Weitaus den größten Teil der Bildwerke stellen die Werke Adolf von Hildebrands, seiner engeren Schüler und derjenigen Münchener Künstler, die mehr oder minder stark unter seinem Einfluß stehen. Es ist unmöglich, hier auf die Lehren dieses großen Künstlers und faszinierenden Menschen einzugehen, ohne den wir uns die deutsche Plastik überhaupt nicht mehr vorzustellen vermögen, und der uns soeben wieder ein herrliches Werk, den Hubertusbrunnen in München, geschenkt hat. Der Bogenschütze, den wir abbilden, gehört in eine der Außennischen dieses Werkes, eines in den edelsten Verhältnissen gehaltenen einfachen Baues, dessen Inneres von der mächtigen Bronzefigur eines Hirsches beherrscht wird. Ein wundervoll inniges und zartes Werk



Biersaal im Wiesbadener Kurhaus. (Nach einer Aufnahme von C. H. Schiffer, Hofphotographen in Wiesbaden.)



Muschelsaal im Wiesbadener Kurhaus. (Nach einer Aufnahme von C. H. Schiffer, Hofphotographen in Wiesbaden)

von ihm ist die leicht gefärbte Terrakottabüste einer jungen Frau. Seine Tochter Irene und deren Gatte Theodor Georgii, von dem die stolzen Figuren eines Hirsches und eines Rehbockes sofort die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wandeln getreulich in seinen Bahnen. Zu seinen Lieblingsschülern gehört auch der Bonner Karl Ebbinghaus, dessen kolossaler, mit dem aufgestützten Bogen in der Hand leicht nach vorn geneigt stehender bärtiger Jäger ein nicht unwürdiges Pendant zu dem des Meisters bildet. Ganze Räume für sich haben Cipri Adolf Bermann und Hermann Hahn erhalten. Bermann zeigt in einem von gedämpftem Lichte erfüllten Saale, dessen Wände mit Silber überzogen sind, die wundervoll gearbeitete liegende Figur eines knospenden jungen Mädchenleibes (Erwachen zum Weibe), den von uns abgebildeten jungen Zentauren, die seltsam eindrucksvolle, wie aus einem anderen Leben herüberschauende hölzerne Halbfigur eines Christus und eine Anzahl stark vereinfachter, Bart und Haar auf wenige Flächen zurückführender männlicher und weiblicher Büsten. Hahn gibt eine reiche Überschau über sein Schaffen: Büsten, Statuen, Reliefs und Plaketten, Arbeiten in Stein, Marmor, Bronze und Silber, zum Teil getönt, oder aus verschiedenen Materialien zusammengesetzt. Man



Adolf von Hildebrand: Bogenschütze Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

gewinnt einen starken Respekt vor den Werken dieser Künstler. Allein das Gefühl warmer Anteilnahme stellt sich nur selten ein. Man hat zuweilen die Empfindung, als sei ein Werk nur dem „Problem der Form“ zuliebe geschaffen — wie ein Musiker wohl eine Fuge oder Variationen niederschreibt —, statt aus der Freude an dem Gebilde der Natur. Unter dem „Rodensteiner“ stelle ich mir doch etwas anderes vor als die Hahnsche Büste, die beinahe zu einem Grabdenkmal passen würde, und seine Brunnenfigur eines Knaben, deren Motiv dem berühmten „Mannekenpis“ in Brüssel entlehnt ist, macht auf mich fast einen melancholischen Eindruck. Wie gesagt, ich verstehe sehr wohl, was diese Männer wollen, aber so recht freudig bewundern kann ich ihre Art nur bei ihren allerbesten Werken, während ein von unmittelbarem, sprühendem Leben erfüllter Kopf



Cipri Adolf Bermann: Junger Zentaur. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

oder eine lebhaft bewegte Figur auch dann fesselt, wenn das reine Können ein wenig geringer ist. Im Grunde ist das eine Sache des Geschmacks oder der Veranlagung. Die schönsten Büsten auf der Ausstellung sind für mich die des Belgiers Lagae, die allerreifste Formbeherrschung mit intimster Charakterisierung vereinen. Von deutschen Künstlern haben unter anderen der an Stelle Taschners nach Breslau berufene Theodor von Gosen, von dem wir einen prachtvollen Charakterkopf abbilden, der Münchener Josef Floßmann, der demnächst von Paris nach Berlin übersiedelnde Alexander Oppler, dessen Büste eines bärtigen Spaniers mit halb geöffnetem Munde dem von uns seinerzeit abgebildeten bretonischen Fischer noch überlegen ist, die Berliner Klimsch und Kraus, die Karlsruher Friedolin Dietsche und Hermann Volz, der Dresdener Peter Pöppel-

mann vortreffliche Büsten und Figuren gesandt. Prächtige Tierstatuetten hat außer August Gaul auch der Münchener Willy Zügel beigesteuert. Die beiden äußersten Pole der heutigen Plastik werden auf der einen Seite durch den ganz impressionistisch arbeitenden, das Momentane malerisch festhaltenden Trubetzkoj, auf der anderen Seite durch die archaisierenden Georges Minne und Maillol bezeichnet. Maillol hat auch in Deutschland, allerdings in zwei im Auslande lebenden Deutschen, Haller-Rom und Hoettger-Paris, Schüler gefunden.

Die ausländische und bis zu einem gewissen Grade auch die deutsche Malerei, soweit sie auf der Ausstellung vertreten ist, gruppiert sich im wesentlichen um die großen Namen Courbet und Manet auf der einen, Whistler auf der anderen Seite. Allerdings sind auch viele andere Richtungen und Individualitäten zu finden. Lenbach und die mehr oder weniger mit ihm verwandten, in dunklen altmeisterlichen Tönen schwelgenden Münchener, wie Albert von Keller, Samberger, Hierl-Deronco, haben einen eigenen Saal erhalten, ebenso die eleganten Karlsruher Bildnismaler Ferdinand Keller, Kaspar Ritter, Otto Propheter. Ein anderer Kreis ebenfalls meist badischer Maler blickt zu Hans Thoma als seinem Meister auf. Wir finden Ausläufer der englischen Präraffaeliten, wie Greiffenhagen und Strang, den ganz eigene



Hermann Hahn: Brunnenrelief. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Wege gehenden, im Raffinement von Zeichnung und Farbe unübertroffenen Wiener Klimt, der in dem ebenfalls aus einer österreichischen Familie stammenden Belgier Khnopff ein Gegenstück hat, wir finden ein ganzes Kabinett mit Werken von Franz Stuck. Auf Courbet fußt der Kreis von Leibl und Trübner mit Theodor Alt, Schuch und anderen, die man in einer kleinen Koje um eins seiner Bilder angeordnet hat, auf ihn und Manet, zu denen sich freilich noch andere Einflüsse gesellen, blickt die deutsche Malerei des Lebens mit Liebermann und Uhde an der Spitze, heiße sie nun Berliner Sezession oder Münchener Scholle, als auf ihre Ahnherren, so mannigfach die Wandlungen sein mögen, die sich auf dem langen Wege der Entwickelung vollzogen haben. Und ähnlich steht es in Frankreich, obwohl auch hier zwischen Simon und Cottet auf der einen, den Impressionisten und ihren Ausläufern auf der anderen Seite nur geringe Berührungspunkte vorhanden zu sein scheinen. An Whistler aber schließen sich nicht nur die englischen und schottischen Bildnis- und Landschaftsmaler an, die Prof. Dill als die der Kunst jenes Meisters am nächsten verwandten ausgesucht hat, sondern auch eine Anzahl sehr begabter deutscher Maler.



Theodor von Gosen: Männliche Büste. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Von Whistler selbst rührt das Bild her, das ich als das schönste auf der ganzen Ausstellung ansprechen möchte. Wenn man ein Bild, wie es mir mit diesem auf der Pariser Weltausstellung erging, während eines vollen halben Jahres alle paar Tage einmal sieht und sich gewissermaßen hineinverliebt und dann nach siebenjähriger Pause den Eindruck nicht nur erneut, sondern noch verstärkt findet, so ist die Probe bestanden. Nur ein ganz ungewöhnliches Werk kann das vollbringen. Wir haben vor ihm denselben Genuß wie vor einem vollendeten Vermeer, und doch ist es etwas ganz anderes. Ein Vermeer, der in unserer Zeit lebte und Japan gesehen hätte, könnte so malen. An einem weißen Kamin lehnt ein weißgekleidetes junges Mädchen, dessen im verlorenen Profil gemalter Kopf mit dem träumerischen Ausdruck und den feuchten Augen in dem Spiegel darüber halb von vorn erscheint. Neben der auf dem Kaminbord ruhenden linken Hand stehen eine Lackdose und eine chinesische Vase, die herabhängende rechte hält einen rot und blau bemalten japanischen Fächer. Von rechts unten her aber streckt ein Orchideenstrauch seine roten Blüten in das Bild hinein. Rot und Blau bestimmen also mit dem Weiß zusammen den Eindruck des Bildes. Das Wunderbare, schier Unerklärliche aber ist, daß diese roten und blauen Töne eigentlich gar nicht zusammen passen — gehen sie doch vom fast knalligen Ziegelrot bis zum zartesten gebrochenen Violettrot, vom Himmelblau bis zum tiefen Kobaltblau — und sich doch nicht stören. Vielleicht liegt gerade in dieser zur apartesten Harmonie aufgelösten Dissonanz der geheimnisvolle Zauber dieses Bildes, dem ich selbst aus dem Werke Whistlers nur wenige an die Seite zu stellen vermöchte.

Es ist nicht zu verwundern, daß dieser große Künstler auf die in London lebenden jungen Deutschen geradezu faszinierend gewirkt hat, vielmehr anzuerkennen, daß sie, statt blöde Nachahmer zu werden, die durch ihn empfangenen Anregungen selbständig zu verwerten gewußt haben. Von dem nach Deutschland zurückgekehrten Ernst Oppler, der sechs Werke ausgestellt hat, habe ich in diesen

Blättern schon mehrfach gesprochen. Ihm ist der in München lebende Berliner Hans Borchardt mit seinem sehr tonschönen Bilde „Das Buch" verwandt. Georg Sauter liebt es, seine Figuren in Situationen zu zeigen, wo die Details, besonders der Gesichter, verschwinden und eigentlich nur mit Tönen ausgefüllte Silhouetten bleiben. Aber dieses Spiel von feinen, ins Graue spielenden Tonmassen, das der Phantasie des Beschauers weiten Spielraum läßt, gewährt einen ganz eigenen Reiz. Auf dem von uns abgebildeten „Unter dem Eingang" ist die linke Wand grau, der zurückgeschlagene Flügel der Tür grün, die Dame links trägt einen schwarz und weißen Umhang, die rechts ein weißes



Georg Sauter: Unter dem Eingang. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.



John Lavery: In der Hängematte. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Kleid. Von den Malern Großbritanniens hat schon vor anderthalb Jahrzehnten Muther die früher unter dem Namen Glasgow Boys zusammengefaßten Schotten mit Recht an Whistler angereiht, obwohl seine Kunst nur einen von den vielen Einflüssen bezeichnet, unter denen die ihre zustande gekommen ist. Whistler ist der leuchtendste Stern einer Gattung der modernen Malerei, wie Rembrandt, Rubens, Tizian in uns die Vorstellungen von gewissen geschichtlichen Gruppen auslösen, die weit über die eigentlichen Schüler hinausreichen. Freudig begrüßen wir vor allem einige Werke von dem verstorbenen Arthur Melville, von dem meines Wissens seit langem nichts in Deutschland gezeigt worden ist, weniger vielleicht die große „Rückkehr von der Kreuzigung" als zwei Aquarelle, von denen besonders der „Soko" mit wenigen kühnen Farbenflecken ein flimmerndes Bild orientalischen Lebens vorzaubert. Seine Kunst, Bilder nicht mosaikartig aus Tüpfelchen ungebrochener Farben wie die Neoimpressionisten, sondern mehr gobelinartig aus gedämpften und gebrochenen Tönen zusammenzusetzen, ist dann besonders von Frank Brangwyn fortgeführt worden, der außer zwei anderen Bildern eine ergreifende „Taufe im Jordan" ausgestellt hat. Von den Glasgower Bildnismalern ist John Lavery, der ja auch längere Zeit in Deutschland gelebt hat, bei uns der bekannteste. Seine „schöne Frau" ist echt whistlerisch gehalten, in der von uns abgebildeten „Hängematte" aber zeigt er eine so fröhliche Helligkeit und einen so breiten Auftrag, daß man eher an die Mitglieder der „Scholle" erinnert wird. Höchst originell wirkt das Bildnis einer Reiterin von dem durch seine Farbenholzschnitte berühmt gewordenen William Nicholson. Statt seine Amazone als solche zu porträtieren, stellt er sie im Reitkleid auf der Kante eines Tisches sitzend dar, wiederholt sie aber im Hintergrund nur andeutend gleichsam wie eine Vision auf hochsteigendem Pferde. Von den englischen und schottischen Landschaftern hat Dill ebenfalls fast nur Tonmaler ausgesucht wie Austen Brown, Muhrmann und Priestmann. Fühlt er in ihnen doch die

Verwandtschaft mit seiner eigenen Kunst, die auch nicht die Dinge so, wie sie sind, darzustellen versucht, sondern die Natur nur als Stoff für Farbenharmonie voll unendlichen Wohllauts benutzt. Das von dem Wiener Architekten Prutscher hergerichtete Kabinett, in dem seine Werke zusammen mit ein paar wunderschönen Stilleben von dem in München lebenden Triestiner Cairati hängen, bringt seine grauen, goldigen und bräunlichen Töne vortrefflich zur Wirkung.

Moderne französische Bilder sieht man auf unseren Ausstellungen weit häufiger als englische. So fügen denn auch die Werke der Impressionisten, die man in Mannheim sieht, ebenso wie die der Maurice Denis, Vuillard und Genossen ihrem Bilde keinen neuen Zug hinzu. Vorzüglich sind Cottet und Simon vertreten, mehr mit Studien als mit ausgeführten Bildern, aber gerade diese Studien bringen ihre herbe, kraftvolle Kunst eindringlich zum Ausdruck. Besonders für Simon, den ich meines Wissens zuerst in Deutschland bekannt gemacht habe, freut es mich, daß er nicht wie auf der Berliner Sezession mit einem gleichgültigen, seinem eigentlichen Charakter gar nicht entsprechenden Nebenwerk, sondern mit temperamentvollen, ganz persönlichen Werken wie dem „Bad" erschienen ist. Ihnen verwandt ist der früh verstorbene Belgier Evenepoel, dem man ja im vorigen Jahre in Berlin ebenfalls einen ganzen Saal eingeräumt hatte.

Von den Deutschen seien wenigstens noch einige flüchtige Worte ein paar Künstlern gewidmet, die noch wenig bekannt oder wenigstens noch nicht so bekannt sind, wie sie es verdienen. Ganz unbekannt war mir bisher der aus St. Goar stammende, in Dresden lebende Hans Hanner, welcher ein Bild mit zwei zarten jugendlichen Alten und einen an die Zwintscherschen erinnernden feinen Mädchenkopf gesandt hat. Aus hübschen graphischen Blättern kenne ich den Karlsruher Hans Schrödter. Seine Landschaft mit hohen Bäumen im Vordergrunde, einer Wiese mit Flüßchen, im Wolkenschatten liegenden Bergen links und besonnten Hügeln rechts zeigt Thomasche Innigkeit. Johann Georg Treydorffs Landschaften und holländische Interieurs sind den Ausstellungsbesuchern nichts Fremdes mehr. Ich habe schon öfters von ihm gesprochen und freue mich, endlich einmal ein Werk von ihm abbilden zu können. Freilich, bei einem Gemälde, auf dem die (bläulichen, grünlichen, gelben) Farben so viel bedeuten, bietet die Schwarzweißwiedergabe nur einen schwachen Abglanz. Walther Geffcken hat in München einen guten Namen. Er malt in neuester Zeit hauptsächlich Bilder in Rokoko- und Biedermeierkostüm von feiner Grazie und hoher Tonschönheit, von denen unsere „Begegnung" eine vortreffliche Probe gibt.

* * *

Die Kölner Ausstellung in der Flora und die Deutschnationale Ausstellung in Düsseldorf können sich beide mit dieser Mannheimer Elite-Ausstellung nicht messen, bringen aber doch so viel Beachtenswertes, daß sich eine kurze Betrachtung auch im Rahmen dieser Berichte lohnt. Im allgemeinen gebe ich der Kölner den Vorzug. Sie ist kleiner, gewählter und dabei doch vielseitiger: umfaßt sie doch außer der Gemälde- und Skulpturenabteilung eine Raumkunstabteilung, eine Kunstgewerbehalle und in dem sogenannten Rosenhofe monatliche Sonderausstellungen, von denen ich eine sehr hübsche Fächerausstellung und eine Silberausstellung sehen konnte. Dabei führt sie keinen so stolzen, die Erwartungen hochspannenden und nicht erfüllenden Namen. Die Düsseldorfer kann eine fesselnde Aquarellabteilung, einen Lenbachsaal und einen Greinersaal in die Wagschale werfen. Aber unter der Veranstaltung einer deutschnationalen Ausstellung verstehe ich doch etwas anderes, als daß man die verschiedenen deutschen Künstlerbunde einlädt und dann mit dem fürlieb nimmt, was sie gerade verfügbar haben. Ich weiß nicht, ob dies der Hergang ist, jedenfalls ist es der erzielte Eindruck. Man hat nicht das Gefühl: „hier ringen mit Einsatz aller Kräfte die deutschen Kunstzentren um die Palme", sondern: „hier hängen Berliner Bilder, da Dresdener usw."

Um die Bilder- und Skulpturenabteilung in Köln haben sich meines Wissens der Landschafter Fritz Westendorp und der Bildhauer August Kraus-Grunewald besonders verdient gemacht. Beide sind selbst sehr gut vertreten — Westendorp, der seit einer Reihe von Jahren die Sommer in dem belgischen Seebad Knocke verbringt, hat ein paar Bilder aus der dortigen Gegend ge-



Prof. Eugen Dücker: Holländerin. Ölstudie.



Johann Georg Dreydorff: Stille Mondnacht. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

sandt, darunter eins, „Nach dem Sturm", mit einer hell beleuchteten Ortschaft im Hintergrund und schön bewegtem Wolkenhimmel, Kraus' vortreffliche Kinderbüsten, reizend charakterisierte Kinderstatuetten, prächtige Tierbronzen und einen höchst anmutigen weiblichen Akt: „Sandalenbinderin". Er ist erst nachträglich für den durch Krankheit ver-



Walther Geffcken: Begegnung. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907. (Mit Genehmigung der Galerie Heinemann in München.)

hinderten Georg Wrba eingetreten, von dem man aufs neue die fein stilisierten Bronzegruppen „Diana auf der Hindin" und „Europa auf dem Stier" bewundert. Neu war für mich sein fast unheimlich lebendiger Bronzekopf des Th. Kronberger. Von den übrigen Skulpturen möchte ich wenigstens auf den „Rattenfänger von Hameln" von Georg Hengstenberg hinweisen. Der Künstler hat den für die plastische Behandlung nicht sehr günstigen Vorwurf so gelöst, daß er den Helden in sehr frischer realistischer Weise darstellt, wie er mit hochgeschwungener Flöte die Ratten tanzen läßt, während er den tragischen Teil der Sage durch einen stilisierten Kinderfries am Sockel veranschaulicht. Es handelt sich hier um das sehr talentvolle Werk eines wohl noch jungen Künstlers. Auch



Fritz Westendorp: Nach dem Sturm. Kölner Ausstellung 1907.

von den Ölgemälden, von denen übrigens ein sehr beträchtlicher, wenn nicht der größte Teil bereits an anderer Stelle ausgestellt war, kann ich nur einige wenige herausgreifen. Ein sehr anziehendes Werk des vorhin beim Wiesbadener Kurhaus genannten Fritz Erler ist das von uns abgebildete „Mädchen in Weiß". Das ganze Bild, auch der Hintergrund mit den Gläsern und Kannen im Schranke, ist in der Tat auf Weiß gestimmt; nur das Sträußchen und das Kissen bringen ein paar fröhliche Farbenflecke — rot, blau, grün — hinein. Von dem neulich so jäh dahingeschiedenen Philipp Klein ist ebenfalls eins seiner hübschesten Werke ausgestellt, die vor einem hellen Hintergrunde stehende Halbfigur eines sich die Handschuhe anziehenden jungen Mädchens in Schleier und schwarzem Sammetjackett. Ein vortreffliches Herrenbildnis hat Paukok, ein in der Art des Franzosen Roll flott gemaltes Reiterbild eines frischen Knaben Hermann Junker, ein wunderliebliches Kindergesicht Oskar Zwintscher gesandt. Daß sich



Auguſt Kraus: Die Kinder des Herrn Dr. Kunheim. Kölner Ausſtellung 1907.

aus dem Zuſammenklang der Uniformen mit der Landſchaft viel feinere koloriſtiſche Reize ziehen laſſen, als die meiſten unſerer Soldatenmaler zu ahnen ſcheinen, beweiſt Auguſt Teußer mit ſeinen Küraſſieren. Unter den Landſchaftern ſteht auch hier Ludwig Dill an erſter Stelle. Kallmorgen, Stadler, Schönleber, Lieſegang, Eugen Kampf und manche andere bekannte Künſtler ſind ebenſalls gut vertreten. Der Düſſeldorfer Clarenbach bringt die von ihm ſchon ſo häufig gemalte Stimmung einer Flußlandſchaft im Märzſchnee diesmal in einem kleineren Bilde ganz beſonders eindringlich zur Geltung; ſein Landsmann Ophey zeigt uns in einem „An Schubert“ betitelten Bilde ein verträumtes, ſonnenbeſchienenes Haus zwiſchen Bäumen am See; kräftige Anſichten aus dem maleriſchen holländiſchen Städtchen Middelburg hat der in Berlin lebende Fritz Rhein geſandt. Mit einer ſehr reichen Sammlung der verſchiedenartigſten Kunſtwerke — Miniaturen, Radierungen, Zeichnungen, Fächer, Ölbilder, dekorative Malereien — iſt Emil Orlik, der nie ſich ſelbſt genügende, immer neue Pfade erforſchende, vertreten. Manches darunter, wie die Lackbilder mit Gold, Halbedelſteinen, Perlmutter und Holzintarſia, iſt freilich nur als Experiment intereſſant. Nicht ſehr viel Gutes iſt, abgeſehen von den Räumen Bruno Pauls, von den Zimmereinrichtungen zu vermerken. Gerade dem Künſtler, der dieſe Abteilung eingerichtet hat, und deſſen Schöpfungen ihr das Gepräge geben, Joſef Olbrich, fehlt das, was wir an jenem rühmten: Ruhe und Reife. Er beſitzt auch nicht genug Selbſtkritik, um

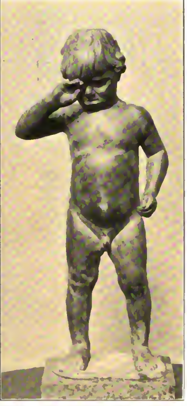


August Kraus: Sandalenbinderin. Kölner Ausstellung 1907.

unter den vielen ihm zuströmenden Einfällen das Gediegene vom bloß Amüsanten oder selbst Spielerigen zu scheiden. So laufen ihm neben vortrefflichen Dingen solche unter, bei denen man sich kaum eines Kopfschüttelns erwehren kann. Unter den kunstgewerblichen Arbeiten, die im wesentlichen Bekanntes bringen, seien die Glasmalereien von Hans Drinneberg hervorgehoben, nicht nur die nach Trautenwolf, die von den Originalen kaum zu unterscheiden sind, sondern auch die nach eigenen Entwürfen, in denen sich ein starkes, herbes Stilgefühl ausspricht.

Das Fesselndste in der Düsseldorfer Ausstellung ist, wie schon gesagt, die Abteilung der Aquarelle. Im Gegensatz zu England, das sein Institute of painters in water colours, zu Frankreich, das seine Société des aquarellistes besitzt, ist die Wasserfarbenmalerei bei uns meist etwas vernachlässigt worden. Und doch ist sie für das Leichte,

Zarte und Feine in der Natur, für das Momentane und Improvisierte in der Kunst die gegebene Technik. Das Wetteifern mit der Ölmalerei an Umfang der Werke und Farbenschmelz halte ich dagegen für eine Verirrung. Den Glanzpunkt der Ausstellung bildet ein Kabinett mit Werken von Rudolf von Alt, von dessen unvergleichlicher Kunst wir aus der Ausstellung seiner Werke in Berlin vor zwei Jahren Proben gebracht haben. Von seinen Wiener Nachfolgern ist Robert Ruß mit ein paar ungemein duftigen Guaschelandschaften in einer ganz zarten, wie gespritzt aussehenden Technik vertreten. Nicht minder stimmungsvoll sind die Landschaften von Hugo Charlemont. Die Berliner Nationalgalerie hat ein paar der herrlichsten Guaschen von Menzel und famose Landschaften von Gleichen-Rußwurm hergeliehen. Aus München ist unter anderen Hans von Bartels mit einer Anzahl seiner frischen und fröhlichen Werke erschienen, aus Düsseldorf haben Gregor von Bochmann geistreiche Pferdestudien, Eugen Dücker zarte Dünenlandschaften, Heinrich Hermanns hauptsächlich spanische Motive, Hugo Mühlig frische dörfliche Szenen beigesteuert. Daß sich des Berliners Hans Herrmann Kunst ganz besonders glücklich im Aquarell zeigt, ist hier schon gesagt worden. — Dies ist nur eine kleine Auswahl des Sehenswerten in den neun kleinen Kabinetten, in denen der Aufenthalt so viel erfreulicher ist als in den großen Bildersälen, wo der erreichte Eindruck oft so weit hinter der Prätension, mit der sich die Werke geben, zurückbleibt.



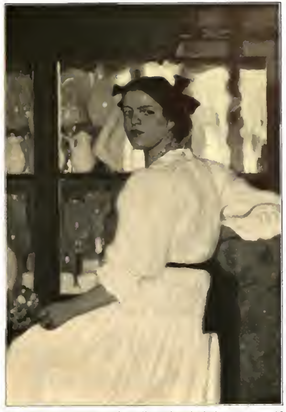
August Kraus: Weinendes Kind. Kölner Ausstellung 1907.

Unter den Bildern habe ich viele liebe Bekannte wiedergefunden, wie Steinhausens Doppelbildnis seiner Kinder, Liebermanns „Mädchen mit Kuh", Oldes „Fräulein von Schorn", auch manches gute neue Werk, wie Heicherts „Bußbank", die ich dem in Berlin ausgestellten großen Heilsarmeebilde vorziehe, Gebhardts „Bergpredigt", Klaus Meyers „Mädchen im Tenniskostüm". Die Erinnerung an ein Bild aber möchte ich besonders festhalten zum Dank für eine freundliche Viertelstunde, die ich davor zugebracht. Es heißt „Madonnina". Halb kniend, halb auf einem Stein sitzend hält die junge Mutter mit den Fingerspitzen einen Schleier so vor sich hin, daß wir ihr holdes Gesicht, zum Teil durch ihn hindurch erblicken. Zwischen ihren Beinen kniend betrachtet das Christknäblein so recht kindlich die gepflückten Blumen. Hinter der bunten Wiese aber erscheint ein Pinienwald, und darüber ragen die römischen Berge zum blauen Himmel empor. Selten habe ich in einem modernen Werke so viel keusche Lieblichkeit ohne Tuerei gefunden. Ich möchte es „süß" nennen in dem Sinne, wie der von der Vogelweide von der „vil süezen frowe" spricht. Der Maler heißt Otto Sohn-Rethel. Er ist der Sohn des jüngeren Karl Sohn und des einzigen Kindes von Alfred Rethel, aber er geht seinen eigenen Weg. Sein älterer Bruder Alfred malt Damenbildnisse und entzückende Kinderköpfe, der jüngere Karl soll der allertalentvollste sein. Otto hat schon

manches schöne Werk geschaffen, dieses aber bezeichnet einen Markstein.

* * *

Unmittelbar vor dem Abschied von Düsseldorf bin ich nach dem stillen Stadtviertel bei der Flora hinaus zur Friedenskirche gepilgert und habe, während die Strahlen der scheidenden Sonne die Kirche mit ihrem goldigen Schimmer erfüllten, eine weihevolle Stunde vor den Wandmalereien verbracht, die Eduard von Gebhardt hier in den letzten acht Jahren geschaffen hat. Streng genommen war die Aufgabe, die der Meister sich hier gestellt, überhaupt unlöslich. Mit ihren alle Wandungen beinahe auflösenden Fenstern, ihren in alle Flächen hineinschneidenden Rippen und Kragsteinen widerstreitet die gotische Kunst dem bildlichen Wandschmuck. Und weil die Künstler der Gotik dies wußten, verzichteten sie darauf, oder vielmehr verlegten sie den bildlichen Schmuck als Glasmalereien von den Flächen in die Öffnungen. Hat Gebhardt diese unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht sehen wollen, oder machte es ihm Freude, ihnen zu trotzen? Keins von beiden. Er lechzte danach, die Fülle seiner religiösen Ideen und künstlerischen Gesichte in einem Zyklus großer Gemälde wiederzugeben, er wollte an geweihtem Orte von den Wänden zu hoch und niedrig, alt und jung sprechen, predigen, und da der wirklich geeignete Ort sich ihm dafür nicht bot, nun, so mußte er mit einem weniger geeigneten fürlieb nehmen. So hat er sein größtes und erhabenstes Werk, die „Bergpredigt“, von der Orgel in zwei Teile schneiden lassen müssen, so hat er eine Reihe kleinerer Bilder auf den Emporen zwischen den Fenstern angebracht, wo die Kirchenbesucher ihnen den Rücken zukehren oder, wenn sie sich umdrehen, vor dem blendenden Lichte nur mühsam die Darstellungen entziffern. Obendrein wirken die Fenster mit ihren ornamentalen Verglasungen ziemlich unruhig und ist die übrige farbige Ausschmückung der Kirche für die Gebhardtschen Bilder viel zu reich und schwer. Und trotzdem wird kein unverbildeter Mensch die Friedenskirche verlassen, ohne einen tiefen und nachhaltigen Eindruck empfangen zu haben. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Zeit, da die Berechtigung Gebhardts, seine Geschichten aus dem Neuen Testament in die Tracht der Lutherzeit zu kleiden, eifrig dis-



Fritz Erler: Mädchen in Weiß. Kölner Ausstellung 1907.

kutiert wurde. Heute denkt man überhaupt nicht mehr daran, so vertraut ist sie uns. Sie hat den ungeheuren Vorzug, zugleich malerisch zu sein, ein Gefühl des Heimischen, echt Deutschen in uns zu wecken und doch so wenig bunt oder sonst aufdringlich zu wirken, daß sie nicht im mindesten von der Hauptsache abzieht. Die Hauptsache aber sind die Gesichter, diese Hunderte von Gesichtern, in denen der Meister die ganze Skala der menschlichen Empfindungen von der tiefsten Verzweiflung bis zur jauchzenden Freude durchlaufen hat. Unser Intagliobild „Gebet uns Wasser" gibt eines der ausdrucksvollsten nach der uns gütigst zur Verfügung gestellten Ölskizze wieder. Manche haben dem Meister diesen Überreichtum an Charakterköpfen, die sich gegenseitig beeinträchtigen und die Gesamtwirkung zersplittern, wohl zum Vorwurf gemacht. Wer ihn kennt, weiß, daß er von beschaulicher Ruhe nichts weiß, daß er selbst in steiger Erregung und die Darstellung erregter Menschen darum das seiner Natur Entsprechende ist. Auf welche Figur der Blick auch fällt, überall findet er stärkste Teilnahme an der Handlung und wird so auf diese selbst gezogen. Wer aber die Gesamtwirkung leugnet, der braucht nur auf die „Taufe Christi" zu blicken, auf der der großartige Zug zum Jordan herniedersteigender Gestalten schon beim Eintritt in die Kirche wunderbar ergreift.

So ist hier ein Werk vollendet worden, auf das stolz zu sein wir allen Grund haben. Dank gebührt dafür dem Geheimrat Erich Müller, der die Anregung dazu gegeben, dank dem Minister von Rheinbaben, der die Mittel dafür bereit gestellt (beider Köpfe sind auf der „Taufe Christi" vom Künstler angebracht worden), dank vor allem dem Meister selbst, der in unermüdlicher Arbeit sich nie genug getan hat. Er hat die schöne Befriedigung, daß sein Werk täglich begeisterte Bewunderer findet. Denn wenn auch, wie die Frau des Küsters mir sagte, die Gemeindemitglieder die „alten" Bilder, deren Entstehung sie jahrelang verfolgt haben, kaum mehr ansehen, so klopfen doch von früh bis spät Fremde an die Kirchentür, um Einlaß zu heischen. Und dieselben Leute, die sonst halb gelangweilt durch die Ausstellungen schlendern, sie werden zur Andacht gezwungen vor diesen Bildern, die das Auge erfreuen und zugleich das Herz bewegen.

---

## Geweihte Räume

Geweihte Räume trag' ich
In meiner Brust.
Das rühm' ich und das sag' ich
Mit Stolz und Lust.

Geweihter Räume Segen
Tragt dem Geschick.
Und heilig sie zu pflegen,
Ist höchstes Glück.

An deren Tor das Kleine
Vergeblich klapst,
Durch die das einfach Reine
Wie Balsam trapst.

Drin steht, zu Sternen lugend,
Mit gold'nem Haar
Als Priesterin die Jugend
Am Festaltar.

Duft streut mit reinem Herzen
Die Schönheit jung.
Es zündet hell die Kerzen
Begeisterung.

Das ist kein Ort für Träume —
Ein starker Sang
Zieht durch die heil'gen Räume
Wie Glockenklang.

Das ist kein Ort für Schmerzen,
Für Haß und Nat —
Es funkeln ja die Kerzen
Wie Margenrat!

Geweihter Räume Segen
Zwingt das Geschick.
Und heilig sie zu pflegen,
Ist höchstes Glück.

Hans Much



# Literarische Rundschau

Buntes Allerlei — Zu unseren Kunstblättern (Gemälde und Bildwerke von Eduard von Gebhardt; Hermann Prell; Eugen Dücker; Max Thedy; Adolf Hildebrand; Fritz Erler)



## Buntes Allerlei ○ ○ ○ ○

„Und wollen des Sommers warten —" Braucht ein eben heimgekehrter, von tausend Regengüssen gewaschener Sommerfrischler seinen Leidensgenossen zu sagen, wie es kam, daß der Klang dieses Verses ihm zwei, drei Monde lang nicht aus dem Ohre wollte? Wie den reisenden Briten das Liedchen von Marlbrough: „Malbrough s'en va-t-en guerre", so verfolgte mich — nicht von Paris nach Livorn', nicht von Livorno nach Rom, wohl aber vom Morgen zum Abend und wieder vom Nebel zum Regen immer dieser eine Vers: „Und wollen des Sommers warten ..." Wie tröstlich gemeint und wie höhnisch empfunden! Immer wieder vertraut und immer wieder enttäuscht! Es wurde Juli, es wurde August, es wurde September — es blieb beim Warten. Bis endlich der Kalender daran mahnte, daß man sich zum Narren mache, wolle man sich etwa länger noch in dieser gottverdammten Kunst des Harrens üben. So ade denn, nie gesehener, kaum geahnter Sommer 1907! Eh' du aber ganz aus dem Land, will ich den Zauber jenes zähen Klanges doch beschwören, indem ich vom Bücherbord das schmale Bändchen herabhole, dessen Titel es mir angetan, so wenig gut ich, im Vertrauen gesagt, den Titel als Titel eigentlich finde. Desto hübscher ist — oder hat die Erinnerung mich zu bescheiden gemacht? — der Inhalt: Verse von Wilhelm Langewiesche, eine Lyrik voller Erlebnis und Persönlichkeit.

Doch es bedarf des Ganges zum Bücherbrett nicht einmal. Das erste, was mir daheim aus einem Ferienpaket entgegenquillt, ist eine neue Auflage des Gedichtbändchens (München, C. H. Beck; geb. M. 1.80). Wie aufmerksam deutsche Verleger manchmal sind! Und wie protokollarisch gewissenhaft! „Das erste bis dritte Tausend dieses Buches ist im Herbst 1905, das vierte bis sechste Tausend im Frühjahr 1907 in der C. H. Beckschen Buchdruckerei zu Nördlingen gedruckt worden", so steht vor der Widmung zu lesen. Da sage einer noch, von Lyrik wollten die Leute annoch nichts mehr wissen, Verse würden nicht mehr gelesen, Gedichtbücher nicht mehr gekauft! Nun, diesem ist sein Erfolg von Herzen zu gönnen, obgleich ich bessere, reifere und reichere kenne, die den doppelten und dreifachen noch eher verdient hätten. Aber das Geheimnis gerade dieses lyrischen Erfolges ist am Ende gar nicht so schwer zu enträtseln. Wer etwas von der Sehnsucht unserer Tage gespürt hat, der weiß, wie stark das Heimweh nach den Quellen des inneren Lebens, nach einer andächtigen Versenkung in das Stille und Bleibende angewachsen ist. Es braucht nur einer den schlichten Persönlichkeitsmut und die naive Kraft zu haben, diesem innersten Leben und Weben einer fromm und einfältig gestimmten Seele Ausdruck zu leihen, und von allen Seiten klingen die Glocken mit der seinen zusammen. Was dieser Lyriker erlebt hat, ist so gar nichts Besonderes und Bedeutendes: er begräbt unter Trauer und Tränen ein geliebtes Wesen und fühlt, in ungeknickter Daseinsfreude dem Licht und dem Leben hingegeben, eine neue Liebe, ein neues Glück, ein neues Welt- und Lebensgefühl in seinem Garten erblühen; was ihn dabei bewegt, sind die alten, ach, in dem engen Kreise des Menschenlebens immer wiederkehrenden Gedanken und Empfindungen, aber daß sie hier von einem nach innen gekehrten, ernsten und tiefen Menschen eigen und persönlich erlebt sind, daß sie schlicht, ohne Tüftelei und Formenspielerei ausgesprochen werden, das macht sie schier neu und ergreifend. Die „Kunst" darin ist oft recht bescheiden, aber fast immer zeigt sich ein Gefühl wirksam, das, echt und wahr, sich auch echten und wahren Ausdruck schafft.

Übrigens ist von demselben Dichter gleichzeitig noch ein anderes Versbuch zum zweitenmal erschienen. „Planegg", sein „Dank aus dem Walde" (ebenda; mit Buchschmuck von Rudolf Schiestl; geb. M. 2.40), eine Perlenschnur von innig beseelten Preisliedern auf die Sterne drinnen in der Brust und droben an der blauen Pforte der Ewigkeit, auf die lebenweckende, lebenverklärende Gemütsmacht der Frau und den Sonnenreigen, den holde Kinder durch eines ernsten Mannes Tage schlingen. Langewiesches Versbücher, hat ein ihm im Vergeistigten der

Lebenserscheinungen verwandter Poet treffend gesagt, sind Bücher für Leute, die das Stillesein gelernt haben, jenes errungene Stillesein, das zugleich Stärke, Wärme und Stolz bedeutet. Wer möchte sich einen oder zwei solcher Gefährten nicht mitnehmen aus einem trügerischen Sommer in einen Herbst und Winter, die nicht leer bleiben, nicht ganz enttäuschen können, wenn solch freundliche Lichter sie durchglimmen und durchwärmen.

Hat einer der Leser schon mal erlebt, wie gefährlich Zufallsnachbarschaften werden können? An der Mittagstafel unserer Sommerfrische saß wochenlang eine allerliebste Zwanzigjährige, nußbraunes Haar, veilchenblaue Augen, ein korallenrotes, launisch geschürztes Lippenpaar und einen Teint wie Erdbeeren und Schlehenblust — genug, es war ihr ein Kinderspiel, alles Weibliche, was sanft noch den Tisch umkränzte, aus dem Felde, alles Männliche, vom Major a. D. bis zum jüngsten Dr. ing. in Bann und Bande zu schlagen. Da erschien eines schönen — ach nein! eines ausgesucht häßlichen und mürrischen Tages eine Blondine, so zwischen fünfundzwanzig und dreißig: groß, voll, reif, sicher, bewußt und doch von fraulicher Milde, und kam just neben die Nußbraune zu sitzen. Wie da mein Maasröschen verblaßte! Niemand mehr sah zu ihr hin; in dem Glanz der anderen war sie erloschen, untergegangen, verschwunden ... In die Gefahr einer solchen Zufallsnachbarschaft gerieten auch die beiden Lyrikbändchen von Langewiesche, als mir der Postbote, genau so grausam wie jener Tafelordner in der Sommerfrische, eben da ich „Blaneggs“ letztes Blatt umschlug, die neue Auflage der **Storm-Biographie von Paul Schütze** auf den Tisch legte (Berlin, Gebr. Paetel; 6 M.). Man weiß ja, wie streng Storm über Lyrik dachte, wie er alles von der Schwelle dieses geweihten Tempels wies, was wie „Kopflyrik“ aussah, was nicht ursprünglich gefühlt, innerlich gesungen und dann mit neuschöpferischer Sprachkraft und spielender Beherrschung des musikalischen Elementes (Rhythmus und Tonfarbe) in eine vollendete, gleichsam von innen herausgeborene Form gebracht war. Da droht dir, lieber Sommerpoet, doch wohl mehr als ein kritischer Schlagbaum, der sich nicht vor dir auftut. Aber das Wichtigste und Entscheidendste hast du schließlich doch: das Leben, das Erlebnis, aus dem deine Gedichte herauswachsen ... Der neue Bearbeiter der zuerst 1887 zum siebzigsten Geburtstage Storms erschienenen Biographie, Dr. **Edmund Lange**, hat sich die inzwischen veröffentlichten neuen Bücher, Briefwechsel und Abhandlungen gewissenhaft zunutze gemacht: so vor allem auch den hier in den „Monatsheften“ (1906, Bd. 99, S. 833 bis 843) gedruckten Aufsatz von Julius Bab über Storms Lyrik, der nach seinem Urteil zum besten gehört, was je darüber gesagt worden. Überhaupt hat Lange großen Fleiß daran gesetzt, die Biographie zu erweitern und zu erneuern. Ganz sind ihr aber die Runzeln von zwanzig Jahren doch nicht aus dem Gesicht gewischt. Zwei Jahrzehnte — man sollte denken, das sei nicht gar so viel für ein Buch, dessen Gegenstand erst vor unseren Augen zu rechter Größe emporgewachsen, und das mit so ehrlicher Liebe verfaßt ist. Aber doch! Nur klassische Bücher durchschwimmen diesen Strom der Jahre ungealtert. An manchen Stellen mutet uns Schützes Art heute schon leise altmodisch an. Dabei ist der biographische Grund- und Vorsatz des ersten Verfassers so tüchtig und stichhaltig wie nur möglich: aus seiner eigenen geistigen Atmosphäre heraus wollte der damals neunundzwanzigjährige Biograph seinen Helden lebendig machen. In Storms Lande, in Storms Hause, in Storms Dunstkreis sollen wir atmen. „Eine biographisch literargeschichtliche Darstellung, die nicht bloß dem engen Kreise der Fachgelehrten dienen will, sondern sich an einen größeren Leserkreis wendet, erscheint mir verfehlt, wenn sie nicht imstande ist, die Stimmung zu überliefern, aus der heraus der Dichter geschaffen hat, und die er beim Leser erzeugt; der ‚atmosphärische Ring‘, der ihn und seine Poesie umgibt, muß zur Erscheinung kommen.“ Vortrefflich! Julian Schmidt hat diesen Grundsatz zuerst aufgestellt, Erich Schmidt ihn zur künstlerischen Meisterschaft ausgebildet. Schütze aber ist nur Lehrling in der Kunst geblieben. Zur Meisterschaft gehörte, daß die Zitate auch innerlich verarbeitet, nicht nur so hineingesetzt werden. Gewiß, bei Schütze stehen sie immer an der richtigen Stelle, aber sie sind nicht aufgelöst und aufgesogen von seiner Darstellung. Und dann noch etwas! Etwas Wichtigeres: mir scheint, man kann mit neunundzwanzig Jahren überhaupt noch keine innerlich erschöpfende Biographie Storms schreiben. Es fehlen noch einige Jahre der Lebens- und Erfahrungsfülle dazu, um ihn ganz zu verstehen und zu durchdringen. Ein echter Jugendstreich ist auch der langatmige Exkurs über die vorstormische Literatur der meerumschlungenen Herzogtümer. Nur ein Anfänger versteht so wenig die Kunst, etwas zu verschweigen, ist so sehr von dem Ehrgeiz besessen, alles Gelernte und Erforschte nun auch ja an den Mann zu bringen, wie es der junge Kieler Privatdozent von 1887 auf den Seiten 35 bis 44 tut. Und wenn das alles für Storms Entwickelung noch etwas zu bedeuten hätte! Aber kaum ist er fertig mit seinem Rückblick, so muß der Übereifrige sich selbst korrigieren: „Daß aber Storm in jungen Jahren die literarische Vergangenheit seiner Heimat auch nur zum Bewußtsein gekommen sei, ist nicht ersichtlich.“ Nein, Pietät hin, Pietät her! hier hätte der Neubearbeiter gründ-

sich ausräumen müssen. Schon um Raum zu schaffen für eine Untersuchung der Frage, wie Eichendorff, Heine und Goethe auf den jungen Storm gewirkt haben. Für den Mangel entschädigt uns dann zum Glück eine wohlgelungene Parallele zwischen Mörike und Storm, wie denn die Darstellung überhaupt trotz ihrer Mängel reich ist an Ausblicken ins Nahe und Weite, an erhellenden Vergleichen und aufklärenden Belegen und fast Seite für Seite mit Feinheiten überrascht, die nicht an der Heerstraße liegen. Kurz und gut: wir wollen uns freuen, daß wir das seit Jahren vergriffene Buch wiederhaben — schon deshalb, weil das ein untrüglicher Beweis ist, wie Storms Würdigung nur immer noch im Wachsen begriffen —, wenn es dem Mutigen einer künftigen Zeit die Möglichkeit, eine neue, die Stormbiographie, also ein Volksbuch aus einem Guß zu schaffen, auch nicht versperrt ...

Frisia non cantat. Wie gründlich haben die letzten fünfzig Jahre dies alte Schulmeisterwort widerlegt! Heute spielt wenigstens Schleswig-Holstein im literarischen Konzert eine der ersten Violinen, gleichviel ob es sich um den Roman oder die Lyrik handelt. Da war denn ohne weiteres vorauszusehen, daß es eine stolze Heerschau werden würde, wenn jemand all die literarischen Namen zwischen Nord- und Ostsee, zwischen Elbe und Königsau aufriefe, um einen jeden mit einem Sprüchlein von seiner Art und Person zeugen zu lassen. Ein solches literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck — mit Recht ist der Kreis nach Süden und Südosten etwas ausgebuchtet worden — hat Richard Dohse, derselbe, der vor einigen Jahren mit weniger geübter Hand das „Mecklenburgische Dichterbuch" zusammengestellt hat, kürzlich bei Janssen in Hamburg erscheinen lassen (mit landschaftlichen Heimatbildern von Herm. Linde; geb. 6 M.). Von körnigem blauem Leinendeckel grüßt uns da der Titel „Meerumschlungen" — daß Blau etwas Herabstimmendes habe, ist eine Hypothese der Farbenpsychologie, die hier einmal gründlich widerlegt wird. Im Gegenteil: dies kräftige Blau gibt einen hoffnungsvollen Vorgeschmack von dem kräftigen Salzhauch der See, deren weitem Horizont und dem träumerischen Dämmer der Ferne, die der schleswig-holsteinischen Heimatkunst im Gegensatz zu so manchen anderen „Heimatkünsten" in vielen Fällen das Dumpfe, Enge und Winklige nimmt. Und stürzt man sich dann hinein in die Flut der Lyrik, der Stimmungsskizzen, der Landschafts- und Leuteschilderungen, der Erinnerungen, Märchen und kleinen Erzählungen, die einem da entgegenschwillt, so wird man nicht etwa, wie das sonst nur allzuleicht in solchen Heimatsanthologien geschieht, willkürlich und ziellos vom Fährmann Zufall hin und her geschaukelt. Nein, was uns da auf bald sanfterer, bald stärkerer Welle in die See hinausträgt oder an bald sehniger, bald weicher Hand durch Marsch und Geest, Koppel und Knicks hindurchführt, das ist wirklich schleswig-holsteinische Dichtung, kein Strandgut aus aller Herren Ländern, nur so an die Küste geworfen, sondern dort oben gewurzelt und gewachsen. Mit anderen Worten: die Heimat selbst ist in den Mittelpunkt des Buches gestellt worden. Um diesen leitenden Gedanken mußte sich alles gruppieren, ihm sich alles unterordnen. Daher sind auch nur die Dichter zu Worte gekommen, die dem Herzen der Heimat nahe stehen, und deren literarische Produktion dieses innige Verhältnis deutlich bekundet. Im übrigen ist mir um den Weg und um den Erfolg des außerordentlich reichhaltigen, geschmackvoll redigierten und viel Neues (nicht etwa alte Schreibtischhüter!) bringenden Buches nicht bange. Wer das Heimatsfest des kleinen Husum mitgemacht und dort erlebt hat, wie die Christiansen und Johannsen, die Magnussen und Petersen aus allen Gegenden der Windrose, von diesseits und jenseits des großen Wassers mit unwiderstehlicher Macht in ihr Heimatstädtchen gezogen wurden, der weiß, daß sich nach einem Buche, in dem die Heimat unter dem Zauberstabe der Jensen, Liliencron, Falke, Heiberg, Enking, Voigt-Diederichs, Fehrs, Kröger, Lodsien, Boy Ed, Frapan, Riese und wie sie sonst noch alle heißen, so greifbar lebendig wird wie in diesem, daß danach sich tausend und abertausend Hände in Freude, Wehmut und Dankbarkeit ausstrecken werden ...

Heimische Hügel, himmelumblaute,
Sonnengeliebte, freudige Welt,
Denen der Knabe heimlich vertraute,
Was ihm zur Sehnsucht die Seele geschwellt —

Dieses Heimatsgedicht Wilhelm Jensens, eins der schönsten, vielleicht sogar das schönste Kleinod des Bandes stand vor Jahr und Tag zuerst in den „Monatsheften" (März 1903). Diese an sich unscheinbare Tatsache macht uns darauf aufmerksam, wieviel dieser blaue Buchdeckel sonst noch birgt, was zuerst in diesen Heften an die Öffentlichkeit getreten ist, und sie mahnt uns zugleich an die häuslichen Pflichten, die wir als Wirte denen gegenüber haben, die in diesem Hefte, noch dazu dem Eröffnungsheft eines neuen Jahrganges, ihre neuen Schöpfungen darbringen. Da ist zunächst der unseren Lesern schon wohlvertraute Schwede Gustaf af Geijerstam, der Dichter des „Buches vom Brüderchen" und der „Karin Brandt", dem wir schon deshalb ohne Bedenken unter dem Dache dieser deutschen Zeitschrift Gastrecht gewährt haben, weil ihn, dem Sproß eines altgermanischen Stammes, die denkbar engste Verwandtschaft mit unserer eigenen Art verbindet. Die „Brüder Mörk" nicht weniger als „Karin Brandts Traum" könnten — von der Echtheit der schwedischen Landschaftsschilderungen allenfalls

abgesehen — ebensogut auf deutschem Boden erwachsen sein. Die Gemütskraft vor allem, die in diesen Dichtungen waltet, mutet uns ganz und gar heimisch an, und die in eine stillere, vornehmere und glücklichere Vergangenheit gerichtete Erinnerungsseligkeit, die beide Erzählungen durchweht, klingt bedeutsam mit einer Stimmung zusammen, die gerade jetzt auch unsere Dichtung und unseren Geschmack ergreift. Über die speziellen künstlerischen Absichten, die Geijerstam bei dieser seiner jüngsten Dichtung geleitet haben, findet der Leser an anderer Stelle ein paar vorbereitende Worte des Dichters selbst. Dabei berührt der Verfasser auch, welche Fäden sich von der neuen Erzählung zu jener älteren hinüberspinnen, ohne daß es deshalb dem Genusse dieses jüngeren Werkes den geringsten Abbruch täte, wenn man „Karin Brandts Traum" nicht gelesen hat. Immerhin sei wiederholt, daß dieser Roman inzwischen als Buch bei S. Fischer in Berlin erschienen ist. Übrigens wären nicht alle Schöpfungen des Schweden, wie sich fast von selbst versteht, gleich berufen, vor die Leserschaft eines deutschen Familienblattes zu treten. Nicht daß man sich von diesem Schriftsteller etwas vermuten könnte, was keusche Ohren und Herzen verletzen möchte. Wohl aber hat er doch auch einiges geschrieben, was nach meinem Gefühl nur in Schweden ganz verstanden und richtig gewürdigt werden kann. Dazu gehört der in deutscher Übersetzung gleichfalls bei Fischer vorliegende Roman „**Gefährliche Mächte**" (geb. 5 M.). Die Handlung dieser Geschichte einer nach außen glänzenden, nach innen qualvollen, ihr Opfer entwürdigenden und zerreibenden Ehe spielt sich auf einem sozialen Hintergrund ab, der allmählichen Wandlung eines junggeistigen Schwedens in ein neues, energischeres und gefestigteres Schweden, einer Zeitstimmung also, die vollkommen und mühelos nur dem Schweden verständlich ist. Vielleicht vollzieht sich bei uns ähnliches; aber diese äußerliche Kulturanalogie birgt in ihrem Inneren dann doch wieder so viele feine Verschiedenheiten, daß Vergleiche und Rückschlüsse den deutschen Leser nur verwirren würden. Zudem findet Geijerstam selbst auf diese in den Schoß der Zukunft gepflanzte Frage trotz der liebevollen und tröstlichen Gestalten, die die Haupthandlung begleiten, noch keine zuversichtliche Antwort. Die zerfaserte und von tausend Zweifeln zerfressene Überkultur einer femininen Zeit hat den **Unhelden** des Romans, diesen anfangs so kühnen und starken, dann so schwachen und zagen Sozialpropheten auf dem Gewissen — aber ob es in dem Schweden der Zukunft nicht andere Zerstörermächte geben wird, die gleich stolze Säulen ebenso sicher fällen werden? Genug, ich sehe keinen rechten Gewinn für uns, wollten wir uns mit diesen sozialen Nöten fremder Nationen auch noch die Seele beschweren, und glaube, daß unsere Herzen weit mehr Bereicherung schöpfen werden aus einer Dichtung, die sich gleich der „Karin Brandt", unter meisterhafter Heraufbeschwörung einer schon leise patinierten Zeit, in die sich immer gleichbleibende Psychologie der Menschen versenkt, um „in dichterischer Form zu ergründen, wie geheimnisvoll die Schicksale sich entwickeln, die über uns walten". Das ist der innerste künstlerische Nerv der „Brüder Mörk", wie es der so vieler Geijerstamscher Novellen und Erzählungen ist.

**Marie von Ebner-Eschenbach**, die für dieses Heft — wer wollte die Gabe des Genius nach dem Umfange messen? — ein „Spänchen" aus dem Schatze ihrer Lebenserfahrungen und Menschenergründungen beigesteuert hat, bedarf keiner Einführung. Doch möcht' ich jedem, der das Glück zu schätzen weiß, daß wir uns noch an der Sonne dieser Frauengüte wärmen und an dem linden, heilkräftigen Humor dieser lächelnden Menschenkennerin erquicken können, ans Herz legen, sich doch ja auch die Erinnerungen der greisen Dichterin, die biographischen Skizzen „**Meine Kinderjahre**" (Berlin, Gebr. Paetel; 3 M.), in die Bibliothek zu nehmen. Er lädt sich damit den Frieden, die Stille, die Liebeswärme und die Vornehmheit einer Zeit und einer Entwickelung zu Gaste, die heute fast legendarisch geworden ist, die aber von allen danach verlangenden Naturen um so wohltuender empfunden werden wird. Man sieht einmal wieder, wie wenig im Grunde doch der Erziehung zu tun bleibt, wie all das: die unbeirrte Gerechtigkeit, das demütige Verstehen und Sichbeugen vor dem, was ist, die überströmende Liebesfülle, die Güte und Milde, die die Dichterin von heute auszeichnen, seine Keime schon in dem Kinde hatte. Genug, es sind Stunden reinsten Genusses, die uns dieses Buch schenkt, und wenn man es endlich, reifer und besser geworden, wie uns dünkt, aus der Hand legt, dann steigt wohl der Wunsch auf: Möchten doch auch unsere Kinder von den Früchten dieses Edelstammes kosten dürfen, der einst ein so holdes Bäumchen war. Und siehe da! Kaum ist der Wunsch über die Lippen, so steht das Tischlein-deck-dich schon da. Gleichfalls bei Paetel ist jetzt ein kleines, auch für den bescheidensten Geldbeutel erschwingliches Bändchen zu haben, das „Tante Marie" schlicht und natürlich, wie sie immer ist, „**Aus meinen Schriften.** Ein Buch für die Jugend" getauft hat. Was es enthält, und wie und für wen es gedacht ist, sagt am besten das Vorwort der Dichterin, das auch wir unserer Empfehlung des Büchleins — „zum Geleit" in jede Kinderstube — mit auf den Weg geben möchten: „Gib uns einmal wieder ein Buch, das wir unseren Kindern in die Hand legen können! haben gute Mütter zu mir gesagt. Und: O, Tante Marie, schreib etwas, das wir vom Anfang bis zum Ende lesen dürfen! haben viele

meiner jungen Freunde und Freundinnen mich gebeten. Nun denn, meine Kleinen am Inn und meine geliebten Großnichten und Großneffen bei uns daheim und im Schwabenlande und ihr drei deutschen Knäblein in Rom und du, lieber Gerhard in Westfalen, mir fremd und doch so wohlbekannt, und du, Harald, mein teurer und getreuer Korrespondent in Livland, für euch habe ich, im Einverständnis mit meinen Herren Verlegern, eine Lese in meinen Schriften gehalten und dieses Büchlein zusammengestellt. Es erzählt von einem armen Vogel (‚Der Fink'), von Hunden (‚Die Spitzin', ‚Krambambuli'), von Erdbeeren (‚Die Erdbeerfrau'), von einem Muff, bringt noch allerlei (Märchen, Parabeln, Spruchverse, Aphorismen) und auch etwas aus der Zeit, in der ich jung gewesen bin wie ihr (‚Aus meinen Kinderjahren'). Es ist lange her, ihr könnt euch unmöglich vorstellen wie lange und auch nicht, wie es in jenen Tagen ausgesehen hat in der Welt. Trotzdem aber hege ich den guten Glauben: ihr werdet die Hand, die sich euch aus einer fernen Vergangenheit entgegenstreckt, ergreifen, denn ein Kind von damals und Kinder von heute verstehen einander noch."

Als hier letzthin (Aprilheft 1907) die Novellensammlung „Roman Werners Jugend" von Albert Geiger angezeigt wurde, ließ die Besprechung zwar der lyrischen Stimmungskraft, der bildhaften Anschaulichkeit und der vollen reifen Sprache des badischen Dichters alle Anerkennung widerfahren, vermochte aber zum Schluß doch den Zweifel nicht zu unterdrücken, ob es dem Dichter gelingen werde, von solchen Stimmungsbildern den Weg zur Erzählungs- und Gestaltungsnovelle zu finden. Der Zweifel ist bald besiegt worden, und die in diesem Hefte beginnende Erzählung wird, hoffen wir, unseren Lesern den Beweis dafür liefern. Doch hatte der eben vierzigjährige badische Schriftsteller auch inzwischen schon ein paar neue Dichtungen herausgegeben, die auf eine hoffnungsvolle künstlerische Entwickelung deuteten. So konnte man sich an seinen „Ausgewählten Gedichten" (Karlsruhe, J. Bielefeld; geb. M. 3.50) überzeugen, daß seine Lyrik neuerdings aus der Sphäre des bloß Malerisch-Musikalischen zu lebensvolleren Gebilden gelangt ist, und daß sie namentlich gelernt hat, den Gemüts- wie den seelischen Werten im Menschenleben eine Stimme zu leihen. Was ihn innerlich bewegt, sein Heimweh und seine Sehnsucht, sein Glück und sein Schmerz, verschwebt und verhaucht sich ihm nun nicht mehr in „Duft, Farbe und Ton", sondern kristallisiert sich zu einprägsamen, rund und voll vor uns stehenden Bildern, die durch ihre seelisch-symbolische Tiefe nichts an sinnlicher Anschaulichkeit einbüßen. Man fühlt, es sind inzwischen Erlebnisse über den Dichter gekommen, die seinem Wesen und seiner Kunst einen festen Untergrund gegeben haben.

Ein Doppelklang von Erdenweh und Himmelssehnsucht geht durch Geigers Gedichte. Auch er gehört zu jener leise, aber stetig wachsenden Gemeinde, die das Heil der Dichtung hinter den Dingen dieser Welt in den Gefilden einer beseelten Romantik suchen. Der Lyriker wandert dorthin an der Hand schwermütigen Ernstes; der Erzähler ist schon um eine Station weiter: ihm hat sich bereits der Humor als Gefährte zugesellt. In seiner „Legende von der Frau Welt" (ebenda; geb. M. 3,50) schlingen sich durch das tragische Grundgewebe die ersten feinen Fäden eines wissenden Verstehens und lächelnden Vergebens. Wie nahe lag es, aus der Verschmelzung der beiden mittelalterlichen Mären von dem armen Heinrich und von der Frau Welt, deren Antlitz wie das einer Königin glänzt, deren Rücken aber voller Schlangen, Kröten und Nattern, ein düster-pessimistisches Gemälde bestrafter Sinnenlust und verspäteter Reue zu machen. Statt dessen ist der Ton dieser Geschichte von dem lebensdurstigen Junker Hans von Rosenegg, der Heimatschloß und Jugendliebe verläßt, um in den üppigen Armen der Metze Welt zu schwelgen, von vornherein so gestimmt, daß man weiß, die Glocke wird froh ausklingen: der so hart Geschlagene wird in der Heimat zum Ernst und zur Innerlichkeit genesen, und am Ende wird die Gnade der Liebe die beiden Menschenkinder an die Hand nehmen, um ein junges Paar mit leuchtenden Gesichtern daraus zu machen. Diese Gewißheit wird in uns gepflanzt durch zwei köstliche Gestalten, durch Jöckel den Burgnarren, einen Weltüberwinder, in dem doch ein Stäubchen von der Urnarrheit aller Erdendinge tanzt, und der, obgleich tiefernst im Inneren, seine Dummheiten aus Naturnotwendigkeit macht, und durch Balduin Hasenpfeffer, den weltfremden Burgkaplan, der seinen jungen Herrn widerwillig auf der Weltfahrt begleitet und bei dessen Abenteuern schwere Sorgen aussteht, unterweilen aber doch selbst von einem geheimen Gelüste nach den herzhaften Freuden der Frau Welt und ihres törichten Hofstaates angewandelt wird. Seine Briefe an Jöckel den Narren, darin er sein kummervolles Herz entlädt, sind höchst ergötzlich zu lesen. Wer aber genauer hinhorcht, merkt, daß auch in ihnen wie in den zitatengeschwellten Reden des Narren ein bitterweher Unterton mitzittert, und dieses doppelte Saitenspiel der Heiterkeit und des Ernstes ist es, wodurch Geigers Dichtung uns in all ihrer Einfalt und fast möchte man sagen holzgeschnitzten Technik ans Herz greift. —

Mit poetischen Beiträgen sind in diesem Hefte Wilhelm Fischer, Richard Schaukal, Karl Ginzkey, Hermann Hesse, Julius Berstl, Hans Much, Adalbert Meinhardt und Gustav Falke vertreten: ein Reigen von Lyrikern, in dem sich unsere Nordmark mit der deutsch österreichischen Südmark, Holsten und Hannoveraner mit Schwaben und Wienern

die Hand reichen. Wir glauben bei unseren Lesern ein Interesse dafür voraussetzen zu dürfen, wenn wir, um diesem bunten Strauß die Schleife zu binden, kurz noch das ausführen, was an neuen Büchern von diesen unseren Mitarbeitern vorliegt.

Hermann Hesse, als Dichter des „Peter Camenzind" und der tief ergreifenden Schulgeschichte „Unterm Rad" allen Literaturfreunden wohlvertraut, hat uns zuletzt einen Band Erzählungen unter dem Titel „Diesseits" (Berlin, S. Fischer; geb. M. 4.50) geschenkt, was so viel heißen soll wie: vor der ersten großen Leidenschaft, vor dem Reif- und Mannwerden. Also Erzählungen, in denen der Dichter den Schleier von seiner Kindheit und ersten Jugend hebt, die uns Blicke vergönnen in die frühe Seligkeit, aber auch in den frühen Schmerz des an heimlichen Konflikten so reichen Knabenalters. Wie hier, in diesen fünf Jugenderzählungen, alles gleichsam in den Märzenhauch des erst noch Werdenden getaucht ist! „Alles wartet, alles bereitet sich vor, alles träumt und sproßt in einem feinen, zärtlich drängenden Werdefieber, der Keim der Sonne, die Wolke dem Acker, das junge Gras den Lüften entgegen," sagt der Dichter selbst von dieser Zeit. Man erwarte sich also keine großen heroischen Ereignisse, nicht einmal starke Spannungen und Lösungen. Das dämmernde Zwielicht, das in dem „seligen Garten der Knabenzeit" herrscht, leidet die festumrissenen, geschlossenen und bewußten Gestalten nicht; das Zerfließende und Verschwebende gerade ist seine natürliche Atmosphäre. Desto williger werden alle die diesen lyrischen Kindheitsstimmungen folgen, die sich erinnern, wie mühsam und schmerzlich sich ihre Seele und Sinne aus gleicher ahnungsbanger Dumpfheit losgerungen haben und unter welchen Schauern sich die erste Liebe auf sie herabgesenkt hat. Dabei geht es nicht immer traurig, sondern zuweilen („Der Lateinschüler") auch herzhaft zu, und ein Genuß im Genuß ist es, dieses sprachlich an Gottfried Keller geschulten Poeten Naturschilderungen zu lauschen. — Hesses Gedichte findet man im dritten Bändchen der von Karl Busse herausgegebenen Anthologie „Neue deutsche Lyriker" gesammelt (Berlin, G. Grote), während Ginzkeys neue Gedichte, voller Kraft, Ernst und gesunder Ursprünglichkeit, in einem bei Staackmann in Leipzig unter dem Titel „Das heimliche Läuten" erschienenen Bande (mit Buchschmuck von Alfred Keller in Wien) vorliegen, Hans Much die seinen in einem künstlerisch stilvoll ausgestatteten Bande „Treue Stunden" gesammelt hat (Leipzig, K. G. Th. Scheffer).

Von dem Wiener Richard Schaukal möchte ich mit Wärme namentlich „Großmutter", ein „Buch vom Tod und Leben", empfehlen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 4 M.). Kindheits- und Jugenderinnerungen, liebevoll bewundernde Bilder aus der vornehmen Kultur der Wiener guten alten „Großmutter"-Zeit, Betrachtungen über Leben, Tod und Unsterblichkeit wechseln miteinander ab, alles das in einer eigenen, fein modulierten Sprache, voller hübscher Einfälle, sinniger Gedanken und zarter Empfindungen, die nur manchmal durch polemische Seitensprünge unhold gestört werden. Ein seelischer Adel liegt über diesen Blättern, ein Resedaduft des Friedens strömt von ihnen aus; es ist das dichterisch Wertvollste, was Schaukal bisher veröffentlicht hat, und die Widmung an Marie von Ebner-Eschenbach hat innere Berechtigung. — Neben diesem Buche vermag das schon zuvor erschienene: „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser" (zweite verbesserte Auflage; München, Georg Müller), so graziös es geschrieben, nur als ein virtuoses Ästhetenbuch zu figurieren, das als eine „Philosophie für die elegante Welt" nur gleichgestimmten Geschmäcklern etwas zu sagen hat.

Nach dem Lyriker Gustav Falke lernen unsere Leser vielleicht gern auch den Humoristen Falke kennen. Da rat' ich ihnen denn, sich das hübsche Büchlein anzuschaffen, das den echt hamburgischen Titel „Potts" trägt und gleich an erster Stelle durch eine urdrollige Ehe- und Hühnergeschichte, ein Kabinettstückchen harmlosen Philisterhumors, erfreut (Hamburg, Alfr. Janssen, 1 M.). Daß Falke aber auch Tieferes zu geben hat, beweist die Charakterstudie „Persönlichkeit", die in die Sphäre der Tragikomik hineinragt.

Wilhelm Fischer in Graz, dessen letzthin hier veröffentlichter Roman „Sonnenopfer" bei unseren Lesern noch in frischem Gedächtnis sein wird, ist ein sparsamer Schriftsteller, von dem wir immer nur nach längeren Pausen neues erwarten dürfen. Dafür gewinnen sich seine älteren Bücher alljährlich neue Freunde; erst kürzlich wieder haben seine aus dem Jahre 1894 stammenden Renaissancenovellen „Der Mediceer" (München, Georg Müller) neu aufgelegt werden können. Neu ist eine gewiß in langen Jahren geerntete Aphorismen-Sammlung, die schon in ihrem Titel „Sonne und Wolke (ebenda) die Heiterkeit und die Tragik andeutet, woraus sich ihre Harmonie zusammensetzt. Ein paar Proben aus diesem Weisheitsschatze einer tiefinnerlichen und eigenwüchsigen Persönlichkeit mögen den Beschluß machen:

Viele Dichter haben denselben Gedanken ausgesprochen, und doch hat jeder seinen eigenen Gedanken gehabt: so wie viele Fürsten die gleichwertige Münze geprägt haben, aber jeder mit seinem Bildnis.

Die Bahn eines Sternes ist leichter verständlich als die eines Menschen.

Was ich bin, muß ich werden — aber es braucht ein Leben dazu.

Den schlichten Wahlspruch nenn' ich mein:
Das, was ich hasse, werd' ich sein.

F. D.

# Zu unseren Kunstblättern

Zum erstenmol tritt unseren Lesern in den Kunstlättern dieses Heftes dos neue Repraduktionsverfahren der rühmlichst bekonnten Wiener Kunstanstolt J. Löwy entgegen, der sogenonnte Intogliodruck, eine Art der Wiedergabe, die dank der weichen, softigen und tonigen Wirkung ihrer Blötter berusen erscheint, für den Buchdruck die vornehme, aber bei einer großen Aufloge leicht versogende Grovüre zu ersetzen. In der Tot hoben beide Reproduktionsweisen, wie schon der von dem itolienischen intaglio (vertiest geschnittene Gemme) hergeleitete Rome andeutet, große Ähnllchkeit miteinonder, und dei einer weiteren Vervollkommnung des noch jungen Intogliaverfahrens, on der eifrig georbeitet wird, ist zu hassen, daß seine Leistungen denen der Heliogrovüre, die ja gleichsolls ihre höchste Ausbildung in Wien erfahren hat, immer näher kommen werden. Schwierigkeit macht einstweilen nur noch die Auswohl der künstlerischen Originole, die in diesem Versohren wiedergegeben werden sallen. Nicht jedes Werk der Malerel oder der Bildhouerkunst eignet sich in gleichem Maße dosür, und sa wird es in jedem Falle reiflicher Überlegung bedürsen, sallen Kunstblätter erzielt werden, die unseren Lesern nicht bloß den augendticklichen Genuß eines mehr ader weniger flüchtigen Betrochtens gewähren, sandern ihnen einen künstlerischen Besitz von Dauer für ihre Mappen und vielleicht ouch für ihre Zimmerwände schaffen. Saviel lößt sich schan heute sagen, doß die Werke älterer, nicht zur impressianistischen Richtung haltender Künstler für den Intogliodruck im ollgemeinen besser geeignet sein werden, schon weil deren Originole durch ihre eigenen künstlerischen Werte dunkler, saftiger Tonigkeit seinem Reproduktionschorokter entgegenkommen, während die lichten Farbenokkorde dieser moderner Bitder sich dogegen sträuben. Diese werden daher nach wie vor — denn sie sollen hinfort keineswegs vernochläfsigt, sondern womöglich nach in weiterem Umfoug als bisher gepflegt werden — den in Doppelton- und Farbendruck wiedergegebenen Blättern vorbeholten bleiben müssen. Sehr erwünscht und willkommen sall es uns unter diesen Umständen sein, wenn ous den Kreisen der Leser setdst, ouf deren gebildeten Geschmack wir bauen zu dürfen gtauben, gelegenttich Wünsche geäußert werden, welche Werke namentlich älterer Meister sie in dem neuen Verfahren wiedergegeben sehen mächten. Saweit es angeht, wallen wir jotche Wünsche gern berücksichtigen.

Unsere ersten beiden Intaglio-Kunstblätter gelten neuen Werken van Eduard von Gebhardt und Hermonn Prell. Über beide Moler, über ihren Lebens- und Entwickelungsgang wie über den Wert ihrer künstlerischen Schöpfungen brauchen wir unseren Lesern nlchts mehr zu sogen, sind dach über den Dresdener Künstler wie über den Düsseldorfer Meister erst var kurzem eigene ausführlliche und reich illustrierte Aussätze in den „Monotsheften“ erschienen: über Prell (von dem inzwischen verstarbenen frliheren Dlrektar der Berliner Nationalgalerie Mox Jordan) im Aprilheft 1905, über Gebhordt (von P. Lange) im Aprilheft 1903. Von Gebhardts Gemälden in der Düsseldorfer Friedenskirche spricht außerdem mit liebevaller Ausführlichkeit Dr. Wolther Gensel in den „Bildenden Künsten“ dieses Heftes.

Aus jenem Zyklus stammt auch der von uns abgebildete weidliche Kapf, eine für Gebhordts olle Gefühle und Empfindungen mit leidenschaftlicher Inbrunst bis aufs letzte ausschöpfende Kunst ungemein bezeichnende Schöpfung. Dieses Blott ist eine Einzekstudie zu dem Bilde, ouf dem Moses Wasser aus dem Felsen schlögt, nachdem dos Volk in der Wüste olle Qualen des Durstes ousgestanden hat und durch seine Pein nohe an den Rand der Verzweiflung gebrocht worden ist. „Und sie zonkten mit Mose und sprochen: Gebet uns Wasser, daß wir trlnken! Mose sproch zu ihnen: ‚Was zanket lhr mit mir? Warnm versuchet ihr den Herrn?‘ Da aber das Val' dosetbst dürstete nach Wosser, murreten sie wider Maje und sprochen: ‚Warum host du uns lossen aus Ägypten ziehen, daß du uns, unsere Kinder und Vieh, Durst sterben llеßest?‘“ (2. Mase, Kap. 17). Nach stärker wird die Verzweiflung des durstgequälten Volkes in der biblischen Parallelstelle ihm vlerten Buche Masis, Kap. 20 geschildert: „Und dos Valk haderte mit Mose, nnd sie sprochen: Ach, daß wir umgekommen wären, do uusere Brüder umkamen vor dem Herrn! Warum habt ihr die Gemeinde des Herrn in die Wüste gebrocht, daß wir hier sterben mit unserem Vieh? Und warum habt ihr uns aus Ägypten geführet on diesen bösen Ort, da man nicht säen kann, do weder Feigen, nach Weinstöcke, nach Granotäpfet sind, und wa ist dazu tein Wasser zu trinken?“ ... Van der Dämpfung, die in unserer religiösen Malerei ouch woht die Schilderung dieses Vorgonges erfahren hot, will der Bekennerernst des Düsseldarser Meisters offenbor nichts wissen, und sein schronken- und rücksichtsloser Wohrheitsdraug fragt wenig danach, ob vielleicht der eine ader der ondere Betrochter dieses Gemäldes und zumal des von uns wiedergegebenen Frouenontlitzes beim ersten Anblick dieser durchfurchten und zerwühlten Züge eine zu heftige Erschütterung erfährt. In die Tiefen zu dringen der menschlichen Seele, gleichviel ob ihres Glückes oder Schmerzes, und sie dis zur vollsten Unmittelbarkeit lebendig werden zu lassen, dos ist die Aufgabe der großen, sich immer über den Alltag

erhebenden, aber auch strengen und unerbittlichen Kunst. — Auch der in Doppeltondruck reproduzierte „Tod des Moses“ gehört dem Gemäldezyklus der Düsseldorfer Friedenskirche an. Gebhardt hat den Gottesmann dargestellt, wie er auf dem Berge Nebo, vom Todesengel sanft und freundlich umfaßt, hinanschwebt, mit seinen letzten Blicken die Sonne grüßend, die fern über Kanaan, dem verheißenen Lande, untergeht ...

In ein heitereres Reich führt uns Prells „Wiesenquelle“, in das idyllische Reich des Märchens und der Sage, mit dem der Künstler sich ja schon in mehr als einem seiner früheren größeren Werke so vertraut gezeigt hat, und in dem sich seine lebhafte Phantasiefreude, vereint mit der Kraft, das innerlich Geschaute auch in ebenso farbenfreudigen Gebilden auszuführen, auch jetzt noch am liebsten ergeht. Unser Gemälde, ein Geschenk des Künstlers an das sächsische Königshaus, wird hier zum erstenmal veröffentlicht.

Auch die Schöpfer unserer übrigen Kunstblätter, soweit diese nicht in besonderen Aufsätzen besprochen werden, sind unseren Lesern keine Unbekannten mehr. Den Düsseldorfer Eugen Dücker kennen sie aus einem Aufsatz von Julius Norden (Maiheft 1904), aber auch aus mehreren erst jüngst hier gezeigten Strand- und Meerbildern als einen Meister fein erlauschter und mit liebevollster Sorgfalt wiedergegebener Luftstimmungen, wie sie eben nur in der Nähe der See zu finden sind. Dieses Problem der Luftperspektive und der Lufttönung war dem Künstler wohl auch an seiner „Holländerin“ das wichtigste, so reizvoll uns daneben auch die gedankenverloren auf die weite See hinausblickende, in die malerische Tracht ihres Landes gekleidete Frauengestalt erscheinen mag.

Weimarer Künstlern begegnen wir auf den beiden letzten farbigen Blättern: auf dem einen zeigt uns Prof. Max Thedy, dessen „Patchen“ den Lesern noch in guter Erinnerung sein wird, ein allerliebstes, in seiner naiven Unbekümmertheit trefflich erfaßtes Kinderbildnis (Pastell); auf dem anderen führt uns Prof. Otto Rasch in die „Zeit der Herzogin Anna Amalia“, indem er unter vornehmem Verzicht auf alle aufdringliche Anekdotenmalerei allein das Kostüm, die Möbel, die Haltung und den Gesichtsausdruck der Dame dafür sorgen läßt, uns einen lebendigen Hauch jener geweihten Tage spüren zu lassen, wo die frischen Gaben des Genius von einer auserlesenen Frauenblüte mit feingestimmten Herzen und dankbaren Händen entgegengenommen wurden.

Zwei in Doppeltondruck ausgeführte Blätter endlich sind Meistern der Musik gewidmet. Und zwar fügt es der Zufall, daß das Bildnis eines der glänzendsten Vorkämpfer und Vertreter der älteren, „klassischen“ Musik sich begegnet mit dem ihres modernsten Typus. Beide aber haben nicht willkürlich vom Zufall bestimmte, sondern aus innerster Wahlverwandtschaft zu ihnen gezogene Porträtisten gefunden: Joseph Joachim, der uns soeben entrissene — über ihn hat Dr. Karl Storck im Oktoberheft 1900 einen eigenen illustrierten Aufsatz veröffentlicht — in Adolf Hildebrand; der Komponist des „Zarathustra“ und des „Don Quixote“ — das Bildnis ist schon 1898 entstanden — in dem Münchener Maler Fritz Erler (geb. 1868), der in seinen Schöpfungen eine Richard Strauß verwandte Beweglichkeit und Kühnheit der künstlerischen Intentionen bewiesen hat, auch da noch, wo er, wie in den Wiesbadener Fresken, über die Gensel in den „Bildenden Künsten“ dieses Heftes spricht, sein Temperament einmal an falscher Stelle hat brausen lassen. — Hildebrands Joachimbüste, die dem nun Verewigten am 17. März 1899 von seinen Freunden und Schülern zum sechzigjährigen Künstlerjubiläum überreicht wurde, ist ein Meisterwerk schlechthin, eine Schöpfung reinster und reifster menschlicher Charakteristik. Die ganze keusch zurückhaltende, an der Antike und dem italienischen Quattrocento geschulte Kunst Hildebrands kommt hier zur Erscheinung. Aus diesem Antlitz, mag es immerhin den Meister nicht in der Porträtähnlichkeit seiner letzten Jahre geben, wird noch einmal das ganze innere Wesen Joachims vor uns lebendig — lebendig und bleibend. Und das ist ja das wertvollste bei einem Künstler, dessen Haupttätigkeit im Nachschaffen bestand, dessen Kunst aber doch so sehr Herzens- und Seelenkunst war, daß man in der Tat auf ihn, wie es schon Storck getan hat, Robert Schumanns Wort anwenden darf: „Was die Finger schaffen, ist Machwerk; was aber innen erklungen, das spricht zu allen wieder und überlebt den gebrechlichen Leib.“



Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.


CHAMPAGNE
STRUB
BLANKENHORN
St. LUDWIG.

Druc. von George Westermann in Braunschweig.

# WESTERMANNS MONATSHEFTE

## ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART




GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG



Rudolf Gudden  Dame im Walde.




# Die Brüder Mörk

**Roman von Gustaf af Geijerstam.** Aus dem Schwedischen von Gertrud J. Klett

II

Zehn Jahre waren vergangen. Die Brüder hatten sich daran gewöhnt, einander als Fremde gegenüberzustehen. Auch auf Björknäs war in dieser Zeit eine Hausfrau eingezogen. Es geschah das kaum zwei Jahre, nachdem der Major und Brite nach Kolsäter übergesiedelt waren. Ein großer Unterschied herrschte aber zwischen den beiden Familien. Während der Herr der großen Besitzungen von Kolsäter noch immer nur einen einzigen Erben hatte für das Vermögen, das ihm so unerwartet in den Schoß gefallen war, war die Kinderschar auf Björknäs in ständigem Zuwachs begriffen. Und mehr als einmal konnte die kleine Minna Charlotta mit ihrem spitzigen Lächeln sagen: „Du bist gut daran, meine liebe Brite! Du kannst dich immer gleich jung und schön erhalten!“

Brite war indessen keineswegs glücklich über diese Tatsache. Sie beugte sich der Notwendigkeit und sammelte ihre ganze Liebe in dem kleinen Erling, der der Augapfel seiner Eltern war, den sie aber, der Sitte der Zeit entsprechend, streng erzogen. Die Mütterlichkeit, die sie nicht einer zahlreichen Kinderschar schenken konnte, und die doch ein Bedürfnis ihrer Natur war, kam den Untergebenen und Angestellten von Kolsäter zugut. Brite ging ihnen nicht nach. Sie machte keine aufdringlichen Besuche in den Hütten der Armen. Aber sie gewöhnte sie daran, zu ihr zu kommen, und wurde so schon in frühen Jahren ein Hausmütterchen, an dem alle, die seiner bedurften, eine Stütze fanden.

Manchmal konnte es vorkommen, daß Brite nach der Ansicht Karl Henriks ein bißchen zu weit ging. Dann konnte er eine Grimasse schneiden, die eine Mischung von Sympathie und Ärger ausdrückte, und sagen: „Wenn wir so weiter machen, wachsen uns die Leute über den Kopf!“ Aber in seinem Herzen bewunderte er Brites praktischen Verstand und ihr gutes Herz, und in allem, was Werke der Nächstenliebe betraf, ließ er seiner Frau freie Hand. Er hatte das Gute im Leben leicht errungen; und allzu knickrig auf den Pfennig zu sehen, war Karl Henriks Sache nicht.

Karl Henrik war nämlich keineswegs der Typus eines damaligen schwedischen Gutsbesitzers vom alten Schrot und Korn. Klein und untersetzt, mit raschen — in unseren Tagen würde man sagen „etwas nervösen“ — Bewegungen sah man ihn auf seinen Besitzungen die Runde machen. Den ehemaligen Leutnantsschnurrbart hatte der jetzige Major nach der Sitte seiner Zeit sich zum runden, kurzgeschnittenen Backenbart über die Wangen wachsen lassen. Nur das Kinn war frei und glattrasiert, dies kurze, runde Kinn, das zitterte, sobald er erregt war, sei es in Zorn, Trauer oder Freude. Buschig schoben sich die Augenbrauen vor unter einer Stirn, die das Alter erst leicht gefurcht hatte. Aber seinen eigentümlichen Charakter erhielt das Gesicht durch die Augen, die wohl heiter genug blitzen konnten, oft jedoch auch den

Zug von Schwermut verrieten, der in der Tiefe seines Wesens lag.

Im Grunde nämlich konnte sich der Major nie darin zurechtfinden, daß er ein reicher und angesehener Mann geworden war, vor dem die Menschen katzbuckelten, wenn er auch sein Bestes tat, äußerlich die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten. Brite liebte diesen Zug an ihrem Mann ganz besonders; sie konnte auch nie vergessen, wie erregt sie ihn damals gesehen hatte, als das Glück in Form eines gestempelten Papiers über sie hereingebrochen und es ihnen langsam klar geworden war, daß sie aus der Armut emporgehoben wurden, um ihren Platz unter den Reichen der Familie einzunehmen. Brite selber hatte nie etwas anderes gekostet als Armut. Daß man diese als ein großes Unglück empfinden könne, hatte sie in ihrem jungen Glück gar nicht gewußt. Der Instinkt des Weibes lehrte sie jetzt, daß, wer wie ihr Mann, wenn nicht zum Reichtum, so doch zum Wohlstand geboren war, anders empfinden mußte. Diese Erinnerung saß tief in Brite; und darum war es in ihr wie eine geheime Furcht, daß die Armut eines Tages wiederkommen könnte. Wenn sie allein durch die großen Zimmer wanderte oder in ihrem kleinen Kabinett mit den weißen und blauen Möbeln saß, von wo aus sie über den Park und den See hinaussehen konnte, kam diese Angst manchmal über sie, daß sie ganz kalt vor Schreck wurde. Am schlimmsten war's, wenn die Herbststürme bliesen und der Schnee mit seiner Stimmung von Weltabgeschiedenheit und stiller Ruhe noch nicht gefallen war. Da konnte sie sich manchmal wie ein Kind vor der Einsamkeit bangen; wenn dann der Major vom Kontor oder aus dem Wald heimkam, fiel sie ihm um den Hals, als hätte sie gefürchtet, ihn nie mehr zu sehen. Aber daß derartige Ausbrüche plötzlicher Zärtlichkeit bloß von ihrer durch die Einsamkeit aufgeschreckten Einbildung hervorgerufen waren, das wollte Brite nie zugeben. Tags über ging sie meist allein ihren Geschäften nach. Ihre beste Gesellschaft war Erling. Wenn der Sommer kam und die Gastzimmer einmal leer standen, da verlebten die beiden Ehegatten ihre besten Stunden miteinander. Da wanderten sie zusammen durch den Park oder saßen auf der Bank drunten am See unter dem großen Ahorn, den irgend jemand, keiner wußte mehr, wer, lange vor den Zeiten der alten Exzellenz da gepflanzt hatte. Manchmal gingen sie auch weiter, dem Wege nach, der hinaus in den Wald führte, wo die Pfade enger wurden und das Dickicht wild wuchs. Es war derselbe Weg, den sie einst gegangen waren, an jenem Abend, als sie zum erstenmal auf Kolsäter einfuhren. Und nie konnten sie hier wandern, ohne daß die Erinnerungen an das Vergangene zurückkamen. Einmal geschah es, daß Erling die Eltern auf ihrem Spaziergang just auf diesem Wege begleitete. Er war jetzt ein großer Junge mit feinem Teint, zart gebaut, aber elastisch in seinen Bewegungen und von etwas frühreifem Wesen, wie es Kinder, die ohne Geschwister aufwachsen, meist an sich haben.

Da sagte Karl Henrik zu dem Knaben: „Kannst du dich daran erinnern, daß du nicht immer auf Kolsäter gelebt hast?"

Erling sah auf. Ein grüblerischer Ausdruck kam in sein Gesicht. „Nein," antwortete er. Nachdem er noch einmal nachgedacht hatte, fügte er hinzu: „Ich weiß noch, daß ich einmal im Wagen hierher gefahren bin, und daß überall viele Leute waren. Als wir dawaren, sagte Papa, ich sei müde. Darum mußte ich ins Bett; aber ich lag lang wach und konnte nicht einschlafen, weil ich immer die Vorhänge ansehen mußte. Es war eine Mühle darauf und ein Jäger. Das weiß ich noch. Aber von vorher — vor diesem Abend — weiß ich nichts mehr."

„Du warst auch noch so klein damals," sagte Brite. „Erst zwei Jahre."

Erling hätte gern mehr wissen mögen. Denn hinter des Vaters Frage lag etwas Besonderes, das ahnte er. Aber die Menschen jener Zeit erzählten ihren Kindern nicht viel von sich selber. Darum wußte Erling auch nichts anderes, als daß er sein Leben lang auf Kolsäter gewesen war.

„Das ist vielleicht das beste," sagte Karl Henrik. „Um so eher schlägt er Wurzel." Gleich darauf wandte er sich zu seiner Frau und sagte: „Ich habe einen Brief von Nils Göran in der Tasche. Ich hab' ihn noch nicht aufgemacht."

Sie waren inzwischen wieder in die Nähe des Herrenhauses gelangt. Erling, der soeben den Kutscher erblickte, sprang davon. Heut' war nämlich ein großer Tag für den Knaben. Heut' abend, das wußte er, wur-

den an der Stelle, wo zwischen Weiden und Tannen der Weg scharf nach dem Lomunen einbiegt, die Pferde zur Schwemme geritten.

Der Kutscher war des Majors Getreuer. Er war seinerzeit sein Bursche gewesen. Und als alter Militär hieß er „Spitz“. Als der Major nach Kolsäter zog, nahm er Spitz mit; denn er wollte gerade in der ersten Zeit gern wenigstens einen Diener um sich haben, den er von alters her kannte.

Jetzt war Spitz ein bißchen bei Jahren. Aber im Anfang, als er nach Kolsäter kam, machten sein gewichster Schnurrbart und sein militärisches Pli auf sämtliche Weiberherzen des Gutes einen starken Eindruck. Weit und breit hieß er „der schöne Kutscher“; und Mamsell mußte mehr als einmal seinetwegen extra scharfe Aufsicht über die Fenster der Mägdekammern führen. Brite drückte diesen kleinen Schwächen gegenüber ein Auge zu. Er war nun einmal des Majors Günstling. Sie machte mehr als einen Versuch, den schönen Kutscher ins Ehejoch zu spannen, was ihr aber stets mißglückte. Wenn derartiges aufs Tapet kam, richtete Spitz sich stramm auf und sagte: „Als braver Junggesell hab' ich gelebt, und als braver Junggesell will ich auch sterben. Und einstweilen mögen mich die Mädels noch leiden!“

Genug, Spitz war und blieb ein hoffnungsloser Fall. Aber reiten konnte er und kutschieren und mit der großen Peitsche knallen für zehn! Und darum bewunderte ihn Erling. Und eine Weile, nachdem er den Eltern davongesprungen war, kam er an der Seite seines Freundes, des Kutschers, auf einem ungesattelten Pferde zum See hinabgeritten, während die Fohlen durch die Allee hinter ihnen drein sprangen. Die Julisonne war im Sinken, und der Duft der Linden erfüllte die Luft um die Terrasse.

Auf der grünen Lattenbank, hinter der die Moosrosen blühten, saßen Karl Henrik und Brite. Der Major faltete den Brief, den er soeben langsam und sorgfältig durchgelesen hatte, zusammen und sagte mit einem sorgenvollen Blick auf seine Frau: „Nils Göran schreibt, er und Minna Charlotta wollen nächste Woche kommen.“

Es geschah immer mit einem gewissen Widerwillen, daß der Major seiner F au mitteilte, sein Bruder und die Schwägerin würden zu Besuch kommen. Er wußte, an solchen Tagen hatte Brite am schwersten zu tragen. Er selber freute sich immer ganz ohne Hintergedanken auf das Wiedersehen mit dem Bruder. Gewiß hatten Jahre und Verhältnisse die Brüder auseinandergebracht, und seit Nils Görans Heirat kamen sie noch seltener zusammen als früher. Es war vielleicht sogar ein Glück, daß zwischen den beiden Gütern eine Entfernung von sechs Meilen lag, und daß die Besuche darum nicht allzu rasch aufeinander folgten. Karl Henrik konnte sich auch keineswegs verheimlichen, daß die letzten Begegnungen zwischen ihm und dem Bruder eine Enttäuschung gewesen waren. Sobald ein Tag oder zwei vergangen waren, stellte sich zwischen ihnen eine gewisse Kälte ein, und es kostete den Major eine tatsächliche Anstrengung, zu tun, als merke er nichts. Und dennoch fühlte sich Karl Henrik im Innersten froh gelaunt, als er jetzt las, daß der Bruder kommen wollte. Er sehnte sich danach, den alten Nils Göran wiederzusehen, den Nils Göran, der immer wieder in ihm lebte, sobald die Erinnerung an das Unbehagen des letzten Sommers verdunstet war.

All das wußte Brite recht wohl, und weil sie mit ihrem Mann bis in seine Illusionen hinein im Takt fühlte, hatte sie nicht das Herz, ihm zu widersprechen und der Verstimmung, die sich bei dieser Nachricht ihrer bemächtigte, Ausdruck zu geben. Halblaut die nötigen Anordnungen beredend, saßen die Ehegatten auf der Bank, während um sie die Dämmerung sank und die Fledermäuse, die der weiße Hut des Majors herbeilockte, über ihre Köpfe wegschwirrten. Erst als sie im Begriff waren, hineinzugehen, sagte Brite lächelnd: „Du glaubst wohl nicht, daß Minna Charlotta irgend etwas dazwischen kommen könnte?“

Der Major verfiel sofort in denselben Ton. „Nein. Unmögliches darfst du vom Schicksal nicht verlangen.“

Gedankenvoll machte Brite an diesem Abend ihre gewohnte Runde durch die Zimmer im Erdgeschoß, um nachzusehen, ob die Läden geschlossen waren. Sie sah stattlich aus, wie sie so da ging. Die Jahre hatten sie beinahe verschönert, und selbst die Fülle, die mit ihnen gekommen war, gab nur einen Eindruck von Gesundheit und Kraft. Und während sie durch die Zimmer wanderte, dachte sie zum hundertstenmal darüber nach, daß ihr Mann zu gut für diese Welt sei. So

alt er war, sah er Nils Göran noch immer mit denselben Augen wie einst, als die Jugend sie vereint hatte. Der Bruder brauchte bloß zu kommen, und Karl Henrik ging ihm mit der ganzen Unbekümmertheit, die ihm eigen war, entgegen.

Brite dachte hieran mit einem gewissen weiblichen Verdruß. Und noch mit diesen Gedanken beschäftigt, trat sie ins Schlafzimmer. Das große Mahagonibett im Alkoven, der mächtige Trumeau, die schweren, geschnitzten Möbel — alles das nahm sich beim Schein der einzigen brennenden Kerze für Brite, in deren Inneren es gärte, fast gespenstisch aus. Sie blickte auf alle die Jahre zurück, die vergangen waren, und es schien ihr, als ob der einzige dunkle Schatten in ihrem und ihres Mannes Leben von diesem Bruder Karl Henriks herrühre. Brite war nicht mehr das scheue junge Weib, das einst dem unbekannten Schwager zitternd unter die Augen getreten war. Aber hinter ihrem jetzt mehr gleichmäßigen und beherrschten Äußeren lebte noch immer die gleiche weiche Empfindsamkeit und beherrschte ihre Natur noch immer gleich stark, wenn sie sich auch nicht mehr auf dieselbe Weise äußerte wie in der ersten Jugend.

Nie hatte Brite offen mit ihrem Mann über den Bruder gesprochen. Nie hätte sie das Herz gehabt, das zu tun. Aber so oft sie sich auf diese Besuche vorbereitete, die sich zu bestimmten Zeiten wiederholten, hatte sie gefühlt, wie ihr Herz sich in einer Unruhe zusammenschnürte, die sie nicht zu erklären vermochte. Und sie hatte ihren Mann genau beobachtet und gedacht: Ahnt er nichts?

Noch im Bett und während Brite lauschte, ob nicht in der Wendeltreppe die Schritte ihres Mannes zu vernehmen wären, beschäftigte sie sich mit diesen Gedanken. Und als sie zum neuen Tag erwachte, waren sie noch nicht verschwunden. Jedoch ging sie ruhig ihren Geschäften nach; nur als sie den Major mit vergnügter Miene nach der Inspektorwohnung hinübergehen sah, kehrten die Gedanken mit verstärkter Macht zurück. Wer weiß? dachte sie dabei. Vielleicht, wenn man genauer nachsieht, versteht Karl Henrik mehr, als er mir gegenüber sagen will!

Wenigstens glaubte Brite zu bemerken, daß ihr Mann diesmal minder eifrig als sonst von der Freude sprach, seinen Bruder schon in allernächster Zeit wiedersehen zu dürfen.

Wäre nicht gerade die Heuernte im Gang gewesen und Fuder um Fuder über die Steinauffahrt des Wirtschaftshofes hinangerollt — die Tage hätten sich sicher noch langsamer hingeschleppt, als es nun der Fall war. Als der Sonntagabend kam und alles zur Ruhe ging, lag für Brites Gefühl über dem ganzen Hof eine Stimmung wie Unglücksahnen.

Das Unglück kam auch, obgleich in anderer Form, als Brite es sich gedacht hatte. Es kam in der Montagnacht, in der Brite und Karl Henrik plötzlich davon aufwachten, daß Tilda, das Hausmädchen, halb angekleidet mit einer Laterne am Bett der Herrschaft stand und flüsterte: „Es brennt."

Halb im Schlaf sprang der Major aus dem Bett. „Wo?" rief er. „Antworte doch, Mädel!"

Die Dirne stand erschrocken mitten im Zimmer und brachte kein Wort heraus.

Im selben Augenblick hörte man vom Hof her Stimmen und das Geräusch hastender Schritte; und über den Lärm weg tönte das stürmische Läuten der Vesperglocke. In einem Nu hatte der Major die Gardine heruntergerissen. Das ganze Zimmer war plötzlich von flammendem Feuerschein erhellt.

„Es ist die Scheune," sagte Brite. „Und der Stall dicht daneben!"

Aber der Major hörte sie nicht. Er war schon über die Wendeltreppe hinab verschwunden. Als er auf dem Brandplatz anlangte, begannen schon die Leute zusammenzulaufen. Vom Stall herüber tönte das Brüllen des aufgeschreckten Viehs, das, die bellenden Schäferhunde hintennach, Hals über Kopf in den benachbarten Hag hinausrannte.

Das Hüttenwerk lag eine Viertelstunde Wegs vom Herrenhof. Die Katen lagen ringsum auf dem meilenweiten Besitztum verstreut. Weit umher in den Wäldern, wo die Bäume sich zu Lichtungen oder Waldwiesen öffneten, wo der Fluß sich zum Teich breitete, der zu Ackerland ausgetrocknet war, wo die Kultur den Wald verdrängt und sich Bahn gebrochen hatte — da wohnten die Leute. Die Entfernungen waren weit, die Pfade eng und dunkel. Niemand als eben diese Waldbewohner konnte sich hier zur Nachtzeit durchfinden. Darum kam auch keine andere Hilfe als von den Gutsangehörigen und vom Hammer, an die der Großknecht Boten ausgeschickt hatte, weil der schwache Klang der Vesperglocke nicht so weit trug.

So war denn auch die brennende Scheune nicht zu retten. Und wäre das Heu nicht dies Jahr halb trocken eingekommen, so hätte die Scheune sofort in hellen Flammen gestanden. So arbeiteten sich die Flammen mühsam vorwärts, und nur an der einen Längswand gähnte ein verräterisches Loch, durch das sich eine feurige Riesenschlange nach dem Dach hinaufwand. Das Dach brannte schon. Ziegel um Ziegel fiel klirrend herab, von aufwirbelnden Rauchmassen umhüllt. Durch die Balken der Seitenwände begannen schon die roten Flammen zu scheinen; jeden Augenblick fürchtete man das ganze knisternde Gebäude in einem einzigen großen, rauchenden Haufen zusammenstürzen zu sehen.

Schwarz, rußig, in ihren langen Hemden, so wie sie vor den Öfen standen, kamen die Schmiede von der Hütte, in der das Donnern der Hämmer verstummt war. Schweigend, die Gefahr mit aufmerksamen Blicken verfolgend, nahmen sie ihren Platz ein in der Kette von Weibern und Männern, die sich vom Brandplatz bis zum See hinunter gebildet hatte. Eimer um Eimer wanderte herauf und ward in die große Feuerspritze geleert, an der acht Mann pumpten, und bei der der Major selber sich als Befehlshaber der wimmelnden Menge aufgestellt hatte. Brite stand ganz zusammengekrochen hinter ihrem Mann. Mit Augen, die vor Unruhe funkelten, betrachtete sie das vor ihr liegende Schauspiel, sah, wie die Flammen, weit umher Funken und brennende Späne schleudernd, gegen den dunklen Waldrand aufflackerten. Ein Entsetzen beherrschte sie ganz und gar. Der Verlust, den das Gut erlitt, vergrößerte sich in ihrer Phantasie tausendfach. Und die Angst, die sie so lange einsam getragen hatte, ward vor dem Schreckbild dieser Nacht übermächtig. Bleich, zitternd, fühlte sie in sich nur einen Gedanken, der immer wieder in ihr aufstieg und sie quälte wie Salz in einer offenen Wunde: Dies ist bloß der Anfang, dachte sie, bald kommt auch der Hof daran. Sie sah die Armut aus den Flammen sich entgegengrinsen. Aber sie dachte dabei nicht an sich, nur an den Mann, der es nicht würde ertragen können, von neuem arm zu sein.

Die Leute hatten schon eine gute Weile gearbeitet. Da wandte sich der Major zu seiner Frau und sagte: „Laß ein Faß Dünnbier herausschaffen und sag den Mägden, sie sollen den Leuten Essen bringen."

Während er sprach, ergriff er selbst den Schlauch und richtete ihn auf die Wand des Stalles, die schon zu rauchen begann. Zum Glück war das Vieh längst in Sicherheit gebracht.

Brite hörte ihres Mannes Worte gar nicht. In ihre eigenen Gedanken versunken stand sie da, und als der Major sich wieder nach ihr umwandte, hatte sie sich nach nicht vom Fleck gerührt.

„Warum tust du nicht, wie ich sage?" fragte er leise und barsch.

Ohne ein Wort der Erwiderung drehte Brite sich um und ging. Und der Major hatte im nächsten Augenblick vergessen, was sich ereignet hatte.

Denn wie eine zitternde Bewegung ging es jetzt durch die ganze Schar arbeitender Männer und Weiber. Eine Stimme hatte gerufen: „Axt-Lars!"

Der Waldhüter war's, der ihn zuerst gesehen hatte. Sehnig, breitschulterig, leuchtend rot hob sich dicht bei dem bedrohten Stall des Waldhüters Gestalt mit dem dunkelbärtigen Gesicht vom Feuerschein ab. Mit ausgestrecktem Arm deutete er nach der offenen Stalltür. Der Ruf pflanzte sich fort von Mann zu Mann — durch die lange Kette bis hinab zum See. Die, die zu weit weg waren, um sehen zu können, schienen die Kette sprengen zu wollen, um herbeizueilen und zu sehen, was der Ruf bedeutete. Nur mit Mühe wurde die Disziplin wieder hergestellt.

Das kam daher, daß eine unbeantwortete Frage in aller Gedanken war, eine Frage, die bisher keiner laut ausgesprochen, und die doch jeder bei sich selbst gestellt hatte: Wer hat die Scheune angezündet? Ohne Ursache entsteht keine Feuersbrunst! Das war's, das war die Frage. Und das wußten alle — kein Mensch, der bei Sinnen war, war mit einem offenen Licht in den Raum gegangen, wo das neu eingebrachte Heu lag.

Axt-Lars stand inzwischen auf der Schwelle des Stalles. Woher er gekommen war, wußte niemand; niemand hatte ihn auch hineingehen sehen. Er mußte im Stall versteckt gewesen sein. Und alle betrachteten es als das reine Wunder, daß er sich überhaupt herauswagte.

Denn Axt-Lars fürchtete sich vor den Leuten. Axt-Lars hatte ein schlechtes Gewissen

und konnte keinem Menschen gerade in die Augen sehen. Tief im Wald, in einer alten, halb vermorschten Hütte wohnte er; auf seinen Feldern, die einst, in früheren Zeiten, Frucht getragen hatten, wuchsen Dorn und Disteln. Auf den engen Steigen, die zum Rabenteich oder Totenmoos führten, begegnete man ihm ab und zu. Er ging mit gesenkten Blicken und redete laut vor sich hin, als verwünsche er alle, die ihm in den Weg liefen, und sein Gesicht sah aus wie eitel Schmutz und Bart. In seine Hütte hatte seit undenklicher Zeit kein Mensch einen Fuß gesetzt. Denn wenn jemand bloß dem Grund und Boden nahe kam, den Lars als sein Eigentum betrachtete, so tauchte er schon hinter einer Hausecke auf und drohte mit der Axt. Jemandem etwas zuleide getan hatte er noch nie. Darum ließ ihn auch der Schultheiß in Frieden. Aber kein Mensch war davor sicher, daß er nicht eines schönen Tages zuschlug. Darum gingen ihm die Leute aus dem Weg und nannten ihn Axt-Lars.

Er war so geworden, sagten die Alten, weil er Zeit seines Lebens immer nur an die Schlechtigkeit anderer gedacht und alles mögliche Böse zusammengelogen hatte, das, wie er sagte, andere begangen haben sollten. Überall sah er nur Schlechtes; und kein Mensch war so rein, daß nicht Axt-Lars ihn aller möglicher Niederträchtigkeiten und Schandtaten bezichtigt hätte. Seine Kinder verließen das Vaterhaus, sobald sie konnten. Sie zogen aus der Gegend fort, und man hörte nichts mehr von ihnen. Die letzte, die ihn verließ, war sein Weib. Man trug sie in einem schwarzen Sarg davon und senkte sie in die Erde. Sie hatte wohl am meisten mit ihm ausgestanden. Seit jenem Tage war er ein Ausgestoßener, dem alle aus dem Wege gingen.

Niemand fragte danach, wie er so geworden war. Es lohnt sich kaum, nachzuforschen, woher das Böse kommt. Aber während er jetzt in der Tür des leeren Stalles stand und nach der brennenden Scheune hinüberspähte, sahen alle, wie er vor sich hinmurmelte und die Fäuste schüttelte, als wolle er mit seinen bösen Gebeten das Unheil noch vermehren. Es sah fast aus, als wandle Axt-Lars im Schlaf. Mit den Händen vor sich her tastend, ging er auf die Scheune zu und starrte in die Flammen, als zögen sie ihn an sich. Obgleich niemand von den Leuten ihm wohlwollte, stieg doch aus der Schar um den Brandplatz jetzt ein Schrei des Entsetzens empor. Denn im selben Augenblick schlugen die Flammen zum Dach heraus, hüllten das ganze Gebäude in eine einzige große Glutmasse, und mit Donnern und Krachen stürzten die Balken in dem funkensprühenden Rauch zusammen, der für einen Moment fast die Gewalt des Feuers erstickte. Wäre nicht der Waldhüter zugesprungen, um Axt-Lars mit einem Ruck zurückzureißen, er wäre geradeswegs in die blendende Flamme hineingelaufen. Der Waldhüter mußte ihn aufheben und davontragen, und Axt-Lars schäumte und biß um sich wie ein wütendes Tier. Erst als der Major kam und ihn anschrie, er möge sich zusammennehmen, wurde er still. Als ihn dann der Major fragte, ob er es gewesen sei, der den Brand angelegt habe, schien es, als erwache er und besinne sich.

„Ich war in der Scheuer," sagte er. „Und meinen Stahl hatte ich bei mir."

„Und du hast Feuer geschlagen?" fragte der Major.

„Das hab' ich."

„Warum hast du das getan?"

„Ich war allein. Und es war dunkel. Und ich fror."

Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Ein paar, die zuhörten, meinten fluchend, wenn man sich nur verrückt stelle, sobald man etwas Böses getan habe, so brauche auch für das ärgste Verbrechen niemand mehr zu büßen.

Die Morgensonne brach hervor über die Wasser des Lommen, über die alten Bäume des Parks und die waldigen Hügel im Hintergrund. Vor dem Inspektorflügel wurden sie jetzt alle verpflegt, Knechte und Schmiede, Tagelöhner und Kätner, Männer, Weiber und Kinder — alle, die beim Löschen geholfen hatten und sich jetzt um die in Eile aufgestellten Brettertische voll Schüsseln und Tellern drängten.

Der Major warf einen letzten Blick auf den rauchenden Aschehaufen, den ein paar zuverlässige Leute bewachten, damit das Feuer nicht aufs neue ausbrechen und sich weiter verbreiten sollte. Dann ging er hinauf zum Herrenhaus, um Brite zu berichten, daß alle Gefahr vorüber war.

Er fand sie im Schlafzimmer auf einem Stuhl am Fenster zusammengekauert — noch

in denselben Kleidern wie in der Nacht auf dem Brandplatz. Sie zitterte wie im Frost und schien des Mannes Kommen gar nicht zu hören.

„Brite," sagte er verwundert, „warum sitzest du da?"

Da erwachte sie aus ihrer Betäubung. Sie versuchte, indem sie sich aufrichtete, den Major anzulächeln; und es gelang ihr.

„Jetzt heißt's, zum Winter Heu kaufen," sagte er lächelnd. „Das ist glücklicherweise der ganze Schaden!"

Ein paar Stunden später brachte man Axt-Lars fort. Der Waldhüter wurde mit dem Auftrag betraut, ihn zum Schultheiß zu führen. Dieser nahm den Verbrecher in Gewahrsam, und damit verschwand Axt-Lars für immer aus der Gegend. Er starb im Gefängnis. Die Hütte im Wald, an der der Bach zum Rabenteich vorübereilte, verfaulte so nach und nach und verfiel, da niemand sie bewohnen mochte. Ebensowenig erhoben die ausgewanderten Söhne oder Töchter Anspruch auf das Erbe.

* * *

Frau Olivia Krabbe, geb. Mörk, Witwe des verewigten Feldmessers Jöns Jakob Krabbe, gemeiniglich Onkel Jakob genannt, lebte auf einem kleinen, wenig einträglichen Landgut, das Torp hieß. Nach alter schwedischer Herrenhofgeschwindigkeit fuhr man mit zwei Pferden von Kolsäter in einer Stunde dorthin.

Frau Krabbe hieß in der ganzen Umgegend, wenigstens unter den herrschaftlichen Familien, nur Tante Olivia. Obgleich sie zu den armen Mitgliedern der Familie Mörk gehörte, war ihr Einfluß sehr groß. Sie war eine muntere alte Dame, die keinerlei Gaben Gottes, feucht oder trocken, verschmähte und ein Temperament ohnegleichen besaß. Auf diesem Temperament beruhte ihre Macht über die Menschen. Und mit ihm hatte sie die Welt überwunden von der Stunde an, als sie einen armen Adeligen heiratete, der, nachdem die Familie es müde geworden war, seine berüchtigten Bankette und wechselnden Spielschulden zu bezahlen, auf die schiefe Ebene geraten und Feldmesser geworden war. Jakob Krabbes Persönlichkeit und seine Singstimme hatten einst das große blonde Mädchen, dem Lachen und Weinen gleich nahestanden, und das zu Tanz und Arbeit gleich hurtig die Glieder regte, gepackt. Wenn Jakob Krabbe sich ein Gläschen oder auch zwei — am liebsten ein bißchen mehr, als gut war — zu Gemüte geführt hatte und sich dann ans Klavier setzte und sang, da waren alle bösen Geister, die eine Menschenseele plagen können, fort, da duftete das Zimmer von Sommer und Sonne, da rauschte die Linde, da trillerte die Nachtigall, und das Lachen ward zum lärmenden Taumel, der Geist und Sinne umnebelte. Sänger war er mit Leib und Seele. Gar viele waren es der Herzen, in die er sich hineingesungen hatte. Und eine lustigere Hochzeit als die Tante Olivias mit ihrem Jakob hatte noch niemand erlebt.

Aber als der Liebestaumel vorüber war, da begriff Tante Olivia bald genug, daß man mit Sang und Klang keine hungrigen Mäuler satt macht. Darum ward sie ein Arbeitsmensch wie wenige; und das bißchen, was der Mann verdiente und das Gut eintrug, reichte auch. Vier Söhne hatte sie ausgerüstet und in die Welt hinausgesandt. Töchter hatte sie nie gehabt. „Und das war gut," sagte die alte Dame. „Denn was gibt es wohl Ärgeres als arme Mädchen?" Aber ihre Frohlaune hatte sie sich zu erhalten gewußt; die erlag nicht einmal vor der Eintönigkeit der langen Winter, als Tante Olivia, nachdem der Mann gestorben war und die Söhne längst das Nest verlassen hatten, einsam auf Torp saß. Weinen und lachen konnte sie noch wie einst. Wenn sie gerührt war, kugelten ihr die Tränen über die dicken Backen bis auf die weißgestärkten Haubenbänder. Und wenn sie lachte, so schaukelte ihre ganz enorme Leibesfülle förmlich wie ein Meer im Sturm, und das Lachen endete meist damit, daß wieder die Tränen zu fließen begannen.

Von der alten prächtigen Frau wurde ein Histörchen berichtet, das ursprünglich bloß unter den weiblichen Mitgliedern der Familie flüsternd von Mund zu Mund ging, dann von einer der älteren, verheirateten Frauen in einer vertraulichen Stunde dem Ehegemahl erzählt worden war und so seinen Weg schließlich in die Kreise der Herren gefunden hatte.

Die Geschichte war die: Tante Olivia kam eines Tages zu ihrer besten Freundin, der alten Oberstin auf Bytosta, die eine ebenso

muntere Dame war wie sie selber und ebenso dafür bekannt, daß sie kein Blatt vor den Mund nahm. Der Besuch fiel zwischen Neujahr und Erscheinungsfest, wie das ihre Gewohnheit war, und der alte Jakob Krabbe war im Spätherbst zuvor gestorben. Der Schlag hatte ihn getroffen, wie es nicht anders zu erwarten war, schwerfällig und dick, wie er auf seine alten Tage hin geworden war. Tante Olivia kam im Witwenschleier und tiefer Trauer; sie hatte noch nicht einmal die weißen Tüllkrausen um Hals und Ärmel abgelegt. Der erste Vormittag war auch natürlich sehr ernst. Die beiden Damen redeten lange von dem Toten, von den Kümmernissen des irdischen Lebens und der Vergänglichkeit aller Dinge.

Plötzlich aber begann sich Tante Olivias Mund zu etwas zu verziehen, das fast einem Lächeln glich; ein Schimmer von Heiterkeit erhellte ihr verweintes Gesicht. Und sich vertraulich über das Kaffeebrett beugend, flüsterte sie, wie folgt: „Aber das vergess' ich nie, wie mein seliger Jakob gestorben ist. Es war an seinem letzten Tag. Da setzte er sich im Bett auf und rief mich zu sich. Und wie ich hinkam, nahm er mich und verdrückte mich, daß ich wie in einem Schraubstock war. Ich wußte gar nicht, was ich von meinem Alten denken sollte! ‚Herrgott, Jakob,' sagt' ich, ‚was kommt dich an? Wir sind doch ein paar alte Leute!' Und da ließ er mich los und fiel pardauz in die Kissen zurück. Und kannst du dir denken — wie ich näher hinsehe, ist er tot!"

Die Witwentränen mischten sich bei dieser Gelegenheit fast mit ein bißchen Lachen, einem gedämpften Lachen der Erinnerung an die Freuden der Jugend und Liebe. Fröhlich, wie er gelebt hatte, war der alte Jakob gestorben. Aber wie die Geschichte eigentlich bekannt geworden war, das war der ganzen Familie ein Rätsel. Die Oberstin auf Bytofka hatte feierlich gelobt, keiner Menschenseele zu erzählen, was Tante Olivia ihr vom ihres Jakob letzten Stunden anvertraut hatte. Und die alte Dame beteuerte auch bei jeder Gelegenheit, daß die Geschichte nicht über ihre Lippen gekommen sei.

Trotzdem — bekannt war sie, und zwar nicht zu Tante Olivias Nachteil. Die las ihre Bibel und ihr Gesangbuch und ihre Kajsa Warg (altes schwedisches Kochbuch), fuhr Sonntags in die Kirche, um den schönen Gesang und die Orgel zu hören und an ihren alten Jakob zu denken, der jetzt sein Lied mit den Engeln im Himmelreich sang. Wenn sie heimkam, übte sie unbarmherzige Kritik an dem Propst von Bonga, der ein akademischer Gelehrter war und nach einem für seine ganze Gemeinde gänzlich unverständlichen Schema predigte. So lebte Tante Olivia ihr Leben, nahm nie ein Blatt vor den Mund, scheute nie einen Menschen; das Geheimnis ihrer Macht über die Menschen und ihrer Stellung in der Gesellschaft trotz aller Armut lag teils in ihrer Sparsamkeit, teils in ihrem hellen Kopf und ihrer unglaublich freimütigen Zunge. Nie gab sie einen Öre zuviel aus, nie kaufte sie etwas, das nicht streng notwendig war. Selbst jetzt, als sie allein auf ihrem Gut saß und sich schon eher ein bißchen was hätte gönnen dürfen, trank sie jeden Morgen ihren Eichelkaffee und aß Roggengrütze zu Abend. Aber vor allem gewann sie Einfluß, weil sie so scharfe Augen hatte und nie mit ihrer Meinung hinter dem Berg hielt. Was andere in den Ecken herum flüsterten, das sagte sie laut; und sie scheute sich auch gar nicht, den Betreffenden ihre Meinung mitten ins Gesicht zu sagen. Das tat Tante Olivia keineswegs, um etwa die Welt und die Menschen um sich her zu bessern. Dazu war sie viel zu klug. Sie tat das ganz einfach zu ihrem eigenen Vergnügen und weil es ihr Spaß machte. Ob die Welt um sie her gut oder schlecht war, das kümmerte sie wenig. Aber es war ihr eine Herzenslust, einen armen Sünder durchzuhecheln und zu sehen, wie er sich unter ihren heiteren, scharfen Wahrheiten wand. Nie perlten ihr die Worte leichter über die Lippen als bei solchen Gelegenheiten, nie war ihr Lachen ansteckender und im Innersten gutherziger.

So war Tante Olivia. Daneben war sie ein Tausendsassa in allem, was Haushaltungsangelegenheiten heißt. Niemand braute Bier oder Punsch wie sie, niemand goß solche Talglichter oder leitete einen Haushalt zur Schlachtezeit wie sie. In allen Fragen des Backens und Einmachens war sie geradezu ein Orakel, und ihre Zwetschgen- und Ebereschenliköre waren berühmt. Eine große und sehr begehrte Gunst war es, wenn sie vor den großen Festzeiten irgendwo in der Familie einen Besuch abstattete und die Vorbereitungen leitete. Es gab keine

zweite Hausfrau wie sie; aber man hätte auch keinem Menschen raten dürfen, seine Nase in Backtrog oder Braukessel zu stecken. Tante Olivia zeigte jedem bald, wo Barthel den Most holt!

Auch noch in vielen anderen Dingen war sie ein Orakel. Sie konnte schröpfen und zur Ader lassen, Blutegel setzen, Wunden verbinden und Knochenbrüche schindeln. „Wenn mir's nicht drum wäre, daß ich der Gemeindehebamme nicht ins Handwerk pfuschen mag, so wollt' ich's auch noch mit den Kindbetten aufnehmen," pflegte sie zu sagen. „Meine jedenfalls sind immer gegangen wie ein Tanz!" Außerdem konnte sie aus Kaffeesatz wahrsagen und Karten schlagen. Aber diese Kunst betrieb sie nur ungern und in aller Heimlichkeit. „Denn", wie sie selber sich ausdrückte, „Tante Olivia hat beim Pfarrer schon gerade genug auf dem Kerbholz, es fehlte gerade noch, daß Zauberei und Hexenkünste dazukämen und ich auf meine alten Tage hin noch Kirchenbuße tun müßte!"

Stand Tante Olivia mit der Geistlichkeit auf etwas gespanntem Fuße, so war ihr Verhältnis zu Doktor Röler auf Korsberga dafür um so freundschaftlicher. Von ihm wußte sie nur Gutes zu sagen. Allerdings hatte der Doktor auch mehr als einmal schwierige chirurgische Patienten zu der arzneikundigen Witwe Krabbe auf Torp geschickt.

Ja, das war Tante Olivia. Und daß die Familie eine derartige Persönlichkeit nicht übergehen oder vergessen konnte, das versteht sich von selbst. Es kam auch niemand je in den Sinn, das zu wollen. Denn wo Tante Olivia hinkam, da kam mit ihr die Freude. Darum wurde sie auch fast immer nach Kolsäter eingeladen, wenn recht seßhafte Gäste dort zu Besuch waren, um mit ihrem guten Humor und ihren tausend Histörchen das Zusammensein, das bei dem einförmigen Landleben auf die Länge ein bißchen zäh werden konnte, aufzufrischen. Wär' es nach Brites Kopf gegangen, so hätte sie am liebsten sogleich nach Tante Olivia geschickt und sie überredet, die ganze Zeit, solange die Familie von Björknäs bei ihnen zu Besuch war, dazubleiben, um dadurch den langen Tete-a-tetes mit der Schwägerin, die für sie eine qualvolle Geduldsprobe waren, zu entgehen. Aber da beide Damen ganz offen eingestanden, daß sie einander nicht gerade übertrieben zugetan waren, war ein solcher Plan natürlich nicht durchführbar.

Brite mußte unter diesen Umständen froh sein, daß Nils Göran und seine Frau durch irgend einen Zufall ein paar Tage später, als beabsichtigt war, anlangten. Dadurch gewannen die heftigen Eindrücke nach der Feuersbrunst Zeit, sich etwas zu legen, und Brite selbst fand Gelegenheit, alles zum Empfang der Gäste vorzubereiten.

Endlich, an einem Sonntagabend, fuhr der Hüttenherr von Björknäs auf Kolsäter vor. Der Garten war frisch geharkt, und als der Wagen nach dem Stall fuhr, begann der Gärtnerbursch seine Arbeit noch einmal von vorn und harkte und rechte den Hof zum anderenmal glatt und fein. Überhaupt: ganz Kolsäter glänzte an diesem Tage von Reinheit und Geputztheit wie vor einem großen Feiertag. Weiß flatterten die Gardinen über den Fenstern, die halb offen standen; auf den Fußböden mit ihren frischgeklopften Läufern war kein Fleckchen zu entdecken; und blankgescheuert blitzte alles Kupfer und Silber, alles Messing und sogenannte simple Metall. In den Fenstern blühte ein Reichtum von Fuchsien und Pelargonien, und über den Rand der Blumenschalen hingen, von Brites kunstfertiger Hand geordnet, schwer die Rosen herab.

Aber nichts war der Sorgfalt zu vergleichen, die auf die beiden für Nils Göran und seine Frau bestimmten Gastzimmer verwendet worden war. Blankpoliert glänzten die gelben Birkenmöbel, die Türen und Klappen der alten rötlichen Kachelöfen. Wie eine weiße duftige Wolke hing der frisch geplättete Schleier über dem Toilettentisch. Und während Brite die langen weißen Handtücher betrachtete, die besten Spitzenlaken, die über bunte Seidendecken zurückgeschlagen lagen, die hohen, schwellenden Kissen, die Alabastervasen mit den duftlosen Blumen der Jahreszeit — sorgfältig ausgewählt, damit die Gäste keine Kopfschmerzen zu fürchten brauchten —, da mußte sie sich selber sagen, daß diesmal sogar der scharfe Blick der Schwägerin schwerlich etwas auszusetzen finden konnte.

Als die Herrschaften Toilette gemacht hatten und in den Salon kamen, wo ihre Wirte sie erwarteten, äußerte denn auch Minna Charlotta, während sie sich im Sofa niederließ: „Recht nett, meine gute Brite! Wirklich, recht nett!"

Das war aus dem Munde der Schwägerin ein hohes Lob; und Brite nahm es mit ihrem besten Lächeln entgegen. Dank diesem glücklichen Beginn verlief denn auch der erste Abend ziemlich gut. Aber während des Abendessens, das im großen Speisesaal im Erdgeschoß serviert wurde, ward es plötzlich so dunkel, daß man die Lichter in dem großen Silberkandelaber anzünden mußte. Und einen Augenblick darauf erbebte das ganze Haus unter einem mächtigen Donnerschlag. Ein Blitz folgte, der die finsteren Wolken so grell durchschnitt, daß man deutlich seine bläulichweißen Keile leuchten sah.

Brite warf ihrem Mann einen angstvollen Blick zu, als bitte sie ihn um Hilfe. Sie fürchtete sich vor dem Gewitter wie ein Kind. Und sie wünschte von Herzen, Karl Henrik möchte eine Entschuldigung für sie finden und ihr dazu verhelfen, daß sie auf ihr Zimmer gehen und mit ihrer Angst allein sein dürfte. Statt dessen sandte der Major seiner Frau einen scharfen Blick zu, der bedeutete, er gebiete ihr, zu bleiben. Brite beherrschte sich also. Aber während die Mädchen ins Speisezimmer kamen und alle Fenster schlossen, fühlte sie, wie ihr der Kopf schwindelte. Und draußen strömte der Regen.

Das Abendessen wurde ohne weitere Abenteuer beendet. Das Krachen des Donners klang immer schwächer und ferner. Ein bißchen blaß ging Frau Brite am Arm des Schwagers in den Salon zurück. Karl Henrik, der Frau Minna Charlotta führte, schritt würdevoll hinterdrein. Zuletzt kam, im Sonntagsanzug, Erling, der die Türen hinter den beiden Paaren schloß.

Die ganze Gesellschaft ließ sich im Salon nieder. Und da die Parkwege vom Regen aufgeweicht waren, schlug Karl Henrik der Schwägerin vor, sie wollten musizieren. Er nahm links von der kleinen Dame Platz und überließ ihr artig die Oberstimme. Und von dem prächtigen Flügel, dessen Decke aufgeschlagen stand, klangen jetzt die Töne hinaus — ein paar Beethovenouvertüren, dann das Scherzo aus einer Haydnsymphonie für vier Hände. Schon der Flügel war in jener Zeit eine Seltenheit. Aber die Spieler verstanden ihn auch zu würdigen. Stumm an dem einzigen Fenster, das offen stand, saß Erling. Er lauschte mit weit offenen, klaren Augen und blickte hinaus in den dämmernden Park, wo die Regentropfen von den Bäumen fielen und die feuchte Erde von Wärme und Fruchtbarkeit dampfte.

Voll und rein strömten die Töne durch den großen Raum mit seinen schweren Mahagonimöbeln und den dunklen, alten holländischen Gemälden, die die Wände des Staatszimmers von Kolsäter zierten. Und die Zaubermacht der Musik führte jetzt diese Menschen zusammen, als hätte nichts auf Erden sie je geschieden. Brite saß aufrecht, schweigend da. Die Spitzen, an denen sie gehäkelt hatte, ruhten auf dem dunklen Seidenrock, der ihre Knie umspannte. Nils Göran, für den Musik eigentlich eine Plage war, sank in einen einsamen Lehnstuhl. Da saß er geduldig, ließ die Mahlzeit „sich setzen“ und genoß das Bewußtsein, daß Minna Charlotta Furore machte.

Minna Charlotta zeigte sich auch nie in vorteilhafterem Licht, als wenn sie am Klavier saß. Sie war klein von Gestalt, so klein, daß man bei ihrem Anblick manchmal unwillkürlich an eine Puppe dachte. Niemand hätte es ihr angesehen, daß sie in einer zehnjährigen Ehe vier Kinder geboren hatte. Ihre Hände waren so klein und fein, daß es einem fast wie ein Wunder vorkam, wenn man den starken Anschlag dieser seinen Fingerchen, die kaum eine Oktave zu umfassen schienen, hörte. Aber sie waren recht kräftig, diese Hände, und man sagte ihnen nach, sie hätten schon mehr als eine Ohrfeige an faule Dienstboten und unbotmäßige Untergebene ausgeteilt. Klug und scharf blickten die kleinen Augen aus dem feingeschnittenen Gesicht, das von kastanienbraunen, schon frühzeitig ins Graue spielenden Haaren umrahmt war, und in dem die Augen nie stille standen. Überall spielten sie umher, alles entdeckten sie. Eine beständige Unruhe spiegelte sich in ihnen; und der kleine bestimmte Mund gab dieser Unruhe Ausdruck. Über alle und alles wußte er zu reden; und er war nicht bloß gewöhnt zu befehlen, er befahl sozusagen ganz instinktiv. Eine unbeschreibliche Unruhe ging von der kleinen scharfen Dame aus, und niemand konnte in ihre Nähe kommen, ohne davon angesteckt zu werden. Wo sie eine Falte in einer Decke, ein Stäubchen auf einer Etagere, einen Knoten in einer Gardinenschnur sah, machte sie sogleich ihre Bemerkung darüber, einerlei, ob sie daheim

oder bei Fremden war. Neben ihr lag beständig ein kleiner schwarzer, seidenhaariger, bösartiger King-Charles. Bijou hieß er. Und es war eine von Nils Görans Obliegenheiten, allabendlich, wenn die Herrin keine Zeit hatte, das Juwel im Garten spazieren zu führen.

Björknäs war wie verwandelt, seit Minna Charlotta dort eingezogen war. Ja, schon lange vorher. Denn schon während der Verlabungszeit fing ihr Einfluß an, sich geltend zu machen. Es war, als würde Nils Görans ursprünglich mildes Wesen durch sie geschärft. Ein gewisser trockener Humor, der dem wortkargen Manne sonst eigen, verschwand nach und nach vollständig. Ohne selber eine Ahnung davon zu haben, folgte Nils Göran seiner Frau auf den leisesten Wink, gehorchte ihr blindlings und machte ihre Ansichten über Menschen und Dinge zu den seinen. Die Herzenskälte, die andere an der kleinen Frau bemerkten, nannte Nils Göran Vornehmheit und Distinguiertheit. Und ihre zahllosen Ausbrüche sinnloser Wut waren in seinen Augen stets durch die Umstände gerechtfertigt. Der Umsatz an Dienstboten und Untergebenen wurde stärker, als es sonst auf Björknäs der Brauch gewesen war. Der Verkehr mit den alten Freunden wurde kühler. Und Nils Görans ganzes Leben ward leerer. Er war der einzige, der nichts von alledem merkte, und die einzige Bemerkung, die man ihn jemals sich seiner Frau gegenüber gestatten hörte, war: „Tranquillement, meine gute Charlotta, tranquillement!“

An all dies und noch mancherlei anderes dachte Brite, während sie in der Sofaecke saß und ihre Spitzen vergaß. Neues und altes fiel ihr dabei ein, und unwillkürlich ließ sie ihren Blick auf der Schwägerin ruhen. Minna Charlotta saß etwas vorgebeugt auf dem Klaviersessel, auf dem zwei dicke Notenhefte als Unterlage lagen, damit ihre Hände in gleicher Höhe mit den Tasten ständen. Als hätte sie ihr eigenes, unruhiges Ich zur Ruhe gespielt, so sah sie aus. Karl Henrik betrachtete sie verstohlen, während er den Baß spielte. Seine Augen strahlten kindlich-glücklich. Brite wußte, wie er sich freute an dem seltenen Genuß, jemand zu haben, mit dem er vierhändig spielen konnte. Als die letzten Töne des Scherzo verklangen, lag der große Raum im Dunkeln. Nur die beiden Kerzen auf dem Flügel beleuchteten die Spielenden und fielen auf das Gesicht der kleinen Dame, in dem die Züge sich geglättet hatten, sanft, fast fromm geworden waren, als wäre alles, was sie am Alltag entstellte, vergangen vor der Allmacht der Musik. Nach dem Schlußakkord saß sie einen Augenblick still und schloß die Augen, als schaue sie innerliche Visionen.

Nur einen kurzen Augenblick dauerte das. Als Minna Charlotta gleich darauf aufstand, war sie dieselbe wie immer, stichelte auf Nils Görans Mangel an musikalischem Verständnis und beklagte sich darüber, daß der große Satz in der Ouvertüre nicht im Tempo gegangen sei. Darauf verabschiedete sie sich umständlich und wünschte gute Nacht. Wohlerzogen, mit leuchtenden Augen erschien jetzt Erling, um dem Onkel und der Tante die Treppe hinaufzuleuchten. Er wagte nicht, für die Musik zu danken. Aber sein ganzes Gemüt war in Aufruhr. Die Tante warf ihm einen raschen, prüfenden Blick zu und rief: „Ist's möglich — darfst du so spät noch auf sein?“

Hierauf ging sie mit kleinen, trippelnden Schritten durchs Zimmer, begleitet von Nils Göran, der lang und durch die Gewohnheit ständigen Gebücktgehens, die er angenommen hatte, um seine Frau besser hören und zu ihr reden zu können, etwas gekrümmt neben ihr herschritt. Brite mußte lächeln, als sie sah, mit welch empörtem Erröten Erling die Zurechtweisung der Tante hinnahm.

Als sich die Tür hinter den Gästen geschlossen hatte, tat der Major einen tiefen Atemzug und rief: „Na, heut' wär's ja gut abgelaufen!“

„O ja,“ erwiderte Brite im selben Ton. „Musik ist ein guter Blitzableiter. Die macht sie zahm.“

„Aber dich nicht, wie es scheint,“ entgegnete der Major, indem er seine Frau küßte ...

Immer konnte man nun freilich nicht seine Zuflucht zur Musik nehmen, und der folgende Sonntag war lang.

Die Wochentage waren besser, aber auch noch langsam genug. Am schlimmsten war es für Brite, wenn die Herren die Damen den Vormittag und Nachmittag allein ließen. Stunde um Stunde saßen Brite und Minna Charlotta dann im großen Salon. Minna Charlotta fürchtete sich vor Zug und saß selbst im Sommer nur ungern im Freien.

Und Brite fühlte sich manchmal so beklommen, daß sie sich fast hysterisch vorkam. Am allerschlimmsten war es, wenn die Schwägerin auf die Idee verfiel, Hausvisitation abzuhalten, wie Karl Henrik es nannte. Einmal bei jedem Besuch mußte es geschehen, das war unabänderlich. Da durchschnüffelte Minna Charlotta das ganze Haus, vom Dachboden bis zum Keller. Sie guckte in die Giebelstube, wo die alte Bronzensammlung aus den Zeiten der seligen Exzellenz an den Wänden aufgereiht stand. Sie ging die Bibliothek durch und wollte wissen, weshalb der Schrank mit den französischen Gravüren immer so sorgsam zugeschlossen war. Sie fand den Weg in das Arbeitszimmer des Majors, setzte sich an den Tisch, auf dem der große Globus stand, und bewunderte die alte geschnitzte Chiffonniere. Wäre die Klappe nicht geschlossen gewesen, so hätte sie sicherlich auch die Schiebladen durchsucht. Ja, bis in den Weinkeller kam sie, und es sah wahrhaftig aus, als zähle sie die Flaschen. Noch lebhafteres Interesse bezeugte sie freilich für die Kleiderkammer und den Weißzeugschrank und die Schätze, die in der prachtvollen geschnitzten Eichentruhe versteckt lagen, deren Wert Minna Charlotta auf Tausende schätzte. Wie eine kleine weiße Maus lief sie herum, und Brite fühlte: hätte sie das, was sie sah, mit ihren Blicken zernagen können, sie hätte es gern getan. So grün funkelten ihre Augen.

Brite hatte tatsächlich die Empfindung, als habe nichts in ihrem ganzen Haus mehr den alten Wert, seit die Blicke der Schwägerin alles gemessen hatten. Wenn sie wieder im Salon angelangt waren, saß Minna Charlotta, pustend nach den Strapazen des Treppensteigens, auf ihrem Platz und nippte an einem Glas Himbeersaft. Um ihre kleinen Schultern lag die seidene Mantille; denn ihr war warm, und sie fürchtete sich zu erkälten.

„Ja, ja, meine liebe Brite," sagte sie dann. „Es ist schön, wenn man erbt. Oder vielmehr, es muß schön sein. Mir ist derartiges ja nie widerfahren. Aber ich muß doch sagen: die Sache hat auch ihre Schattenseiten. Ich sage bloß: Gott sei Dank, daß ich das alles hier im Haus nicht in Ordnung und zusammenzuhalten brauche! Es ist ja geradezu, als ob der Geist der alten Exzellenz noch heutigestags hier umginge. Es sind ja doch alles seine Sachen: seine Teppiche, seine Portieren, seine Sammlungen und seine Möbel; ja, und Gott steh' mir bei, sein alter Madeira und Portwein und Margaux. Ein ganz famoser Margaux übrigens! Ich an deiner Stelle könnte hier kein Auge zutun, und keine zehn Gäule brächten mich ohne Licht über die Treppen und Korridore!"

So ungefähr hatte Minna Charlotta sich schon geäußert, als sie zum erstenmal auf Kolsäter zu Besuch war; und bei keinem der nachfolgenden Besuche versäumte sie, dies Thema aufs Tapet zu bringen. Sie konnte und konnte die unerwartete Lösung der Erbschaftsfrage nach dem Tode der alten Exzellenz nicht verwinden. Daß Karl Henrik, der all sein Hab und Gut verschleudert hatte und bis über die Ohren in Schulden steckte, auf diese Weise instand gesetzt wurde, seinen Platz als Chef der Familie zu behaupten, das war eine Ungerechtigkeit, die sie der Vorsehung nicht so leicht verzeihen konnte. Und nicht zum wenigsten kränkte es sie, daß Nils Göran, der sonst einem vernünftigen Wort recht zugänglich war, so eigensinnig in seiner Schwäche für diesen Bruder beharrte, den das Geschick so ungerechterweise begünstigt hatte. Minna Charlotta war nicht die Frau, die mit dem, was sie dachte, hinter dem Berg hielt. Sie war eine offene und ehrliche Natur, und darum sagte sie auch ihre Meinung gerade heraus.

„Meine gute Brite," — so lauteten diesmal ihre Worte — „so oft ich hier bin, muß ich an die alte Exzellenz denken. Ich kann wahrhaftig nichts dafür. Gott allein weiß, wie er in seinen letzten Jahren gelebt hat, und wie er auf die Idee gekommen ist, so ein Testament zu machen! Glaubst du wirklich, daß er bei vollem Verstand war?"

Brite hatte derartige Anspielungen schon öfters gehört und sie tief in ihrem Inneren verschlossen. Denn das wußte sie: kam ein derartiges Wort einmal ihrem Mann zu Ohren, so war das nie wieder gutzumachen. Im allgemeinen wich sie den Sarkasmen der Schwägerin einfach aus und tat, als merke sie die unaufhörlichen Nadelstiche, womit diese ihre Worte würzte, gar nicht. Ein guter Mensch zieht ja bekanntlich immer den kürzeren einem bösen gegenüber; und Minna Charlotta mochte wohl die Schwägerin, wenn nicht geradezu für einfältig, so doch immerhin für alles andere eher als für scharfsichtig

und intelligent halten. „Ein gar zu liebes und artiges Wesen" pflegte sie sie anderen gegenüber zu nennen. Diesmal aber beschloß Brite doch, nicht zu weichen, und innerlich selber verwundert über die Ruhe, mit der sie sprach, sagte sie: „Du hast mir schon mehr als einmal derartige Worte gesagt, beste Minna Charlotta. Ich fange nächstens an zu glauben, daß du etwas Bestimmtes damit meinst!"

Minna Charlotta war über die Worte der Schwägerin so perplex, daß sie keine andere Antwort fand, als Brite auf die Schulter zu klopfen und zu erwidern: „Aber, meine beste Brite! Es war wirklich nicht meine Absicht, irgend etwas zu sagen, das dir unangenehm sein oder dich choquieren könnte!"

Aber Brite fuhr sehr ruhig fort: „Es freut mich, das zu hören. Denn wenn du im Ernst gesprochen hättest, so hieße das, daß Karl Henrik und ich auf unrechten Wegen zu dem Besitz von Kolsäter und allerlei anderem gekommen wären."

Minna Charlotta hatte während dieser Worte ihre Fassung wiedergewonnen. Ihre Augen wiesen einen völlig natürlichen Ausdruck tugendhaften Entsetzens, als sie erwiderte: „Wenn ich hätte ahnen können, daß du meine Worte so auffassen würdest, hätte ich sie assurement nie gesprochen!"

Das war auch volle Wahrheit. Denn Minna Charlotta hatte sich ganz daran gewöhnt, zu glauben, daß, wenn Brite ihre Stichelworte duldete, das nur daher kam, daß sie sie nicht verstand. Und die Entdeckung, daß gerade das Gegenteil der Fall war, wirkte geradezu erschütternd auf die kleine Dame. Brite begriff diese Wirkung auch wohl und antwortete ruhig: „Dann ist ja alles gut und recht, liebe Minna Charlotta!"

Worauf die Schwägerin erwiderte: „Das ist ein wahres Glück! Ich war wirklich ganz alteriert."

Indessen war nach diesem Gespräch keineswegs alles so gut und recht, wie die beiden Schwägerinnen es sich gegenseitig vorreden wollten. Und trotz der energischsten Versuche, ein Gespräch aufrechtzuerhalten, waren die Pausen diesen Vormittag länger als sonst und wurde die Mittagstafel steif, gequält, von einer gedrückten Stimmung belastet. Beide Brüder, der Major und Nils Göran, begriffen wohl, daß zwischen den Frauen etwas vorgefallen sein mußte. Glücklicherweise hatte keiner von ihnen Gelegenheit gehabt, seine Frau unter vier Augen zu sprechen. Sonst hätte vielleicht schon jetzt die Explosion stattgefunden, die doch jeder von den vieren ganz aufrichtig zu vermeiden wünschte.

In den Worten, die Minna Charlotta geredet hatte, lag nämlich mehr Ernst, als sogar Brite begriff. Nie konnte Minna Charlotta ohne ein Gefühl des Gekränktseins Kolsäter sehen oder an die alte Exzellenz denken; denn es war nun einmal ihre feste Überzeugung: wenn es nach Recht und Gerechtigkeit gegangen wäre, so wäre Karl Henrik nicht allein der Besitzer dieses Vermögens geworden. Es war nicht allein der Verlust von Kolsäter, der sie kränkte. Es war eine Erinnerung an das einzige Mal, daß Nils Göran, der Bedächtige und Beherrschte, gegen sie ausfällig geworden war. Jenes eine Mal war Minna Charlotta wirklich erschrocken und hatte alles Ernstes von etwas abgestanden, das sie mit aller Macht hatte durchsetzen wollen. Und weil die Sache sich außerdem in der ersten Zeit ihrer Ehe ereignete, hatte sie einen ganz besonders tiefen Eindruck auf Minna Charlotta gemacht. Gleich nach den Flitterwochen hatte sie nämlich mindestens acht Tage lang an dem unglückseligen Testament herumgegrübelt. Und in diesen acht Tagen schrumpfte das, was sie und Nils Göran besessen, immer mehr zusammen und wurde immer unbedeutender im Vergleich zu dem großen Vermögen, das so unerwartet diesem von ihr stets mit Geringschätzung betrachteten Schwager zufiel.

Als ihr Grübeln endlich einen Gedanken in ihr ausgereift hatte, trat sie eines trüben Aprilabends entschlossen in das Zimmer ihres Mannes, brachte die Rede auf das Testament und sagte schließlich: „Es liegt ja nur an dir, ob du der Sache ihren Lauf lassen willst oder nicht."

Nils Göran, der an seinem Schreibtisch saß, fuhr auf: „Was meinst du damit?" rief er.

„Ich meine," erwiderte seine Frau, „daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß der alte Mann nicht mehr im vollen Gebrauch seiner Sinne war, als er ein derartiges Testament machte, und daß es sicherlich eine Kleinigkeit wäre, den Beweis dafür beizubringen."

Da aber sprang Nils Göran vom Schreibtisch auf, sein Gesicht war weiß. „Meinst du, aus einem solchen lumpigen Anlaß soll ich

einen Prozeß gegen meinen eigenen Bruder vom Zaun brechen?" Voller Empörung schlug er mit der geballten Hand auf den Schreibtisch, daß die Knöchel weiß hervortraten. Und sein verzerrtes Gesicht zu seiner Frau hinabbeugend, brach der jungverheiratete Ehemann schließlich in die Worte aus: „Wer bist du eigentlich?" Als bereue er gleich darauf diese Worte, fügte er ruhiger hinzu: „Geh jetzt! Ich muß allein sein!"

Erschrocken ging Minna Charlotta aus dem Zimmer. Eine ganze Woche lang redete Nils Göran nicht mit seiner Frau, und sie fing schon an zu fürchten, daß sie die Macht über ihren Mann auf immer verloren habe.

Aber sie gewann sie doch wieder zurück. Ein paar qualvolle Tage lang hatte Nils Göran seine Frau so gesehen, wie sie in Wirklichkeit war. Aber dies Bild vermochte er nicht festzuhalten. Hätte er es getan, der Boden, auf den er trat, wäre unter seinen Füßen gewichen. Voll Reue, daß er sie so beargwöhnt hatte, kehrte er zu ihr zurück. Und mit den Jahren verblaßte das kleine Vorkommnis, das ihm einmal so bedeutungsvoll vorgekommen war, und verschwand schließlich wie alles, was die Zeit verwischt. Was aber blieb, das war das stolze Bewußtsein seines eigenen Edelmutes, der sich geweigert hatte, gegen seinen Bruder Partei zu ergreifen; und Hand in Hand damit ging das geringschätzige Gefühl, daß das ganze Leben des Bruders sich gleichsam auf einem zufälligen Glückstreffer aufbaute. Ja, so fein war das Netz weiblicher List, das Nils Göran umspann, daß er es sich zuweilen geradezu als sein eigenes Verdienst anrechnete, daß des Bruders Glück durch nichts gestört worden war.

All das pflanzte und pflegte Minna Charlotta bei ihrem Mann; und wenn sie jetzt, in den letzten Jahren, sich hie und da ihm gegenüber eine Anspielung auf diese Verhältnisse gestattete, so konnte sie sicher sein, daß ihre Worte nicht länger auf Mißbilligung stießen. Nils Göran und sie waren sich nahe gekommen, so nahe, wie die Ehe zwei Menschen einander führen kann; und selbst in Fragen des Urteils und des Geschmacks machten sie keinen Unterschied mehr zwischen Mein und Dein.

Es war also ein empfindlicher Punkt, als Brite wußte, den sie in diesem Gespräch berührt hatte. Und wie beherrscht auch das Gespräch zwischen den Damen geführt worden war — im ganzen Wesen und Aussehen der Schwägerin hatte etwas gelegen, das auf Brite einen weit stärkeren Eindruck machte als die bloßen Worte. Ihr Instinkt sagte ihr, daß hinter diesen Worten eine Wirklichkeit versteckt lag, häßlicher noch als die, gegen die sich ihre Selbstverteidigung gerichtet hatte. Und sie mußte sich Gewalt antun, um diesen Argwohn loszuwerden. Denn schon da ahnte Brite die ganze Wahrheit.

Und just die Wahrheit war es, die in diesen Tagen unter allen Umständen vergessen werden mußte. Der rettende Engel kam auch — kam in Tante Olivias prächtiger Gestalt.

Das Zusammensein der Geschwister hatte jetzt so lange gedauert, daß man es sich ohne weitere Umschweife vergönnen konnte, die Familienfreuden mit einem etwas lebendigeren Element zu verdünnen. Es war auch von Anfang an geplant gewesen, eben an diesem Nachmittag, an dem das gefährliche Gespräch zwischen den Schwägerinnen stattgefunden hatte, den traditionellen Besuch auf Torp abzustatten und Tante Olivia auf den folgenden Tag nach Kolsäter einzuladen.

So war es immer gewesen, so oft die Brüder auf Kolsäter zusammenkamen. Es war mit diesem alten Brauch außerdem noch ein Nebenzweck verbunden, den man eigentlich nur im geheimen nennen durfte, den aber nichtsdestoweniger sämtliche Mitspielende, so gut auch jeder einzelne seine Rolle durchzuführen wußte, sehr genau kannten.

Mochte das Verhältnis der Familien zueinander sein, wie es wollte, die Brüder selbst legten großen Wert auf ihr Zusammensein. Und es war zwischen ihnen wie eine Art schweigenden Übereinkommens, daß es am gemütlichsten war unter vier Augen, wenn die Frauen fort waren. Darum lag es Brite als eine heilige Pflicht ob, den Ausflug nach Torp so einzurichten, daß die Herren allein zu Hause blieben. Und Brite tat das um so lieber, als die Fahrt, ähnlich wie die Musik, beruhigend auf die Nerven der Schwägerin zu wirken pflegte. Waren sie dann erst glücklich auf Torp, so besorgte Tante Olivia das übrige.

Die Stimmung war darum auch außergewöhnlich angeregt, als Spitz mit den Füchsen und dem neuen Halbwagen vorfuhr, der mit neu bezogenen dunkelblauen Tuchkissen

und glänzendem herabgeschlagenem Verdeck prangte. Die Brüder selbst halfen den Damen beim Einsteigen. Minna Charlotta hatte ihren Platz rechts, Brite, wie es der Wirtin geziemte, links. Bijou lag, sorglich in einen bunten Schal eingebettet, auf dem Bock neben dem Kutscher.

Als die Damen eben in den Wagen steigen wollten, wandte Minna Charlotta sich plötzlich zu ihrem Mann und sagte in einem Flüsterton, der sehr deutlich zu hören war: „Sei um Himmelswillen heut' abend vorsichtig, lieber Nils Göran!"

Brite wechselte einen flüchtigen lächelnden Blick mit ihrem Mann, und Karl Henrik strich sich nachdenklich über den Backenbart. Gleich darauf rollte der Wagen davon. Und beide Brüder konnten ein gemeinsames Lächeln der Erleichterung nicht ganz unterdrücken.

Dann wählten sie sich ein paar tüchtige Stöcke aus dem Stockständer in der Halle aus und begaben sich auf den gewohnten Waldspaziergang, der ihnen Appetit zum Abendessen machen sollte.

Der Weg führte an den weiten Äckern vorbei, wo der Weizen in Ähren stand und blaugrün und hoch im warmen Sommerwind wogte. Auf der anderen Seite lag der Birkenhag, in dem ein ganzer Teppich von Farnkräutern zwischen den weißen Stämmen der Bäume spielte. Und wo der Birkenhag aufhörte, fing der Wald an. Meilenweit erstreckte er sich, über Hügel, Sumpf und Fels. Immer dichter ward er, je weiter sie von Äckern und Wiesen sich entfernten. Wo der Erdrücken wie eine Mauer sich zwischen den Wanderern erhob, verstummte das Geräusch der Hämmer aus der Hütte, das ihnen seither gefolgt war. Um sie sauste der Wind durch den Wald, die Wipfel der Tannen wiegten und neigten sich, wo er einherfuhr.

Auf dem mit Tannennadeln besäten schmalen Fahrweg schritten die beiden Brüder schweigend dahin. Nils Göran war auffallend ernst; mehr als einmal sah es so aus, als habe er etwas auf dem Herzen, das er dem Bruder gern sagen möchte.

Er war ein Mann in den besten Jahren. Ein bißchen vornübergebeugt war er bei seiner langen, hageren Gestalt eigentlich fast immer gewesen. Daß sein Haar und der kurze, gerade Backenbart sich mit den Jahren leicht mit Grau zu untermischen begannen, war auch weiter nicht zu verwundern. Aber es fiel Karl Henrik doch auf, daß der Bruder müde aussah. Ein paarmal blieb er auch stehen, als falle ihm das Gehen schwer. „Ist dir nicht gut?" fragte er darum.

„Doch, freilich," lautete die Antwort. „Es ist nur ein bißchen Atemnot, das mir manchmal zu schaffen macht."

Auf dem Heimweg, als es bergab ging, ging Nils Göran augenscheinlich viel leichter. Und während die Brüder so langsam Seite an Seite dahinschritten, begann nach und nach der Wald seine belebende Wirkung auf ihr Gemüt auszuüben. Weithin unter den Tannen war der Boden mit Heidelbeerkraut bedeckt. Über die gewaltigen Felskessel, wo Dachs und Fuchs ihren Bau hatten, breitete sich feuchtes Moos. Unter der Brücke sickerte der halb ausgetrocknete Bach hervor, und wo die Bäume sich lichteten, blauten fern die Hügel.

Und zwischen den Brüdern schwand alles; was im Alltagsleben zwischen ihnen stand, ward ausgewischt und verstummte vor dem großen Schweigen des Waldes. Andere Stimmen begannen zu reden, Stimmen aus den Kinderjahren, in die noch nichts von all dem, was das Leben häßlich macht, hereingespielt hatte. Ja, sogar der Eindruck, daß der Bruder alt geworden war, verschwand für Karl Henrik. Und glückselig, daß der Abend das zu werden schien, was er von ihm erhoffte, wanderte er an des Bruders Seite dahin, den Weg entlang, der an der abgebrannten Scheune vorüber nach dem Herrenhaus führte.

„Das war ein unerwartetes Unglück mit dem Brand," sagte Nils Göran.

„O," entgegnete in leichtem Ton Karl Henrik, „es hätte schlimmer sein können. Dies Jahr kann man wenigstens Heu kaufen."

„Ja, ja," meinte der Bruder, „wenn man's dazu hat, daß man so rechnen kann..."

Der Major beachtete den Stachel, der in diesen Worten lag, nicht oder tat, als beachte er ihn nicht. Vergnügt führte er den Bruder bis zur Terrasse und verschwand dann selber im Küchendepartement, um nachzusehen, ob auch alle Anordnungen dort mit den Befehlen, die er erteilt hatte, übereinstimmten. Denn dieser Tag war ein heimlicher Festtag, einer, an dem keiner von den Alltagsgebräuchen des Hauses galt.

Im Alltagsleben ging es auf Kolfäter sehr maßvoll zu, besonders was das Trinken anlangte. Das gebräuchliche Appetitschnäpschen wurde nur vor dem Mittagsessen zum Butterbrottisch serviert; beim Abendessen gab es nie etwas anderes als Tee oder Milch. Nachmittags wurde der Reichtum von Obst herumgeboten, von dem Garten und Gewächshaus überflossen. Stachelbeeren und Johannisbeeren, Süßkirschen und Sauerkirschen, die dunklen Herzkirschen und die gelben glasigen Weichselkirschen, Melonen, Trauben, Pfirsiche und Aprikosen kamen in ungeheuren Mengen herauf und wurden in großen Kristallschalen auf dem Fenstertisch im Salon aufgestellt. Daneben stand, klein und unansehnlich, ein Tablett mit einer Punschkaraffe und dicken, großen Gläsern. Aber nie wurde hiervon mehr als das zweite Glas angeboten, und auch das nur bei besonderen Gelegenheiten.

An diesem Ausnahmeabend aber wurde das Abendessen oben in einer Ecke des Giebelsaales serviert. Die Glastüren, die nach dem Balkon hinausführten, standen offen, daß die Sommerluft frei hereinströmte. Tilda, die noch von der Zeit der alten Exzellenz her im Haus war, war die einzige, die bei diesen Gelagen zugelassen wurde. Und auch ihr war strengstens befohlen, sich nur einzufinden, wenn der Major läutete, und sich, sobald ihre Obliegenheiten erfüllt waren, wieder zurückzuziehen. Dick und geräuschlos bewegte sie sich im Zimmer umher, und ihr ernsthaftes Gesicht war so ausdruckslos, als habe sie weder Augen noch Ohren. Nils Göran hatte in einem aufgeräumten Augenblick diese kleinen Feste „Bruderrausch" getauft, ein Name, der, als wenig für den Salon passend, unter den Herren blieb. Und als heute der Major von seiner Besprechung mit der „kurzen Marie" — das war für gewöhnlich der Schmeichelname der Mamsell — zurückkam, schmunzelte er vor Wohlbehagen und versicherte dem Bruder, der Abend werde zu allseitiger Zufriedenheit ausfallen.

Plaudernd stiegen die beiden Herren dann in die Giebelstube hinauf.

Allen und jedem, sei es Inspektor oder Oberknecht, Gärtner oder Kutscher, war es strengstens verboten, den Major heute abend zu stören. Die Türen wurden geschlossen. Licht aber war noch nicht angezündet, denn draußen war es noch hell.

Mit einer gewissen Feierlichkeit setzten sich nun die Herren zu Tisch. Und was da vor ihnen stand, zeigte wahrhaftig, was das Haus vermochte! Die Brüder nannten das „Sexa". Und es machte seinem Namen Ehre.

Da fehlte weder der Hering mit den jungen Kartoffeln, weder die Radieschen noch der alte Kümmelkäse, der in branntweingetränkten Tüchern aufbewahrt wurde und jedesmal, wenn er auf den Tisch der Herrschaft kam, frisch aufgeschnitten sein mußte. Die viereckige Flasche mit Sonne, Mond und Sternen im Glas war mit feinduftendem altem Kornbranntwein gefüllt und hatte ein silbernes Halsband um. Da standen alte Pokale verschiedenster Form und Größe neben venezianischen und böhmischen Gläsern, die sonst in Glasschränken verwahrt und nur bei großen Festlichkeiten in Gebrauch genommen wurden. Und um die niedere Schale voll Rosen, die mitten auf dem blendendweißen Tischtuch stand, breitete sich eine Unmenge von Platten und Schüsseln mit all den zahllosen kleinen Gerichten, in denen die Kochkunst der kurzen Marie triumphierte.

Als die Schüsseln abgegessen und unter höchster Billigung abgetragen waren, fuhr der Major sich mit der rechten Hand übers Gesicht, als wolle er die Befriedigung verbergen, womit er auf Nils Görans Wiehern wartete. Wiehern — das war sein Ausdruck für das behäbige Lachen, das jetzt dem Bruder ganz sicher entschlüpfen mußte! Und es kam auch. Denn jetzt wurde eine Schüssel mit Krebsen aufgetragen. Und die Überraschung war wirklich gelungen, denn strenggenommen war es noch nicht die Zeit für Krebse. Aber irgendwie waren sie nun einmal in aller Heimlichkeit herbeigeschafft worden. Groß wie kleine Hummern lagen sie auf der alten blauen Platte von ostindischem Porzellan, und die Platte wurde auch nicht eher abgetragen, als bis die Brüder ihren Boden, auf dem kleine, zierliche Chinesen schlitzäugig unter einer spitzen Pagode saßen, bewundert hatten.

Und wie schmeckte nicht der duftende Rheinwein auf die feingesalzenen Krebse mit ihrem Zusatz von Dill! Ehe sie wußten, wie, war die Flasche leer und hatte dem dunklen Bordeaux in der staubigen Flasche Platz gemacht, deren Spinnwebe sorgfam gehütet worden waren als Zeugen ihres Alters

Konstantin Somoff: Damenporträt. ⊛ Zu Prof. Dr. Oskar Bie: Konstantin Somoff
⊛ (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.) ⊛



und ihrer Güte! Dieser Wein war der Höhepunkt des Abends und ward nur in langsamen, abgemessenen Schlucken nach dem Braten genossen. Denn auch der Waldhüter hatte sich bewährt! Pünktlich hatte er sich mit den prächtigsten jungen Wildenten eingefunden, die nun mit einem Schwarzjohannisbeergelee und einer merkwürdigen Sorte Salzgurken — auch eine Spezialität der kurzen Marie — serviert wurden. Nils Göran behauptete, gerade durch sie bekäme der Rotwein ein Aroma und einen Geschmack, die ganz unvergleichlich wären. Zum Schluß fehlte auch nicht die Obstschale, von der die Herren jedoch etwas spärlich genossen, eigentlich mehr als Vorwand, um das Essen mit einem Glas Madeira zu beschließen, dessen Jahreszahl Tilda dem Gaste sehr geheimnisvoll ins Ohr flüsterte.

Auch nach dem Essen war noch keine Rede von Lichtanzünden. Rot und rund stand der Mond über dem dunklen, gezackten Waldrand; ein wunderbares Helldämmern ruhte über den Bäumen des Parkes. Die Brüder rückten näher zur offenen Balkontür, zwischen sich den kleinen Tisch, auf dem die Bowlenmischung der kurzen Marie — feinster französischer Kognak und Wein — stand. Sie war weit und breit berühmt, diese Bowle. Denn man sagte ihr nach, daß sie nicht mehr, als gerade wünschenswert war, berausche, sich „wie Watte ums Herz“ lege und außerdem äußerst zuträglich für den Magen sei.

Da saßen nun die Brüder beieinander. In ihnen wirkten des Weins gute Geister. Niemand störte sie. Ungestört konnten sie reden oder schweigen. Feierlich wurde das Wohl der Abwesenden ausgebracht, und Nils Göran war so aufgeräumt, daß er Frau Lenngren* zitierte: „Ein Prosit meiner Frau, weil sie nicht hier ist!“ worin Karl Henrik mit gebührender Herzhaftigkeit einstimmte. Und jetzt ging's an die Erinnerungen!

Das alte Björknäs lebte wieder auf und mit ihm die ganze Jugend. Vom Vater sprachen sie, vom Vater, wie er ihnen nach dem Tode der Mutter in der Erinnerung lebte. An die Mutter selbst hatte Karl Henrik nur eine schwache Erinnerung, und Nils Göran, der jüngere, entsann sich ihrer überhaupt nicht. Jedem anderen wäre diese Jugend, wenn er sie gesehen oder hätte schildern hören, als schwer erschienen. Für die beiden war sie voll heiterer Erinnerungen, gefärbt von der Macht, die alles Leben erneut. Wie in unnahbarer Ferne hatte der Vater vor ihren Kinderaugen gestanden. Fremde hatten ihre Erziehung geleitet. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten berief der Hüttenherr seine Söhne zu einer Unterredung. Wenn das geschah, so war es immer, um ihnen Ermahnungen zu erteilen, sein Mißfallen auszusprechen oder seinen Willen kundzutun. Karl Henrik war der einzige, der ihm je Trotz zu bieten wagte, und auch er hatte sich zuletzt die Finger verbrannt. Lächelnd erinnerten sie sich gegenseitig daran, wie sie derartige Tete-a-tetes gefürchtet hatten. Ein harter Vater war er ihnen gewesen, der Alte, überhaupt ein harter Mann. Ohne sich darum zu kümmern, wieviel oder wie wenig die Söhne von seinem Privatleben wußten, ging er seiner Wege. Die Knaben ließ er im Flügelbau wohnen. Da saßen sie hinter ihren Büchern und lateinischen Aufsätzen, oder sie spielten Schach und „Wolf und Schaf“ und hörten zu, wenn der Magister ihnen an den langen Winterabenden aus alten schwedischen Dichtungen vorlas oder von Reisen in fremden Ländern erzählte, Ländern, die er selber nie gesehen hatte, in denen man Löwen jagte und auf Elefanten ritt, wilde Pferde zähmte und beim Schein brennender Blockhütten auf die Rothäute schoß. Sie sahen den Magister in seinem alten, abgetragenen Schlafrock und mit der langen Pfeife in der Hand im Zimmer auf und ab wandern, leise schmunzelnd und erzählend oder auch schweigsam und nachdenklich, aber immer „seine Jungens“ beaufsichtigend. Viele Jahre lang war das so; und alles, was sie in ihren Kinderjahren an Güte und Zärtlichkeit genossen hatten, hatten sie allein ihm zu verdanken. Der größte Kummer ihrer Knabenjahre war es gewesen, als er sie verließ. An einem trüben Wintermorgen war es, mit scharfem Frost, ohne Schnee. Der Magister saß, den wollenen Schal um den Hals geschlungen, große, dicke Handschuhe an den Händen, im Inspektorskabriolett, das am Flügelbau unter der großen Kastanie hielt. Und solange die beiden Knaben ihn noch sahen, hatte er immerzu geweint und sich geschneuzt. Was wohl aus ihm geworden war? ...

* Anna Maria Lenngren, schwedische Schriftstellerin († 1819), Verfasserin satirischer Gedichte und Genrebilder aus dem schwedischen Gesellschaftsleben.

Während sie und der Magister in dem niederen Flügelbau hausten, kamen oft Wagen oder Schlitten mit Gästen auf den Hof. Und erst lange nach Mitternacht fuhren die galonierten Kutscher ihre betrunkenen Herren heim. Auch Frauen kamen, geheimnisvolle Damen mit Federn und Bändern, in bunte Farben gekleidet. Sie kamen und gingen, und was die Dienstboten sich über diese Sorte von Gästen zuflüsterten, drang gar manchmal auch den Knaben zu Ohren. Das Schlimmste war jene Nacht gewesen, in der die Tochter des Gärtners sich im Fluß ertränkte und man sie in der Frühe des wolkigen Sommermorgens fand. Ein paar Männer mit langen Bootshaken fischten nach dem Leichnam; und der Gärtner stand gebeugt, barhaupt auf der Brücke und starrte in das dunkle rinnende Wasser, während seine grauen Haarwische im Wind flatterten. Stumm, zitternd standen die beiden Knaben von ferne. Sie sahen alles mit an, aber sie wagten nicht näherzukommen. Schließlich fand man das Mädchen und zog den leblosen Körper ans Ufer. Die Erde war feucht vom Wasser, das aus ihren Kleidern und Haaren strömte. Dann trugen die Männer die Tote schweigend fort, an dem Apfelbaum vorbei und am Stall, und verschwanden mit ihrer Last in der Richtung der Knechtwohnungen. Über dem ganzen Hof und allen, die ihn bewohnten, lag es wie ein Alp, der die Brust aller beengte und allen den Schlaf raubte. Und zum erstenmal hörten da die Knaben Worte, die ihnen Angst um des Vaters Leben einjagten. Noch lange, lange träumten sie nachts schreckliche Träume und meinten beim Erwachen, es müßte irgend etwas geschehen sein, oder fuhren im Traum zusammen, weil es ihnen war, als sähen sie ein großes Haus brennen ... Aber nichts von alledem geschah. Das einzige, was geschah, war, daß ein neuer Gärtner auf den Hof kam, und daß der Schultheiß ein paarmal in der Dienstmütze angefahren kam, bewirtet wurde und ein paar der Gutsleute hereinrief, um sie zu verhören oder zu maßregeln.

Alles das lebte heute abend in den Brüdern wieder auf, alles das, was sie dereinst, in der Zeit, wo das Herz noch für alle Eindrücke empfänglich und weich und offen ist, miteinander verbunden hatte. Immer mehr Erinnerungen stiegen auf und verwoben sich mit einem Gefühl für die Schönheit der Natur, die sie umgab. Der Mond war höher gestiegen; rot saß er hinter den Ästen der großen Ulme und fiel schimmernd über den Wasserstreifen des Lommen, der durch das Dämmer der Bäume herüberglänzte. Kein Lüftchen regte sich draußen; und still und ruhig ward es auch in den beiden Brüdern, die das Leben auseinandergeführt hatte, und die jetzt gemeinsam an ihre Jugend zurückdachten. Keine von all diesen Erinnerungen, selbst die düsterste nicht, hatte mehr einen Stachel. Alle waren sie übergossen von dem Fabelschimmer, den auch die schwärzeste Kindheitserinnerung annimmt. Und ebensowenig fiel je zwischen ihnen ein hartes Wort über den Vater. Sogar der Major, der lange, ehe er mündig geworden, schon mit dem Alten in Zwist gelebt hatte, hatte jeden Groll vergessen. Der Vater war für die beiden Brüder ein Mensch, der seine Fehler gehabt hatte wie jeder andere. Die aber hatte der Tod in Vergessenheit gebracht. Für sie war er jetzt und allezeit der Vater, der über Lob und Tadel stand, der Vater, der ihnen das Leben gegeben hatte und dem sie Ehrerbietung schuldeten, der Vater, zu dem sie noch heute aufblickten als zu einem Menschen, der lange vor ihnen schon dagewesen war, und dessen Namen sie auch jetzt nur behutsam und mit Respekt nannten.

Nicht einmal als Kinder hatten sie diesen Vater eigentlich je der Kritik unterworfen. Ob er tat, was böse war oder gut, darüber zu richten stand Gott zu, nicht aber seinen Kindern. Wenn sie ihn je einmal im stillen verurteilten, so schwiegen sie darüber. Und um so mehr freuten sie sich, wenn er sie einmal zu sich rief, als wäre nichts geschehen, und gut zu ihnen war. Er war ein guter Reiter, und der stolzeste Augenblick im Knabenalter des Majors war es gewesen, als er zum erstenmal würdig und tüchtig befunden wurde, auf dem alten schwarzen Dragonerpferd, das der Vater im Stall hatte, an des Vaters Seite über die Felder zu sprengen. Auch ein gewaltiger Nimrod war er. Und die Brüder hatten von ihm die Reize und Geheimnisse der Jagd gelernt. Schoß man daneben, so setzte es eine Ohrfeige, und schlief man auf dem Anstand, daß Fuchs oder Hase unversehrt vorüberfetzten, so konnte es vorkommen, daß der Missetäter mit Schimpf und Schande heimgejagt wurde, um in heilsamer Einsamkeit über seine Un-

geschicklichkeit nachzudenken. Es herrschte immer eine große Spannung auf den Jagden, bei denen der Vater mit war. Und Gott gnade dem, der seine Schuldigkeit nicht tat! Dafür lernten sie aber auch die Kunst, das Birkhuhn zu locken und auf den Schnepfenstrich zu gehen, den Habicht im Flug zu schießen, im Schnee der Spur nachzustreichen und den Dachs aus dem Bau zu locken.

„Ja," sagte zuletzt Nils Göran, „das waren noch andere Zeiten — damals!"

Und auf den Pfaden der Erinnerung kamen sie alle gewandert, die allerhand Männer und Frauen, die die Brüder in ihrer Jugend gekannt und nicht vergessen hatten. Fröhlich und leicht kamen sie des Weges, als lebten sie noch. Und mit den Erinnerungen wurden der Major und der Hüttenherr wieder die Knaben von einst. Sie nannten einander wieder Kalle und Nisse — die kurzen Bubennamen, die mit den Jahren außer Kurs gekommen und in Vergessenheit geraten waren. Und sie lachten laut auf in der Erinnerung an diese Männer und Frauen, deren Andenken heute in keinem mehr als in ihnen solche Freude hervorrief. Da war Großmutter mit ihrem Kinnbart, die so scharf über die Brille weggucke, daß sogar Papa demütig vor ihr zu Kreuze kroch. Da war der Waldhüter, der so derbe Worte brauchte und mit der Lotbüchse die Schwalbe im Flug traf. Onkel Janne gehörte auch dazu. Onkel Janne, der mehr Hechte fing beim Angeln als der geschickteste Fischer. Onkel Janne, der eines Abends um die Weihnachtszeit mit Nils Göran im Schlitten an dem geheimnisvollen Pavillon von Mörtsunda vorbeigefahren war und plötzlich im Stockfinstern seine Pelzmütze vom Kopf gerissen hatte. „Hast du jemand gesehen, Onkel?" hatte der erstaunte Nils Göran gerufen. — „Nein," hatte der Alte erwidert. „Aber **wenn** eins der Mädel im Pavillon steckt, so muß sie natürlich ans Fenster, wenn sie die Schlittenglocken hört. Und denk' doch — der Schreck, wenn sie glaubt, ich hätte sie gesehen!" Und Onkel Janne lachte, daß Nils Göran noch jetzt bei der Erinnerung laut aufwieherte. Ja ja, Onkel Janne war längst tot, freilich! Aber sein Ruhm lebte. Und dann alle die anderen! Tante Ulla auf Färjenäs, die alle Hunde aufnahm und versorgte, die kein Mensch sonst haben mochte. Und Onkel Jakob, der seine kleinen Schwächen hatte, den man aber hoch in Ehren halten mußte, weil er Tante Olivias Mann war.

„Weißt du noch, was er der kinderlosen Tante Sophie-Luise antwortete, als sie ihn um Rat fragte, wie sie sich zum Maskenball auf Jonstarp verkleiden solle? ‚Bind' dir ein Kissen auf den Leib, Sophie-Luischen,' sagte Onkel Jakob. ‚Dann kennt dich gewiß kein Mensch!'" Und das war noch einer von Onkel Jakobs minder saftigen Witzen. Es gab weit schlimmere, und alle wurden sie aufgetischt. Dann ward Oberst Hertzen aus seinem Grabe heraufbeschworen, der gemütliche alte Oberst mit seinem roten Gesicht, der unzähligemal im Sterben gelegen hatte, der nichts tat als seine Gesundheit pflegen und zwanzig Jahre lang nur davon redete, daß er bald sterben müsse. Einmal, so behauptet man, hatte ihm bei einer derartigen Gelegenheit der Pastor das Abendmahl in Brot und Branntwein gegeben, weil kein Wein im Hause war. Den Rest hatte der Pastor selber getrunken und war selig auf dem Sofa, dem Bett des Obersten gegenüber, entschlummert. Am anderen Morgen war der Todeskandidat munter wie ein Fisch und jagte den Pfarrer zur Tür hinaus. Aus fünf Bauchbinden und drei wollenen Unterjacken schälte er sich heraus, wenn er im Sommer einmal im See badete. „Ich lege mir nämlich alle fünf Jahre eine neue Bauchbinde zu," behauptete er. Und neunzig Jahre alt wurde der magere, sehnige Alte, ehe er endlich starb. Und der Pfarrer — derselbe Pfarrer, von dem die Schnapsanekdote erzählt wurde? Es war ein gar gestrenger Herr, wenn er auf der Kanzel stand! Ein-, zwei-, dreimal drehte er das Stundenglas, ohne daß auch nur einer von den Zuhörern einzuschlafen oder sich zu regen wagte. Er hielt seine Bauern in Zucht und Vermahnung, verdonnerte sie mit Gesetz und Evangelium und war in der Hölle daheim, als hab' er selbst das Inventar aufgenommen.

Alle lebten sie wieder auf, alle erstanden sie wieder in der Erinnerung. Und während die Brüder plauderten, begann über dem Lommen sanft der Nebel zu steigen. Wie ein Schleier lag er über den Ufern, und vor dem Morgendämmern, das den Wald rötete, verbleichte der Mond. Aber jetzt war auch der letzte Tropfen der Bowle zu Ende. Mit roten Gesichtern, lächelnd und ein bißchen

geräuschvoll dankten die Brüder einander für den fröhlichen Abend.

Dabei war es jedoch schon, als ob der Alltag sie wieder ein bißchen in seiner Gewalt hätte. Beide Herren standen steif und gerade je an einer Seite des kleinen Tisches und schüttelten sich über die leere Bowle weg die Hände, länger, als gerade notwendig gewesen wäre.

„Dank dir für den heutigen Abend, Nils Göran," sagte Karl Henrik.

„Dank dir, Karl Henrik," erwiderte Nils Göran.

Dann schloß der Major die Balkontür, und die Brüder gingen schweigend, vorsichtig die Treppe hinab und tasteten sich nach ihren Schlafzimmern. Die Jungens von einst, Kalle und Nisse, blieben zurück in dem Zigarrenrauch, der dick über dem Giebelzimmer lag und erst am anderen Morgen ordentlich ausgelüftet werden sollte ...

Brite hatte ihre Sache gut gemacht. Sie hatte die Schwägerin in das innere Gastzimmer geführt, und sie vermochte die Tür zum äußeren, wo Nils Görans Bett stand, zuzumachen. Ihre Vorsichtsmaßregel schien aber doch nicht ganz genügend zu sein. Was in der Nacht in den Gastzimmern vor sich ging, erfuhr allerdings niemand. Aber die kurze Marie pflegte nach einem besonders geglückten Tagewerk meist lange wach zu liegen. Denn derartiges war für sie immer mit Gemütsbewegungen verbunden. Und sie hatte zu hören vermeint, daß Bijou bellte, als der Hüttenherr die Tür zum Gastzimmer, die ewig knarrte, öffnete. Wie lange die Herrschaften noch miteinander geflüstert, oder was sie verhandelt hatten, das wußte sie nicht. Denn sie war gleich darauf eingeschlafen. Auch Brite erwachte, als der Major kam. Schlaftrunken sah sie zu ihm auf und fragte, wie der Abend verlaufen sei. Und der Major blieb ihr die Antwort nicht schuldig. „Im Grunde ist Nils Göran doch immer der alte," erwiderte er strahlend.

(Fortsetzung folgt.)

## Juanita

Weiße Blüten in dem dunklen Haar,
Saßest du im Glanz der Abendröte,
Sanft gebeugt, und ließest deine Hände
Auf den Tasten des Klavieres träumen.
Deines Rückens Linie seh' ich noch
Und die Falten deines langen Kleides,
Drauf am Boden mit erstaunten Augen
Deine kleine süße Schwester saß.
Und die Lieder, die du spieltest, zagen
Wie ein leises Wunder durch den Raum,
Wie ein Wunder aus verrauschten Tagen,
Da die Menschen nach mit frommen Händen,
Goldene Gürtel um die Purpurkleider,
Durch beglänzte Rosengärten schritten
Und die Märchen noch am Leben waren.

Juanita, wem erklingen heute
Deine Lieder in der Abendröte?
Hat dein Schwesterchen nach seine großen
Kinderaugen? Trägst du nach die weißen
Blüten Spaniens in dem dunklen Haar?

Hans Bethge


Konstantin Somoff: Selbstbildnis. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

# Konstantin Somoff

## Von Prof. Dr. Oskar Bie

Inmitten des unruhigen Lebens einer kräfteverschwendenden Kunst entschloß ich mich, dieser Aufforderung, ein Charakterbild Somoffs zu verfassen, nachzugeben. Es ist Juni, und eine unbestimmte Sehnsucht nach Erholung liegt im Herzen. Mögen andere Tage dem Kampf um die Zeit gehören, der Behauptung unserer blutigen Errungenschaften, der Deutung unserer animalischen Unverdorbenheiten, die den Glauben an eine Zukunft bestätigen müssen — diese windstillen Stunden sollen einem Spaziergang gewidmet sein in heitere, aufgeklärte, sorgenlose Bezirke der Kunst, in die wir mit dem Geiste reisen, ohne dem Körper Unbequemlichkeiten zu verursachen. Wir wollen im Grase liegen, die Wolken verfolgen und an einem ausgerissenen Halme kauen. Die Bahn der Gedanken soll frei sein, und wir wollen auf den Dingen unsere ornamentalen Gelüste spielen lassen, wie wir mit dem Bleistift, in Sinnen versunken, auf einem Blatt Papier ohne Willen und Vorstellung Kreise, Stengel, Kandelaber, Profile und Faltenröcke zeichnen.

Die Duma ist zum zweitenmal aufgelöst, und die Regierung versucht, Staatsstreiche mit Staatsstreichen zu verhindern. Die Romantik eines Künstlers wird von diesen Wellen umspielt wie eine glückliche Insel, die zeitlos in der Zeit, raumlos im Raume liegt. Ob das Größe ist, ob es Schwäche ist, scheint heute nicht beantwortet werden zu können. Aber Güte ist es gegen die menschliche Natur, die nur selten aufgelegt



Konstantin Somoff: Kinderkopf. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

ist, den politischen Sensationen nachzugehen und sich stärker, als man glaubt, einen privaten Zirkel von Erlebnissen bewahrt, der von den Kriegen der Parlamente und der Zeitungen nicht berührt wird. Mitten in diesem Rußland sich Somoff zu denken, erscheint mir heute als eine Verheißung. Mitten in den furchtbaren Ideen einen Menschen! Was schiert mich die Zukunft des Zarenreiches? Die Sofalehne, über die der Künstler seinen Hemdsärmel hängen läßt, auf jenem Selbstporträt, das ihn lässig hingestreckt zeigt, in einer Intermezzostunde der Arbeit, sie ist mir innerlich so viel näher. Da mag er manchmal geruht und gedacht und phantasiert haben, vis-a-vis seiner Arbeit, in der Geburtsstunde neuer Pläne, bei sich selbst zu Besuch — das kann man sich vorstellen.

Wenn ich ihm ins Gesicht sehe, auf diesem Sofaplatz, so entdecke ich nicht viel von dem glücklichen Inselbewohner. Es ist ein schmerzlicher Zug um die Augen, ein Blick über das Nahe hinweg in eine unbestimmte Weite, ein geschlossener, zusammengepreßter Mund, und man glaubt, daß dieser Mensch sich nicht so ohne weiteres den Genüssen der Improvisation auf dem Klavier der Stile hingibt, sondern Probleme anschaut und vielleicht manchen Schmerz mit der Zauberglocke des Papageno übertönt, manchen Kampf mit der Zauberflöte versüßt, für die Zuschauer, für alle, die es nicht zu wissen brauchen, für die Priester vielleicht selbst, die so klug sind, nicht immer direkte Formen unseres politischen Temperamentes zu verlangen, sondern auch die indirekten kennen, die Gestaltung ex contrario, die Kunst aus der Sehnsucht, die heterosexuelle Liebe zu unserer Ergänzung. Ich weiß es nicht, denn ich kenne ihn nicht.

Ich hätte ihm vielleicht schreiben können: Verehrtester Herr Somoff, ich habe einen Artikel über Sie zu verfassen, und es wäre mir lieb, einiges Material von Ihnen zu erhalten, einen Lebenslauf, vielleicht einen Seelenlauf ... Und er hätte mir sicher sehr liebenswürdig einen großen Brief aus Petersburg geschickt, hätte mir erzählt, wie er als Sohn des Konservators des Eremitagemuseums von früh auf die Eindrücke fremder, aber historisch gesetzter Kunst in sich aufnahm, dann in der Petersburger Akademie die elende Schule erstarrter Dogmen durchmachte, durch Reisen und Gespräche mit freidenkenden Freunden seinen Geist erweiterte und schließlich in Paris auch die letzte Freiheit der Hand erreichte. Er hätte gewiß sehr ernst und sehr temperamentvoll von jenen Unterhaltungen unter Künstlern gesprochen, die ihm die Augen öffneten. Wie sie da Nacht für Nacht zusammensaßen, junge Leute von aller Zukunftsfreudigkeit, Musiker und Maler und Dichter, und über die Verwandtschaft des Tones mit dem Ornament oder über die Lyrik in der Malerei oder die neue Technik endlos sprachen, sich vorlasen und vorzeigten, um am nächsten Mor-



Konstantin Somoff: Alexander Puschkin. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)



Konstantin Somoff: Porzellanfigur. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

gen zu merken, in welchem Barbarenlande sie diese Träume träumten. Vielleicht hätte er in seinem Briefe den problematischen Ton mir gegenüber am wenigsten unterdrückt, weil der Künstler so leicht übersieht, was er an weltanschauungslosem Material dem Kritiker überliefert, und die Ruhe seiner Schöpfung so gern aufrührt, um ihm alle die Gärungsstoffe und geologischen Katastrophen zu zeigen, die ihn am meisten interessieren, weil sie ihn am meisten gekostet haben. Vielleicht hätte er dies getan, vielleicht hätte er auch



Konstantin Somoff: Der Pavillon. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

geschwiegen, vielleicht auch nicht einmal etwas verschwiegen. Ich weiß es nicht, ich kenne ihn nicht. Die Psychologie des Künstlers und seine Entwickelung ist eine große Angelegenheit. Noch größer aber der unpersönliche Eindruck des Geschaffenen, das ein zweites Leben führt, seitdem es in die Welt ging, das Leben der ruhigen Existenz, der bedingungslosen Naturhaftigkeit, der Zeugungsfähigkeit in dem Boden fremder Phantasie. Was ist das Schicksal des Künstlers gegen diese Unsterblichkeit?

Wir hatten neulich bei Schulte in Berlin eine große russische Ausstellung. Da konnte man sehen, in welcher Linie Somoff marschiert. Es waren nämlich sozusagen lauter Somoffs da, an sechshundert Bilder der verschiedensten Somoffs, die man sich denken kann, die, auch wenn sie nicht aus dem Jahre 1869 stammten und auch nicht Somoff hießen, doch alle Söhne von Museumskonservatoren, begierige Reisende und Kulturträger zu sein schienen. Diese ganze Ausstellung war ein Spiegelbild des Westens im Osten, das heißt eine Revue sämtlicher europäischer Stile, von einem Kosmopoliten arrangiert, der mitunter wie zur Signatur etwas Heimisch-Russisches in sein Werk hineinmischt, wobei er sein eigenes Volk nicht viel anders als Merkwürdigkeit behandelt als die anderen Völker. Das reichte von den ältesten Byzantinern, die noch Heilige mit Tierköpfen malten, bis zu den jüngsten Pariser Schülern, die das menschliche Gesicht als eine Mischung bunter Glasflüsse behandeln. Alles spiegelte sich wieder, italienisches Virtuosentum, niederländisches Kleinbürgertum, das pikante Porträt der großen Dame in der Kongreßzeit (diese Pensionärinnen des Smolnyinstituts von Lewitzky waren deliziös), der programmatische Naturalismus von Bastien Lepage, der skandinavische Traum einer phantastischen Dekoration und der Impressionismus der neuen Skizze. Alle diese Bilder und Statuen stammten von Leuten, die mit offenen Augen durch die Welt gereist waren, am liebsten nach Paris, und die gebildeten Sprachen der Gegenwart beherrschten. Man mußte sagen, daß sie sehr vielseitig waren, im Sinne des Wortes, das mit einem Lob einen Tadel verbindet. Manche waren vielleicht robuster, wie Maljawin, der so feurig rote Bauernkleider macht, oder chaotischer, wie der von mystischer Dekoration gärende Wrubel, oder orgiastischer, wie der Direktor Golowin, der



Konstantin Somoff: Im August. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

so üppige Kulissen für sein Theater zeichnet, aber keiner war reicher als Somoff, unter den Lebenden. Man brauchte ihn nur mit Leo Bakst zu vergleichen, der sehr zierliche antikisierende Zeichnungen und daneben sehr nervige Porträts in Öl macht — Somoff schlägt ihn an Erfindung. Oder mit dem verstorbenen Mussatow, der auch von schlanken Mädchen träumte, die wie Enkelkinder des Piero della Francesca vor Palästen unter Bäumen wandeln — Somoff übertrifft ihn an Schärfe der Anschauung. Auf der Ausstellung hatte er außer seinen Bildern noch drei Porzellanfiguren, die von der kaiserlichen Porzellanmanufaktur in Petersburg hergestellt waren: eine Dame mit der Maske, ein paar Liebende, eine Szene auf einem Felsen. Sie waren reizend und bewiesen nicht nur die Eleganz, mit der sich der Künstler in vergangene Epochen zurückversetzt, sondern auch die Plastik einer Einbildungskraft, die nicht früher ruht, als bis sie ihren Gegenstand auf eine räumlich geschlossene Form gebracht hat. Ich möchte Somoff den Künstler des Stillebens nennen, im weitesten Sinne, wonach alles Lebende (und mit desto größerem Reize, je lebendiger es ist) auf eine Formel gebracht werden kann, die zugleich den inneren Bau seines Rhythmus zeigt und uns zur äußersten Beruhigung unserer Schmerzen dient.

Ich habe eine private Veröffentlichung über Somoff neben mir liegen, die vom Fürsten Scherbatoff und Herrn W. von Meck, unter Redaktion von Igor Grabar, herausgegeben ist und viele Abbildungen, zum Teil bunte, nach seinen Werken bringt. Der Text als Katalog ist russisch und französisch. Es ist ein Sonderheft der L'art moderne, die in Moskau und Petersburg erscheint. Außerdem (nachdem derselbe Igor Grabar in der Zeitschrift für bildende Kunst 1903 als Manager vorangegangen war) las ich einen Aufsatz von Hans Rosenhagen in der Bruckmannschen „Kunst“ (VI, 5) und einen von Emil Heilbut in Cassirers „Kunst und Künstler“ (II, 2). Julius Bard wird bald bei uns ein großes Somoffwerk herausgeben, das Standardwerk über ihn, und er will diese Zeilen als eine Einleitung davorsetzen. All jenen Autoren ging es nicht anders als mir. Sie hatten die reine, unpersönliche Freude an den Dingen. Das wesentliche Material strömt uns ganz anderswo her, aus dem Leben und aus allerlei Gedanken und Gefühlen, die sich herumlagern. So



Konstantin Somoff: Der Regenbogen. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

lese ich augenblicklich Robert Walsers Roman „Geschwister Tanner", und ich glaube, daß er mir mehr Assoziationen zu Somoff gibt als Puschkin oder Turgenjew. Robert Walser hat mit seinem Bruder Karl, dem Maler, die Lieblichkeit der Anschauung gemeinsam. Karl Walser ist ein Stilist wie Somoff, vielleicht dekorativer, spielender, kühler und nicht so verliebt, aber doch aus derselben Gegend. Ich denke mir, daß Robert oft die Zeichnungen seines Bruders lange ansah, bis sie ihm zu Situationen wurden und diese Situationen anfingen zu sprechen. Weiter dichtet er nämlich nichts. Die Verbindlichkeiten der Psychologie interessieren ihn nicht, sondern nur Szenen, die die Plauderphantasie reizen, so wenn einer zu einem Buchhandlungschef geht und ihm erzählt, wie er sich seine Zukunft als Gehilfe bei ihm denkt, wenn einer eine Wohnung mieten will oder Boot fährt oder auf einer Bank sitzt oder seinem Bruder schreibt oder die Nasen von Bankbeamten beobachtet oder Menschen auf einer Brücke oder im Volksspeisehaus oder wenn sie Geschäfte machen. Das alles läßt er dann plaudern, bis er genug hat. Man kann das ins Grenzenlose treiben, sich stundenlang damit amüsieren. Wenn man aber Bilder so betrachtet, die Stilleben geworden sind, das heißt sich gesetzt haben, so tut man ihnen den Gefallen, ihr inneres Leben auf einige Augenblicke zu entzaubern, um den Puls in ihrem süßen Schlafe zu zeigen. Gerade diese Art Bilder läßt sich das sehr gern gefallen, sie haben freilich kein anderes Bestreben, als möglichst bald wieder in ihren abgeklärten Zustand zurückzusinken, und es ist ihnen ganz gleich, welche Schicksale ihnen der deutende Beschauer unterlegt. Sie sind darüber hinaus und halten still. Selbst ihr Lächeln zu deuten, ob aus Stil oder aus Überlegenheit, geben sie völlig anheim.

Ich will einfach der Reihe nach, wie sie entstanden sind, einige der Somoffschen Bilder mir ansehen und reden lassen. Es fängt mit dem Jahre 1895 an. Da ist zunächst die Porträtzeichnung von Benois, ein weicher, bärtiger Kopf im Profil nach links unten, mit dem Pincenez, und links hinten ein paar Büchern. Benois malt verschwiegene, zauberhafte Parks in etwas saueigen Tönen, schöngeistig auf die Farbe und den Teint behandelt, in einem koloristischem Conloirgeist, wie etwa Gaston Latouche. Was reizte Somoff, bei ihm und ihn zu studieren?



Konstantin Somoff: Skizze. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

Vielleicht eine dunkle Ahnung der Schönheit solcher Zaubergärten, wie einer das Bad der Marquise darstellt: ein frisierter Kopf, Hals geschmückt, der aus einem Bassin aufragt, hinten auf der weißen Bank ihre Kleider, ein Kulissentheater von Taxushecken, Marmor und Baumschatten — die verfärbte Darstellung Versailler Geheimnisse, die auf ihre Wirklichkeit gesehen sind, welche den Stil einschließt, noch nicht auf dem Stil, der die Wirklichkeit zwingt. Im selben Jahre kommt der Porträtauftrag einer wohlbeleibten bürgerlichen Dame, die uns allen Marquisenträumen entreißt. Was kann man mit ihr machen? Man läßt sie auf ihrem alten Sofa und hat wenigstens darüber die drei ovalen Familienbilder an der Wand, die die Sprache alter Tage reden, biedermeierisch.

Im nächsten Jahre wird aus dem Benoisschen Gartentraum der Somoffsche Traumgarten. Die Hecken putzen sich aus, von Orangenbäumchen gekrönt, mit Gittertoren und weißen Bänken und weißen Statuen verzuckert, die Dame mit der Zofe erhebt sich, um den „courrier clandestin" mit dem Briefchen zu erwarten. Es wird Abend werden und die Figaroszene wird vonstatten gehen. Die weißen Statuen werden herabsteigen und im Mondlicht Ballett tanzen. Der Geruch der Szene liegt am nächsten Morgen noch in der Luft. „Les deux sentimentales" haben ihren Spaziergang gemacht, die eine mit dem Kapotthut, die andere mit dem Federhut, vor die Stadt hinaus, wo ein geschlängelter Weg zwischen puschligen jungen Bäumchen um den See läuft, und sie erzählen sich ihre Geschichten, die vielleicht eine sehr überlegene und sehr rassige Dame betreffen, deren Existenz sie nicht im geringsten begreifen. Seht, da sitzt sie, die „Madame A. B." auf dem Stuhle im Garten, neben einer Statuette, vor einem Spaziergängerpaar und läßt sich malen. Wie hübsch steht der Bänderhut zu ihrem entgegenkommenden Gesicht, das in der Erwartung der Malerei einen prächtigen Gemütsausdruck sich zugelegt hat, aber dann nach der Sitzung unbändig lachen wird, über dem entblößten Hals und den nackten Armen. Und man wird mit ihr tollen und springen, und es wird regnen, und sie wird unter dem Schirm mit einem anderen Herrn davongehen. Törichte Realität! Was soll sie uns? Gehen wir heim. Schlafen wir darüber ein, und lassen wir Träume ihre Orna-

mente daraus weben. Über dem Weg am Rande der Blumenwiese sieht man ein schönes dunkles Gebüsch, vor dem eine weiße Statue mit der Hand winkt. Der Regen zieht in die Ferne ab, und ebenso eine dicke karierte Kinderfrau „Après la pluie". Das weiße Kind spielt auf der blumigen Wiese, die Dame mit dem kleinen Sonnenschirm sitzt auf der weißen Bank, zwei feine Herren in Zylindern sprechen mit ihr. Alles geht vorüber, die jungen Mädchen, die wir vor einer aufgehängten Wäsche porträtieren, ein Dach, ein Dorfweg, ein Zaun, den wir mit ihr im Spazieren sahen (alles hat ein anderes Leben, was wir mit ihr zusammen sahen) und der Nachmittag, da wir hinter den Tanten die Terrasse des alten Schlosses bestiegen, mit dem feinen Marmorgeländer und dem alten Kanal, in dem die Baumgruppen wie Zellengefängnisse stehen, über den die Wolken wie zerrissene Blätter alter Chroniken ziehen. Die Tanten auf „une



Konstantin Somoff: Rast im Walde. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)



Konstantin Somoff: Im Garten. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

terrasse" werden zu Marquisen mit gewellten, gepufften Kleidern, unten naht die Sänfte der Königin, sie reden von Hofgeschichten, die so enge Taillen und schmale Arme haben wie sie selbst, so dünne Zeigefinger, so gepuderte Haare — indes ihre Nichte, die Malerin, die die seidenen Watteaumäntel liebt, über das Geländer gebeugt, „près de l'étang" dem Spiel der Reflexe in einer reizenden Verwirrung zuschaut. Drüben steht der Palast, und ein paar Leute scheinen sich davon zu unterhalten. Sie aber interessiert nicht ihr Gespräch oder ihre Intrige, sondern nur wie sich das alles mit der Renaissancefassade in dem Teich widerspiegelt und zu einem beweglichen Teppich auflöst. Sie nennt das Wasser ihren impressionistischen Lehrer. Seine kleinen Wellen nehmen den Dingen ihre Konsistenz und zerlegen sie in leicht veränderliche tupfige Flecken, die den Widerschein ihrer Farben und Lichter in einer flächigen Mischung geben und, was draußen fest und starr bleibt, in einen fließenden Klang verwandeln. Die Luft, die schon das ihre tut, die Zufälligkeiten auf eine Harmonie zu bringen, wird hier selbst in eine neue Harmonie hineingenommen, die noch sonorer und bildsamer ist als sie selbst. So denkt die kleine Malerin, indem sie einen zierlich ornamentierten Bau, der voller Schicksale ist, im Wasserbild betrachtet, und wendet uns dabei den Rücken zu und füttert Schwäne.

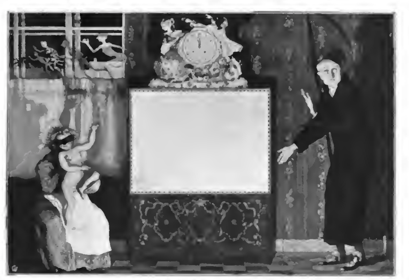
Und so wollen wir, sagt der Künstler, den Bezirk der Kunst in seiner ganzen Weite durchstreifen. Geben wir dem stilisierenden Prinzip, das in uns lebt und die Welt heute wieder stärker beherrschen will, zu sehr nach, so werden wir Schulmeister der Form und Gesetzgeber der Langweiligkeit mit all dem Hochmut, der diesen abstrakten Geradlinigen zukommt. Geben wir aber der unbefangenen Freude an der Wirklichkeit, dem romantischen Tempo des Lebens und all seiner vielgestaltigen Buntheit zu sehr nach, so erweicht sich in uns das stilbildende Gesetz, das unser Regulativ ist, und das Organ für Wesentlichkeiten. Man hält mich vielleicht für einen

Dekorativen. Noch bin ich es nicht. Ich will die Natur lieben und die Bewegung im Fluge erhaschen. Heute den Weiher gemalt mit seinem wirren Lichterspiel, morgen den Windstoß in den Bäumen, daß die Pinselstriche nur so fliegen. Wohl sitzt dieser Herr sehr dekorativ in dem geradlinigen „Pavillon“, der sechs Pfeiler mit einem schrägen Dach deckt, aber hinter der Sauberkeit seiner weißen Isoliertheit soll der Waldrand in voller bunter Pracht dastehen. Studieren wir das Detail, einzelne Baumkronen, die nicht zu belaubt sind, das unendlich verzweigte Gewirr, das Spinnennetz der Stämme, die dickeren Äste fest und sicher, die dünneren immer mehr auf das System ihres allgemeinen Wuchses, nachschaffend dem Trieb der Natur, die von den Differenzen der Form und des Inhaltes nichts weiß. Kahle, ausgewachsene Stämme in einer Allee des Versailler Parkes, perspektivisch gereiht, mit all ihren zufälligen Hals- und Kronenbildungen. Aber nein, es ist genug, schon kommen wieder zwei Reifrockdamen, von einem Neger im Zylinder begleitet, durch meine Phantasie spaziert. Warum immer diese? Habe ich doch eine ornamentale Ader, die ihr Recht fordert? Wir wollen sehen, was passiert. Ich stelle die beiden Damen mit dem Mohren hoch in den Vordergrund „à la promenade“ über eine liebliche, ferne Landschaft; unten sieht man Leute gehen, Wagen fahren. Wie das nett im breiten Raume steht! Es ist wie eine Illustration zu einer Landschaft. Ich muß sie bevölkern, ihre Rhythmen durch Menschen heben, ihre Kulisse durch Vorgänge verschönen. Die Natur gibt mir wohl den Stoff, aber ein inneres Gesetz zwingt mich, sie nach eigenem Denken zu ordnen, ihre Arabeske herauszuziehen, sie zu komponieren nach dem Schnitt meiner Phantasie. Ich möchte illustrieren, umrahmen, im leichten Zufall das Organische alles Werdens erkennen. Merkwürdig, als ich das Porträt meines Vaters malte, interessierte mich mehr als alle Ähnlichkeit das Wellenspiel der Lichter auf seinem Rock, das mir so sehr eine höchst geistreiche Karikatur auf Lebensschicksale, ich meine ein Abdruck aller Bewegungen dieses Körpers zu sein schien, daß ich nachher heimlich lachen mußte.

Oder ich sah bei meinen Studien zur „weißen Nacht“, was Dächer bedeuten, die durch Birkenstämme sichtbar werden, oder ich sah plötzlich von hoch oben auf die „confidences“ einiger junger Mädchen in dem Garten vor dem weißen Pavillon, so daß sich alles im Funkenregen der Sonne in ein Rascheln von Blättern verwandelte, oder ich sah auf einem Spaziergang „au mois d'août“ den Dorflehrer mit einer Schülerin unter dem Kichern der dummen Bäumchen im Grase liegen, so daß ich mir mit einer kleinen Variation diese Komödie der Gegenwart in eine Tragödie der Vergangenheit übersetzte, oder neben einem eleganten „arc en ciel“ unter höchst verzweigten Bäumen sah ich zwei helle Damen, deren Kleider ich so-



Konstantin Somoff: Stimmen vergangener Tage. (Mit Genehmigung des Verlages Jul. Bard in Berlin.)



Konstantin Somoff: Neujahr. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)

fort, dem Rhythmus der Landschaft antwortend, ins Reifrockige übertrug, oder ich sah „une cavalcade", langstenglige Bäume, Amor mit erhobenem Finger, ein Reiter mit erhobenem Finger, eine Reiterin mit erhobenem Finger, trab, trab, er dreht sich um, sie fliegt hoch, der Mantel bläht, die Zügel sind dünn, die Pferdchen wohlgemut, die Gesichter etepetete, wie hübsch dumm ist das, ich ziehe ihnen Kostüme an, so friderizianisch, Kursivschrift, es ist ein Bild in Kursiv, es hat eine gute Silhouette. Jeder hat seine Handschrift, der eine malt steil, der andere stocherig, dieser wellig, jener punktig, dieser kalligraphisch, jener Versalien, ich schreibe kursiv. Kursiv ist eine Vereinigung des Handschriftlichen mit dem Ornamentalen.

Man unterscheidet (so wollen wir, geehrter Herr Somoff, Ihre Betrachtungen auf eine gewisse Klarheit bringen) in der Grammatik drei Verbalformen. Die erste ist der Indikativ, das ist die Hinstellung einer Tatsache, der nackten Tatsache, gegen deren Existenz nichts einzuwenden ist. Der Indikativ sagt: dies Ding ist, es ist da, wie ihr's wahrnehmt, je plastischer und greifbarer, desto sicherer, da ist nichts zu deuteln und zu phantasieren. Der Konjunktiv ist schon nobler, differenzierter. Er gibt die Existenz desselben Gegenstandes nur unter Bedingungen zu, die zu erfinden meine Phantasie ergötzt. Er sagt: das Ding wäre so, wenn ich es annehmen wollte, oder wenn durch eine von mir nicht gewollte Fügung die Voraussetzungen dafür geschaffen wären. Jetzt bin ich nicht mehr von der Begrenztheit des Wirklichen abhängig, sondern ich kann Ereignisse unter neuen, sogar unerhörten Zusammenhängen verbinden und ihnen eine geheimnisvolle Kraft, einen musikalischen Kontrapunkt hinzufügen.

Nehmen wir einen Fall. Ich leugne nicht, daß es eine sehr glückliche Tatsache wäre, beim Aufstehen am Morgen von singenden, lachenden Menschen umgeben zu sein. Ich liege gern noch ein wenig wach und graule mich etwas vor den Briefen, die da auf dem Kaffeetisch mich erwarten, und all den Hindernissen, die der kommende Tag mir auf den Weg werfen wird. Ich liege wach und warte auf die ersten Töne des neuen Morgens. Draußen höre ich zwei junge Mädchen leise hin und her gehen, zuweilen ein verstecktes Kichern, frohe Laune, Summen von Melodien, vergnügte Geschäftigkeit. Ich bin selig, denn es gibt nichts Schöneres, als den ersten Ton des Tages im Lachen und Singen junger Mädchen zu ver-

nehmen, die ahnungslos mir diese Musik vor der Schlafzimmertür vormachen. Man stelle sich vor, wie verlockend das ist, wie optimistisch — man denke: es ist ja alles gar nicht so schlimm, wenn die so singen. Und sie singen und lachen den ganzen Tag, beim Kochen, beim Nähen, beim Essen. Das ist der Indikativ. Nun denke man sich diesen Zustand ins Unendliche fortgesetzt. Wird er erträglich sein? Wird einem das Singen und Lachen nicht über werden? Immer wieder vergnügt, immer ahnungslos, immer wolkenlos — nein, alles hat seine Grenzen, und ich erhebe den besagten, gewiß sehr nützlichen Indikativ zu einem noch viel wohltuenderen Konjunktiv: ich bilde mir bloß die lachenden Mädchen ein. Jetzt brauche ich mich mit der einen nicht zu verheiraten, die andere als Schwägerin ins Haus zu nehmen, sondern wenn ich wach liege, denke ich mir gänzlich unverheiratet ihre Lerchenstimmen, so leise oder so laut ich will, so oft oder so selten ich will, bis ich meine Phantasie so in der Gewalt habe, daß sie mir durch ihre Spekulation völlig die aufdringliche Massivität des Realen ersetzt. Ich bin mit Vergnügen in das Stadium des Konjunktivs getreten, der Stilisierung des Wirklichen. Nun aber haben die alten Griechen eine herrliche Erfindung gemacht, sie haben zu diesen beiden nützlichen Verbalformen noch eine dritte hinzuerfunden, deren Vorzüge lange Zeit verloren gegangen sind: den Optativ. Der Optativ ist nicht ein bloßes Wünschen eines Geschehnisses, sondern er ist die letzte Möglichkeit des Stilisierens der Dinge, die uns gegeben ist: wir nehmen gleichsam nur ihr Ornament heraus und freuen uns an ihrer inneren Musik. Das geht ausgezeichnet. Wie dumm war ich, mir monatelang diese beiden törichten Mädchen mit ihrem Gelache und Gesinge erst wirklich, dann konditional zu wünschen. Seien wir so reif, gar keine Substrate mehr für das Glücksgefühl zu brauchen, sondern es durch die Disziplin unseres Daseins, die Hygiene unseres Verhaltens, die Kultur unserer Stimmungen zu erzielen und aus den letzten flüchtigen Andeutungen fließender Haare, schöner Augen, wallender Gewänder oder wie die Requisiten sonst heißen mögen, die seelische Essenz der glücklichen Arabeske zu destillieren. Ornamentieren wir doch das Leben. Dann haben wir alle seine drei Verbalformen durchlebt.

Somoff ließ gewiß nicht los von der Indikativkunst, die uns die Beruhigung der irdischen Wahrhaftigkeit gibt. Er porträtiert das Kinderzimmer oder sich selbst oder einige Versailler Bäume oder ein paar Akte und noch einmal die liebliche Madame B. (ich denke: Benois), diesmal schon dunkel und winterlich, auch ein richtiges Liebespaar auf einer richtigen Gartenbank, alles, was so im Laufe des Tages kommt, diese und jene Dame, einen Acker und einen Sonnenuntergang. Aber der Konjunktiv reizt seine Phantasie mehr und mehr, und unmerklich wächst aus der Wirklichkeit eine Traumwelt, aus dem Bedingungslosen das Bedingte, aus dem Alltäglichen das Symbol. Sagen wir: aus Puschkin wird das imaginäre kreisrunde Porträt eines schmalen, langen Mannes, der mit schmalen, langen Fingern an einem Stehpult schreibend beschäftigt ist und uns sein soigniertes Schimpansengesicht zuwendet. Alte Zeiten, alte Kostüme machen mehr Konjunktive als alle Gegenwartstatsachen. Diese romantischen Dichter, „les poètes“ gehen in den hohen Wald mit ihren hohen Hüten und engen Hosen, werfen sich Rücken an Rücken auf die Wiese, lesen und schreiben. Unsere Freundin in Blau geht in den Garten, das aufgeschlagene Buch der Lieder in der einen Hand, die andere an der Kamee über dem Spitzenbesatz der tiefgeschnittenen Brust, und in der ganz romantischen Breite des ganz romantischen blauen Kleides stellt sie sich vor das Gebüsch, in der reizenden Attitude unserer Großmütter, als sie zwanzig Jahre zählten. Und die zwei Mädchen gehen in den langstämmigen Wald in ihren hellen breiten Kleidern, von einem Hündchen begleitet, und halten ihre „Rast im Walde“ — Porzellanwesen im Glasschrank der Natur. Und in der dreifachen Lichtung des arkadenförmig geschnittenen „bosquet“ sitzen die vielgeprüften Kavaliere und Marquisen der schönen Opern alter Jahre und machen ihre „conversation galante“. Die „Zauberin“ steht zwischen würfelförmigen Lorbeeren und zeigt ihnen, selbst eine Kurtisane vom Hofe der Velazquezkönige, im Spiegelschild das Wappen der Liebe. Im Tempelchen der „île d'amour“ werden Duette gelebt, in der Veranda des zierlichen Geländerhäuschens „Stimmen vergangener Tage“ belauscht, indes die Marquise auf einem kissenreichen Sofa ihre Toilette „Migräne“ aus einem Teetäßchen

Konstantin Somoff: Dame in Blau. ⊗ Zu Prof. Dr. Oskar Bie: Konstantin Somoff.
⊗ (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.) ⊗






**Konstantin Somoff: Titelblatt. (Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard in Berlin.)**

heilt. Konjunktive Menschen sind das alles, imaginäre Szenen aus der bloßen Existenz in eine phantastische Lyrik erhöht, die Melodie des Tages kontrapunktiert gegen die Arie der Vergangenheit. Während wir unter Bäumen und Statuen mit einem Mädchen auf einer Bank sitzen, kommt eine träumerische Erinnerung über uns, wir sehen uns, die Hand in der Rocköffnung, das Blatt sinken lassend, die blumige Dame zurückgelehnt

Zither spielend, wir hören ihr zu und glauben uns in die Zeiten der Großväter versetzt, sie spielt ein altes schlichtes Lied, und mit diesen paar zimperlichen Tönen kann sie uns begeistern und zu Tränen rühren: „le poète et la muse“. Das ist die Zeit der gelben Service, der blauen Teegeschirre, der sattgrünen Wiesen und der blumigen Kleider.

In Paris war es, daß man die Farbe lieben lernte und die Glut ihres Feuers aus den Dingen herausholte. Zu Hause, vor den Emaillen der byzantinischen Heiligen, fand man ihre dekorativen Tugenden. Bis dann die gesetzte Moral ihrer Arabeske das reife und ruhige Alter zu künden begann. Da im Landhaus schaut ein junges Liebespaar, voll des Indikativs, vom Balkon in die blühende Landschaft. Man hat sie noch nicht zum Tee gerufen, den die beiden Damen unten in der Veranda zu sich nehmen, sie, die vielleicht einst lachende und singende Mädchen im Hause ihrer Heimat waren und nun ihre Erinnerungen in alte Kostüme kleiden und aus ihren Erlebnissen ein zierlich konturiertes Bildchen machen. Oben aber sitzt der Vater im Lehnstuhl, und in seinem Kopfe ist all das, was einst Gegenwart war und Hoffnung, ein Ornament geworden, das den Sinn der Schicksale erklärt, ohne sich mit lebenden Organismen oder der Überflüssigkeit von Szenen und Gesprächen zu beschweren.

Zu Puschkins und zu Goethes Dichtungen, zu Theaterprogrammen und Büchern, Almanachen und Zeitschriften zeichnet der Künstler seine Illustrationen, Rahmen, Vignetten: ein schwebender Optativ der Kunst, ohne jeden Anspruch auf Wirklichkeit oder Möglichkeit. Das Weingehänge ist die Erinnerung an alle Vergnügungen, die uns die verschnittenen Gärten enthüllten. Rosen, Bänder, Kameen schlingen sich um Figurinen, unter dem Rebendach singt das Mädchen mit der Puppe und dem Reifen, Rokokozierat und Perlengehänge umrahmen den Ausblick auf die Komödianten mit Larve und Puderkopf. Vorhänge heben sich sacht auf und zu, Ritter gehen vorüber, Prinzessinnen lachen an uns vorbei — das Leben ist still geworden, das Stilleben ist der Refrain seines Liedes. Lohnte es sich der Mühe, und war es seinen Preis wert? Nicht allen ist es gegeben, es mit Brutalität zu Boden zu werfen. Haben sie ihren Tanz und ihre Unterhaltung mit Geschmack und Geist zu Ende geführt, so soll man ihnen nicht böse sein.

## Capriccio

Hinter Büschen und Hecken
Neckisch kokettes Verstecken,
Lachend über die Wiese
Tanzen Marquis und Marquise.
Kleider wie Himmel und Heide,
Lachen, mandsilberne Seide,
Jungvermählt alle beide — —
Selige kleine Marquise.

Herbstzeit. Sturmrütteln und -tasen.
Jagdruf. Verflatternde Nasen ...
Glüh'n ihr am Busen auch Nelken,
Blumen und Treue, sie welken.
„Auf! Mit lachendem Wagen
Küsse und Wild zu erjagen!“
Wär' nur nicht im Waldhaus die Lise,
Schmollende kleine Marquise.

Winter. Und Stacken um Stacken.
Steif, mit gewundenen Lacken,
Thront sie, ein Bild à la mode,
Grüßt sie gleich einer Pagode ...
Zürnt er — wie zierlich sie lächelt,
Flucht er — wie sanft sie sich fächelt!
Niemand so klug wie diese
Spöttische kleine Marquise.

Schwalben und Lenz. Aus den Bäumen
Drängt's wie erwachendes Träumen.
Leise hinan die Stiege,
Grünverhangene Wiege ...
„Liebster! Er hat deine Blicke!“
„Engel! Dir gleicht er zum Glücke!“ —
Wer ist so reich wie diese
Glückliche kleine Marquise!

Margarete Bruch



Das Spinozahaus in Rijneburg.

# Im Lande Spinozas

Von Ernst Altkirch

Seit zehn Jahren war Holland das Land meiner Sehnsucht, und nachdem ich es nun mit fröhlichen Augen geschaut habe, kann kein schöner Tag zur Neige gehen, in dessen Zwielicht ich nicht ein Träumer würde. Ist doch dann die rechte Zeit, um sich an Holland zu erinnern, im Armstuhl am Bücherbrett die lange Tonpfeife zu schmauchen und vom köstlichen Genever ein Glas zu trinken. So hab' ich auch in Holland oft in der Dämmerstunde gesessen, bis das Licht des Tages auf edlem Silbergerät erstarb und der Abend sich über dem Meere senkte ...

An den Tagen der Rembrandtfeier war ich ein lustiger Zeuge der ausgelassenen Festfreude des Holländers, die zu seinem sonst ernsten und gemessenen Benehmen einen so prächtigen Gegensatz bildet. Und diese unbändige Freude, die über jung und alt wie ein Rausch kommt, muß man wohl gesehen haben, um verstehen zu können, daß der derbe Humor und die Genußfreudigkeit, die uns auf den Bildern der Maler des siebzehnten Jahrhunderts ergötzen, noch heute im Holländer stecken und zu seinem Wesen gehören. Noch heute ist er ein fröhlicher und bedächtiger Trinker und Raucher, noch heute tanzen Männer und Weiber zur Drehorgel oder Fiedel auf der Straße und im Freien, noch heute liebt man unartige Scherze und legt in vorgerückter Stunde die Beine auf Tische und Bänke.

Aber so sehr ich für dies alles ein Herz habe, so ist die schönste Entdeckung, die ich in Holland gemacht habe, doch die, daß es nicht nur ein Land Rembrandts, sondern auch ein Land Spinozas gibt. Und dem Lande Spinozas gebe ich den Vorzug, denn es ist mit seinen einsamen Gehöften und Windmühlen inmitten grüner Wiesen und seinen sauberen Städten mit schweigsamen Häusern und stillen Grachten dem weltfernen, vornehmen Leben Spinozas vergleichbar. Und wie dieses Land an einem grauen Tage mit den geballten Wolken am Firmament uns wehmütig stimmt, so vermögen wir auch das



Bildnis Spinozas aus den Opera posthuma.

Leben Spinozas nicht zu überdenken, ohne uns der Wehmut hinzugeben. Anton van der Linde, der eine Bibliographie der Spinozaliteratur verfaßt hat, vergleicht das Leben Spinozas mit den Landschaften von Ruisdael, und wir können es ihm nachfühlen.

Aber in diese Wehmut mischt sich eine der schönsten Erinnerungen für den, der nur einmal vor dem Spinozahaus in Rijnsburg stand, das Rauschen der Eschen vor ihm hörte und dann eintrat in enge, stille Räume, von einer heimlichen Ruhe und Abgeschiedenheit erfüllt, in denen ihm die Gestalt eines der herrlichsten Denker lebendig wird, von dessen großer Persönlichkeit so viele Große unter den Menschen, nicht zuletzt Goethe, den tiefsten Einfluß erfahren haben.

Und die Spuren von Spinozas Erdenwallen sind doch wie Spreu vor dem Winde verflogen. Darin ist das Schicksal der beiden größten Söhne Hollands sich nicht unähnlich. Von ihren Habseligkeiten ist nicht das mindeste auf uns gekommen. Wir wissen auch nicht, wohin sie zerstreut wurden und wer um ein geringes den alten Malkittel Rembrandts und den kamelhärenen Mantel Spinozas erwarb, die für uns heute große Kostbarkeiten bilden würden.

Selbst Spinozas Bibliothek, wie sie bei seinem Tode bestand, ist uns völlig verloren gegangen. Nach einem notariellen Verzeichnis umfaßte sie hundertneunundfünfzig wertvolle Bücher, zu denen noch fünf Bündel kleinere Schriften hinzukamen. Sie gehören den verschiedensten Wissenschaften an, die altklassische Literatur ist durch ihre besten Schriftsteller vertreten, und auch hervorragende spanische Autoren, wie Cervantes, fehlen nicht. Es befindet sich nur in Berlin ein Exemplar des Pentateuchs, das den Namenszug Spinozas aufweist, doch wird es in dem genannten Verzeichnis nicht aufgeführt, so daß also die Bibliothek Spinozas bei seinen Lebzeiten wohl noch größer gewesen ist. Der Philosoph hat sich bei seinen geringen Einkünften sicherlich manches Werk am Munde abgespart.

Von den uns bekannten und veröffentlichten siebenundvierzig Briefen Spinozas ist nur ein geringer Teil erhalten geblieben. Im Jahre 1903 hat es Willem Meijer im Haag, der verdienstvolle Sekretär der Vereinigung „Het Spinozahuis", unternommen, diese Briefe in einer mustergültigen Nachbildung herauszugeben, und ihre Zahl beträgt nur zwölf. Angefügt ist die Nachbildung des Titelblattes des Tractatus Theologico-Politicus, das eine handschriftliche Widmung Spinozas aus dem Jahre 1676 enthält. Das Buch wird in der Gräflich Wallenrodschen Bibliothek in Königsberg aufbewahrt, und da es fünf der Randglossen von des Philosophen Hand enthält, mit denen er kurz vor seinem Tode mehrere Exemplare versah, ist es die schönste Spinozareliquie, die wir besitzen.

Leider ist auch von den Manuskripten Spinozas nichts erhalten geblieben. Nur von seiner unvollendeten Jugendschrift, der kurzgefaßten Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück, sind in den Jahren 1862 und 1869 zwei verschiedene Handschriften in holländischer Sprache, die augenscheinlich Übersetzungen aus dem Lateinischen sind, aufgefunden und herausgegeben worden. Von Spinozas Hand stammen sie jedoch nicht, und ob sie von Deurhoff und Monikoff herrühren, wie man behauptet, ist ungewiß. Diese Handschriften werden heute in der Königlichen Bibliothek im Haag aufbewahrt, und es wäre ein verdienstvolles Unternehmen, eine Nachbildung herzustellen. Sie würde zu den Veröffentlichungen des kurzen Traktats von van Vloten, Sigwart und Schaarschmidt eine wichtige Ergänzung bilden.

Die Königliche Bibliothek im Haag enthält auch eine der umfangreichsten Sammlungen

der Spinozaliteratur. Hier sah ich den seltenen Erstdruck des Traktats über den Regenbogen, der 1687 in holländischer Sprache erschien, die Opera posthuma mit dem Bildnis Spinozas, das in den meisten Exemplaren fehlt, sowie andere Werke mit seinen Bildnissen, die sehr selten sind.

Wer sich mit Spinoza beschäftigt, wird auch an der äußeren Erscheinung des Philosophen nicht vorübergehen, da er zu den wenigen großen Menschen gehört, deren Leben mit ihren Werken völlig verwachsen ist. Die Berichte von Zeitgenossen über Spinoza sind ziemlich oberflächlich und ungenau, und was seine Bildnisse anlangt, so hat er ebensowenig wie Goethe einen bedeutenden Künstler gefunden, dessen Schöpfung uns von der eigenartigen und starken Persönlichkeit des Denkers ein lebenerfülltes Abbild gäbe.

Es sind heute vier Bildnisse Spinozas vorhanden, von denen die Echtheit bezeugt werden kann. Nach ihnen ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Nachbildungen geschaffen worden. Von etlichen läßt sich Gutes sagen, die meisten jedoch sind Machwerke von Stümpern und wirken oft wie Karikaturen.



Bildnis Spinozas von Hendrik van der Spijck.

Von den vier Bildnissen Spinozas ist der Kupferstich in einigen Exemplaren der Opera posthuma vor allem beachtenswert. Nach Colerus und Lucas besaß Spinoza feine, regelmäßige Gesichtszüge und lebhafte dunkle Augen. Sein Aussehen zeigte, daß er von portugiesischen Juden abstammte. Er hatte eine dunkle Hautfarbe, schwarzes lockiges Haar und lange schwarze Augenbrauen. Auffallend ist auf dem Kupferstich der düstere Gesichtsausdruck, der wahrscheinlich zu dem Ausspruch Veranlassung gegeben hat, daß er das Zeichen der Verwerfung auf der Stirn trüge, und dem Hegel die schöne Deutung verlieh: „Mit der reprobatio hat es allerdings seine Richtigkeit; es ist aber nicht eine passive Verworfenheit, sondern die aktive Mißbilligung der Meinungen, Irrtümer und gedankenlosen Leidenschaften der Menschen."

Die übrigen Bildnisse sind Gemälde. Am bekanntesten ist das in der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel, obwohl die Beschreibungen des Colerus und Lucas mit ihm schwerlich übereinstimmen, denn wir sehen wohl große dunkle Augen und regelmäßige Züge, die sogar von einer aristokratischen Vornehmheit sind, doch der Abkömmling portugiesischer (richtig spanischer) Juden verrät sich in ihnen nur ganz wenig. Auch wird es mir schwer, in diesen Zügen Spuren der Schwindsucht zu sehen, die doch nach gewichtigen Angaben sichtbar gewesen sein sollen, wohl aber ist der Ausdruck von Tiefsinnigkeit vorhanden, und ich bin der Ansicht, daß wir es hier mit einem Jugendbildnis Spinozas zu tun haben. Der Maler des Bildes ist unbekannt. P. J. Arendzen, der eine Radierung nach ihm geschaffen hat, schreibt es dem holländischen Maler Evert Franzen zu.

Im Haager Städtischen Museum befindet sich eine gute Kopie des Wolfenbüttler Bildes. Auf der Rückseite ist es, wohl irrtümlich, von alter Hand Nicolaus Benedictus de Spinoza bezeichnet. Haar und Augenbrauen sind tiefschwarz. Auch hat man den Eindruck, daß der Philosoph einen starken Bartwuchs besaß. Die Unterlippe ist besonders rot. Im übrigen wirkt jedoch das Gemälde für Spinoza nicht sehr überzeugend.

Dagegen ist das auf Kupfer gemalte Miniaturbildnis, das sich im Besitz der Königin von Holland befindet und von der Hand Hendrik van der Spijcks herrührt, bei dem Spinoza längere Jahre im Haag bis zu seinem Tode wohnte, als dasjenige anzusprechen, das uns seine Züge am eindringlichsten aus der Zeit veranschaulicht, während der er an der Ethik schrieb. Es ist mit großer Liebe gemalt und nicht ohne Feinheit

und Tiefe, und es besitzt auch dadurch besonderen Reiz, daß der Philosoph im Hauskleide dargestellt ist, so wie ihn van der Spijck gewöhnlich sah.

Im vorvorigen Jahre wurde merkwürdigerweise in Amerika ein unbekanntes Spinozaporträt aufgefunden, das sich heute im Besitz eines Richters in Philadelphia befindet und im elften Bande der „Jewish Enzyklopedia" zum erstenmal als Buntkupfer veröffentlicht worden ist. In der Ähnlichkeit kommt es dem van der Spijckschen Bilde am nächsten. Beide weisen unverkennbar jüdische Gesichtszüge auf. Überraschen muß uns nur, daß bei diesem Bilde Haar und Augenbrauen von brauner Farbe sind. Das unendlich wehmütige und leidvolle Antlitz verrät, daß es aus einer Zeit stammt, in der Spinoza bereits schwer unter seiner Krankheit litt. Das Bild stammt aus dem Jahre 1672 oder 1673 und ist ein Werk Wallerant Vaillants, der ein in seiner Zeit geschätzter Bildnismaler war. Er hat auch den Kurfürsten von der Pfalz Karl Ludwig gemalt, der an Spinoza eine Einladung für eine Professur der Philosophie in Heidelberg ergehen ließ. Das Bild wurde wahrscheinlich für den Kurfürsten gemalt.

Über Spinozas Bildnisse sind viele Irrtümer verbreitet und noch mehr schiefe und unrichtige Urteile gefällt worden. Ich hoffe in den nächsten Jahren mit einer Arbeit hervortreten zu können, die sich ausschließlich mit diesen Bildnissen und der äußeren Erscheinung Spinozas befaßt. —

Viel Schönes und auch Seltsames ist von den **Wohnstätten Spinozas** zu erzählen. Sie sind eine kleine abgeschlossene Welt für sich, und wer da zu sehen und aufzunehmen imstande ist, wird Köstliches mit nach Hause tragen. Rembrandt hat uns den rechten Weg gewiesen, wenn wir mit offenem Auge die Geburtsstadt Spinozas, Amsterdam, so anschauen wollen, wie sie angeschaut werden muß, und dies betrifft besonders das im Süden gelegene Judenviertel, die Jodenbuurt.

Ob zu Rembrandts und Spinozas Zeiten das Judenviertel nicht viel anders ausgesehen hat als heute, wie man behauptet, kann wohl bezweifelt werden. Damals wohnten in ihm portugiesische Juden, die sich zum nicht geringen Teil des Wohlstandes erfreuten. Heute bevölkern es viele Abkömmlinge armer deutscher Juden. Die Nachkommen der reichen portugiesischen Juden haben sich zumeist in anderen Stadtteilen angesiedelt, so daß zwischen den häßlichen und vernachlässigten Häusern nur hin und wieder ein Gebäude auffällt, das Wohlstand verrät. Von farbigem, morgenländischem Prunk, wie ihn uns Rembrandt zeigt, ist nirgends etwas wahrzunehmen, und selbst die schönen Charakterköpfe alter Juden, die der Maler dargestellt hat, wird man vergebens suchen. Es ist, als ob alle märchenhafte Pracht, die auch heute dem vornehmen Amsterdamer Judentum nachgerühmt wird, hinter verschlossenen Fenstern einen Dornröschenschlaf schliefe.

Dafür aber sehen wir in den dumpfen Gassen nächst der Jodenbreestraat, in der das Haus Rembrandts steht, andere Dinge, die nicht minder an Rembrandts Kunst erinnern, und deren eigenartige Romantik dem ganz verloren gehen wird, der diese Gassen mit einem Gefühl des Grauens und Abscheus durchschreitet. Hier gibt es nur eins zu tun: daß man mit dem Auge des Malers und Dichters voll naiver Freude umherschaut.

Man erschrickt zwar zuerst, wenn man die engen, schmutzigen Straßen betritt, in denen die holperigen Steine mit Unrat und Kehricht bedeckt sind. In den meisten Häusern stehen Fenster und Türen offen, der Blick fällt in dämmerige, geschwärzte Räume voller Unordnung, und die schmalen, steilen Holztreppen verlieren sich in der Dunkelheit. Dicht an den großen Fallfenstern sitzt oft jung und alt, ißt, trinkt und raucht, die Männer in Hemdsärmeln, die Frauen in lockeren Blusen und mit entblößtem Halse, der älteste der Familie wie ein Patriarch im Lehnstuhl. In anderen Häusern kleiden sich Männer und Frauen aus und an, Mädchen kämmen ihr schwarzes Haar, das wie feucht vom Bade schimmert Und ihr Haar ist schön und lang, das sah ich bei einer jungen Jüdin, die mich an Sulamith erinnerte, und die hinter halb herabgelassenen Jalousien ihr Haar zu Flechten zerteilte.

Häufig blickt man auch in elende Schuster- und Schneiderwerkstätten, in ärmliche Läden und Fischbratereien und in raucherfüllte Schenken. Der Handel wird zumeist auf der Straße getrieben. Da hocken Männer und Weiber auf der Erde, in der Haustür oder auf den Kellerstufen, bieten Früchte und Geflügel feil, sind bei emsiger Arbeit,



Bildnis Spinozas im Haager Städtischen Museum.

Gemüse zu putzen und Bohnen aus den Hülsen zu befreien. Mit einem niedrigen Karren zieht der Fischhändler umher, breitet mächtige stahlblaue Fische vor sich aus, zerlegt Heringe und verkauft sie in einzelnen kleinen Stückchen für einen ganzen Cent. In anderen Straßen, wo die Trödler sitzen, werden hunderterlei Gebrauchsgegenstände bis zum verrosteten Schlüssel feilgeboten, und um die erbärmlichste Sache, die wir kaltblütig auf den Kehrichthaufen werfen, entsteht ein Schachern und Gerede, als ob es um Edelsteine und Perlen ginge.

Dieses Feilschen um das Wertloseste gibt einen Begriff davon, mit welch einem primitiven Leben hier die meisten zufrieden sind, denen es nicht unwichtig ist, eine weggeworfene Sardinenbüchse in ihren Besitz zu bringen, nachdem um sie eine große Verhandlung und Streiterei stattgefunden hat.

Diese Armen leben allerdings auch in einer Ursprünglichkeit, die erstaunlich ist.



Amsterdamer Judenviertel: Alte in der Haustür. (Nach einer Aufnahme von K. Job jun.)

Menschliche Bedürfnisse werden an der Mauer ohne Scham verrichtet. Mütter säugen und reinigen ihre Kinder vor aller Augen. Man geht in Lumpen und Fetzen einher und trägt einen Rock, den man niemals ausfüllen wird. Lumpensammler sitzen zwischen Bergen von Lumpen, prüfen sie mit Blicken, als ob sie Gold in den Händen hätten, und zertrennen und zerfetzen eine von Schmutz starrende Hose, als ob es aus ihr ein Königreich zu gewinnen gäbe.

Die Müßiggänger sind Knirpse von etwa zehn Jahren, die niemals gewaschen sein können, und die an einem gefundenen Zigarrenrest ihre Rauchkünste dartun, Mädchen mit großen dunklen Augen und feingeschnittenem Munde, dem Granatapfel gleich, Jungfrauen, die einen leisen, wiegenden Gang in den Hüften haben, als schritten sie zum Tanze, und bejahrte Weiber mit häßlichen und gefurchten Angesichtern, geröteten Augen und schneeweißem Haar, das unter der Nachtmütze wirr hervorhängt.

Doch wo man hinblickt, da hat jeder dem anderen etwas zu erzählen, überall sieht man ein paar Köpfe, die zusammenstecken. Und man redet nicht nur mit dem Munde, sondern erschrecklich auch mit Händen und Armen, man teilt Rippenstöße aus, ruft, schreit, brüllt und preist mit hundert verlockenden Worten seine Waren an. Daß es an Zwistigkeiten nicht fehlt, ist kein Wunder, man zankt und schimpft, kriegt sich beim Bart, schlägt sich die Hüte vom Kopf, und das weibliche Geschlecht weiß gar anmutig und lasterhaft einen Körperteil zu zeigen, mit dem man seinen Mitmenschen seine ganze Mißachtung auszudrücken pflegt, wenn man auf Zucht und Sitte wenig hält. Darob fröhliches und lautes Gelächter, und dann geht man schnell auseinander, um wo anders wieder stehen zu bleiben. Trotzdem hat jeder nur das im Auge, was zu seinem und der anderen Vorteil dient. Darum ist auch jeder so ganz mit sich selbst beschäftigt und tut, was ihm gefällt und als ob er allein wäre.

Und in diesem Stadtviertel Amsterdams ist einstmals Spinoza geboren worden. Sein Vater wohnte in einem Quartier, in dem sich die ärmeren portugiesischen Juden um 1600 angesiedelt hatten, und das „Vlooienburg" hieß. Das Geburtshaus Spinozas ist unbekannt. Man kennt jedoch das Haus, in dem der alte Spinoza wohnte, als er zu einigem Reichtum gekommen war. Es lag damals auf dem Burgwall oder der langen Houtgracht, neben der alten portugiesischen Synagoge. Die Straße führt heute den Namen Waterlooplein. Das Haus ist an einer Gedenkplatte mit der Aufschrift „T'Opregte Tappeythuis 1743" kenntlich und trägt die Nummer 41. Spinoza hat hier bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre gelebt. Das Aussehen des Hauses ist durch mehrmalige Umbauten leider verändert worden. Man rechnete es früher zu den besseren Kaufmannshäusern, während in ihm heute Gasstrümpfe und Klempnerwaren verkauft werden. Dem Hause Rembrandts auf der Breestraat ergeht es nicht viel besser. In ihm befindet sich ein Kunstladen mit holländischen Antiquitäten. Dies Metier macht dem Andenken Rembrandts wenigstens einige Ehre.

Als der Name Rembrandts an den schönen Julitagen des vorigen Jahres auf jeder Zunge schwebte, da ist niemals derjenige Spinozas an mein Ohr gellungen. Nur im Festzuge zu Amsterdam wandelte ein kostümierter Spinoza einher, der, wenn ich recht gesehen habe, ein Kenner holländischer Schnäpse war. Aber es ist wohl anzunehmen, daß, wenn die eitle und törichte Welt im Jahre

1932 den dreihundertsten Geburtstag des großen Denkers feiert, man ihm auch eine Medaille prägen wird. Auch wird man ihn mit Zigarren und Schokolade, die seinen Namen und sein Bildnis in das Volk tragen, feiern und wird ihm ein Lied und eine Ouvertüre widmen, wie man desgleichen bei Rembrandt getan hat. Und wird sein Haus illuminieren und wird vor ihm sich drängen und tanzen Arm in Arm, wie man dies vor dem Hause Rembrandts tat ...

Die Anfeindungen und Verfolgungen, denen Spinoza in Amsterdam von seiten der jüdischen Gemeinde ausgesetzt war, veranlaßten ihn, vorübergehend Zuflucht in Ouwerkerk, einem in der Nähe seiner Geburtsstadt gelegenen Dörfchen, zu suchen, den Amsterdamer portugiesischen Juden wohlbekannt, da sie hier ihre Toten begruben. Obwohl in Ouwerkerk und den benachbarten Dörfern eine Anzahl Männer wohnte, die Spinoza damals zu seinen redlichsten Freunden zählen konnte, kehrte er doch bald nach Amsterdam auf kurze Zeit zurück, um zu Anfang des Jahres 1660 nach Rijnsburg, einem Dorfe, das nicht ganz zwei Stunden von Leiden, der alten Universitätsstadt, entfernt liegt, überzusiedeln. Er sehnte sich für sein Schaffen nach Einsamkeit und ländlicher Ruhe, die er in der Nähe von Amsterdam, schon seiner zahlreichen Freunde wegen, nicht zu finden vermochte, und wußte sie sicherlich auch auf die rechte Art zu genießen.

Wenn nicht von Leiden nach Katwijk, einem einfachen Seebade und einer Künstlerkolonie, eine Kleinbahn gelegt wäre, würde es um Rijnsburg noch ebenso still sein wie zur Zeit Spinozas. Die Landstraße führt an sauberen Villen vorbei gen Westen über Endegeest. Längere Jahre wohnte dort in dem von einem schönen Park umgebenen Schlosse Descartes, um an den „Prinzipien“, seinem Hauptwerke, zu arbeiten. Heute beherbergt der Wohnsitz des Philosophen eine Irrenanstalt.

Der nächste Ort ist Rijnsburg. Er hat das Aussehen der meisten kleinen Dörfer Hollands. Eine Kirche mit weithin sichtbarem Turm gehört zu den letzten Überresten einer Abtei, die im sechzehnten Jahrhundert zerstört wurde. Zur Zeit Spinozas war Rijnsburg der Zusammenkunftsort der Kollegianten, einer christlichen Sekte, mit deren Anhängern der Philosoph freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Einstöckige, aus Backsteinen gebaute Häuschen mit roten Dächern sind von Gärten und Gemüsefeldern umgeben. Man schreitet auf ausgetretenem Ziegelsteinpflaster an einem schmalen Kanal entlang, von den blonden Dorfbewohnern mit großen Augen angestarrt, und biegt am Westende des Dorfes in eine kleine Nebengasse ein, in der am Ende linker Hand ein sauberes Häuschen mit blanken Fenstern und grünen Läden liegt. Es ist das Wohnhaus Spinozas, und für alle Freunde des Philosophen hat es dadurch seinen besonderen Wert erhalten, daß es im Jahre 1899 von der Vereinigung „Het Spinozahuis“ angekauft und zu einem kleinen Museum umgebaut wurde. Die Straße, in der es liegt, heißt seit langem die Spinozalaan.


Amsterdamer Judenviertel: Beim Gemüseputzen. (Nach einer Aufnahme von K. Job jun.)

Von dieser Vereinigung sei kurz erwähnt, daß sie aus Anhängern Spinozas hauptsächlich holländischer Abkunft besteht. Sie zählt jedoch auch Deutsche zu ihren Mitgliedern. Ihr Sekretär ist der bereits erwähnte Gelehrte Willem Meijer im Haag, der Spinozas Werke in seine Muttersprache übertrug.

Vor dem Spinozahause stehen mächtige Eschen, in deren Schatten es wohl geborgen ist. Wie die übrigen Häuser des Dorfes ist es aus roten Backsteinen gebaut, mit



Das Spinozahaus in Amsterdam.

weißgekalkten Fugen, und auf einem in der Mauer eingelassenen Stein sind einige Verse Kamphuysens, eines frommen holländischen Dichters der damaligen Zeit, zu lesen:

> Ach, waren alle Menschen wijs
> En wilden daarbij wel!
> Dan was de Aarde een Paradijs,
> Nu is ze maar een Hel.

Man betritt das Haus durch eine alte zweiteilige Tür, wie man sie auch in deutschen Bauernhäusern antrifft. Auf den Gemälden und Radierungen der holländischen Maler ist sie oft zu finden.

Auf dem schmalen Gange befinden sich mehrere Türen. Eine davon führt in die sogenannte Studierstube, von der angenommen werden kann, daß Spinoza hier arbeitete. Sie gehört zu den traulichsten Räumen, die ich gesehen habe, und wenn auch alles der Einbildungskraft entsprungen ist, so ist doch in einer ganz seltenen Weise erreicht worden, uns mit dem Geiste Spinozas zu umgeben. Durch das geöffnete Fenster flutet das goldene Sonnenlicht in den dämmerigen Raum, die Bienen summen leise, und ein schwacher Wohlgeruch von Rosen erfüllt die Luft. Niemand stört uns, kein aufdringlicher Museumsdiener hält uns eine einstudierte Rede, befindet sich das Spinozahaus doch nur in der Obhut einfacher, verläßlicher Gärtnerleute.

So sitzen wir in aller Heimlichkeit vor dem breiten Eichentische, auf dem die Originalausgaben der Werke Spinozas und eine Mappe mit einer großen Anzahl seiner Bildnisse liegen. Ein zinnernes Tintenfaß, das einem alten Faß im Hause des Thijsius in Leiden nachgebildet ist, steht daneben, damit wir uns beim Scheiden in das Besuchsbuch mit spitzem Gänsekiel einkritzeln können. Wie die Feder so borstig in der sonntäglichen Stille kratzt!

Eine Hummel kommt zum Fenster hereingeflogen. Zornig summt sie an der holzgetäfelten Decke entlang und setzt sich eine Weile auf den Kaminsims. Ich folge ihr mit den Augen und betrachte dabei den schönen Kamin, der mit einer alten Feuerplatte versehen ist, auf der sich eine Darstellung Gustav Adolfs hoch zu Roß befindet. An der Tür daneben hängt eine Kohlephotographie nach dem Bildnis Descartes' von Frans Hals, dessen Original im Louvre ist. Man versenkt sich gern in dieses Bild, und ich sinne darüber nach, was für einen herrlichen Schatz wir besitzen würden, wenn wir ein ähnliches Bild Spinozas von der Hand Rembrandts besäßen. Während dann der kleine Teufel weiterfliegt, summt er ganz leise an einem Bilde Spinozas vorüber, einem Japandruck der Radierung des Malers P. J. Arendzen, die dem zweiten Bande der kritischen Gesamtausgabe der Werke Spinozas von van Vloten und Land vorangestellt ist.

In einem großen Schranke aus Föhrenholz werden die Bücher aufbewahrt, die sich in dem Besitze Spinozas befunden haben. Bis auf wenige Werke ist die Sammlung vollständig. Für ihre Reichhaltigkeit hat besonders der Baron G. van Rosenthal gesorgt, dem die Universitätsbibliothek in Amsterdam eine Bücherei verdankt, die aus mehr als achttausend Bänden über jüdische Literatur besteht. Leider ist aber unter den Büchern des Spinozahauses kein einziges, von dem man behaupten könnte, daß es in der Hand des Denkers gewesen wäre.

Auf einem Dreifuß wird ein kleines Schreibpult gezeigt, wie es Spinoza zur Aufbewahrung von Briefen und Manuskripten benutzte, und wie es mit den Handschriften

Die Studierstube im Rijnsburger Spinozahaus.

der Ethik und der nachgelassenen Schriften an seinen langjährigen Freund, den Buchhändler und Buchdrucker Jan Rieuwertz, nach Amsterdam geschickt wurde. In ihm liegt auch eine Nachbildung seines silbernen Petschaftes: eine Rose mit Dornen und darunter Caute (d. i. vorsichtig). Wir kennen dieses Petschaft aus verschiedenen Siegelabdrücken der Briefe Spinozas. Von den Entwürfen für das Haager Spinozadenkmal finden sich die von Lacomblé und Stracké in den Ecken am Fenster untergebracht. Sie stellen den Philosophen stehend dar und sind nicht ohne künstlerischen Wert. Hervorragende Schöpfungen sind es jedoch ebensowenig wie das Denkmal im Haag.

Mit vielem Glück ist in dem Nebenraum versucht worden, die Werkstätte Spinozas vor Augen zu führen. Sie enthält eine alte Drehbank mit einer Vorrichtung zum Schleifen optischer Gläser für Mikroskope und Teleskope, wie sie von Spinoza wahrscheinlich benutzt wurde. Auf einem Tische sehen wir die Wasserleitung und die physikalischen Instrumente, deren er in seinen Briefen Erwähnung tut.

Ein Bodenraum enthält noch eine Sammlung von Werken älteren Datums, die mit den Schriften und der Lehre Spinozas in Zusammenhang stehen. Sie ist zunächst noch von geringem Umfang. Zu wünschen wäre, daß die Spinozahaus-Vereinigung sich entschlösse, eine Bibliothek der Spinozaliteratur überhaupt anzulegen. Im Jahre 1893 ist in Leipzig noch eine sehr reiche Sammlung von Spinozana für zwölfhundert Mark verkauft worden. Heute würde man für sie das Doppelte und Dreifache anlegen müssen.

Hinter dem Hause steht unter dem Fenster der Studierstube eine bescheidene Bank. Köstlich sitzt sich's da im Grünen. Eine weite fruchtbare Ebene dehnt sich vor uns aus, und am Horizont tauchen die Dünen von Katwijk auf. Der Tag ist sonnig und hell, ein Windstoß trägt ab und zu den erfrischenden Geruch des nahen Meeres vorüber. Ich lehne den Kopf an die Wand, schließe ein wenig die Augen, und wie eine herbe und



Die Kirchstraße in Voorburg.

zugleich süße Musik treffen die Eingangsworte der kleinen Schrift über die Läuterung des Verstandes, die Spinoza hier schrieb, mein Ohr. So hätte ich ihnen lauschen und lauschen mögen, bis es Abend ward ...

Daß Spinoza in Rijnsburg nicht dauernd blieb, hat jedenfalls darin seinen Grund, daß die Veröffentlichung seiner Schriften ihm Veranlassung gab, einen Aufenthalt in der Nähe des Haag zu suchen, wo seine einflußreichsten Freunde, besonders Jan de Witt, wohnten. Er wählte das Dorf Voorburg, das etwa eine halbe Stunde vom Haag entfernt liegt, und ließ sich 1663 dort nieder. Heute ist der saubere Ort mit der Eisenbahn leicht zu erreichen. Schöne Landhäuser umgeben ihn. Die Dorfstraßen sind vom Leben unserer Zeit noch ganz unberührt, und die schmalen, spitzgiebeligen Häuschen atmen noch die Behaglichkeit längst entschwundener Tage. Im Gasthaus „De Zwaan", gegenüber der protestantischen Kirche, wird die Vergangenheit noch mehr lebendig. Hier sitzen wir in einer altholländischen Schenke, wie sie so gerne von den Malern des siebzehnten Jahrhunderts dargestellt wird, trinken aus schön geschliffenen Gläsern einen milden Rotwein und lassen uns dazu ein Stück holländischen Käses wohl munden.

In unmittelbarer Nähe dieses Gasthauses liegt die Kirchstraße, in der Spinoza über sechs Jahre in einem Hause, das dem Maler Daniel Tydemann gehörte, wohnte. Bis heute ist es noch nicht gelungen, es urkundlich genau festzustellen, wahrscheinlich gehört es zu den Häuschen, die rechterhand an einer Gracht liegen, und von denen man einen freien Blick in das weite Land hat.

Schon während seines Aufenthaltes in Voorburg war Spinoza öfters im Haag anzutreffen. Er stieg dann bei einem Bruder seines Hauswirtes, Mesach Tydemann, ab, der in der Vagijnenstraße wohnte, auch hielt er sich etliche Zeit wieder in Amsterdam und Rijnsburg auf.

Seit dem Jahre 1670 lebte er ganz im Haag. Er wohnte zuerst auf der stillen Veerkade 32 im Hause einer Witwe van Velen, nicht weit vom Judenviertel, das jedoch mit dem von Amsterdam nicht zu vergleichen ist. Auch hier arbeitete Spinoza in großer Einsamkeit, vom Leben der inneren Stadt völlig unberührt. Eine Gracht, an der alte Bäume standen, durchzog die Straße. Heute ist die Gracht zugeworfen worden, und das Straßenbild hat darunter sehr gelitten. Das Haus, in dem Spinoza wohnte, ist jedoch wohl erhalten und nur wenig verändert

worden. Es ist deshalb für Spinozafreunde von besonderem Interesse, und die Vereinigung „Het Spinozahuis" hatte anfänglich die Absicht, es anzukaufen.

Der gegenwärtige Besitzer ist ein alter Tapetenhändler, der sich behaglicher Ruhe erfreut. Die mit schweren Eisenangeln versehene Haustür war wahrscheinlich schon zu Spinozas Zeiten vorhanden. Auch befindet sich in der Mauer noch das Guckloch, durch das man den vor der Tür Stehenden erblicken konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Die steile Treppe sowie ein schöner Kamin im Schlafzimmer des ersten Stockes zeigen Barockformen. Im zweiten Stock liegen mit der Aussicht auf ein Hintergärtchen zwei kleine Zimmer, die früher nur aus einem Raum bestanden. Hier wohnte Spinoza. In der Wand eingelassen ist ein Bett, das durch eine Tapetentür verschlossen wird. Möglich, daß dort Spinoza geruht hat. Später hat hier Colerus, sein Biograph, gehaust. Von Jan de Witt, dem allmächtigen Staatsmanne, wird erzählt, daß er Spinoza in diesem Hause öfters besuchte, und zwar kam er durch ein kleines Seitengäßchen zu ihm, um unauffällig mit ihm verkehren zu können. Der biedere Tapetenhändler will darüber geheimnisvolle Dinge wissen, aber es war kein Wort aus ihm herauszubringen, und er beabsichtigt wohl, seine Weisheit mit ins Grab zu nehmen.

Da Spinoza trotz seiner Bedürfnislosigkeit in dieser Wohnung sein Auskommen nicht hatte, sah er sich nach einer anderen Behausung um und fand sie in nächster Nähe auf der Paviljoensgracht 32 bei dem Maler Hendrik van der Spijck. In den oberen Räumen des Hauses wohnte und starb er. Das Haus ist leider völlig umgebaut und hat deshalb für uns an Bedeutung verloren. Am Giebel befindet sich eine Tafel mit der Inschrift: „Hier woonde Spinoza van 1671 tot zyn Dood 1677."

Begraben wurde Spinoza in der neuen protestantischen Kirche auf dem Spuy. Ihr Inneres ist sehenswert, da sie ohne Pfeiler gebaut ist. Auch sind die Holzschnitzereien der Kanzel und eines Gestühls von großer Schönheit. Des Küsters jüdische Magd führte uns. Sie behauptete, daß Spinoza unter der Kanzel begraben läge. Dies trifft indessen nicht zu. Er liegt rechts von der Kanzel unter der Grabplatte B 162; da es



Das Spinozahaus im Haag (Deerkade 32), vom Garten gesehen.

jedoch ein Mietsgrab war, das nach etlicher Zeit für andere Tote wieder geräumt wurde, so kann von einer eigentlichen Grabstätte Spinozas kaum noch gesprochen werden. Ein Denkstein ist nicht vorhanden. In dieser Kirche wurde auch Spinozas treuester Freund und Gönner Jan de Witt begraben.

Neben der lutherischen Kirche ist auf der Paviljoensgracht noch das Haus erhalten, in dem das Beratungszimmer der Kirchenältesten sich befand. An der Wand sind ihre Namen aufgezeichnet, unter denen sich auch der van der Spijcks befindet. Nach der Predigt kamen hier die Ältesten mit dem Geistlichen zusammen, rauchten eine Pfeife und tranken eine Schale Kaffee. Colerus wird sich bei diesen Zusammenkünften mit van der Spijck des öfteren über Spinoza unterhalten haben und hierbei den Gedanken einer Lebensbeschreibung des Philosophen gefaßt haben.

Nicht weit von dem Sterbehause Spinozas erhebt sich auf der Paviljoensgracht sein Denkmal. Es wurde 1880 gesetzt, und bis vor etlichen Jahren muß es dort in einer schönen Umgebung gestanden haben. Auch diese Straße war von einer stillen Gracht durchflossen, an der alte Lindenbäume standen. Gegenüber liegen die Häuser eines Hospitals.




Das Spinozadenkmal im Haag.

sie ist eins jener häßlichen Beispiele, wie das schöne Alte vom nüchternen Neuen unterdrückt und weggefegt wird.

Das Bronzestandbild rührt von F. Hexamer, einem Franzosen, her und trägt auf dem granitenen Sockel die schlichte Inschrift: Spinoza. Der Philosoph sitzt auf einem geschnitzten Stuhl mit Lederbezug, Kissen und Fransen, wie er ihn zu seinen Lebzeiten schwerlich benutzt haben wird, in der rechten Hand eine Feder haltend, in Gedanken versunken. Der Kopf ähnelt dem Wolfenbüttler Bilde, im übrigen gehört das Denkmal zu den Erzeugnissen, deren wir auch in Deutschland zur Genüge besitzen, und von denen wir nicht gern sprechen. Spinoza hätte im Haag wahrlich ein anderes Denkmal verdient.

Daß auf des Denkers Schoße, zu seinen Füßen und innerhalb des Gitters faustgroße Ziegelsteine lagen, will ich nur nebenher erwähnen. Sie geben dem Denkmal einen sinnigen, wenn auch seltsamen Schmuck, denn sie erinnern uns beredt daran, daß Spinoza einer der Gekreuzigten und Gesteinigten ist. Trotzdem sollte die Haager Stadtverwaltung einmal mit sich zu Rate gehen, wie dem Unfug Einhalt zu tun wäre. Zwar nicht das Andenken Spinozas kann von dieser Schändung getroffen werden, wohl aber die Stadt, in der einer der verehrungswürdigsten Denker und Menschen aller Zeiten sein Leben beschloß.

Heute ist auch diese Gracht zugeschüttet worden, und um dem Denkmal wenigstens einen würdigen Hintergrund von schönen, schattigen Linden zu geben, mußte es umgedreht werden. Die Umgebung ist mitsamt einem mächtigen Telegraphengestänge erschreckend reizlos, und



Das Siegel  Spinozas.



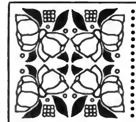

## Ahnung

Geh nicht! — In dem Ohre liegt mir
Ein so eigner Klang:
Wie wenn aus gesprung'nen Saiten
Wunde Töne weh entgleiten ...
Lausch' ich ihrem Zwang?

Geh nicht! — In ein kraftlos Weinen
Löst das Lied sich leis;
Und ich seh's wie Flöre wallen,
Und ich fühl's wie Tränen fallen
Aus dem Auge heiß.

Geh nicht! — Hör: die Schollen rollen
Wie auf einen Sarg ...
O, es wird ein Glück begraben!
Wer nur mag's verloren haben? ...
Herz, wie klopfst du arg!

Phil. Schneider

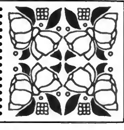


# Der arme Hans

Roman von Albert Geiger

II

Der arme Hans



**Der Schneider erträgt mit Geduld sein Ungemach**

Es war um Jahre später, an einem Apriltage. In der Frühe zogen der Sonne rosige Wölkchen vorauf, die wie eine himmlische Kinderschule paarweise am Horizont heraufkamen, gehütet von der strahlenden, mütterlichen Himmelsgärtnerin. Um dieselbe Zeit hörten die Bewohner Hinterpappelbachs die dumpfen Klänge eines Hornes, auf dem der Schweine- und Gänsehirt des Städtchens, begleitet von einem bissigen schwarzen Köter, den Hinterpappelbachern ein Morgenständchen darbrachte, in dessen Töne sich das Grunzen und Quieken der Schweine, das Geschnatter der Gänse und das Bellen des Hundes melodisch einmischten. Wenn die Himmelswölkchen wie artige Kinder einherzogen, um dafür mit einem silberglänzenden Kleide an Stelle des rosaroten Morgenhemdchens belohnt zu werden, so boten die Zöglinge des Schweinehirten ein Bild irdischen Eigenwillens und Ungehorsams und taten so den Gegensatz zwischen Himmel und Erde sehr eindringlich dar. Während dieser ziemlich ungeordnete Zug das obere Tor des Städtchens hinauszog, begann es in den Häusern lebendig zu werden. Hier wurde eine Tür aufgeschlossen, dort ein Laden aufgestoßen. Gähnende Gesichter, da und dort in Nachtmützen, wurden sichtbar, um im Inneren des Hauses wieder zu verschwinden. Die Frühpost rollte durch das Städtchen. Hell schmetterten die Töne des Posthorns. Von den Häusern zogen blaue Räuchlein in die klare Morgenluft und am Schloßberg hinauf. Überall saßen Vater, Mutter und Kinder um die Morgensuppe oder, wo es ganz fein herging, um den Morgenkaffee.

Alles Gewerke und Gewerbe im Städtchen hatte sein Leben begonnen. Beim Schmied fauchte die Esse und sauste der Balg, beim Schreiner schnurrte der Hobel übers Holz und brozzelte die Leimpfanne, beim Schuster tönte die Brandsohle vom Hammer, beim Schlosser ächzte die Feile am Schraubstock, beim Wirt klangen die Flaschen und Gläser, als sie geschwenkt und auf den Tisch gestellt wurden — ein Morgenlied. Am „Bären" schoben die Knechte den Wagen mit Mist beladen heraus, die Felder vor der Stadt zu düngen. Auf dem Markt standen die Weiber vor den Körben mit Eiern, Butter, Käse und priesen ihre Ware an. Und das alles unterm milden Schein der lieblichen Frühlingssonne.

In der Schneiderwerkstätte beim Bohnert-Franz standen die Fenster weit offen. Der Bohnert-Franz, der älter geworden war und weiße Haare hatte, schnitt einen Bauernrock zurecht. Er hatte einen Teil der Herrenkundschaft abgeben müssen; erstens weil sich unten im Städtchen ein jüngerer Schneider niedergelassen hatte, der nach den neuesten Modekupfern arbeitete; zweitens weil die Stas, die unumschränkte Herrin des Hauses, im Laufe der Zeit die beste Kundschaft mit ihrer hahnebüchenen Art und ihrer selbstgefälligen Eitelkeit verscheucht hatte. Er beschäftigte nur noch einen Arbeiter. Dazu einen Lehrbuben, der aber nicht viel zu bedeuten hatte. Sein Gesicht zeigte einen Zug wie verschwiegenen Schmerzes. Besonders um die Mundwinkel lag viel stumme, stumpfe Müdigkeit. Der Geselle flickte einen Försterrock zurecht, und der Lehrling bügelte. Der Geselle hatte als einziger vom früheren Bestand bei ihm ausgehalten. Der alte Mann dauerte ihn. Darum hatte er, als der Bohnert-Franz ihn einmal fragte: „Na, Ambros, lustet's Euch nicht, die Federn zu lupfen?" in seiner bestimmten Art gesagt: „Nein, Meister. Ich gehe nit fort von Euch. Es muß auch ein Unterschied in den Gesellen sein." Der Bohnert-Franz hatte ihm mit einem dankbaren Blick die Hand gedrückt. Der Lehrbub war einer armen Witfrau Sohn, unten im Städtchen beim Straßburger Tor. Sein Vater war Schirmmacher

gewesen und viel umhergezogen. Auch der Sohn sollte Schirmmacher werden. Dieweil aber schon der Vater an einer schwächlichen Brust gestorben war und die Mutter dasselbe Los für den schmächtigen, blassen Buben befürchtete, so hatte man ihn zum Schneider-Bohnert getan.

Diese drei Menschen in der Schneiderstube, alle drei gleich schweigsam, boten ein ziemlich melancholisches Bild. Früher war beim Bohnert-Franz zur Arbeit gesungen und gepfiffen worden. Der Meister oder die Gesellen hatten von ihren Wanderfahrten oder Schnurren aus ihrem Handwerk erzählt. Jetzt war das alles vorbei.

Die Tür wurde aufgestoßen. Vom Gang außen fiel ein heller Morgenschimmer in die des Morgens im Schatten liegende Stube. Die Stäubchen, vom Luftzug aufgewirbelt, tanzten einen diamantfarbenen Tanz in dem hellen Licht, das hereinflutete. Im Türrahmen stand ein etwa fünfjähriger Bube in einem sauberen grauen Gewändlein und einem blauen Leinenschürzlein. Auf den ersten Blick erkannte man, daß der Bube ein ganz anderes Wesen war als die sonstigen Hinterpappelbacher Kinder. Ein blasses Gesicht, ein zierlicher Körper. Krausgelockte schwarze Haare. Darunter zwei sehr schöne schwarze, etwas melancholische Augen, mit fein geschwungenen Augenbrauen und langen, fast seidigen Wimpern. Die scharfgeschnittene Nase und der kleine, volle Mund mit dem einzigen Farbton in dem Gesicht: aufgeworfenen, aber nicht unschönen roten Lippen, vermochten nicht, das Weibliche, das in dem ganzen Gesichtchen lag, zu verdrängen. Hätte der Kleine einen Mädelsrock angehabt, so hätte man ihn wohl als ein Mädchen nehmen können. Aber nicht allein das Außergewöhnliche seiner Erscheinung fiel auf. Geradeso bemerkenswert war der Zug einer gewissen Traurigkeit in seinem ganzen Wesen. Man sah gleich, daß der Junge nicht übermäßig viel gute Stunden haben mochte.

Der kleine Hans blieb auf der Schwelle stehen. Als die Tür gegangen war, hatten der Bohnert-Franz, Ambros der Geselle und der Lehrling aufgeblickt. Und es war merkwürdig und eigentlich rührend, zu sehen, wie die Blicke der drei Menschen liebevoll und zärtlich bewundernd an dem Kleinen hingen. Der Meister legte die Schere hin und sagte mit seiner müden Stimme: „So, so! Geht's jetzt in die Kinderschul'? Allons, sei recht brav und aufmerksam! Damit die Frau Zeiß" — so hieß die Kindergärtnerin — „ihre Freud' an dir hat!" Damit trat der Schneider auf den kleinen Hans zu und streichelte ihm die Wangen. Der schmiegte das Köpfchen in seine Hand. Der Schneider fuhr ihm mit den dürren Fingern kosend über das krause Haar.

„Hast denn auch was drin in deinem Täschchen?" fragte der Geselle freundlich.

Der kleine Hans hatte eins jener gestrickten Täschchen über dem Schürzchen hängen, mit denen die Kinder in die Kinderschule zu wandern pflegen. Nun knüpfte er das Täschchen auf, und einige Schritte nähertretend, hob er es dem Gesellen hin. Der sah hinein. Ein Stück Brot, ein verhutzelter Apfel, zwei Fadenrollen und einige bunte Bachkiesel bildeten eine einträchtigliche Gemeinschaft darin.

„Schau, schau!" sagte der Schneider. „Da wirst du nicht übersatt! Warum hat dir die Mutter kein Butterbrot geben?"

Der Kleine sah etwas betrübt darein. Dann erwiderte er leise: „Die Mutter hat gesagt, ich sei ein Hansnarr! Wir verdienten nicht das Schmalz zum Essen. Ich soll mir die Butter dazu denken."

„Hat sie gesagt? So! Ei ei! Sie hat schon recht, wenn sie's sagt. Die Mutter hat immer recht. Nun, es leben viele Kinder, haben noch nicht einen Apfel zum Brot."

„Ja, schon!" meinte Hans. „Aber ich hab' schon oft gesehen, daß sie mir die allerrunzligsten raussucht."

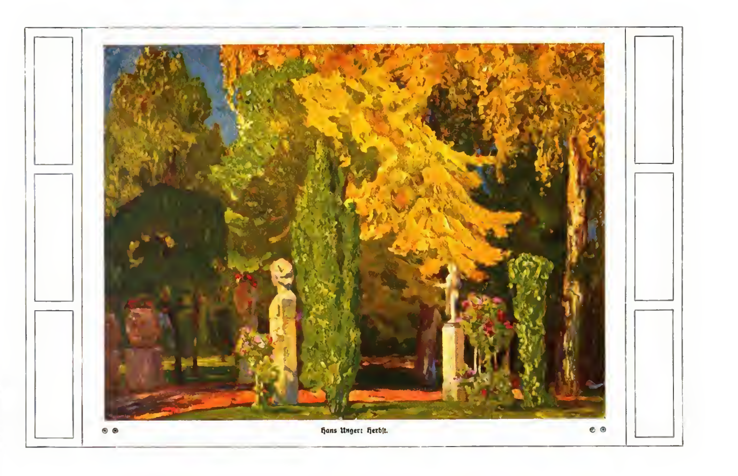
„Das mußt nicht glauben, Hans! Nicht glauben!" wehrte der Schneider eifrig.

Der Geselle brummte etwas in den Bart. Dann ging er zu dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers, auf dem sie saßen und schneiderten, und zog eine Schublade auf, in der er allerlei zu liegen hatte. Er nahm etwas heraus und stellte sich vor Hans hin, die Hände auf dem Rücken: „Ruck oder Schneid? Was willst?"

Der Knabe gab keine Antwort, sondern sah den Gesellen erwartungsvoll an.

Da zog der die Hände vom Rücken. In der einen Hand — sein faltiges, ehrliches Gesicht glänzte dabei vor Freude — hatte er eine Schneckennudel, in der anderen einige Nüsse.

„Oho! Ambros! Ihr ruiniert Euch!" sagte der Bohnert-Franz. „Man muß Euch



Hans Unger: Herbst.

mundtot machen von wegen ausschweifender Verschwendungssucht."

„'s tut sich noch, Meister! 's tut sich noch. So du ..." Er suchte nach einem Ausdruck seiner Zärtlichkeit. Statt der Worte kniff er Hans in die Backen und kletterte dann wieder auf den Schneidertisch.

In diesem Augenblick erschien die Meisterin in der Tür. Sie war feister geworden und hatte ein hochrotes Gesicht. Es war niemandem mehr ein Geheimnis, daß sie trank. Und man munkelte von noch Schlimmerem, was der Schneider zu erdulden habe. „Was stehst du da herum, statt in die Kinderschul' zu gehen? Schmarutzest wieder? Soll ich dir nicht gar Lebkuchen in die Schul' mitgeben? Wart, ich will dir!"

Der kleine Hans hatte sich noch tiefer ins Zimmer zurückgezogen. Er wäre am liebsten unter den Schneidertisch gekrochen. Er zitterte wie Espenlaub.

„Marsch jetzt, in die Schul'!"

Der Kleine ging bebend zur Tür. Er warf noch einen Blick zum Vater und zu dem Gesellen zurück. Dann witschte er bebend hinaus wie ein scheuer Vogel.

Der Schneider faßte die Schere und begann zuzuschneiden. Der Geselle aber hatte ein großes Verlangen, dem Lehrbuben das Bügeleisen aus der Hand zu nehmen und es der Meisterin an den Kopf zu werfen.

„Alleweil, Ambros!" hub die Meisterin jetzt wieder giftig an. „Verderbt mir nur den Bub! Er ist so schon schleckerig genug. Der Hafenlecker. Muß man das fremde Blut füttern, und selber wartet und wartet man und —"

Sie brach ab, rot vor Zorn. Sie haßte und verachtete den Schneider, weil er sie seit der Hochzeitsnacht nicht mehr berührt hatte. In allem beugte er sich, in dem nicht. Sie war Herrin und Meisterin. Was wollte sie mehr! Er hatte sie ja doch nur geheiratet „von wegen der höheren Humorität".

Es gibt aber kaum Schlimmeres als ein vernachlässigtes und verschmähtes Weib. Der Schneider und der kleine Hans mußten es erfahren. Fiel ihm auch seine Standhaftigkeit nicht schwer, so steigerte sie sein und des Knaben Leiden aufs äußerste. In der Stadt wußte man um diese Dinge, da die Zäpfel-Stas nicht allzu vorsichtig mit diesem Geheimnis war. Und man zog den Schneider damit aufs neue auf. Aber er blieb sich getreu. In all dem Mißgeschick, das die „höhere Humorität" über ihn gebracht hatte, blieb er der innerlich vornehme, ob auch verschrobene Mensch, mit einem Schamgefühl, um das ihn viele hätten beneiden sollen.

Die Zäpfel-Stas, jetzt Bohnert-Stas, schien nicht übel Lust zu haben, ihren Gefühlen noch weiterhin Luft zu schaffen. Dieweil sie aber sah, daß weder der Meister noch der Geselle ihr antworten würden, begnügte sie sich, von oben herab dem Bohnert-Franz die Mitteilung zu machen, daß sie heute in der Frühe nach Oberweidental gehen würde, um daselbst bei der „God", die Geburtstag habe, den Tag zu verbringen. Die God war in den nächsten Ort verzogen, da ihr infolge verschiedener Beleidigungsklagen der Boden in Hinterpappelbach zu heiß geworden war.

Damit schritt sie hinaus und feuerte krachend die Tür ins Schloß.

Der Bohnert-Franz seufzte; es lag etwas wie Erleichterung darin. Der Ambros machte das Kreuz über sie, und der verhungerte Lehrling wagte, ein ganz klein wenig zu grinsen.

„Es wär' schön, wenn die God alle Woche Geburtstag hätte! Meint Ihr nicht, Meister?" sagte nach einem Schweigen der Ambros.

„Ihr sollt nicht Euren Spott mit der Meisterin treiben," erwiderte der Bohnert-Franz müde. „Da sie nun meine Frau ist, muß sie auch den schuldigen Respekt haben. Und durchaus vor dem Lehrjungen sollt Ihr nichts sagen. Sonst aber — nichts für ungut! Ich weiß: Ihr meint es gut. Jeder hat sein Kreuz, groß oder klein. Er muß es tragen. Und besser still als mit viel Geschwätz. Mitleid von den Menschen fordern, ist unnütz und zuwider dem menschlichen Stolz. Sintemalen die Kreatur vom Wesen aus mehr boshaft als gut ist und sich an anderer Wesen Schaden mehr freut, als daß sie sich an ihrem Wohlsein ergetzet. Bis der Hans groß ist, halt' ich's durch."

„Aber ist das ein Leben, das Ihr führet?" rief der Ambros. „Mir sollte eine Frau so kommen! Der wollt' ich!" Er schwang seine Nadel in die Luft, als wollte er einen unsichtbaren Feind mitten ins Herz stoßen.

„Nun setzet einmal", sagte der Schneider ruhig, „ich machte es geradeso: graunze,

schreie, feuere die Türen zu und was dergleichen Ungebühr im ehelichen Leben mehr. Weil mir nicht alles glatt geht, versauf' ich — mit Respekt zu sagen — meinen Kummer. Komme heim, traktiere die Frau mit schlimmen Redensarten, sie wiederum, geht der Schimpf herüber, hinüber. Endlich wohl gar Schläge. Und der Bub steht dabei und sieht üble Dinge von Vater und Mutter. Gott verhüt' es! Die Meisterin ist ein wenig rauh. Wohl! Es sind noch nicht alle Suppen gegessen. Nur kalt Blut und warme Unterhosen! Eines Tages geht sie in sich, und alles wird besser."

„Meint Ihr? Ja, wenn einmal der Hornung dreißig Tag hat und die Bratwurst drei Zipfel. Das wird am Bimmerlestag sein, das heißen wir daheim den Nimmermehrstag. Bis dahin habt Ihr die Zehrung vor Ärger."

„Allez, allez!" begütigte der Schneider. 's wird keiner begraben, eh' er gestorben ist. Je schmaler, desto leichter ins Himmelreich!"

„Ihr habt es verdient! Und wenn es keines gäbe, für Euch, Meister, müßt' es erfunden werden!"

„Ah was! Will nichts von Dank wissen und himmlischer Ablohnung! Tu' alles aus Menschenwürde und Humorität."

Damit schloß der Schneider die Debatte, und schweigend arbeiteten die drei weiter.

## Der kleine Hans in der Kinderschule

Kinderschule.

Wem werden nicht verworrene, aber heimlich süße Erinnerungen wach, wenn er zuweilen über die Straße geht und sieht so ein Trüpplein Kinder kommen, geleitet von der Kindergärtnerin? Da trollen sie daher, höchst unbekümmert um Wagen und Pferde oder anderes, was des Weges kommt. Sie singen mit den hellen Stimmlein, als gingen sie in einem Garten voller schöner Blumen auf weichem grünem Rasen und nicht auf der harten Straße der Wirklichkeit. Sie führen einander paarweise, oder sie gehen auch an einer langen Schnur, die sie eifrig in den kleinen Händchen halten. Einige essen, beißen von einem Apfel herunter oder einem Wecken; andere schwenken kleine Fähnchen; der eine oder andere, der schon den scharfen Beobachter vermuten läßt, bleibt stehen und betrachtet einen Wagen oder einen Verkaufsladen oder schaut durch ein Gitter in einen Garten. Man schaut dem kleinen Völklein lächelnd nach und denkt seufzend: Ach ja, das war einmal. Es ist lange her! Da ging ich auch so, als käm' ich geradezu als ein Engelein aus dem Paradies.

In der Nähe sieht sich das Bild manchmal etwas anders an. Ein wenig menschlicher. Daß einige dieser Engelein auch schon unchristliche Fehdelust in ihrem Brüstlein hegen, weiß die Kinderschwester nur zu genau. Aber auch andere Vorkommnisse birgt sie schweigend in des Busens Tiefe: jene Tragödien im ersten Schulleben, die fast jedes einmal mitgemacht hat, wenn die Natur ihren Tribut allzu ungeduldig von dem kleinen, ratlosen Menschlein eingefordert hat, oder wenn gar die hilfsbereite Schwester merkt, daß einige dieser kleinen Wesen sich gar zu eifrig mit ihrer Schädelfläche beschäftigen. Im Winter, wenn man die Fenster nicht öffnen kann, dürfte auch der obengenannte Vergleich mit den Paradiesauen einige Abschwächung und Korrektur erfahren in Hinsicht auf den keineswegs himmlischen Duft, der über diesen Engelein schwebt: dieses undefinierbare Schulgerüchlein, das alles Schulleben von der Kinderschule bis zur Hochschule mit einer Duftaureole umgibt, die unvergeßlich ist. Aber die gute Schwester weiß auch hier Rat. Sie schält den Kindern die Äpfel und die Apfelschalen verbrennt sie auf einem Hafendeckel, in dessen Mitte sie eine glühende Holzkohle gelegt hat, und den sie dann gleich einer Vestalin, räuchernd, feierlich in dem Schulzimmer herumträgt.

Die Kinderschule in Hinterpappelbach liegt in der Nähe des größeren Schulgebäudes und der Kirche. Mächtige Kastanienbäume recken sich über das zweistöckige Haus, das sich unter ihre Zweige duckt, in stiller Traulichkeit. Es ist ziemlich alt und schadhaft, die Fenster halb erblindet, die grünen Läden verblichen, zum Teil lose in den Angeln hängend. Wenn ein rechter Sturm geht, so führen diese Läden einen Höllenspektakel auf, so daß die Kindergärtnerin, die Frau Zeiß, die oben im zweiten Stock ihre bescheidene Wohnung hat, des Nachts tiefer ins Bett schlüpft, um diese unheimliche Musik nicht allzulaut hören zu müssen. Oben im zweiten Stock nicken allerlei Schlingpflanzen, Kakteen, Mauerpfeffer herab, zwischen denen gegen den Sommer hin leuch-

tende Geranien und Fuchsien auftauchen. Geht man unten herein, so wird man sofort daran erinnert, daß hier die profanierende Hand neuerungssüchtiger Reparateure ferngeblieben ist. Der Gang ist mit roten Fliesen belegt, die verschieden tief eingetreten sind und entweder ein sorgfältiges Zusehen oder eine tägliche Vertrautheit mit ihrer Topographie beanspruchen. Gerade hinter der Schwelle ist ein ganzes Loch entstanden, das im Halbdunkel des Flures nicht gut sichtbar ist. Wie manch ein Kindlein, das hier zum erstenmal unwissend einging, ist da gestolpert und so gewissermaßen ins Leben hineingefallen. Dieser erste Fall und Schmerz ist eine Hinterpappelbachs würdige Symbolik.

Wir treten in das Zimmer der Kinderschule ein. Es ist elf Uhr, und die Kinder, die nun bald heimspringen dürfen, sind vor kurzem von einem Spaziergang ins Schulzimmer zurückgekehrt. Die Frau Zeiß, eine rüstige Fünfzigerin mit freundlichen Augen unter den grauen Haaren und einem sanften Gesicht — sie war früher Nonne, ist dann aus dem Kloster ausgeschieden, um zu heiraten, und hat ihren Mann alsbald verloren — die Frau Zeiß sagt den Kindern Sprüchlein vor, die sie laut wiederholen müssen. Doch tut dies nur ein Teil. Ein anderer ist damit beschäftigt, aus den weißen und roten Kastanienblüten, die sie auf dem Schulplatz gefunden, und mit denen sie ihre Beutelchen gefüllt haben, den süßen Saft zu „suggeln". Noch ein anderer Teil beschäftigt sich damit, dicke wollene Schnüre zu stricken: in ein Fadenröllchen sind vier Nägelein geschlagen, und um die herum ziehen die kleinen Händchen kunstgerecht den Wollfaden. Noch andere schneiden aus rotem, blauem, grünem und gelbem Papier Streifen, die sie geschickt zu Häubchen, Tschakos, Deckchen und anderen Formen zusammenfügen. Einige endlich singen, immer dieselben Verse. So ist alles in Unruhe und Beschäftigung, einem schwärmenden Bienenstock vergleichbar. Plötzlich ruft ein Kind: „Ein Schmetterling!" Und nun rufen sie alle im Takt: „Ein Schmetterling! Ein Schmetterling!" so lange, bis der geflügelte Gast, ein Zitronenfalter, seinen Weg wieder hinausgefunden hat in den luftigen Frühlingstag. Die Sonne war einige Zeit hinter Wolken verdeckt, und im Schulzimmer war kühle Dämmerung. Jetzt strahlt sie mit einem Male. Da schreit eines: „Die Sonne scheint!" Und alle schreien wieder im Takte mit: „Die Sonne scheint! Die Sonne scheint!" Die Kindergärtnerin mit dem weißen Häubchen und dem großen blauen Schurz läßt sie ruhig gewähren. Sie sollen tun dürfen, was sie wollen, vorausgesetzt, daß es keine Unarten sind. Lernen sie auch noch ein bißchen was, so ist's gut. Aber es ist nicht nötig. Und dieses ist das beste.

* * *

In einem der Bänkchen, aber allein und neben drans, sitzt der kleine Hans. Als ihn der Schneider in die Kinderschule brachte, nahm die Frau Zeiß, eine im Grunde gutmütige, aber in sittlichen Dingen sehr akkurate Person, das Kind zwar auf, dem Schneider zuliebe, der ihrem Mann einmal in der Not ausgeholfen hatte. Aber sie machte geheimnisvolle Andeutungen: die Hinterpappelbacher könnten das als einen Affront gegen ihre Kinder betrachten, und sie wisse nicht, wie es werden möge. Und richtig: es erhob sich ein Sturm in den Hinterpappelbacher Gemütern: der Bankert muß von den ehrlichen Kindern weg! Der Bürgermeister aber entschied: der Bub solle dableiben. Man könne ihm, da er nun einmal gesetzlich anerkannt sei, dieses Recht nicht verweigern. Um beiden Teilen recht zu tun, hatte die Frau Zeiß dem Kleinen ein Extrabänkle zugewiesen, das sogenannte Sünderbänkle, in das die bösen Kinder gesetzt wurden. Seit dieser Zeit wurde es von den Kindern als die größte Strafe betrachtet, zu dem kleinen Bohnert-Hans aufs Sünderbänkle sitzen zu müssen. Das dünkte die Frau Zeiß trotz ihrer Moralität hart für den kleinen Bohnert-Hans, und nachdem neuerdings auch entrüstete und besorgte Mütter gegen das Zusammensitzen ihrer Kinder mit dem Findling, selbst auf dem Sünderbänkle, protestiert hatten, entschloß sie sich, die unartigen Kinder fortab vor die Tür zu stellen. So war und blieb denn der kleine Hans der Paria unter den „wohlgeborenen" Hinterpappelbachern.

Er war ein schweigsames Kind, das in seiner steten Verängstigung durch die unholde Adoptivmutter fast stumm geworden war. Wie es zu geschehen pflegt, daß Kinder, denen bei jeder Gelegenheit „übers Maul gefahren wird", alles in sich hineindrücken

und so in sich eine Brutstätte von halb Verstandenem oder Unverstandenem ansammeln, in der oft seltsame, ja furchtbare Dinge reif werden. Bedrückung ist für ein Kind schlimmer als für den Erwachsenen. Entweder es wird eine Art von seelischem Krüppel, oder es speichert stille Widerspruchskräfte in sich, die späterhin zum Entsetzen der wohlgesitteten Bedrücker sich in Gewalttaten Luft machen. Diese Bedrückung fühlte der kleine Hans, sobald er halbwegs bewußt war, auf sich lasten. Zu Hause, auf der Gasse, endlich in der Kinderschule. Er gewöhnte sich daran. Offenbar mußte das so sein. Und er schwieg. Der Schneider fragte ihn zuweilen. Aber er gab keine Antwort, sondern barg nur sein Köpfchen in seine Hand. Nur eines Abends beim Nachtessen fragte er, von seinen bohrenden und quälenden Gedankengängen getrieben: „Vater, warum muß ich in der Schul' aufs Sünderbänkle sitzen?"

Der Schneider erschrak. Aber er faßte sich. Schnell sagte er: „Du wirst nicht brav gewesen sein, Hansle."

Die Schneiderin aber sah ihren Mann an, als wolle sie sagen: Siehst du, so geht's mit dem Bub! Und die Schand' haben wir jetzt am Hals.

Der Schneider sagte noch schneller: „Mußt recht brav sein, Hänsle! Dann kommst du nie aufs Sünderbänkle."

Der Hans sah mit verlorenen Augen vor sich hin. Er sagte nichts. Da er aber so vor sich hinsann, beachtete er nicht, daß von seinem Hornlöffel Sauermilch auf den Tisch und sein Wämslein floß. Die Stas sah es aber um so besser, und flugs hatte er eine wohlgefertigte und gutgezielte Ohrfeige von ihrer fetten, schweren Hand.

„Da, du Gispel! Gib acht! So wirst's auch in der Schul' machen! Sparrefantel! Was aus dir noch werden wird — Gutes nicht!"

„Aber Stas!" wagte der Schneider einzuwenden.

Die Stas warf ihm einen wütenden Blick zu. Und getreu seinem Prinzip, vor dem Kind keinen Streit der Eltern zu zeigen, schwieg der Bohnert-Franz stille. Das war richtig und doch auch nicht richtig. Wie überhaupt dem Bohnert-Franz auch die besten Absichten ins Schlimme umschlugen. Denn der kleine Hans glaubte, daß der Vater Angst vor der Mutter habe, und dieses war dem Autoritätsgefühl des Kleinen nicht gerade sehr förderlich. Die Stas aber wurde nur immer geschwollener und rauhbauziger.

An diesem Abend würgte Hans seine Tränen hinunter und sagte nichts mehr. Aber einige Zeit später fragte er: „Vater, warum muß ich denn immer auf dem Sünderbänkle sitzen?"

„Ah was!" sagte der Schneider. „Mußt doch nicht immer darauf sitzen."

„Ja, immer!" beharrte der Bub.

Der Schneider schwieg.

Aber an einem der nächsten Tage ging er zur Frau Zeiß. Die gab ihm Aufschluß.

Bleich und bekümmert schlich er heim. Zuweilen ballte er die Faust.

Er hatte also dem Kinde seinen ehrlichen Namen gegeben. Er hatte all das Kreuz mit der Frau auf sich genommen. Er sah eine trostlose Zukunft vor sich. Und da war nun das Wesen, dem alles das Opfer zur Guttat werden sollte, und das nun im Keime schon von rohen Händen mißhandelt wurde. Dem er eine Heimat hatte schaffen wollen in der Gemeinschaft, das sah er von derselben Gemeinschaft nun gleich am Anfang lieblos hinausgestoßen. Das ihm einst hätte danken sollen, nein, nicht danken, aber das ihm mit Liebe hätte entgelten sollen, was er getan hatte, das sein Licht, seine Wärme, sein Glaube hätte werden sollen — das wurde vielleicht jetzt schon im Innersten vergiftet; traurig und in dieser traurigen Bedrückung von Haß erfüllt, und vielleicht hart oder heimtückisch in diesem Hasse. Er sah schon das Schlimmste voraus. Mit den weit aufgerissenen Augen eines geistig Feinfühligen sah er den Tag kommen, wo das Kind, Mann geworden, vor ihn treten und sagen würde: Hättest du mich damals schwimmen lassen, wär' mir wohler jetzt!

Der Schweiß stand dem Bohnert-Franz bei solcherlei Gedanken auf der Stirn. Der Arme. Er wußte nicht, obschon er es dumpf ahnte, daß die Gesellschaft, die organisierte Gemeinschaft der Menschen, schlechterdings gar nichts mit Humanität zu tun hat, sondern nichts ist als ein gut eingezäunter allgemeiner Egoismus. Der kleine Hans aber als Findling lag ein für allemal jenseits dieser Umzäunung. Und alle Bemühungen des humanitären Schneiders, ihm hinüber- oder hindurchzuhelfen, mußten vergeblich sein.

Zuerst in seiner zornigen Aufwallung dachte der Bohnert-Franz daran, den Bub aus der Kinderschule zu nehmen. Aber was dann? Daheim hatte der kleine Hans die Hölle. Hier hatte er doch wenigstens Ruhe und eine freundliche Behandlung, wenn er auch ein Deklassierter war. Er durfte mit den anderen Kindern in Wald und Feld, ob er auch als der Letzte am Leitseil der Kinderschule ging. Nahm er ihn nach Hause, so begann ihm der Bub zu verwildern.

So ließ er denn alles beim alten. Dem kleinen Hans redete er die Sache mit dem „Sünderbänkle" aus. Die Frau Zeiß habe ihm alles erklärt. Es seien halt nicht mehr Bänke da. Und in manchem Bänkle säßen drei. Da hätte er es doch viel besser. Er, der allein säße. Das „Sünderbänkle" sei ja überhaupt abgeschafft. Und dergleichen mehr, wobei der Schneider die forschend auf ihn gerichteten Augen des Kindes vermied.

„Wenn ich nur ein Kamerädle hätt'!" klagte der kleine Hans.

„Ah was! Du wirst schon ein Kamerädle kriegen!" sagte der Schneider tröstend.

Diese Voraussage sollte sich bald genug erfüllen. Freilich ganz anders, als der Schneider es sich gedacht hatte.

### Hans geht neben die Schule und findet einen Schicksalskameraden

Der kleine Hans fühlte wohl, daß der Vater ihm nicht die volle Wahrheit sagte. Aber er schwieg. Einige Zeit darauf, als er abends vor dem Hause „Tanzknöpfles" spielte, stieß ihn ein Betrunkener unsanft aus dem Wege: „Fort, du Bankert!" Was bedeutete das: Bankert? Sicher war es ein häßliches Wort. Aber auch jetzt fragte er nicht. Der Vater würde ihm die volle Wahrheit doch nicht sagen. Das Mißtrauen in der kleinen Brust war nun einmal geweckt. Er bewahrte jedoch das Wort wohl in seinem Gedächtnis.

In der Kinderschule ward es dem Kleinen immer langweiliger. Allein im Bänklein sitzen und von den anderen gemieden sein, das war gar zu unbehaglich. Nicht hier, nicht auf der Gasse fand er ein Kamerädle. Zuerst hatte er versucht, sich in die Spiele der Kinder zu mischen. Aber nach kurzer Zeit schon begannen sie fortzuspringen, wenn er kam, oder sie taten, als kennten sie ihn gar nicht. Da schlich sich der Kleine weg und weinte und sann. Einmal hatte es so ausgesehen, als ob er eine Freundschaft mit einem Kinde haben könne. Das war das Mägdlein eines Schreiners in der Nähe. Es war häßlich, voller Sommersprossen und stotterte. Dennoch war Hans überglücklich. Die paar Groschen, die ihm der Vater zuweilen zusteckte, teilte er getreulich mit ihm, indem er sie zum gemeinsamen Genuß von „Dropsle" und „Bärendreck" (Lakritz) verwendete. Aber als sie einmal einträchtlich auf der Schwelle des Schneiderhauses saßen und Seifenblasen machten, kam die Schreinersfrau dahergelaufen, zerrte die Kleine an der Hand zu sich her und führte das weinende Kind fort. Als Hans das nächste Mal das Kind sah, fragte er nicht; er sah es nur traurig an. Da weinte die Kleine: „Darf nit mit dir gehn, Mutter besagt."

Hans machte keine Versuche mehr, Freundschaft zu gewinnen. Er hatte ein bitteres Gefühl von Überdruß im Herzen. Am liebsten wäre er gelaufen, so weit der Himmel blau war, nur um an einen Ort zu kommen, wo ihn niemand kannte, und wo die Menschen nicht so seltsam gegen ihn sein würden. Er hatte auch mehr als einmal den ernsthaften Gedanken, durchzubrennen. Allein das ehrliche, treue, bekümmerte Gesicht des Vaters ließ ihn von solcherlei Plänen abkommen.

An einem schönen Maitag aber, da der Himmel so blau war und hinauslockte aus der Stadt, da ging Hans nicht in die Kinderschule. Als er an den Schulplatz kam und von Ferne den Lärm der Kinder hörte, ward es ihm in seiner kleinen Seele so wehe, er kam sich so gottverlassen vor, er fühlte sich so mutlos, daß er in eine Seitengasse einbog, sich hinter ein Hoftor setzte und bitterlich weinte. Als er dieses eine Weile getrieben hatte, stand er auf und ging die Gasse weiter bis zum Tor und da hinaus und weiter. Er hatte wohl einige Gewissensbisse. Aber die waren bald vergessen. Der Tag war gar zu schön. Die Lerchen schmetterten in die Höhe. Das Korn stand so schön grün. Die Kirschbäume blühten so lustig. Dem Kleinen war es, als fiele in dieser selbstgewählten Freiheit ihm irgend etwas Schweres, Beklemmendes vom Herzen. Er hüpfte, tanzte, sprang ganze Strecken und setzte sich dann wieder stille hin. Eidechsen raschelten. Käfer hasteten durch Gras und Sand. Eine Blindschleiche sonnte sich im

Graben. Große Falter gaukelten vor ihm. Eine Maus huschte aus dem zartgrünen Korn und über den Weg. Alle diese Tiere waren lustig und guter Dinge. Sie brauchten nicht in die Kinderschule, um gemieden zu sein. Sie bekamen keine Prügel von der Mutter. Sie brauchten sich nicht über die Achsel ansehen und schimpfen zu lassen. Sie hatten es gut. Er wollte es auch so haben. Er wollte jeden Tag zu ihnen herauskommen und frei sein. Gar nicht mehr in die garstige Schule wollte er. Gar nicht mehr!

Er ging also weiter und weiter, und ehe er es sich versah, war er draußen an der Sauweide.

„He, Schneidersbüble!“ rief ihm der Scheurer-Toni, der Sauhirt, zu. „Wohin des Wegs? Glaub' als, du gehst hinten herum an der Schul' statt vornen hinein!“

Blutübergossen, wie ein ertappter Verbrecher, stand der kleine Hans.

„Ei, brauchst meinetwegen keine Angst zu haben!“ fuhr der Scheurer-Toni lachend fort. „Hab's selbst einmal so gemacht. Mit der malefizischen Schul'. Nix als Kopfweh kriegt man davon. Jetzt bin ich ein freier Mann! Manche sagen: Ah bah, der Sauhirt! Ist das auch was! Mir eins! Später, wenn der alte Baptist gestorben ist, werd' ich Farrenknecht und Farrenhalter, und dann führ' ich mein Mädel so gut zum Tanz wie ein anderer. Hussah, hoh!“ Er knallte mit der Peitsche, daß die Säue erschreckt aufsprangen und grunzend umherliefen und die Gänse in ein endloses Geschnatter ausbrachen. Der Hund aber bellte wie wütend den Kleinen an, daß er bänglich zurückwich. „Keine Angst, Büble!“ lachte der Hirt und setzte sich auf den Rain. „Komm, setz dich daher! Siehst aus, als ob müd' wärst.“

Der kleine Hans blieb stehen und betrachtete die Weide, über der die hellgrünen Birken ihr rieselndes Laub im Winde leicht bewegten und einzelne Pappeln wie gute Wächter standen. Er betrachtete die weidenden Schweine und hörte ihr Scharren, Schmatzen und Grunzen. Er betrachtete die wichtigtuenden Gänse, die auf dem feuchten, kotigen Boden herumspazierten. Er besah sich den Hund, der struppig und zottig geschäftig hin und her lief, und endlich den Sauhirten selber, in seinem löcherigen und dreckigen Kittel, das Horn an der Seite, das breite, schmutzige Gesicht zu einem behaglichen Grinsen verzogen, und alles dies schien ihm neu und sonderbar.

„Ja, Büble!“ sagte der Sauhirt selbstbewußt. „Da spickst! Das ist ein ander Leben als die Füß' unter die Bänk' strecken, bis sie einem steif sind und einem der Buckel weh tut. Ein Herrenleben! Hussah, hoh!“ Und er knallte noch lauter mit der Peitsche, und das unwillige Gegrunze und Geschnatter erfolgte vermehrt und verstärkt.

Nun setzte sich auch Hans. Er meinte, er müsse schon artig sein und ein wenig bleiben, da er zum erstenmal in Hinterpappelbach so freundlich angeredet und eingeladen worden war.

„Mußt auch nit glauben, unsereins lebe so schlecht!“ fuhr der Sauhirt zutraulich fort. „Ganz anders ist's! Ganz anders! Siehst, was ich für ein Kerl bin!“ Er schlug sich auf die Brust, daß es tönte. „Und jetzt guck dich an! So wie's Kätzel am Bauch! Du solltest einmal eine Zeitlang bei mir da außen sein! Hoh, hussa, Schwarze! Dort hinaus geht der Weg.“

Der kleine Hans besah aufs neue den fünfzehnjährigen Burschen. Ja, er hatte wohl recht. Nur staunte er und wußte nicht recht, warum ihn der Sauhirt eines so eingehenden Gespräches würdigte.

Der gab von selbst die Antwort. „Weißt, Schneiderbüble,“ sagte er stolz, „es gibt wenig Leut' in Hinterpappelbach, mit denen ich mehr als zwei Wort' red'. Aber bei dir ist's was anderes. Du tust mir leid. Wir sind sozusagen Kameraden. Weißt,“ fuhr er zutraulich fort, „mir ist's wie dir gegangen. Bin auch ungewollt in die Welt kommen. Haben mich nehmen müssen, weil ich halt einmal da war. Hab' mich schief angucken lassen müssen, und jeder Lauskerl hat gemeint, er kann seinen Dreck an mir abputzen. In der Schul' haben sie mich verhauen und gescholten, wie sie gekönnt haben, und keine gute Stund' hab' ich gehabt. Da hab' ich ihnen den Bettelsack vor die Füß' geworfen, und weil sie gesehen haben, daß sie mit mir doch nichts anfangen können, so haben sie mich zum Sauhirt gemacht. Und jetzt bin ich ein freier Mann und singe. Und den anderen spuck' ich was! Mir ist's wohler als der ganzen Bande da drinnen, vom Bettelvogt“ — damit meinte er den von ihm mit besonderem Hasse beehrten Waisenhausvater — „bis zum Bürgermeister.

Hussa, hoh!" Und seine Peitsche sauste wieder durch die Luft. „Jetzt gespür' ich aber einen Hunger. Was meinst, wenn wir etwas futtern täten. Soll der Hirt hungriger sein als die Säu'? Schlechte Sach'!" Er öffnete seine Tasche. Eine grobe lederne Tasche, die einen durchdringenden Geruch seines Berufes ausströmte, und die an einem vielfach geflickten Band über die Schulter gehängt war. Darinnen lagen allerlei Eßwaren, für einen Sauhirten immerhin Leckerbissen. Ein Stück Speck. Ein Stück Rahmkäse. Zwei Landjäger (geselchte Würste). Ein mächtiges Stück Bauernbrot. „Na, was hab' ich gesagt!" triumphierte der Scheurer-Doni. „Leb' ich schlecht, he?" Er schnitt von dem Speck, Käse und Brot herunter. Auch eine der Würste schnitt er in der Mitte auseinander. „Da, Schneidersbüble! Iß, so lang's dir schmeckt! Und danke Gott, daß du nit in der Schul' sitzen mußt!"

„Ich hab' auch was!" stammelte Hans und öffnete seinen Schulbeutel, auf dessen Decke ein rosafarbenes Hündchen abgebildet war. „Da!" Drei Äpfel, eine Handvoll Nüsse und ein Gipsel (Gebäck in Hörnchenform) waren drinnen.

„Ha, da gibt's ja noch eine Zukost!"

Sie aßen mit großem Appetit. Zwischenhinein schwätzte der Sauhirt, dem es große Freude zu machen schien, vor dem Schneidersbuben recht wichtig tun zu können.

„Gelt, sie kochen dir's nit gut, die Lotterer dadrinnen! Ist ein unchristlich und rachsüchtig Volk! Meinen, wenn einer auf andere Weis' in die Welt springt, als sie gewöhnt sind, so dürfen sie ihm die Haut vom Leibe ziehen. Ah bewahre! Schlimme Sach'! Gelt, wunderst dich, wo ich all das gute Essen her hab'! Weißt —" Er lächelte listig, was ihm zwar nicht ganz glückte, und machte eine bezeichnende Bewegung mit den schmutzigen Fingern. „So räch' ich mich an der Bande. Ich kenn' alle Schlich', und keiner spürt mich so leicht aus. — So!" sagte er, sein Schnappmesser einsteckend, „besser schmeckt's keinem Fürst. Und wenn er Fasanen ißt und Schlampanjer trinkt. Und jetzt gib acht!" Aus der Rocktasche zog er eine Flasche. Darin war Kirschwasser. Das schwenkte er herum. Dann tat er einen tiefen Zug daraus.

„Willst du auch? Versuch nur! Das gibt Mark in die Knochen."

Der Kleine schüttelte den Kopf. Er holte seine Äpfel und Nüsse und bot sie dem neuen Freund, der die Nüsse zwischen den Stockzähnen aufbiß, daß es nur so krachte.

„Weißt, ich hab' auch noch andere Quellen!" sagte der Sauhirt vertraulich. „Siehst, damit gibt's hie und da einen Braten! Feine Sachen! Feine Sachen! Krammetsvögel und Tauben." Er schnalzte in Erinnerung mancher Leckerbissen und holte dabei eine Schleuder hervor, die er mit Virtuosität zu handhaben wußte. „Komm, ich zeig' dir auch meinen Herd! Da wird gebraten nach Herzenslust." Er führte den kleinen Hans zur Seite, wo niedrige Weidenbüsche bis auf den Boden herabwuchsen. Da streifte er die Zweige auseinander. Aus Backsteinen war eine Feuerstelle erbaut. Eine eiserne Pfanne stand dabei. Und Kienholz lag herum. „He! Was sagst jetzt! Das ist eine Herrichtung. Fein!"

Der kleine Hans kam aus dem Staunen nicht heraus. Es ging ihm wirbelicht im Kopf herum. Mit einer Art von scheuer Bewunderung staunte er den Sauhirten an.

Der nahm die Wirkung seiner Worte und Enthüllungen mit selbstgefälliger Miene hin. Daß er einem Menschen in Hinterpappelbach imponieren konnte, erfüllte ihn mit größter Befriedigung. „Und weißt: noch was! Wenn mich einer von den Lotterern ärgert, hab' ich ein gutes Mittel, mich zu rächen. Da mach' ich's einfach so." Er nahm einen Stein vom Boden, spannte ihn in die Schleuder, zielte und ließ die Schleuder fahren.

Eines der Schweine fuhr quiekend auf.

„Siehst du! Plagen mich die Lotterer, so plag' ich ihr Vieh. Hat schon mehr als eine Gans vor der Zeit ihr Leben lassen müssen, weil ich ihr eins naufgepfetzt hab'." Er zwinkerte mit den Augen und freute sich ungemein über seine eigenartige Wiedervergeltungstheorie. „Das war dem Schuster-Anton seine Schwarzscheckige. Eine Preissau. Heut' morgen, als ich ausgezogen bin, hat der alte Pechzieher mich gesuchst. Dafür suchs ich jetzt seine Säu'. Mir all eins! Gerechtigkeit muß sein! Aber" — dabei sah er den Kleinen drohend an — „wenn d'was sagst! Alsdann —"

Der zitterte. „Ich sag' nie was!" stammelte er.

„Wärst auch schön dumm! So zwei wie wir zwei müssen's zusammenhalten. Denk'

ich. Komm nur so oft, als du willst! Und jetzt wird eins g'raucht! Ho! Hussa!" Er zog ein tönernes, sehr schmutziges Pfeifchen hervor und begann, nachdem er es gestopft hatte, mit einem äußerst übelriechenden Tabakrauch die Maienluft zu füllen. Darauf hub er an, mit ungefüger Stimme ein Lied zu singen:

„Der Sauhirt ist der frei'ste Mann
Im ganzen Deutschen Reich.
Wer, sagt mir, kommt dem Sauhirt an.
Ihm kommt ja keiner gleich!
Der Handwerks- und der Bauernstand
Wohl seinen Herrn auch nährt.
Der schönste und der frei'ste Stand
Ist doch der Sauhirt wert.

Ihn plagen keine Sorgen ja
Als um das liebe Vieh.
Hat gute Lust den ganzen Tag
Und nicht die g'ringste Müh'.
Sein Phylax wacht ihm auf die Herd'.
Er legt sich auf das Ohr
Und schnarcht in Gottes freier Luft
Dem guten Vieh was vor.

Heraus, ihr Städter, schaut mich an.
Ihr Dörfer all mit'nand.
Ihr überhebt euch meinem Hut
Und meinem Bettelg'wand.
Ich aber lach' euch alle aus
Und sing', solang' ich kann:
Der Sauhirt ist im Deutschen Reich
Der allerfrei'ste Mann."

Dieses Loblied der bukolischen Reize des ehrenwerten Sauhirtenstandes hatte noch eine Reihe von Strophen, die wir indessen dem geneigten Leser verschweigen wollen.

* * *

Als der kleine Hans des Mittags, etwas zu spät, mit hochroten Wangen und dem Duft der Sauweide in den Kleidern heimkam, sah ihn die Stas mit scharfen Augen an, schnupperte mit ihrer breiten Nase in der Luft herum und sagte: „Nach was riechst denn du, Bub! Gerad' wie nach dem Saustall! Kurios! Wo warst du denn? Warst nit in der Schul! Ich glaub' als!"

„Ah was!" fiel der Schneider ein. „Wie kannst so was denken, Stas! Der Hans wird neben die Schul' gehn. Gelt, Hänsle!"

Hans senkte den Kopf auf seinen Teller. Er machte ein Gesicht wie ein armer Sünder.

„Jetzt heraus mit der Farb'! Warst oder warst nicht?" schrie ihn die Schneiderin an.

Da überkam den Buben ein Trotz. Ein Trotz, der ihm da draußen in der Freiheit und bei den Reden des Scheurer-Toni erwachsen war, gleich einem wildwachsenden Frühlingstrieb. Er hatte den Sauhirten nur zum kleinsten Teil verstanden. Aber er nahm aus seinen Reden, daß ihnen beiden unrecht geschehen sei. Etwas wie Empörung stieg nun in ihm auf, da die tägliche Bedrückerin und Quälerin ihn inquirierte. Gerade ihr brauchte er am wenigsten die Wahrheit zu sagen. Auch standen die Worte des Sauhirten: „Aber wenn du was sagst!" zwingend vor seiner Seele. Und so sagte er die erste Lüge seines Lebens: „Ich war in der Schul'!"

#### Ein tragikomischer Ausgang dieser Freundschaft

Hans hat nun ein Geheimnis. Das Ereignis seiner fünf Jahre. Ein Ereignis, das ihn mit allen Schauern kindlicher Romantik erfüllte. Wenn er morgens scheinbar zur Kinderschule ging, um dann abzubiegen und zu seinem Freund, dem Sauhirten, hinauszueilen, da kam er sich ordentlich wichtig und stolz vor. Daß er den Vater belügen mußte, tat ihm leid. Aber er dachte sich mit der unerbittlichen Logik, die Kindern eigen ist: der Vater sagt mir auch nicht alles. Und er wußte nur zu wohl, daß etwas Besonderes mit ihm sein müsse, das ihm der Vater verbarg. Der Sauhirt begnügte sich auch nur mit Andeutungen, da den sonst wenig zartbesaiteten Burschen eine Art von Scheu abhielt, dem Knaben die volle Wahrheit zu sagen. Er wird sie noch früh genug erfahren, dachte er sich. Indessen weihte er den kleinen Hans in alle Reize seines Flurlebens ein. Er machte ihm eine Schleuder und lehrte ihn, sie gebrauchen. Er zeigte ihm die Orte, wo es Vogelnester gab. Er ging mit ihm auf die Jagd nach allerlei Jagdbarem im nahen Wald, auch auf junge Häslein in der Schonzeit, die er mit Schlingen fing, und derlei ungesetzliche Konterbande. Er hielt mit ihm seine geheimen Schmäuse ab und brachte ihm sogar das Pfeifenrauchen bei, was freilich dem kleinen Hans übel genug bekam, und was er nur aus Respekt vor dem Sauhirten über sich ergehen ließ. Er lehrte ihn aller-

lei Lieder, darunter wenig schöne, die der Kleine in seiner Unschuld wacker mitsang. Auch fluchen wie ein richtiger Sauhirt oder Fuhrmann lernte Hans. Das gehöre dazu, behauptete der Scheurer-Toni. Das bedenklichste bei dieser sonderbaren Freundschaft aber war die naive Lebensanschauung, welcher der Sauhirt huldigte, und die er mit superkluger Miene dem Kleinen immer und immer wieder einprägte. Wenn er gestohlene Eßwaren brachte, sagte er: „Die dummen Lodderer dadrinnen nennen das gestohlen. Gut! Aber mir haben sie meine ganze Jugend gestohlen, die Teufel. Darum stehl' ich ihnen wieder. Weißt du: die großen Spitzbuben läßt man laufen, und die kleinen hängt man. Da gibt's gar viele, wie z. B. die Kaufleut' und die Wirt', die stehlen in aller Gemächlichkeit. Oder ist das vielleicht nicht gestohlen, wenn ich das Liter Wein mit sechs Kreuzer einkauf' und mit zwanzig Kreuzer verkauf'. Oder als da ist der Kaufmann. Der verkauft Zucker, Mehl, Kaffee ums Doppelte und Dreifache. Oder der Metzger, kauft so eine Sau um dreißig Gulden und nimmt achtzig oder neunzig dafür ein. Und so weiter. Ja, Büble, so ist das in der Welt. Alle betrügen sie und bestehlen sie einander. Nur sind sie übereingekommen, daß sie das dürfen, und dann nennen sie's gesetzlich. Wenn aber ich auch in den Suppenhafen langen will, dann heißt's: weg mit den Dopfen! Und kommt's aus, daß ich gemaust hab', dann schmeißen sie mich ins Prison. Mir all eins! Gefallt mir's hier nimmer, dann geh' ich nach Afrika zur Fremdenlegion oder zum Paschal Paoli seinen Leut: zu den Rotmänteln und den Weißmänteln und den Schnewinern. Da heißt's: der Säbel in der Faust der Herr der Welt! Ho, hussa! Ein freier Mann bin ich und bleib' ich! Allewege! Dann kannst du an meiner Statt Sauhirt werden!"

Dieser Gedanke imponierte dem kleinen Hans und beschäftigte ihn mehr als die anarchistische Moral, die der Sauhirt aus den trüben Erlebnissen der Jugend eines unehelichen Kindes sich zusammendestilliert hatte. Hier außen in Feld und Wald sein! Nicht in die Schule müssen! Nicht Verachtung und Beschimpfung erdulden! Freiheit! Das summte und klang in seinem Inneren. Hier außen war ihm froh und leicht. Die schönsten Frühlingstage gingen durchs Land. Die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten konnte nicht schöner sein, als sie in diesem Jahre war. Stundenlang legte sich der Kleine ins Gras, sah nach den Wolken, die silbern am blauen Himmel trieben, hörte die Vögel im nahen Walde singen, den Kuckuck rufen und den Häher kloppen, lauschte dem Lachen der Spechte und entschlummerte manchmal in der lieblichsten Empfindung dieses Versunkenseins in der Natur, mit einer unendlichen Beglückung, wie er sie zu Hause beim Einschlafen niemals hatte. In dieser Zeit war er glücklich. Seine Wangen röteten sich. Seine Augen glänzten. Seine zarte Gestalt straffte sich. Der Schneider war ordentlich froh, wenn er den kleinen Burschen so frisch und gesund heimkommen sah. Was mochte nur mit ihm vorgegangen sein? Die Meisterin war argwöhnisch. Aber da in dieser Zeit die God schwer erkrankt war, so ging sie fast jeden Tag nach Oberweidental und kümmerte sich wenig um den kleinen Hans. In der Kinderschule aber vermißte man ihn nicht mehr. Die Kindergärtnerin war der Meinung, der Schneider habe ihn aus der Schule genommen. Und das war ihr im Grunde lieb. Denn sie war gutmütig genug, um mit dem keinen Hans zu fühlen. Und konnte doch wiederum nichts tun gegen die öffentliche Meinung. Nun war sie dieser Zwitterempfindung enthoben.

Eines Abends, als der Schneider, die Schneiderin, Hans, der Geselle und der Lehrling vor dem üblichen Bibbeleskäse saßen, sagte der Bohnert-Franz: „So, Hans, jetzt kommst bald in die große Schul'. Und dann lernst du Lesen, deutsch und lateinisch, Schreiben und Rechnen, das Einmaleins und die Regeldetri und das Bruchrechnen. Und wenn du ausgelernt hast, gehst du zum Abendmahl. Und was willst du dann werden?"

„Ha," meinte der Geselle, an einer Kartoffel kauend, „halt, was der Vater: ein tüchtiger, ehrsamer Schneider."

„Ja," fiel die Schneiderin ein, den Buben geringschätzig mit den Augen messend, „dazu paßt er. Sieht gerad' danach aus."

„Was das betrifft," sagte der Schneider, „so macht die Statur noch lange nicht das Handwerk. Ich könnt' ihn auch auf die Lateinschul' in die Stadt schicken. Dann wird er ein Gelehrter: Pfarrer oder Professor oder

so was. Es ist noch nicht aller Tage Abend, und manche Supp' ist noch nicht gegessen."

„Der und Professor!" lachte die Stas mißtönend. „Hat sich was! Da braucht man andere Leut' dazu."

„Na, Büble! Was willst werden?" fragte der Geselle freundlich.

Der kleine Hans war bei dem Wort „Schule" innerlich zusammengefahren. Er saß geduckt und in sich versunken da. Jetzt fuhr er in die Höhe, und als er das freundliche Gesicht des Gesellen sah und das ermunternde des Vaters, sagte er langsam, gleich, als wolle er einmal eine kleine Vorprüfung machen: „Ist das was Schönes, Sauhirt?"

„Behüt' uns der Himmel!" rief die Stas, entsetzt die fleischigen Hände überm Kopf zusammenschlagend. „Sauhirt! Sag' doch lieber gleich Sautreiber oder Zigeuner oder Kesselflicker. Das sind mir schöne Gelüste! Da hast du deinen Professor und Pfarrer! Haha!"

„Ah was!" meinte der Schneider ärgerlich. „Kinder reden oft was Ungereimtes. Haben mehr Recht dazu als die Großen, die es gleichwohl tun. Nur kalt Blut und warme Unterhosen! Kommt Zeit, kommt Rat!" Innerlich aber wunderte er sich doch. Wie kommt der Bub auf den Sauhirt? Das ist mir jetzt gespaßig! dachte er bei sich und schüttelte den Kopf. Ei, er hat eben in der Verlegenheit so was zusammengeschwätzt! resümierte er dann.

Nun, er sollte des Rätsels Lösung bald genug erfahren.

* * *

Es war an einem schönen Nachmittag, bald vor Pfingsten. Da lagen der Scheurer-Toni und der kleine Hans einträchtlich schlafend nebeneinander. Der Hund saß daneben und schnappte nach den Fliegen, die ihn blitzend umsummten. Die Schweine wühlten und grunzten. Und die Gänse spazierten ernsthaft hin und her. Das Ganze war ein Bild des Friedens und hätte für einen Maler einen nicht üblen Vorwurf zu einem feinen Bildlein geben können.

Da fing der Hund an zu knurren. Von Ferne kam der Landjäger. Die Sonne blitzte auf seinem Säbel und seinem Gewehr. Er ging langsam und gewichtig. Je näher er kam, desto lauter knurrte der Hund. Endlich ging er in ein wütendes Gebell über, und der Sauhirt und Hans erwachten. Der Sauhirt rieb sich den Schlaf aus den Augen und erschrak. „Ho, hussa! Der Blaukel! Mach, Büble, spring! Springst nit, so gilt's nit! Stell ihn, Phylax!" Und damit war er schon auf den Beinen.

Aber zugleich rief der Landjäger: „Steh! Oder ich schieß'!"

Der Sauhirt senkte den Kopf. „Könnt' ich nur wiederschießen!" murrte er. „Wollt' ihm ein Loch ins Tuch machen! Phylax, wir müssen's scheiden!"

Schon war der Landjäger da. Er hatte eine krumme rotblaue Nase, graue gestrenge Augen und einen mächtigen Schnauzbart. Wenn man ihn sah, merkte man gleich: mit dem ist nicht gut Kirschen essen. „Scheurer-Toni, du mußt mit!"

„Oho!" sagte der frech. „Warum jetzt dies?"

„Wirst's am besten wissen. Mach keine Fisematenten. Sonst —" Er hob den Gewehrkolben.

„Euch hat der Teufel hergebracht! Was hab' ich gemacht?"

„Still, Lästermaul! Wirst es schon sehen! Vorwärts jetzt!"

„Da schlag' doch gleich ein siediges Donnerwetter drein! Ich weiß nix von nix! Ich hab' nix gemacht!"

„Das wird sich weisen!"

Der Hund tobte unablässig.

„Bring den Hund zur Ruh! Oder er kriegt blaue Bohnen zu schmecken. Ist gerade so rebellisch wie sein Herr!"

„Alleweil!" sagte der Sauhirt frech und gleichgültig. „Mir eins! Er gehört der Gemeind'!"

„Vorwärts! sag' ich noch einmal. Treib' deine Säu' und Gäns' ein! Daß du nicht ausflitzest, dafür sind wir da. Aber was ist das? Ist das nicht der Schneidersbub? Wie kommt der da heraus? Da geht er in eine schöne Lehr'. Man sieht halt wieder: euresgleichen sucht sich. Wer weiß: steckt er mit dir unter einer Decke. Vorwärts, Schneidersbüble! Mitgegangen, mitgefangen!"

Der kleine Hans stand zitternd da. Er begriff von allem nichts, als daß der Sauhirt etwas arg Böses gemacht haben müsse. Aber er hatte doch nichts Übles getan. Doch, er hatte die Schule geschwänzt. Und mit

einem Male fiel ihm das bekümmerte Gesicht des Vaters ein, den er belogen hatte. Und da warf er sich vor dem Landjäger nieder und flehte mit aufgehobenen Händen: „Hab' nix gemacht! Nur in die Schul' bin ich nit gegangen. Weil ich halter hab' aufs Sünderbänkle sitzen müssen. Gelt, dem Vater nix sagen! Dem Vater nix sagen!"

„Wird sich finden! Wird sich finden!" murrte der Landjäger. „Vorwärts also!"

Und so zogen an diesem Tage die Schweine und Gänse der guten Stadt Hinterpappelbach unter bewaffneter Bedeckung heim, am hellen Nachmittag schon, zu männiglich Staunen. Nur der Schuster-Anton und der Metzger-Karl staunten nicht. Denn die hatten den Sauhirt schon lange im Verdacht. Und heute mittag hatten sie mit dem Polizeidiener und dem Landjäger sein Logis durchsucht und daselbst ein ganzes Lager von gestohlenen Dingen entdeckt.

„Da seht ihr's!" hatte der Schuster-Anton hochweise gesagt. „Was halt solches Volk ist, so unehrlich geborenes Bankertzeug, das taugt nix und ist ein Krebsschaden im ordentlichen Gemeinwesen. Lauter Zuchthäusler und Brigantensamen!"

„Nun, für eine Weile wird's ihm gelegt," hatte der Landjäger gemeint.

Und nun war gar der Schneider-Hans auch dabei.

„So, so! Ei, ei!" ging's in der Menge herum. „Guck da! Schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Land. Da hat's jetzt der Schneider mit seiner Humorität. Allewege. Das wird auch so ein Tausendsassa und Tunitgut! O du betrogener Schneider! Hätt'st das gewußt! Geschieht dir recht! Hast immer eine Extrawurst haben wollen! Jetzt hast sie. Wünsch' guten Appetit!"

So ging es hin und her.

* * *

Der Bohnert-Franz war an diesem Nachmittag, von einer ihm selbst unerklärlichen Unruhe befallen, nach der Kinderschule gegangen, um wegen des kleinen Hans zu fragen. Dort hatte er zu seinem Erstaunen erfahren, daß Hans seit vierzehn Tagen oder drei Wochen nicht mehr in der Kinderschule gewesen sei.

„Was Sie sagen!" stammelte der Schneider. „Was Sie sagen! Dieses ist merkwürdig."

Er holte sein rotkarriertes Schnupftuch hervor, fuhr sich über die feuchte Stirn, machte dann ein Kompliment und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

Hans hatte ihn also angelogen.

Aber wo hatte er sich dann die ganze Zeit herumgetrieben?

Und war es möglich, dieser stille, blasse, sanfte Bub konnte ihn so schmählich anlügen! Sagt man nicht: Stille Wasser gründen tief?

Und dann dachte er wieder daran, daß er selbst ja dem Kinde die volle Wahrheit schuldig sei. Er wußte, warum der Kleine nicht mehr in die Kinderschule gegangen war. Das Sünderbänkle hatte ihn geschreckt. O, er begriff das so wohl! Er hätte ihn gar nicht mehr hinschicken dürfen.

Wie er so vor sich hinsann, ganz eingenommen von seinen Gedanken, kam der Schreiner-Nepomuk um die Ecke und stieß fast mit ihm zusammen. Er hatte eine dringliche Arbeit und war durch den Spektakel mit dem Sauhirten zu lange aufgehalten worden. Darum war er in Eile, was bei ihm nicht oft vorzukommen pflegte. Er trug die Säge im Arm, und hinter ihm kam der Lehrbub mit der Leimpfanne und mit Brettern.

„Ho, der Bohnert-Franz! Eben bringt man den Sauhirten und euren Buben, den Hans. Sind auf unsauberen Dingen erwischt. Nix für ungut! Vorwärts, Josephle!"

Der Schneider stand wie betäubt. Der Hans — und unsaubere Dinge!

Aber da kam der Zug schon um die Ecke. Der Polizeidiener, der Landjäger, der Schuster-Anton und der Metzger-Karl. Und eine Menge Weiber, Buben, Mägdlein, kläffende Hunde. Mitten drinnen aber der Sauhirt und der kleine Hans. Einige Schweine trollten noch voraus.

Das Ganze bedünkte den Schneider wie ein wüster Traum. „Ah was!" sagte er und wischte sich abermals die feuchte Stirne. Dann aber brach er sich Bahn.

Und da stand er vor dem Maurer-Wilhelm und dem Landjäger. „Was habt ihr mit meinem Buben?" fragte er zitternd, aber gewillt, nicht vom Platze zu weichen.

„Wird sich weisen!" entgegnete schnurrbärtig der Landjäger.

„Bohnert-Schneider, begehet nicht Gewalt gegen die hohe Obrigkeit! Wird schwer gestraft!" vermahnte der Polizeidiener, der ehrsame Maurer-Wilhelm alias Schirrmeyer.

„Ah was!“ rief der Schneider. „Seit wann sperrt man kleine Kinder ein! Dieses ist mir neu!“

„Er kommt ins Verhör.“

„Mit Verlaub, Herr Landjäger, da hab' ich auch noch mitzureden. Ich habe die väterliche Gewalt. Soll er sich verantworten, so sei's morgen. Aber jetzt erspart mir und dem Kinde die weitere Schand', in diesem Aufzug gesehen werden zu müssen! Alles was recht ist, ist Gott lieb. Der Hans läuft euch nicht davon! Dafür bin ich da! Und im übrigen — kalt Blut und warme Unterhosen. Es gibt Staatsbürgerrechte!“

Der Landjäger sah den Maurer-Wilhelm und der Maurer-Wilhelm den Landjäger an. Der Schneider war blaß, aber stand entschlossen da. Und der Polizeidiener sagte zum Landjäger: „Lasset ihn gewähren! Alles Weitere wird sich ja geben.“

„Das Büble hat keine Schuld,“ sagte der Sauhirt. „Ihr seid wahre Helden! Vielleicht könnt ihr noch ein paar Wickelkinder einsperren.“ Einige Weiber lachten. Der Maurer-Wilhelm machte ein dummes Gesicht. Der Landjäger fühlte seine Würde bedroht.

„Lasset ihn laufen! Sonst stänkert uns der Bohnert im halben Land herum!“ raunte der Polizeidiener.

„Wenn Ihr meint, Maurer-Wilhelm!“ entgegnete der Landjäger würdevoll. „So, lauf du! Und schwänz ein andermal nicht wieder die Schul'!“

„Adjes, Büble!“ rief der Sauhirt. „Es war doch schön, gelt?“

Der Schneider nahm den kleinen Hans bei der eiskalten Hand und verschwand in der nächsten Gasse. Bleich und zitternd kamen sie beide heim. Die Schneiderin war zum Glück in Oberweidental bei der God. So ward der erste Sturm von dieser Seite vermieden.

Der Schneider fiel wie tot in einen Stuhl. Der kleine Hans stand mit niedergeschlagenen Augen da. Es war eine bange Stille.

„Ja, ja!“ stöhnte der Schneider. „Da freut sich der alte Franz. O weh, Bub! Was sind das für Dinge! Warum bist neben die Schul' gangen, Hänsle? Und noch gar auf die Sauweid!“ Er sah, wie in des Buben Gesicht ein scharfer, trotziger Zug erschien. Und er fragte nicht weiter. Er zog ihn sanft zu sich her und beschwor ihn mit erstickter Stimme: „Gelt, das tust du nicht mehr! Neben die Schule gehen! Und immer — immer sagst du mir die Wahrheit!“

Da löste sich die Erstarrung des Kindes. Ganze Herzstöße gab es ihm. Und endlich kam's drängend und würgend aus des Kleinen Brust: „O Vaterle, lieber tot als wieder in die Schule!“ Der ganze Körper bebte vor Schluchzen. Ein ungeheures Leid schüttelte den Jungen. Ja, er war böse gewesen. Er hatte den Vater belogen. Er hatte die Schule geschwänzt. Und bei allem dem schluchzte er seiner schönen verlorenen Freiheit nach, der holden Freiheit da draußen in Wald und Feld.

Der Schneider-Bohnert hielt den zuckenden Körper, streichelte dem Kind die Haare, küßte seine tränennassen Wangen und sah darüber hinaus in eine Zukunft, vor der ihm angst war. Was würden sie ihm aus seinem Schmerzenskinde noch machen! Und drohend ballte er die Faust wie gegen einen unsichtbaren Feind.

### Ein armer Sünder und ein Städtlein voller Gerechter

Weißgetünchte Wände. Eine schwarze Schultafel mit roten Linien. Auf der einen Seite zum Schreiben. Auf der anderen zum Rechnen. Ein Pult auf einem Podium. Daneben ein alter Schrank. Ein Besen in der Ecke. Eine Beuge Holz und in dem weißen Kachelofen ein brummendes Feuer. Der Fußboden weiß gedielt und mit Sand bestreut. Ein Geschwader morscher Schulbänke. An den Wänden der Längsseite schlechte Bilder von Tieren und Pflanzen: ein unmöglicher Löwe, eine seltsame Klapperschlange; Getreidearten und Kartoffelblüten. An der Hinterwand ein Kruzifix. Nicht zu vergessen eine Rechenmaschine. Das ist das Schulzimmer, in dem Hans Bohnert seine erste Schulzeit zubrachte.

Sein Lehrer hieß Adam Brittner, stand sehr gut mit der Geistlichkeit und war ein Prügelpädagoge ersten Ranges. Er hatte ein grobes Gesicht mit wasserblauen Augen, ein mit gelben borstigen Stacheln bedecktes Froschmaul, darunter eine sogenannte Mücke, ein kleines Kinnbärtchen. Über der niederen Stirn standen die weißlich gelben Haare wie die Borsten einer Gläserbürste. Man konnte sich schwerlich einen widerlicheren Lehrer vorstellen. Kriecherisch gegen die hohe Obrigkeit, katzenfreundlich gegen alles, was Macht und Besitz hatte und seiner Küche und Speise-

kammer gute Dinge zuführte, war er grob, kafferig und heimtückisch gegen die, welche ihm nichts zu gebieten oder zu geben hatten. Dies zeigte sich durchaus in der Behandlung der Schüler. Die der Mächtigen und Reichen oder Vermögenden waren obenan. Dann kam ein geduldetes Mittelgut. Und alsdann die Parias, jene Unglücklichen, deren Leben eine lange traurige Kette roher Mißhandlungen und stumm erduldeter Beleidigungen war. Zu diesen Buben und Mädchen — beide Geschlechter wurden zusammen unterrichtet — gehörte vor allem und in erster Linie der Bohnert-Hans. Er war Brittners ganz besonderer Liebling, sein bevorzugter Prügelknabe.

Brittners Pädagogik bestand in dem einen Grundsatz: Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten! Furcht und Schrecken mußte schon sein Eintreten in die Klasse erregen; wohlgemerkt bei denen, welche Grund hatten, zu zittern: bei den Geduldeten oder Verhaßten. Schon die bloße Nennung des Namens oder schon der Gedanke an den Lehrer mußte ihnen Herzklopfen machen. „Sie müssen zittern, wenn sie meine Hutspitze sehen!“ pflegte er selbstbewußt zu sagen. Und dem war so. Dieser Schultyrann hatte ein ganzes Register empfindlicher Strafen. Mit Vorliebe erkor er sich die zarten Schläfenhärchen, die er „Lausbubenhärle“ nannte, zur Ausübung seiner pädagogischen Tätigkeit. Oder die Ohrläppchen, die er in sehr erfinderischer Weise zu kneipen wußte. Seine „Tatzen“ waren gefürchtet. Am besten aber verstand er das Hosenspannen. Sein Meerrohr, ein Gegenstand seiner liebevollsten Sorgfalt, hatte stählerne Ringe, die dann besonders „pfetzten“. Wenn er einen Schüler übers Knie legte, so richtete er an ihn die freundlich-höhnische Einladung: „Komm, Lieber, ich sag' dir was ins Ohr.“ Im Arrest legte er sich noch weniger Zwang auf. Da gab es verschärfte Prügel. Rutenstreiche mit einer Rute, die im Salzwasser gelegen hatte: das brannte dann den Missetäter tagelang. Die Mädchen riß er gern an den Zöpfen oder gab ihnen Nasenstüber. Das Kneipen in die Arme und Beine schien ihm eine Art Erholung. Er besorgte es mit einem Lächeln, als ob es mehr als eine Liebkosung zu gelten habe.

Wir ahnen, welche Zeit der Bohnert-Hans durchzumachen hatte, bis er „harlschlägig“ geworden war. Auf ihm ruhte der gefürchtete Blick des Lehrers am härtesten, unbarmherzigsten und boshaftesten. Der Bub verschimpfierte ihm die ganze Klasse. Er war gemeingefährlich und zum Missetäter geboren. Wenn er sich schon mit diesem bösen und verderbten Buben herumschlagen mußte, ei, so wollte er ihn auch seines Armes ganze Schwere fühlen lassen. Denn dem Bohnert-Hans war ein böser Ruf vorangegangen. Man hatte ihm im Städtchen sein Abenteuer mit dem Sauhirten nicht vergessen. Zwar hatte sich beim Verhör herausgestellt, daß Hans nicht die geringste Schuld treffe. Er war ja damals noch viel zu klein, um sich einer schuldbaren Handlungsweise bewußt zu sein. Dennoch ward diese harmlose Geschichte zum Brandmal, das ihm unauslöschlich aufgedrückt war. Niemand zweifelte, daß er bald dem Sauhirten nachfolgen werde.

Mit diesem Vorurteil eines ganzen Städtchens behaftet, kam Hans in die Schule. Auch hier ward er besonders gesetzt. Aber diese Bank, auf der er jetzt saß, war eine Hölle und das „Armesünderbänkle“ in der Kinderschule, verglichen mit ihr, ein Sitz des Paradieses. Es gab Wochen, da der arme Hans kaum einen heilen Fleck an bestimmten Teilen seines Körpers hatte. So erfolgreich übte der Lehrer an ihm seine pädagogische Tätigkeit. Der Knabe duldete und schwieg und schwieg und duldete. Sein Gesicht ward länger und blasser. Seine Augen scheu und unstet. Sein ganzes Wesen geduckt. So mochte er auf oberflächliches Hinsehen bald das Ansehen eines richtigen verdrückten Armesünders bieten. Der Vater litt und schwieg mit ihm. Zuerst hatte er voll Empörung zum Lehrer und zum Bürgermeister gehen und namens der „höheren Humorität“ Einspruch gegen diese Quälerei erheben wollen. Aber er bedachte sich: er werde dem Buben nichts nützen, sondern nur schaden. Zuweilen lag dem Hans auf der Zunge, zu fragen: Vater, warum muß ich dieses alles erdulden? Aber er wußte: der konnte ja keine Antwort geben. So weinten sie denn manchmal zusammen, der Alte und der Junge. Dies war ihre einzige Aussprache und ihr einziger Trost.

Die anderen Schüler und Schülerinnen mieden den Bohnert-Hans. So war es ihnen zu Hause strengstens befohlen, denn

hätte noch ein Rest von Empfindung für ihn in einem Hinterpappelbacher Herz geschlummert, die Episode mit dem Sauhirten hätte damit erbarmungslos aufgeräumt.

Nein, mit so einem durften die Hinterpappelbacher Kinder nicht gehen. Das hätte böse Sachen geben können. So ward er denn geflohen wie ein Aussätziger. Selbst wenn er den Spielen der Kinder, dem Schneeballwerfen, Schlittenfahren, Schneemannmachen, Eisglitschen und was dergleichen Wintervergnügungen der Kinder waren, oder dem Marvelspielen, dem Tanzknöpflestreiben im Frühjahr, dem Baden im Sommer, dem Drachensteigenlassen im Herbst, auch nur von ferne zusehen wollte, hieß es: Mach, daß du fortkommst! Dann flog ihm im Winter ein Schneeball mit einem tüchtigen Kiesel darin an den Kopf, oder beim Baden traf ihn unversehens ein Stoß, so daß er ins Wasser stürzte und beinahe ertrank. So ging er denn bald allein seiner Wege. Ein Ausgestoßener.

Er sann manchmal darüber nach, was die Buben wohl meinten mit ihren Worten. Eines Tages würde er ja vielleicht des Rätsels Lösung erfahren. Ihm bangte unwillkürlich davor.

Er lernte im Religionsunterricht: Gott habe die Menschen geschaffen, daß sie sich lieben sollten. Er traf überall nur auf Haß und Verachtung. Wie kam das? Was hatte er getan? Seine einzige Verfehlung war die mit dem Sauhirten gewesen. Seit dieser Zeit hatte er andere Buben weit schlimmere Dinge verüben sehen, und man hatte ihnen in Gnaden verziehen. Für ihn allein gab es kein Verzeihen und kein Vergessen. Wollte der gütige Gott das so? Denn es mußte ja irgend eine merkwürdige gewaltige Macht sein, die alle Menschen, ausgenommen seinen Vater und den Schneidergesellen, so einmütig gegen ihn hart und lieblos machte. So war also Gott gegen alle gerecht, nur gegen ihn ungerecht? Wie kam es, daß er ein Gott der Liebe und Güte genannt wurde? Er zermarterte sich vergeblich das Gehirn. In der Beichte sagte ihm der Pfarrer: Du bist ein Kind der Sünde. Du mußt doppelt fromm sein. Auf daß du nicht dem Teufel verfällst." Ein Kind der Sünde war er. Ja, was hieß das? Und er fragte weder den Pfarrer noch den Vater. Immer hielt ihn dasselbe unerklärliche Bangen zurück. Es war ihm, als ginge er in einem schweren Nebel umher, der auf ihn drückte, ihn stumm machte, ihn begleiten würde bis zum Grab.

Dabei waren die, welche ihn haßten oder gar beleidigten und peinigten, mit wenigen Ausnahmen Leute, denen man einen so ausdauernden Haß gegen einen armen Knaben nicht hätte zutrauen mögen. Aber es war in ihnen allen das Gefühl der Gesellschafts- und Gemeinschaftsrechte, das sie starr und hart machte, sobald sie diese Rechte, diese wohlgebaute Mauer des Herkommens, von einem nicht in ihren Kreis gehörigen Eindringling bedroht sahen.

Nur durften sie sich dann nicht wundern, wenn dieser Haß Früchte des Hasses zeitigte. So selbstverständlich sie diese Saat ausstreuten, so selbstverständlich mußte sie aufgehen. Und so begingen denn diese guten Leute in aller Unschuld langsam einen nie wieder gutzumachenden Seelenmord an zwei Menschen. An dem alten Bohnert-Franz, dem sie den Idealismus und die höhere „Humorität" stückweis aus dem Herzen rissen, und an seinem unglückseligen Schutzbefohlenen, dem sie schon die früheste Jugend unheilbar vergifteten. Der Schneider konnte sich die Widersprüche und Härten des Lebens nicht mehr zusammenreimen. Warum mußte alles, was so schön gedacht und so trefflich gut gemeint war, so elend und jammervoll ausgehen? Jetzt, o du Gott, jetzt hatte es ja der Bub viel schlimmer, als er es jemals gehabt hätte, wenn er sich seiner nicht angenommen hätte. Gab es denn böse Teufel im Leben, die alles ins Gegenteil verkehrten und gerade das Beste zur Fratze des Wahns und des Übels verzerrten? Ja, so mußte es wohl sein! Und der Schneider begann Pessimist zu werden und sich gegen das Leben aufzulehnen. Er ward im Geiste krank von Bitterkeit, und er ward auch leiblich krank. Er siechte hin, und das bitter anklagende Buch Hiob ward in der Bibel seine Lieblingslektüre.

## Das Kamerädle

Die Fenster des Schulzimmers waren weit auf, und Frühlingsluft zog herein in die muffige Schulstube. Der Lehrer Brittner stand vorn auf dem Podium, sein Stöcklein in der Hand. Er war übler Laune, da er gestern in Oberweidental gewesen war und

dem Wein reichlich zugesprochen hatte. Seine gläserbürstenartigen Haare waren von dem heftigen Kopfweh noch mehr gesträubt und standen drohend gen Himmel. Die borstigen Augenbrauen waren unheilverkündend zusammengezogen. Und die wasserblauen Äuglein dahinter suchten stechend nach Opfern.

Soeben las ein Schüler die zum fünfundzwanzigsten Male repetierte Geschichte von den Erbsen. Er las mit stockender Stimme und in heimlicher Angst: „Ein Taschenspieler erhielt die Erlaubnis, vor einem Fürsten seine Kunststücke zu machen. Er trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in das Gemach, ließ sich eine Nadel vorhalten und ... und ..." Der Lehrer trat vom Podium herunter und kam dem vorlesenden Schüler in gefährliche Nähe. Der raffte mit Herzklopfen allen Mut zusammen und fuhr weiter: „— und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse allemal an der Nadelspitze stecken blieb. Der Fürst schickte dann einen Diener fort, der bald mit einem vollen Sacke ... Sacke ... zurückkam. Der Künstler freute sich sehr, denn er glaubte, der Sack werde voll ... voll ... voll ..."

„Na, wird's bald! Oder soll ich dir was ins Ohr sagen?" schrie Brittner.

„— voll ... Goldstücke sein. Als man aber auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, er ... er ... erblickte man nichts als Erbsen. Und der Fürst sprach: ‚Da Euer ... Euer ... Ku ... Kunststück den Menschen nichts nützt, so werden sie es auch schlecht lohnen, und es könnte euch bald an den nötigen Erbsen mangeln. Deshalb habe ich Euch damit versehen.'" Tiefatmend hielt der Schüler inne, etwa wie wenn ein Bergsteiger in den Alpen eine sehr gefährliche Stelle mit Steinschlag und Lawinengefahr glücklich passiert hat.

„So! Du bleibst heute nachmittag eine Stunde da und schreibst das Stück ab, damit es endlich in deinen verdammten Dickschädel hineingeht. Die Nutzanwendung hast du natürlich vergessen. Ich werd' doch noch ein Wörtlein mit dir reden! — Mach jetzt die Bücher zu! Bohnert, sag du die Nutzanwendung auswendig!" Die letzten Worte hatte Brittner in dem höhnisch-freundlichen Ton gesprochen, den er immer annahm, wenn er einem Schüler Schlimmes zugedacht hatte.

Der Bohnert-Hans hatte nachdenklich dagesessen. Er hatte über die Dinge seine ganz eigenen Gedanken, die er freilich für sich behielt. Es waren nicht die Gedanken aller Welt. So hatte er auch jetzt gedacht: es sei von dem Fürsten eigentlich doch gar nicht schön, den armen Teufel von Taschenspieler so grimmig zu foppen. Und in der Tat hatte der Junge ganz recht. Dieses Lesestück verkörperte wie viele andere, die noch heute in unseren Schulbüchern stehen, jene platte Nützlichkeitsmoral, die dem großen Haufen so wohl gefällt und im Grunde nichts anderes ist als systematisierte Gemütsroheit. Also unser Bohnert-Hans fuhr auf, sah verstört um sich, schluckte, setzte an und verstummte. Diese Nutzanwendung hatte er so gut gelernt. Und jetzt war sie wie von tückischer Geisterhand aus seinem Gedächtnis gewischt.

Da stand er, und die ganze Schule sah auf ihn. Der Lehrer aber trat langsam näher und sagte mit honigsüßer Stimme: „Schau da, der Bohnert! War wieder einmal mit den Gedanken spazieren. Ei, ei! Am Ende gar auf der Sauweid.'" Ein brüllendes Gelächter belohnte den zartsinnigen Witz.

„Ich ... ich hab's gelernt ..." stammelte Hans.

„Ich werd' ein wenig nachhelfen! Komm, gib mir das Händchen, mein Sohn! So!" Der Lehrer hielt die bebenden Finger des Jungen in seiner breiten, fleischigen Hand, die Rechte hob das Stöckchen und schlagweise wurde dem Missetäter die Nutzanwendung eingeprägt:

Befaß' — dich nicht — mit solchen Dingen —
Die keinem — Menschen — Nutzen — bringen.

Die Tatzen taten weh. Aber Hans zuckte nicht mit der Wimper. Das war sein einziger Stolz, ob die Schläge noch so sehr schmerzten, zu stehen wie der Soldat im Feuer. Brittner ärgerte sich gerade darüber und nannte es Verstocktheit. „Wiederholen!" sagte er mit rauher Stimme.

„Es hat geklopft!" schrien einige Kinder.

Der Lehrer ging zur Tür, um zu öffnen. Aller Augen wandten sich nach der Tür. Da bot sich ein merkwürdiges Schauspiel. Eine alte Frau und ein kleines Mädchen standen dort. Die alte Frau hatte das kleine Mädchen bei der Hand. Sie mochte wohl an die sechzig Jahre zählen. Ihr spärliches graues Kopfhaar hatte sie einpomadisiert, daß es glänzte. Es war ein verschrumpeltes Gesicht, das aus dieser Umrahmung ver-

schmitzt in die Welt sah. Kleine kluge graue Äuglein. Eine Stumpfnase und ein zahnloser Mund. Ein Hals dürr wie der eines Geiers. Die Frau trug den landesüblichen schwarzen Peter, darunter einen schwarzen Schurz, und auf dem Kopfe hatte sie einen ehemals feinen Hut sitzen, einen Kapotthut mit Schmelzperlen und feuerroten Rosen. Das Ganze der Erscheinung machte einen grotesken Eindruck. Das Mädchen an ihrer Hand war zierlich gebaut. Üppiges Haar vom schönsten Rotblond ringelte sich um das feine weiße, etwas sommersprossige Gesichtchen. Darin standen die großen blauen Augen wie Flammen. Ein überaus zierliches Näschen und Mündchen schienen wie die einer Puppe gebildet, hatten aber dennoch einen natürlichen Reiz, eine zarte Anmut. Das Kind hatte ein Kleidchen von schottischer Seide, unter dem der Mode der Zeit gemäß lange weiße Spitzenhöschen hervorsahen. Graue Zeugstiefelchen zum Knöpfen vervollständigten diese großstädtische Kleidung, die von der Umgebung seltsam abstach.

Besagtes Menschenpaar sah eine kurze Weile den Schullehrer an, und der hinwiederum betrachtete diesen eigenartigen Besuch mit schweigendem Erstaunen. „Die Wasenmännin!" sagte er dann in unfreundlichem Ton. „Was wollt denn Ihr?"

Die Wasenmännin war nicht die Person, sich leicht einschüchtern zu lassen. Sie lächelte, fuhr sich mit der runzligen Hand über die Stirn und sagte dann mit einer heiseren, aber nicht unangenehm klingenden Stimme: „Bring' Euch ein Schulkind, Lehrer. Mein Enkelkind von Straßburg ist's. War in der ersten Klass' in Straßburg und muß jetzt vom Doktor aus aufs Land, weil es so blaß und schwach ist. Nun ist es bei uns und soll hier in die Schul'."

„So! Ei, ei!" sagte der Schulmeister trocken. „Das ist ja eine große Ehr' für uns! Habt Ihr Tauf- und Impfschein?"

„Zu dienen, Lehrer! Da sind sie." Sie holte unter ihrem Schurz einen großen, mit einer Schnur zusammengezogenen Geldsäckel hervor, so einen richtigen Beutel, wie ihn Viehhändler und Marktweiber haben. Bedächtig schnürte sie ihn auf. Der Lehrer konnte nicht umhin, nach dem Beutel hinzuschielen. Es war Geld aller Art durcheinander. Heller, Kreuzer, Groschen, Batzen, Sechsbätzner, Gulden, Kronentaler, aber auch Sous, Franken, Fünffrankenstücke und Napoleons lagen wirr durcheinander. Sapperment, hat die Alte Geld! dachte der Schulmeister. Und er dachte: man dürfe nicht zu grob sein. Man konnte nie wissen — Die Wasenmännin, eine jener vielfach gewürfelten Frauen, wie sie das Hausierergewerbe zeitigt, merkte, ohne aufzublicken, den Eindruck, den dieser randvolle, straffe Geldsäckel auf den Schulmeister machte. Sie beeilte sich daher nicht übermäßig, die Papiere zu finden. Endlich zog sie zwischen den vielen Geldstücken zwei zerknüttelte Papiere hervor, das eine rot, das andere blau. Sie steckte den Geldbeutel wieder ein, glättete die Papiere und reichte sie dem Schulmeister hin. Der nahm sie, sah sie prüfend durch und sagte endlich langsam: „Das Kind ist auf den Namen der Mutter getauft."

Die Wasenmännin hob die klugen ruhigen Augen und sagte nachdrücklich: „Ja, auf den ehrlichen Namen seiner Großeltern. Ich denke, das wird genügen."

„Waret Ihr schon beim Pfarrer und Bürgermeister?"

„Warum? Was haben die damit zu tun?"

„Ich meine halt!" gab der Lehrer kurz zurück. Es war einige Augenblicke Schweigen.

Dann sagte die Wasenmännin mit halblauter Stimme: „Zu Martini hab' ich Eurer Frau zwei fette Gäns' versprochen. Ein Dienst ist des anderen wert. Wenn Ihr mit dem Maidli gut seid, so sind wir Euch verpflichtet. Und Leut' wie wir wissen gar manches, was anderen ein Pläsier machen kann. Mein Mann hat da draußen einen ganzen Stall voll Hasen. Ihr müßtet einmal im Vorbeikommen sie anschauen. Sind wahre Prachtskerle dabei."

Der Schullehrer tat, als höre er nicht auf das Geschwätz. Endlich fing er wieder an: „Was kann sie denn?"

„O, sie war in einer feinen Schul'. Sie hat eine gute Edukation gehabt. In einem Institut am Kleberplatz ist sie gewesen. Bei der Madame Bloch."

„Hm — kann sie die vier Spezies?"

„Allewege. Wie's Wasser!"

„Lesen, Schreiben? Katechismus?" examinierte der Schulmeister weiter.

„Nur am Schnürle geht das so! Sie ist nicht dumm. Guckt sie nur an!"

Der Schulmeister bedachte sich wieder eine Weile. Dann sagte er zögernd: „So kann

Ferdinand von Rayski: Schloß Bieberstein bei Nossen Zu Arthur Dobsky: Ferdinand von Rayski. (Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)



sie einmal hierbleiben. Da ist gerade noch ein Platz für sie."

„In dem Bänkle da?" fragte die Wasenmännin.

Der Schulmeister nickte. „Sonst ist kein Platz mehr da. Ich denk': Ihr nehmt's nicht genau."

Die Wasenmännin überlegte. Besondere Prätensionen konnte sie ja keine machen. Und der Schulmeister sah aus, als ob er am Ende seiner Nachgiebigkeit sei. Sie betrachtete den blassen Knaben, der ihr Enkelkind scheu von der Seite ansah. Eine Art von Mitgefühl regte sich in ihr. Er sah aus, als ob er nicht viel Gutes habe. Auch nicht roh und gewalttätig. Der würde ihrer Enkelin nichts tun. „So mag's denn so sein."

„Es muß so sein!" bemerkte der Schulmeister nachdrücklich. „Hat alles seine Art. Und muß sie haben."

„In Gottes Namen also! Und noch was! Höret, Schulmeister, ich bin immer auf der Wanderschaft, und mein Mann hat auch nicht viel Zeit. Hier habt Ihr einen Napoleon. Wollt Ihr so gut sein, einstweilen dem Kind, was es in der Schule braucht, anzuschaffen?"

Der Schulmeister sah das Goldstück an. Dann steckte er es ein. „Es soll ihr an nichts fehlen!" erwiderte er kurz.

„So behüt' dich Gott und 's heilig Kreuz! Sei brav und fleißig, Lélie! Ah bah! Nicht weinen! Um zwölf Uhr bist ja wieder daheim!" Die Kleine hatte den Mund verzogen und fing mit einem Male heftig zu weinen an. Sie klammerte sich an die Hand der Mutter. Sie hielt sie fest. Und sie schien sich, zur größten Verdrießlichkeit des Lehrers, nicht trösten lassen zu wollen. „Ei, Lélie! Jetzt geh doch! Die Kinder lachen dich ja aus! Wenn das die Madam Bloch säh'!" Endlich gelang es ihrem ruhigen und gütigen Zuspruch, die Kleine zu beruhigen. Die Tür schloß sich hinter ihr. Lélie setzte sich zu dem Bohnert-Hans in die Bank, und der Unterricht nahm seinen Fortgang.

So hatte denn der kleine Hans sein langersehntes „Kamerädle".

(Schluß folgt.)

## Die Schätze

Heut' quält' ein Alp mich in der Nacht, der stillen:
„Du ruderst irr' mit deinem freien Willen!"

„Wer eint sie denn, des Lebens Gegensätze?
Du sammelst Spreu und glaubst, du sammelst Schätze."

„Wer löst das Widerspiel von Tag und Nacht?"
Die stille Glut, die tief im Busen wacht.

„Wer schließt den Bund von Finsternis und Licht?"
Die eig'ne Treue, die den Wall zerbricht.

„Das Fleisch, wie schmutzig, und der Geist, wie rein!"
Fürs Gute kämpfend, heißt schon Sieger sein.

„Du willst hinauf und taumelst in die Gründe."
Sahst du mich fallen? Arbeit tilgt die Sünde.

„Die Brücke zeig' vom Himmel mir zur Erde!"
Die Freiheit weist den Weg und seine Fährde.

„Wer sprengt das Tor der Lüge für die Wahrheit?"
Des Wollens Echtheit und die inn're Klarheit. —

Da schwand der Alp. Der Brust geheimste Plätze
Durchzieht ein Klingen. Stille ruh'n die Schätze.

Hans Much



Einfluß der Mosel in den Rhein beim Deutschen Eck.

# Im Mosellande

## Von August Trinius

Ein Bild von werbender Kraft und bezwingender Schöne, aber auch von leiser Wehmut überhaucht, steigt wieder vor meinen Sinnen auf, da ich dein gedenke, rebengesegnetes, glockendurchhalltes Moseltal! Spätsommerabend war es. Eine wochenlange Wanderung längs deiner grünen Ufer lag wieder einmal hinter mir. Ein Schifflein trug mich vom deutschen Rom, dem altersgrauen Trier, flußabwärts zurück das Tal. Hinter den Ardennen rüstete sich die Sonne zum Niedergange. Über die Bergfirsten flog es wie ein Feuerstrom, leuchtende Fanale entzündend, und die Wälder blickten dem sinkenden Glutball nach wie im erschauernden Danke. Hüben und drüben hoben die Glocken an zu tönen. Eine sagte es der anderen, und dann schien das Tal nur noch erfüllt von Wohllaut und Duft, von singender, schwebender Harmonie. Erste, leichte Nebel begannen da und dort ihre Reigen. Wir saßen an Deck, zwischen uns ein goldener Heimatstropfen, und Augen und Römer fanden sich immer wieder. Neben uns her glitt ein Nachen, angefüllt mit Weinfässern. Der Ferge aber war eingeschlafen. Er lächelte selig. Er träumte. Und uns fiel das Steinbild wieder ein, das wir im Römischen Museum zu Trier gesehen hatten, das vor fast zweitausend Jahren ein römischer Bildner mit gleichem Inhalt erfüllt hatte. Und dann trat Neumagen, die römische Siedelung, in Sicht. Da hielt unser Schifflein, Menschen und Güter auszuwechseln. Und gleich darauf kehrte die Schule des Städtleins heim. Eine Reihe von Kähnen, dicht gefüllt mit festlich geputzten Knaben und Mädchen. Kleine Fahnen flatterten in der goldenen Abendluft, Augen blitzten, und aus hellen Kehlen, weit über den grünen Strom sich schwingend, erscholl beim Landen das prächtige Mosellied:

Im weiten deutschen Lande
Zieht mancher Strom dahin,
Von allen, die ich kannte,
Liegt einer mir im Sinn!
O Moselstrand, o selig Land!
Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,
Ich grüß' euch von Herzen viel tausendmal!

Eine Huldigung und ein inniger Dank zugleich! Ein Ausströmen von Stolz und Jubel! Was auf Deck war, lauschte, selbst die Wälder schienen den Atem anzuhalten, die Feier dieser Abendstunde nicht zu stören. Und noch lange hallte uns das Lied nach,



Koblenz: Blick auf Pfaffendorf.

als längst wieder unser Schifflein hinein in den sinkenden Abend weiterschwamm. Moselzauber! Moselpoesie! —

Wer sie erfahren, dem wird das Herz noch im Erinnern warm. Der segnet das grüne Gelände, an dem so viel Schönheit wohnt, so viel Frömmigkeit, dessen Rebenblut, gemischt wie aus Sonne, Mädchenküssen, Blütenduft und Begeisterung, allüberall über Länder und Meere Herzen entzündet, Sorgen zerflattern läßt, Menschen näher aneinanderrückt und für Stunden des Lebens Kampf und Mühen vergessen macht. Sei mir gegrüßt, Moselland! Den Römer in der Hand, habe ich dir schon einmal dankbar zugesungen:

Dank, Mosel, dir! Ich fass' den Becher
Und heb' ihn hoch zum Sternenheer
Und trink', ein frohbewegter Zecher,
In einem Zuge dir ihn leer.
Gott segne ferner deine Reben
Und halte seine milde Hand
Auf jedem Haus und jedem Leben,
Das Heimat nennt dich, Moselland!

Und was aus deiner Keller Tonnen
Zum Lichte steigt aus Dämmernacht:
Entzünde Freude, wecke Wonnen
Und mehre deines Ruhmes Macht!
Vom Thüringwald zu deinem Strome
Erkling' mein Gruß dir, Moselland:
Ein Himmel wölbt sich uns zum Dome
Und Lieb' kennt nur ein Vaterland! —

Wohl wird der Rhein uns Deutschen immer der heiligste und gefeiertste Strom unseres Vaterlandes bleiben. Zu viel Tränen und Hoffen, Sieg und Demütigung sind mit ihm für uns und unser Gemütsleben verknüpft. Um den Besitz seiner felsigen Uferwände ist zu viel Blut im Laufe der Jahrhunderte geflossen. Dichter aller Zeiten schlugen zu seinem Preise die Harfen. Sein Wein braust gar stürmisch durch die Adern, und eingedenk eigener Jugendtorheiten warnt der Vater das junge Blut: „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rate dir gut!" Höher schlägt uns das Herz beim Klange seines Namens. Denn in den Rhein ward der Hort der Nibelungen versenkt; seit den Tagen der Römerherrschaft haben wir heiß und blutig um ihn gerungen. Deutsche Kultur und Kunst gediehen hier am stolzesten empor; über den Rhein zog Marschall Vorwärts, über den Rhein führte der bereits ergraute Heldenkönig Wilhelm deutsche Krieger, um als jauchzend gewählter deutscher Kaiser zurückzukehren. Mächtiger denn an der Mosel ragen die Uferwände in den strahlenden Himmel, reicher gestaltetes Leben pulst auf und ab, prächtigere Dome spiegeln sich in den rasch vorüberrauschenden grünen Fluten … und doch, und doch! Wer die Mosel ken-


Bischofstein.

Rhein jede intimere Bekanntschaft aus, während man an der Mosel so rasch daheim ist. Patriarchalischer mutet alles noch an. Ein tieferer Friede webt noch über diesem Tale, von der Welt Hast noch weniger angerührt. Wer nur einmal zwischen Koblenz und Trier wandernd entlang zog, der wird im tiefsten Herzen die werbende Kraft dieses deutschen Flußtales empfunden haben. Wirkt der Rhein dramatisch, so löst die Mosel zumeist lyrisches Empfinden aus ...

Wer die Schuhe für die Mosel zum Wandern bereitmachen will, der soll es zur Zeit der Rosen tun, oder besser noch, wenn der Sommer ausklingt und die Luft im Tale wie durchtränkt erscheint von Süße. Und ist ein gesegnetes Jahr zu prophezeien, dann wird er es in den Augen der Moselaner lesen, dann klingt es wie mit unsichtbaren Glocken

nen gelernt hat, wer ihr einmal tief in die sinnenden Augen sah, den Reiz ihrer schlichteren Schönheit faßte, der kommt nicht wieder von ihr los. Dem hat sie es angetan. Ihn will bedünken, als schlösse der


Ehrenburg vom Tale aus.

von morgens bis abends durch die Lüfte: Vinum bonum! Vinum bonum!!

Zwischen Koblenz und Trier das Moseltal entlang zu ziehen im Sonnenglanze, im Dufte der Rosen und Rebenblüten, zu bechern im Schatten wild verwachsener Lauben und efeuüberzogener alter Stadtmauern, wenn Prozessionen vorüber wallfahren, Kirchenfahnen wehen, die Glocken auf und ab bimmeln, die Wellen neckisch aufblitzen ... es ist ein Wandern wie in den Himmel hinein! Kaum ein deutsches Flußtal, selbst der Rhein nicht, ist so an seinen grünen Borden geradezu übersät mit wehmütig niederblickenden Burgruinen. Überall leuchten lichte Kapellen und schlanke Kirchtürme auf, heimliche Seitentälchen locken zu Seitensprüngen, wieder neue Schönheitswunder offenbarend, verträumte Städtchen grüßen mit Mauern, hohen Giebeln, steinmetzgeschmückten Bürgerhäusern. Alles so traulich, anheimelnd, wie aus fernen Tagen zu uns eine Sprache redend, die ein deutsches Herz mit immer neuer, stiller Freude vernimmt. Noch wendet der Landmann gar oft das trauliche „Du" uns gegenüber an, noch erzählen nicht nur Namen, Ausgrabungen, Reste von Wasserleitungen, Bädern und sonsterlei von jener



Beilstein a. d. Mosel.



Winzerhaus bei Beilstein.



Burg Eltz von Nordwest.

fernen Zeit, da Rom hier mächtig und brutal, verschwenderisch und künstlerisch herrschte. Auch das Äußere des Moselaners deutet noch oft darauf hin, daß römisches Blut in seinen Adern fließt. Römisch ist noch heute das Joch, das die Zugtiere vor dem Pfluge zusammenhält, römisch noch das Steuer, das der Ferge auf den kleinen Lastschiffen, die den Strom befahren, lenkt. Römisch ist vielleicht auch die eigene Schweigsamkeit, die den Moselaner kennzeichnet. Am Rhein Liederlust, tolles, volles Leben! An der Mosel geht's verhältnismäßig stiller zu. Nur abends vernimmt man zuweilen die verschwommenen Töne einer Ziehharmonika, die über das leis gurgelnde Wasser schweben. —

Was aber den Moselaner so hoch stellt, das ist seine innige Liebe zum großen deutschen Vaterlande, die glühende Verehrung, die er dem Gedenken Ottos des Großen, der einst im Sachsenwalde hauste, zollt. Wenn der Name Bismarck einst erscholl, dann flogen die Mannen von den Sitzen, dann klangen stürmisch die weingefüllten Becher zusammen. Die Mosel hat als Grenzland früher nur zu oft alle Wehen und Bitternisse fremdherrlicher Gewalttätigkeit erfahren, als daß sie nicht die Stunde segnen müßte,

die uns wieder ein einziges, einiges Deutschland schuf.

Alle Schroffen sind längs des Stromes bedeckt mit Rebpflanzungen, oft so steil, daß man kaum begreifen kann, wie der Winzer noch Fuß fassen mag, der schweren Arbeit des Weinbaues nachzugehen. Und dort, wo der heiße Kuß der Sonne nicht hingelangt, wo sie nicht Rebenblut mehr kochen kann, da grünen niedrige Eichschälwaldungen, unterbrochen von süß duftenden Prünellen, die mit Himbeeren und anderem Beerengesträuch sich festgenistet haben. Da ist dem Wanderer der Tisch reich zur Erquickung gedeckt! Diese Eichschälwaldungen liefern die Rebstöcke. Die Baumstümpfe und das Gestrüpp werden dann niedergebrannt, und nach einigen Jahren sproßt neues Leben aus den Aschenfeldern empor. So weit geht die Ausnützung des für Rebkultur günstigen Bodengesteins, daß man zum Beispiel im Dorfe Reil den Friedhof einfach gegenüber anlegte, die Toten mit dem Kahne über den Heimatsstrom führte, nur um nicht ein Stück Rebgelände dafür hinzuopfern. Ley nennt der Moselaner die kühn hervorspringenden Schieferlanzeln und Bastionen, die überall malerisch sich in den Strom vordrängen. Dieser Name kehrt denn auch gar oft auf den Etiketten der Flaschen wieder. „Moselblümchen“ aber, dies sei hier noch hinzugefügt, ist ein unbekannter Tropfen längs der Mosel. Die kurzen Schaumwellen des Flusses nur nennt man so.

Seit einer Reihe von Jahren beginnt das Moseltal immer mehr die Schar deutscher Wandersleute an sich zu ziehen. Mancherlei Gründe sprechen dafür, daß man beginnt, den Rhein zu fliehen, und lieber hier mit Stecken und Ranzen auf und ob die herrlichen Ufer entlang zieht. Man will dem lauten Weltgetümmel des Rheins, seiner aufdringlichen und kostspieligen Fremdenindustrie entweichen. Der süße Frieden des Moseltals übt tiefere Wirkungen auf gepeinigte Stadtnerven aus. Und dann ist das Moseltal ein Stück Neuland für ungezählte Tausende. Es bietet Überraschungen, die niemand ahnt, der hierher zum erstenmal seine Schritte lenkt. Wie wohltuend ferner mutet es an, daß man hier noch nicht zur öden Zimmernummer eines Gasthauses — Verzeihung! der gebildete Deutsche sagt ja wohl „Hotel“? — hinabgedrückt wird. Daß man noch eine Individualität, eine eigene Persönlichkeit bedeutet. Daß man zwar Gefahr laufen muß, von einer biderben Frau Wirtin mit „Du“ angehaucht zu werden, wenn man



Burg Kochem von Nordwest.



Kochem: Aufgang zum Kapuzinerkloster.

nach bekanntem Rezept sich erst vorsichtig nach Speise und Trank erkundigt, dann aber durch Güte und Reichlichkeit der Kost ebenso wohltuend belohnt wird.

Was dem Moseltale seinen ganz eigenen Reiz verleiht, das sind die zahlreichen Schleifen, die der schier mehr denn launische Fluß immer wieder zwischen den Schieferwänden schlägt. Das erzeugt Bilder und Überraschungen von oft unerhörter Schönheit und leiht einer Wanderung prächtigsten Wechsel. Kein deutscher Fluß leistet sich solche Zickzacksprünge. Man bedenke nur, daß die Luftlinie zwischen Trier und Bullay nur 50 Kilometer beträgt, der Fluß sich aber dafür einen Weg von 120 Kilometern ausersehen hat! Zwischen Pünderich und Bullay ist eine Luftlinie von 800 Metern zu überwinden. Die liebliche Mosella aber hat es sich in den Kopf gesetzt, dafür einen Lauf von 14 Kilometern zu beanspruchen. Unwillkürlich kommt einem dabei der lose Gedanke, als habe die holde Schöne selbst zuviel des Rebenblutes genossen, daß sie weinselig nun durch das Gelände zwischen Eifel und Hunsrück dahintaumelt.

Hoch oben in den Südvogesen birgt sich die Quelle der Mosel. Man schaut von dort oben zugleich nach Deutschland wie nach Frankreich hinein, während nach Süden hin bei klarem Wetter die Eisspitzen des Berner Oberlandes magisch aufschimmern. Nur den immer wieder sich entgegensetzenden Schieferkulissen ist es zu danken, daß die Mosel nicht mit gewaltiger Macht das Land überschwemmt. Beträgt doch ihr Fall von der Quelle bis zur Einmündung in den Rhein bei Koblenz auf einer Länge von 505 Kilometern 677 Meter.

Schwebt um den Rhein der Zauber altdeutscher Geschichte und Sage, so um die Mosel der Glanz römischer Machtherrlichkeit. Was uns heute hier entzückt und anzieht, es lockte auch bereits die verwöhnten Römer her, daß sie hier Kunstschöpfungen von unerhörter Pracht ausführten, Gärten und Villen, Bäder und Tempel, daß hier ein zweites Rom erstand, die Colonia Augusta Trevirorum, die „reichste, beglückteste, ruhmwürdigste, ausgezeichnetste und größte aller Städte diesseits der Alpen". Damals bereits erstand der schönen Mosel, deren weiche Luft, deren Fruchtreichtum, deren Schatz an heißen Quellen die Römer so hoch entzückte, ein Sänger, vielleicht der berühmteste, den sie bis heute geschenkt erhielt. Das war Decimus Magnus Ausonius, der hochbetagt und verehrt dann 395 zu Bordigula (Bordeaux) die Augen für immer schloß.

Ausonius war von Bingen her über den öden Hunsrück gen Trier gezogen. Oberhalb Noviomagus (Neumagen) erreichte er die Mosel, die er hier zum erstenmal erschaute. Und hingerissen von der zauberhaften Schönheit dieses Stromes, dessen Reize er über alle die seiner Heimat, auch Griechenlands, stellt, besang er dann in seiner „Mosella" in einem herrlichen Epos den Fluß, Roms Wundersitze an seinen Ufern, die Fische des Stromes, das Tun und Treiben der Schiffer und Winzer. Und wie sein feuriger Sang bereits bei Lebzeiten bemessen wurde, das geht aus einem Briefe hervor, den ein Freund, Symmachus, damals an den Dichter richtete. Darinnen heißt es gegen den Schluß: „Als ich vor schon gar langer Zeit den Fahnen der glorreichen Herrscher folgte, lernte ich jenen Fluß kennen als vielen

gleich, den größten ungleich: nun hast du ihn mir durch die Hoheit der herrlichen Verse größer gemacht als den ägyptischen Nil, kühler als den skythischen Tanais und berühmter als diesen unseren heimischen Tiber. Wahrlich, ich würde dir, was du von dem Entstehen und dem Laufe der Mosella Großes erzählst, nicht glauben, wüßte ich nicht, daß du selbst in einem Gedichte keine Unwahrheiten sagst." —

Zweihundert Jahre später war es der Bischof von Poitiers, Fortunatas, der in schönen lateinischen Versen die Mosel feierte. Übrigens ein echter Dichter, der bereits in einem anderen Latein seine Kunst übte, mit seinem Denken und Fühlen halb im Christentum, halb im politischen Leben wurzelnd. Metz, Trier, allüberall läßt er seine Leier erklingen, und die Überreste der stolzen Burg Konstantins bei Neumagen reißen ihn geradezu zur Begeisterung hin. Von da ab hat immer mal wieder ein Dichter die Reize des Moseltals in schönen Versen der Welt verkündet. Aber das echte, volkstümliche Volkslied sollte doch noch geboren werden. Bei einem Feste 1845 im Kasino zu Trarbach wurde der laute Wunsch ausgesprochen, es möge durch einen Wettkampf der Mosel ein Lied geschenkt werden, das in Palast und Hütte fortan töne. Ein Preisausschreiben ward erlassen, der Richterspruch gefällt. Ströme von Wein wurden an die Sieger vergeudet. Keins von den gekrönten Liedern aber ward bekannt. Wohl aber hat sich seitdem das damals abgelehnte Lied des Pfarrers Reck Bahn gebrochen und hat alle Herzen im Sturme erobert, nachdem Georg Schmitt aus Moselkern die sangbare Melodie dazu geschaffen hatte. Wer an der Mosel wandert, wird jeden Tag doch einmal irgendwo das Lied vernehmen, das da anhebt: „Im weiten deutschen Lande —". Trotz dieser Beliebtheit des Liedes erstand vor zehn Jahren aufs neue der Wunsch nach einer sangbaren Weise. Wieder war es das Kasino zu Trarbach, das deutsche Sänger auf den Plan rief. Und wieder wurden tausend Flaschen vergeblich an die Sieger verteilt ... denn auf und ab der Mosel klingt ruhig weiter, was Reck-Schmitt einst ihrer Heimat schenkten ohne Siegerpreis, und was aller menschlichen Voraussicht nach noch auf lange hinaus zwischen Trier und Koblenz die Herzen entflammen und die Augen aufleuchten lassen wird. —



Burg Arras bei Alf.

Und nun hinan das prächtige Moseltal, seine Burgen zu grüßen, die heimliche Poesie seiner Städtchen und dörflichen Siedelungen in uns aufzunehmen, den goldenen Stoff zu prüfen, der an den steilen Schieferhalden kocht und reift, und von dem bereits vor langen Jahrhunderten ein lateinischer Sänger rühmte:

Vinum mosellanum
Est omni tempore sanum!

Wenn man des fesselnden Bildes sich so recht freuen will, wie Vater Rhein die „lotharingische Jungfrau" in seine Arme schließt, so muß man hoch über den dräuenden, schweren Bastionen des Ehrenbreitstein stehen. Da fliegt das Herz einem auf. Da kommt manchem erst ein Ahnen von der Schönheit, Macht und Pracht des deutschen Vaterlandes. Begrenzt vom rauhen Hunsrück und der kuppenreichen Eifel, kommt die Mosel hell schimmernd, fast lächelnd herabgezogen, und noch ein gut Stück, nachdem sie sich dem Rhein vermählt, gleitet sie als ein helleres Band zwischen dessen dunkleren Wogen



Kochem: Altes Stadttor.

talab. Koblenz bleibt doch in seiner Lage die schönste Stadt am Rhein. Weder das goldene Mainz noch das heitere Bonn können sich darin mit ihr messen. Vorn am Zusammenfluß beider Ströme stößt das „Deutsche Eck“ scharf in den Schnittpunkt beider Ströme. Hier erhebt sich das mächtige Standbild des unvergeßlichen ersten Kaisers des wiederbegründeten Deutschen Reiches. Heute nennt sich Koblenz eine Rheinstadt und hat dabei, etwas lieblos und undankbar gegen die Vergangenheit, vergessen, daß sie einst Koblenz an der Mosel hieß. Und wer am Moselufer hinanschreitet, der findet hier noch aus jenen großen Tagen bis zum Korntor eine Reihe der ehrwürdigsten Profanbauten früherer Jahrhunderte. Die uralte Kastorkirche, das Deutschordenshaus, das alte Kaufhaus, die Florinskirche, die ehemalige bischöfliche Burg: sie grüßten die Mosel. Erst die Neuzeit hat ihr Gesicht mehr dem größeren Strome zugewandt.

Die ersten Stunden Wanderung längs der Mosel gleichen mehr einem Gang durch einen üppigen Obstgarten, der besonders im Frühling, wenn die Bäume wie überschüttet von Blütenschnee sich zeigen, von gewinnender Lieblichkeit ist. Stattliche Dörfer liegen in



Beilstein.

diesen Obsthainen eingebettet. Erst jenseits des Dörfchens Lay treten die Schroffen des Hunsrück näher an den Strom. Die romantische Poesie bereitet sich vor. Es mehren sich die Weinberge. Winzerarbeit und Winzerstolz reden zu uns. Winningen ist nahe. Der Weinkundige zieht zum erstenmal achtungsvoll den Hut. Selbst die Überlieferung, daß hier das Ungeheuer Caligula geboren sein soll, kann uns die Liebe für das Städtchen nicht schmälern, das übrigens zu den sieben evangelischen Ortschaften an der Mosel zählt.

Und nun beginnen sich die Burgen hüben und drüben des Stromes zu mehren. Seitentäler öffnen sich und locken zu Entdeckungsfahrten. Kapellen und Klosterruinen grüßen nieder, süßer Duft schwebt einher, ein heimkehrender Fischer treibt im Nachen flußab, irgendwo läutet man in einer Bergfalte. Lichte Wölkchen schwimmen mit uns, und die Wellen der Mosel kommen uns leise singend entgegen. Und forscht man näher, so umklingen uns Römererinnerungen. Da hat der Boden nach jahrtausendetangem Schlafe Münzen, Marmorreste, Steinbilder, Mosaiken, Inschriften herausgegeben. Ritterpoesie und Klosterlegenden, Kriegsgetümmel und Becherlust, der Duft von Rosen und Reben — wie sich dies alles doch zu einem einzigen Traume von Kraft und Leben verdichtet!

Welch prächtige Ruinen zeigt Kobern! Und dann weiter Gondorf, Alken, Brodenbach. Wer wollte hier all die Burgen und zertrümmerten gotischen Gotteshäuser aufzählen, die noch in ihrem Verfalle so viel stimmungsvolle Schönheit dem Tale leihen! Und dann taucht Moselkern auf, der Ausgangspunkt nach einstündiger stiller Wanderung durch ein schmales Waldtal nach Burg Eltz, einem Juwel des deutschen Burgenbaues, treulich erhalten in seiner schroffen, weltstillen Unnahbarkeit und Echtheit.

Von Moselkern bis Kochem ist es ein seligstilles Wandern. Man hemmt immer wieder die Schritte, die sich von allen Seiten herandrängende Schönheit auch mit Aug' und Herzen zu genießen. Ruinen und malerische, mauerumwehrte, von Efeu und Rosen umsponnene Städtchen, Burghäuser mit Giebeln, Türmen, Erkern, tief gewölbten, dunklen Eingangspforten — sie wechseln wieder mit Rebpflanzungen, zerfallenen Gottesstätten. Das verworrene Tagewerk der Kleinbürger dringt an unser Ohr, dazwischen Lachen spielender Kinder, wohl auch mal eine Wallfahrtsweise — und dazu der schil-



Alf und Bullay von der Marienburg.

lernde Strom, die ernsten Felswände, das stille Kommen und Gehen auf dem Wasser: Moselpoesie!

Und endlich bei einer Talbiegung erscheint wie eine Fata Morgana ein Bild von hinreißender Schönheit! Ein altertümliches Städtchen baut sich auf, von Strom und Bergen treulich umarmt. Darüber erhebt sich das Gemäuer eines Klosters, über einen hohen Damm zieht sich die Bahnlinie, hier in einen finster gähnenden Erdschlund verschwindend. Hoch über allem aber strahlt mit hohen Spitzdächern, Türmen, Erkern, Zinnen und gezackten Mauern ein schier königliches Schloß: Kochem ist erreicht! Stadt und Schloß zusammen bilden auf und ab des Moseltales mit Traben-Trarbach sowie Bernkastel die drei Hauptglanzpunkte einer Moselfahrt. Ungemein traulich mutet ein Gang durch die Gassen Kochems an. Die altertümlichen Häuschen gucken sich aber so tief in die Fensteraugen, stecken die Giebelköpfe so dicht zusammen, daß ich fast fürchte, ein Geheimnis kann in Kochem nicht recht bewahrt bleiben. In früheren Zeiten galt der Ort als das, was Schilda, Wasungen im



Weinberge bei Bernkastel.



Winzerhaus bei Traben.

Werratale, Abdera und Krähwinkel im Volksmunde waren. Deutsches Behagen am Hänseln wetzte sich an dem Namen. Die närrischsten Streiche wurden auch von Kochem auf und ab im Moseltale mit Behagen erzählt. Das ist aber schon lange her. Ebenso wie die Sage von dem „Kochemer Krampen", einem Wein, dessen Säuerlichkeit so stark war, daß man gerichtlich Bestrafe zwang, solchen die Kehle hinabgleiten zu lassen. Heute bringt das Städtlein einen überaus trinkbaren Wein auf den Markt. — Das farbenprächtige Schloß war einst eine deutsche Kaiserfeste. Viele Stürme und Schicksale zogen über seine Mauern, bis die Ruine in Vergessenheit geriet. Der Berliner Industrielle Ravenés hat dann mit reichen Mitteln eine Schöpfung erstehen lassen, die freilich vor strengen Kritikerblicken das heißt, was man Theaterburg nennt. Doch eine leuchtende Zierde ist sie dem Tale trotzdem geworden, und keiner zieht an der Mosel hin, der nicht den Schloßberg hinanklimmt, das Innere der Burg zu durchwandern.



Bernkastel a. d. Mosel.

Wer nicht über den steilen, zum Teil schattenlosen Kochemerberg

steigen will, den die Mosel in einer fünfstündigen Schleife umkreist, der fährt in acht Minuten durch den Kaiser-Wilhelm-Tunnel, den die Eisenbahn sich hier in das Schiefergestein bohrte. Er ist 4216 Meter lang und innerhalb Deutschlands einer der großartigsten Tunnelbauten. Freilich entrollt eine Talwanderung wieder eine reiche Musterkarte stimmungsvollster Landschaftsbilder! Ich nenne nur Beilstein, ein wahres Kabinettstück, das Natur und Menschenhand hier schufen. Ediger, Eller, Stuben, Alldegund — man weiß in der Tat nicht, welcher Siedelung man den Ehrenpreis erteilen soll! Dann tritt die Ruine Marienburg in Sicht. Die Berge rücken ein wenig zur Seite, um gleichsam dem Doppelorte Bullay-Alf Raum zu lassen. Die Eisenbahn aber schwingt sich hier über die Mosel auf einer kühnen Brücke, und zwar im oberen Geschoß. Das untere dient dem Verkehr für Wagen und Wanderer. Bei Alf öffnet sich das liebliche Alftal, das nach mehrstündigem Wandern nach Bad Bertrich, dem „milden Karlsbad", mitten in der vulkanischen Eifel, führt.

Von Bullay bis Pünderich wirft die Mosel mal wieder eine ganz gewaltige Schleife um einen stolzen Bergrücken, der die überaus malerischen Trümmer der Marienburg trägt, die nach beiden Seiten des Stromes melancholisch niederblicken. Doch nur für den, der unten am Strome weiterzieht. Denn wer hier droben Einzug hält — und kein Moselfahrer wird es wohl versäumen —, dem winkt innerhalb des rosen- und efeuumsponnenen Kirchenschiffes, über das der blauseidene Himmel die allerschönste Decke wölbt, ein gar guter Tropfen. Da kann man träumen, bechern, singen, und wen ein übervolles Herze drückt, der schleicht seitlich in eine offen stehende Kapelle, um unter einer ewigen Lampe der heiligen Frau sein Schuldgewissen zu erleichtern. Aus dem Namen geht schon hervor, daß die Marienburg zuerst eine Feste war, die recht königlich den Strom auf und ab gedräut haben mag. Späterhin wandelte die Stätte streitiger Lust sich in ein Kloster. In seinen romantischen Überresten feiert heute die Welt Versöhnungsfeste mit den Sorgen und Nöten dieser Erde.

Wer wollte die Orte hier alle aufzählen, die den Wanderer nun weiter grüßen? Da hat ein jeder seinen eigenen Stimmungsgehalt, sein eigenes Gesicht, seine Geschichte! Und mit wieviel Duft und Wohlklang seiner Kreszenzen sind die meisten Namen dieser seligen Weinorte doch verknüpft! Man möchte von einer Stätte zur anderen tau-



Zell a. d. Mosel.



Kurhaus Wildbad Trarbach.

meln und den lieben Herrgott bitten, daß er die Stunden von Tag und Nacht verdoppele! Und ich kenne den Sohn eines deutschen Dichters, der im Keller zu Wolf saß und vergaß, daß aus Morgen und Abend ein anderer Tag ward, und der noch heute nicht weiß, wie er wieder aus der Nacht des Kellers zu Lichte kam! — Kurz vor dem prächtigen Doppelorte, den heute eine feste malerische Brücke verbindet, Traben=Trarbach, durchstreift man die sonnenübergossenen Überreste der riesenhaft vom Sonnenkönig Ludwig XIV. einst angelegten Bastionen der Festung Montroyal, die ein Zwinguri für das Moseltal werden sollte. Doch die Geschichte, besser das Weltgericht, entschied hier anders. Eidechsen träumen heute zwischen den Felsklumpen und Steinmauern. Schweigen wohnt hier.

Und nun Traben=Trarbach! Willkommen, du fröhliche, trunkfeste, gebenedeite Stätte! Ruhm strahlt von dir aus, weit über deutsche Lande hinaus! Über den Orten thronen die Ruinen der Starkenburg und der Gräfinburg. Der Strom schillert, wir sitzen im Schatten uralter Nußbäume und prüfen den goldenen Wein gegen das segnende Sonnenlicht! In den Gassen schreiten ehrbare, wohlhabende Bürger einher. Alles sieht so behaglich, in sich gefestigt aus. Wenn die alten Häuser reden könnten! Überschwemmungen haben hier oft getobt, entweder war es die Mosel, deren Wogen einmal hoch hinanschlugen, oder der Wein floß in Strömen, und auf lauten Festen erklangen Lieder zum Preise des engen und weiteren Vaterlandes. Und ich denke, da mein Auge hinan zur Starkenburg schweift, jenes Sommertages, da der Bischof Balduin von Trier — man schrieb das Jahr 1327 — auf einem Schifflein die Mosel abwärts geschwommen kam, da eine starke Kette ihn an der Weiterfahrt plötzlich hinderte und er als ein Gefangener hinauf zur schönen Gräfin Laurette von Sponheim=Starkenburg geführt wurde, mit der er lange in Fehde lag. Wohl schleuderte der Papst damals den Bannfluch auf die tapfere Frau. Sie aber lächelte. Denn der Bischof war es nun selbst, der in Rom um Aufhebung des Bannes bat. Die schönen Augen der Gräfin hatten ihn völlig überwunden.



Traben-Trarbach mit Ruine Gräfinburg.

Wer von Traben-Trarbach den grünen Strom weiter hinanzieht, sollte es eigentlich nur mit abgezogenem Hute tun. Etwas wie Ehrfurcht ergreift den bewanderten Trinker. Da grüßt Kinheim mit seinem „Herzlay". Wie klettert das entzückte Auge das „Erdener Treppchen" empor! „Uerziger Würzgarten", „Graacher Himmelreich": Musik in den Ohren! Zeltingen mit seiner „Sonnenuhr", seinem „Schloßberg", wie das durch die Kehle rieselt! Und dann stehe still und ziehe deine Schuhe aus oder beuge doch dein Haupt! Unter Obstbäumen ruht der Josephshof des Grafen von Kesselstadt! Da habe ich einmal gesessen, Schwalben wiegten sich in der Luft, weicher Duft zog durch die weit geöffneten Fenster, die Mosel sang ihre uralten Weisen, und vor uns leuchtete der Goldtropfen, der alle Sorgen vergessen macht! Dann Wehlen mit seinen trefflichen Lagen, und schon taucht Bernkastel auf, das durch eine Brücke mit Cues verbunden ist! Bernkastler Doktor, sei gegrüßt! Und auch du, alte, traute Stadt, wo mir Freunde wohnen, wo an Festtagen aus dem schönen Marktbrunnen eitel Wein rinnt, wo es sich im Hause der „Drei Könige" so wundersam leben läßt, daß man vergißt: bis Trier ist immer noch ein Stück zu wandern. Gegenüber das heitere Cues! Am Ufer liegt das uralte Hospital, dessen Keller auch manch edlen Tropfen bergen. Und weiterhin reihen sich die Paläste der weingewaltigen Herren, bei denen ich so manchmal anklopfen durfte und immer frohen Willkomm fand! Hoch über Bernkastel, vielleicht der schönsten Stadt im Moseltale, trotzt auf felsiger Höhe Burg Landsberg, im Besitz der Hohenzollern. Weiter, weiter die Wanderfahrt!

Schon tauchen die Wohnstätten von Mülheim auf, auch ein weinstarker Ort! Folgt man hier seitlich dem Tale des Hinterbaches, so gelangt man nach Veldenz mit seiner kostbaren Ruine. Mülheim gegenüber baut sich am Ausgange des Liesertales Lieser auf, dessen Palast gar manchen hohen Besuch sah. Dann folgt der Brauneberg! Was trinkt die arme Welt oft an Brauneberger und Zeltinger und ahnt nicht, wieviel Gold ein echter Tropfen an Ort und Stelle birgt! Dusemond, Ohlisberg, Wintrich, Nieder-Emmel und dann Piesport: Musik in den Ohren jedes Kenners! Auch noch in Thron gedeiht ein köstlicher Tropfen. Dann mindert sich für eine Weile die Güte der Lagen. Nur erst wieder bei Trier hebt ein Klingen und Singen an. Auch Trittenheim darf nicht vergessen werden.

Neumagen tritt in Sicht. Römische Erinnerungen sind mit ihm stark verknüpft.

Hans Unger: Frühling.



Landschaft aus der Bernkasteler Schweiz mit Burg Landshut und Schloßhotel.

Ein gut Teil der herrlichen Funde, die heute das römische Museum zu Trier beherbergt, wurden hier in Neumagen der Erde entnommen. Überragt von der leuchtenden Burg Kaiser Konstantins, muß Neumagen einst mit seinen Palästen, Thermen, Tempeln, Gärten, Bildsäulen, Terrassen und Villen einen bezaubernden Eindruck gemacht haben. Nur so konnte Ausonius seiner Harfe solche Schwingungen verleihen. Allein sechzehn Rundtürme umgaben die Burg Konstantins, der von hier auszog, die Weltherrschaft zu gewinnen, sie dem Christentum unterwürfig zu machen. Noch heißt die Stelle an der Straße nach Trier die „auf Kron", wo der Kaiser, seinen Legionen voranreitend, der Überlieferung nach plötzlich hoch über sich in den Wolken ein strahlendes Kreuz erblickte, dessen Umschrift lautete: „In hoc vinces!" Da trat er zum Christentum über, ließ sich eine edelsteingeschmückte Lanze anfertigen mit flatternder Purpurfahne und besiegte mit diesem Zeichen alle Feinde.

Bei Trittenheim schlägt die launische Mosel abermals eine ihrer merkwürdigen Schleifen, in deren äußersten Bogen sich der denkwürdige Ort birgt. Hier erblickte der berühmte Abt von Sponheim, Johannes Trithemus, am 1. Februar 1462 das Licht der Welt. Voltaire hat dem bedeutenden Manne in seiner „Henriade" ein Denkmal gesetzt, der Kurfürst von Brandenburg Joachim I. warb um seine Freundschaft. Der gelehrte Abt hielt auch Verkehr mit dem geschichtlichen Dr. Faust, der als Rektor der lateinischen Schule zu Kreuznach wirkte. Aus diesen beiden Männern, die nebenbei auch der Alchimie huldigten, ist dann vielleicht später in der Phantasie des Volkes der Sagenfaust erstanden.

Ort an Ort reiht sich jetzt wieder längs der Ufer. Sie führen ein stilles, weltentrücktes Dasein. Wenig Weinbau, um so mehr aber Römererinnerungen. Wälder, Wiesen wechseln mit steilen Schieferhalden. Geschichtlicher Boden überall. Was hierherum gekeltert wird, geht namenlos hinaus. Es sind, wie es einmal heißt, „die gemeinen Soldaten, welche die Schlachten gewinnen und die Länder erobern, und daß sie das tun, was sie tun, das kommt den berühmten Heerführern, unter deren Namen sie kämpfen, mit zugute".

Zwischen Kirsch und Schweich verlassen wir das romantische Moseltal. Ein weiter blühender und gesegneter Garten nimmt uns auf. Fast noch weicher, balsamischer will uns die Luft bedünken. Gegenüber dem Dorfe Kenn braust die Kyll hervor. Sie nimmt ihren Weg von der Hohen Eifel, und wer ihrem Laufe folgt, der erreicht endlich



Marktbrunnen und Rathaus in Bernkastel.

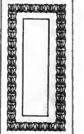
das durch seine Mineralquellen und durch seine Herzogin berühmt gewordene Gerolstein. Auf dem anderen Moselufer kommt die Ruwer herabgeflossen. Der Weinkenner wird auch hier noch einmal den Hut ziehen. Denn Namen von edlem Klange sind mit diesem Seitenflusse der Mosel verbunden. Avelsbacher, Grünhäuser, Karthauseberger und der hochberühmte Heckenwein kochen hier an der Sonne. Gegenüber vom Dorfe Ruwer blicken uns die Hütten von Pfalzel an, heute nur noch wehmütige Erinnerungen weckend. Denn einst war dieser Ort eine glänzende Stätte, geschichtlich wie architektonisch hoch bedeutend. Seine Hütten ruhen noch auf Fundamenten, die einst Königspaläste trugen. Von hier an bis Trier ist nun alles kirchlich geweihter Boden. Klöster und Kirchen mehren sich. Überall an den Bergwänden grüßen hell leuchtende Kapellen. Pallien, Zurlauben, Zurmaien sind bereits Vorstädte des deutschen Roms, das immer näher rückt, hoch und sieghaft überragt von dem Standbilde der reinen Gottesmagd. Und dann halten wir Einzug in der wundersamen Stadt.

Ihre Geschichte ist mit Blut geschrieben. Das Wogen der Völker Europas: hier prallte es immer wieder zusammen. Reiche und Religionen kamen und gingen, die Jahrhunderte häuften Schutt auf Schutt über zerstampfte Kulturen. Dunkel, übermächtig, erschütternd wie Tragik empfängt uns die Porta nigra. Sei gegrüßt, altheiliges Trier! Einst die Römerherrschaft und dann die mächtige Kirche lieh dieser in Deutschland einzigen Stadt Bedeutung, Farbe und Leben. Treverer, Römer, Vandalen, Franken lösten sich hier in der Herrschaft ab. Dom, Thermen, der Kaiserpalast, die Arena, wo allabendlich zahlreiche Gefangene den reißenden Tieren vorgeworfen wurden, die uralte Moselbrücke: dies alles erzählt noch von fernsten Tagen. Sieger aber blieb das Kreuz! Und das regiert heute noch in dieser wundersamen Stadt. Von morgens bis in die Nacht läuten von den Kirchen die Glocken, weit, weit hinaus in das schöne Moseltal — Frieden kündend, Frieden fordernd!

## Wie eine Mauer

Wie eine Mauer steht um mich mein Leid,
Nicht Sorge dringt hindurch noch Seligkeit.
Von drüben
Glänzen die Wipfel, die frohen;
Von drüben
Tönt wirres Geschwätz, Streiten und Drohen;
Ich aber, ich bin gefeit.
Wie eine Mauer steht um mich mein Leid.

Anselma Heine



# Der Gebildete und die Luftschiffahrt

Von Prof. Dr. Johannes Poeschel

II

Auf die Zeit sanguinischer Hoffnungen um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert waren, wie wir gesehen haben, lange Jahrzehnte der Teilnahmlosigkeit gefolgt. Hatte nun in dieser Zeit die Luftschiffahrt ganz geruht? Das nicht, aber sie war herabgesunken zu einem geldeinbringenden Mittel waghalsiger Abenteurer, um die schaulustige und aufregungsbedürftige Masse zu befriedigen, von dem viel genannten und über Verdienst geehrten Blanchard an bis auf die heutigen sogenannten Biergartenfahrer, die mit Vorliebe Sonntagnachmittags bei Konzert und gegen kleines Eintrittsgeld Auffahrten unternehmen. Diese sind schuld daran, daß manchem die Eigenschaft eines Ballonführers als wenig vereinbar mit einer ernsten Lebensstellung, wohl auch als nicht recht standesgemäß erscheint. Daß dies ein Irrtum ist, lehrt ein Blick in das jedesmal am Geburtstage des Kaisers erscheinende und ihm auf den Geburtstagstisch gelegte Jahrbuch des Deutschen Luftschifferverbandes, der unter den 3200 Mitgliedern seiner zehn (neuerdings zwölf) Vereine einige hundert Ballonführer zählt aus allen Kreisen der Gebildeten bis in die höchsten und allerhöchsten hinauf — auch ein künftiger deutscher Bundesfürst ist unter ihnen. Begreiflicherweise überwiegt dabei der Offizierstand, dann aber kommen gleich die Universitäts- und die akademischen Kreise überhaupt.

Eine neue Zeit mit neuen Aufgaben begann für die Luftschiffahrt mit dem Jahre 1850: der Ballon wurde in den Dienst wissenschaftlicher Erforschung der Atmosphäre gestellt. Vereinzelt hatten schon in der ersten Zeit von 1784 bis 1805 Gelehrte verschiedener Länder, so der amerikanische Arzt Dr. John Jefferies, die Franzosen Biot und Gay Lussac, auch ein Deutscher, Professor Jungius, Messungen der Temperatur, Feuchtigkeit und Elektrizität in den höheren Luftschichten bei Ballonfahrten vorgenommen. Aber die Ergebnisse dieser ersten Versuche waren infolge der benutzten mangelhaften Instrumente unsicher und einander widersprechend. Wertvollere Untersuchungen gelangen erst dem englischen Meteorologen Welsh und vor allem in den sechziger Jahren dem Vorsteher der Greenwicher Sternwarte, Glaisher, der mit dem schon genannten Luftschiffer Coxwell zusammen dreißig Fahrten bis zu einer Höhe von 9000 Metern ausführte; aber auch ihre Messungen der Temperatur und Feuchtigkeit erwiesen sich später bei Nachprüfung mit dem von Aßmann und Sigsfeld erfundenen Aspirationspsychrometer als unrichtig. Schwere Ohnmachten, die sie in den sauerstoffarmen Regionen befielen, gaben die Anregung zu eingehendem Studium des Einflusses der dünneren Luft auf den menschlichen Organismus und zu einem Schutzverfahren durch Einatmen mitgeführten Sauerstoffes. Trotzdem büßten erst noch zwei Forscher, Sivel und Crocé-Spinelli, auf einer Hochfahrt ihr Leben ein, ehe die Vorrichtung zum Einatmen derart war, daß es ohne die in so hohen Luftschichten sehr fühlbare Anstrengung des Saugens geschehen konnte.

Zu wirklich bedeutenden Erfolgen zu gelangen, war deutschen Gelehrten und Luftschiffern vorbehalten. Die Anregung ging, ebenso wie auf dem Gebiete der Militäraeronautik, von dem Berliner Verein für Luftschiffahrt aus. Die Professoren Aßmann, von Bezold, Börnstein, Sprung und Kremser wurden als Mitglieder gewonnen und gaben nun dem Verein eine neue Richtung, so daß man in seiner Entwickelung von einer fast ausschließlich meteorologischen Periode sprechen kann. Einen großen Teil der dazu nötigen Mittel, nach und nach 132000 Mark,

spendete der Kaiser. Fünfundsiebzig Fahrten, darunter eine bis über zehn Kilometer Höhe, wurden unternommen, hauptsächlich von Aßmann, den beiden jüngeren Wetterforschern Berson und Süring und dem damaligen Leutnant Groß. Die Ergebnisse sind in einem drei mächtige Quartbände füllenden Werke niedergelegt („Wissenschaftliche Luftfahrten" von Aßmann und Berson; Braunschweig 1899), auf das hier statt näherer Ausführungen verwiesen sei.

Einen weiteren Fortschritt bezeichnet die zuerst von Gaston Tissandier angeregte, dann 1896 besonders vom Straßburger Verein für Luftschiffahrt durch Professor Hergesell und Major Moedebeck ins Werk gesetzte Gründung einer „Internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt", die Veranstaltung von internationalen Simultanfahrten bemannter und unbemannter Ballons und von Drachenaufstiegen, die jetzt in der Regel am ersten Donnerstag jedes Monats stattfinden, ferner im Herbst 1899 die Einrichtung eines Königlich Preußischen Aeronautischen Observatoriums, kürzer und deutscher: einer Luftwarte in Berlin unter der Leitung von Professor Aßmann, die 1905 nach Lindenberg bei Beeskow verlegt wurde.

An dieser ausschließlich meteorologischen Richtung festzuhalten, war für den Berliner Verein unmöglich. Um die Zahl seiner Mitglieder zu vermehren, mußte er die Luftschiffahrt auch als Sport pflegen, und man darf wohl behaupten, daß sie nicht bloß räumlich verstanden die höchste Art des Sports ist. Nicht nur für das leibliche Auge erweitert sich der Horizont, wenn der Ballon sich vom Boden erhebt, es schwinden auch all die kleinlichen Sorgen und Rücksichten, die uns da unten bewegten, mehr und mehr. Mag das Herz von Leid und Kummer noch so schwer niedergebeugt sein, hier fühlt es sich freier und leichter in erhabener Stille und einer Einsamkeit, von der wir auf der Erde auch auf Bergeshöhen kaum eine Ahnung haben können. Die Gedanken nehmen den höheren Flug mit auf und suchen in die Unendlichkeit des Weltalls einzudringen, sie möchten den höchsten Fragen nachsinnen, die den Menschen bewegen können. Wohl erfordern andere Sportgattungen mehr Gewandtheit und Mut, denn die Gefahren sind hier ja nicht annähernd so groß, wie man gewöhnlich annimmt. Geheimer Regierungsrat Prof. Busley, der Vorsitzende des Berliner Vereins und zugleich des Deutschen Luftschifferverbandes, hat in einem Aufsatz über die „vermeintliche Gefährlichkeit" des Ballonfahrens und die damit verknüpfte Versicherungsfrage auf Grund genauer Angaben sämtlicher Verbandsvereine festgestellt, daß bei 2061 Fahrten mit 7510 Teilnehmern nur 36 Unfälle vorgekommen sind, und zwar — mit Ausnahme des einen für die Luftschiffahrt allerdings ganz besonders schmerzlichen Todesfalles (Hauptmann von Sigsfeld) — meist nur leichtere Verletzungen. Daher wird auch die Zahl der ballonfahrenden Damen immer größer, auch zwei deutsche Prinzessinnen sind unter ihnen, und eine regierende Königin — Maria Christina von Spanien — hat 1889 an einer Fahrt teilgenommen. Sogar Führerpatente sind schon an Damen verliehen worden, so vom Aéro-club de France an Mad. Surcouf, in England an Mrs. Assheton Harbord, die im Februar dieses Jahres mit eigenem Ballon in drei Tagen zweimal nachts den Kanal gekreuzt hat. Sind also die Gefahren bei der so vervollkommneten Technik, namentlich dank der Reißvorrichtung, die eine sofortige Entleerung des Ballons ermöglicht und vor den früher so gefürchteten größeren Schleiffahrten schützt, jetzt im allgemeinen nur noch gering, so werden doch an die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit des Luftschiffers zuweilen die höchsten Anforderungen gestellt, wenn es gilt, bei einem unerwarteten Vorkommnis oder bei einer schwierigen Landung im Augenblick den rechten Entschluß zu fassen und sofort auszuführen. Davon weiß jeder zu erzählen, der auf eine größere Anzahl von Fahrten zurückblickt.

Um die sportsmäßige Ausbildung der Mitglieder haben sich besonders die Hauptleute des Luftschifferbataillons von Sigsfeld, von Tschudi, von Kehler und Hildebrandt, der Verfasser des neuesten größeren Werkes über Luftschiffahrt (München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg, 1907), verdient gemacht. Für Sportfahrten im engeren Sinne tritt im Augustheft der „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen" Major Moedebeck mit großer Entschiedenheit ein. Für „Biedermeierfahrten", bei denen man nur auffährt, um sich einmal ein paar Stunden die Welt von oben anzusehen, bei denen von kühnem Wagemut nicht die Rede sein kann,

hat er nur wenig übrig, wenn er auch das Erfrischende und Erfreuende solcher Fahrten gelten läßt. Der echte Sport aber verlangt nach ihm die Lösung besonderer Aufgaben, Veranstaltung von Wettfahrten der verschiedensten Art, Reisefahrten mit Zwischenlandung bei einer Gasanstalt und Nachfüllung des Ballons, Fahrten mit bestimmten Zielen, Überfliegen der Alpen, der Pyrenäen, der Ostsee nach Schweden oder von Berlin nach Straßburg. Eine solche Ausbildung hat noch den weiteren Wert, daß für den Kriegsfall bewährte Ballonführer in größerer Anzahl zur Verfügung stehen; in Frankreich wird von den Militärbehörden hiermit schon längst gerechnet.

Die Luftschifferverbände aller Länder haben sich seit Oktober 1905 zu der Fédération Aéronautique Internationale unter dem Vorsitz des Prinzen Roland Bonaparte zusammengeschlossen, die neuerdings auch eine internationale Regelung des Luftverkehrs durch die Landesregierungen angebahnt hat. Von hervorragenden sportlichen Leistungen seien wenigstens einige erwähnt: die weiteste Fahrt, 1925 Kilometer Luftlinie, von Paris bis Korostischew in Rußland, gelang dem Grafen De la Vaulx, die der Zeit nach längste, 52 1/2 Stunden, den Brüdern DDr. Wegener vom Aeronautischen Observatorium in Lindenberg, von denen einer, Kurt Wegener, jetzt Meteorolog des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M., kürzlich auch als erster Deutscher die Nordsee überflogen hat.

Gleichwohl haben die Vereine die wissenschaftlichen Ziele nach wie vor im Auge behalten; so richtete der älteste und größte deutsche Verein, der Berliner, vor wenigen Monaten an alle seine Mitglieder die Aufforderung, sich an wissenschaftlichen Fahrten zu beteiligen und sich dabei in der Höhenforschung ausbilden zu lassen, und Führern, die darin bereits ausgebildet sind, werden für die Tage der internationalen Simultanaufstiege Ballons zur Verfügung gestellt. Doch auch an sich bietet die Beschäftigung mit der Luftschiffahrt stete Anregung, sich mit der Wetterkunde zu befassen, die ja erfreulicherweise jetzt auch in den höheren Schulen als Unterrichtsgegenstand eingeführt ist. Wer eine Ballonfahrt vorhat, der erwartet das Eintreffen der täglichen Wetterkarte ungefähr mit der gleichen Spannung, mit der man am Abend der Wahltage dem Eintreffen der Ergebnisse entgegensieht; er wird sich nie mit der ja nur für kleinere Landesteile annähernd zutreffenden Wettervoraussage begnügen, sondern sich selbst um die Zugstraßen der barometrischen Minima und Maxima kümmern und dann aus der allgemeinen Wetterlage seine eigenen Schlüsse ziehen auf die zu erwartende Windrichtung, Bewölkung und Temperatur. Und da die auf den gewöhnlichen Sportfahrten gemachten Beobachtungen gleichfalls sorgfältig gesammelt und neuerdings vom Physikalischen Verein in Frankfurt bearbeitet werden, so tragen auch sie zu dem großen wissenschaftlichen Bau kleine Steine mit bei.

Welches sind nun die Beobachtungen, die der Ballonfahrer machen kann? Sie sind ebenso zahlreich wie anziehend, so daß wir uns wieder nur auf einige Andeutungen beschränken müssen. Da sind es zunächst die Luftströmungen, mit denen der Ballonführer vertraut werden muß, die wagerechten wie die senkrechten. Die verschiedene Richtung und Geschwindigkeit der übereinander sich bewegenden wagerechten Strömungen muß er zum Beispiel ausnützen, wenn er bei einer sogenannten Zielfahrt möglichst in der Nähe eines vorher bezeichneten Ortes landen will. Um sie zu erkunden, empfiehlt es sich, ab und zu kleine Wasserstoffballons, sogenannte Piloten, vom großen Ballon aus zu entsenden. In unangenehme Lage bringen ihn die namentlich bei geringer wagerechter Luftbewegung auftretenden senkrechten, die auf- und absteigenden Luftströme. Während er bemüht ist, durch sorgfältige Beobachtung seiner Apparate: des Aneroidbarometers, des Barographen, des Vertikalanemometers — richtiger Anemoskops — oder des Statoskops, wofür übrigens eine mit Seidenfaden an einen Stock angebundene und außerhalb des Korbes angebrachte Flaumfeder guten Ersatz bietet, und durch entsprechende Ballastausgabe den Ballon in eine Gleichgewichtslage zu bringen, erfaßt ihn plötzlich ein absteigender Strom, die ausgeworfenen Papierschnitzel fallen ebensoschnell wie der Ballon. In solchem Falle sowie auf der absteigenden Seite einer Luftwelle ist natürlich jedes Ballastopfer zwecklos; aber es gehört einige Gemütsruhe dazu, es sich gefallen lassen zu müssen, daß man aus bedeutender Höhe mit hinabgerissen wird, bisweilen bis auf den Erdboden, und dann zu warten, bis ein auf-

steigender Strom wieder hinaufführt. Sehr übel sind auch Luftwirbel, die den Ballon ruckweise heben, ihn heftig hin und her schleudern oder um seine Längsachse drehen.

Noch steht die Erforschung der Luftströmungen, die neue Wissenschaft der Aerologie, in ihren Anfängen, aber sie ist auf bestem Wege. Die Beobachtungen auf dem Lande genügen dafür nicht; von besonderer Wichtigkeit sind die Strömungen über dem Meere. Das ist das Gebiet, das jetzt namentlich Professor Hergesell in Straßburg bearbeitet. Mit dem Fürsten von Monaco gemeinsam unternahm er zu diesem Zwecke Seefahrten mit Ballonaufstiegen auf dem Mittelländischen Meere, dem Atlantischen Ozean und dem Nördlichen Eismeer bis zu 80 Grad nördl. Br., und vor Kaiser Wilhelm führte er auf dessen Schiff „Sleipner" wohlgelungene Versuche aus. Die Folge davon ist, daß auch die Vermessungsschiffe unserer Marine jetzt mit dem nötigen Material für Höhenforschung ausgerüstet sind. Natürlich werden hierbei meist Drachen und unbemannte Registrierballons benutzt, die schon Höhen von über fünfundzwanzig Kilometern erreicht und zuverlässige Angaben von dort zurückgebracht haben. So wird es möglich werden, die Bewegung der Luftmassen zwischen Äquator und Pol allmählich festzustellen. Schon jetzt wurde von Hergesell z. B. die ganz überraschende Wahrnehmung gemacht, daß die Strömung der Passatwinde nicht weiter als einen bis zwei Kilometer über die Meeresoberfläche hinaufreicht; darüber bis zu vier Kilometern herrschte völlige Windstille. Diese Forschungen werden dann zur fortschreitenden Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit führen, die auch in der Verteilung des Luftdruckes in der Atmosphäre unseres Planeten besteht; vom Luftdruck sind ja die Luftströmungen abhängig, und diese Erkenntnis wird dann wieder Wettervoraussagen ermöglichen, die sich auf längere Zeiträume erstrecken.

Selbst solche Luftschifferunternehmungen, die scheinbar nur Sportszwecken dienen, wie die Berliner internationale Ballonwettfahrt am 14. und 15. Oktober vorigen Jahres, gewinnen meteorologische Bedeutung. Bekanntlich stiegen damals in Tegel im Verlauf einer Stunde siebzehn Ballons auf zu einer Weitfahrt, bei der nur die Luftlinie von Tegel bis zum Landungsplatz gerechnet wurde. Das sportliche Ergebnis war sehr gering, die längste Luftlinie betrug nur 420 Kilometer. Von höchstem Interesse aber war dabei die Wirkung, die ein vom Atlantischen Ozean her über Frankreich, Süddeutschland und Österreich bis nach Rußland hinein sich erstreckendes Hochdruckgebiet auf sämtliche Ballons ausübte. Nordwestlicher Wind hatte z. B. unseren Ballon „Helmholtz" am Ostrand des Riesengebirges entlang getrieben, darauf führte ihn gegen Morgen Nordostwind nach Böhmen in der Richtung auf Prag zu bis gegen acht Uhr; dann bewegten wir uns mehrere Stunden langsam im Kreise um einen Punkt, während die Sonne uns immer höher zog. In 3000 Meter Höhe erfaßte uns wieder eine Luftströmung und trug uns dahin zurück, woher wir gekommen waren, nach Schlesien. Ebenso erging es den übrigen Ballons: von dem Hochdruckgebiet wie von einer Luftmauer abprallend, wurden sie teils durch wechselnde Winde im Kreise herumgeführt, teils durch Gegenwinde wieder mehr nordwärts getrieben.

Den vorhin erwähnten aufsteigenden Luftströmen verdankt, wenigstens zum größeren Teil, eine andere Erscheinung unserer Atmosphäre ihre Entstehung: die Wolken, deren Studium für den Luftschiffer unerläßlich ist, an deren erhabener, wilder Schönheit er sich beinahe auf jeder Fahrt erfreuen darf, mit deren nachteiligen Einflüssen er zu kämpfen hat. An Literatur über Wolkenlehre ist kein Mangel, deshalb will ich es versuchen, nur auf Grund selbstgewonnener Eindrücke* eine schwache Vorstellung zu geben von den unvergleichlichen Reizen, die sich hier dem Auge des Luftschiffers darbieten.

Wir fahren in einer Höhe zwischen 2000 und 3000 Metern in strahlendem Sonnenschein, wie das ja meist der Fall ist, wenn nicht gerade Altokumuli oder Altostratus in 3000 bis 6000 Metern Höhe das Tagesgestirn verhüllen. Eben noch konnten wir die Einzelheiten der Landschaft unter uns

* Vierzehn Ballonfahrten des Verfassers, auf denen er bei einem Gasverbrauch von 14720 Kubikmetern im ganzen 4500 Kilometer zurückgelegt und Deutschland fast nach allen Richtungen sowie ein gut Stück Ausland überflogen hat, sind eingehend von ihm geschildert in dem soeben bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienenen, mit Bildern und Karten reich ausgestatteten Buche „Luftreisen" von Johannes Poeschel.

deutlich erkennen, da erscheint sie uns plötzlich leicht getrübt. Der Schleier wird dichter und dichter, Schatten gleiten über die Erde. Liegen mit einem Male Schneefelder unter uns? Es sind Wolken; sie wallen und wogen in zartestem Duft, sie türmen sich auf und bilden wunderliche Gestalten, immer lebhafter wird ihr Treiben und Spielen, einzelne wagen sich bis zu uns empor, flockige, leichte Ballen, wir erwarten jeden Augenblick, Raffaelische Engelsköpfchen aus ihnen hervortauchen zu sehen. Wohl ist uns auch von hohen Bergen aus schon ein ähnlicher Anblick zuteil geworden, aber da heulte der Sturm dazu und drohte uns zu Boden zu werfen oder gar vom Felsen hinabzustürzen, und Kälte durchschauerte uns. Hier genießen wir in regungsloser Stille, die Glieder wohlig durchwärmt, über den schützenden Rand des Korbes hinabgebeugt, andachtsvoll das erhabene Schauspiel. Da unten werden sie jetzt sagen: „Wie trüb es auf einmal geworden ist!" An sich sind die Wolken ja farblos, aber von unten gesehen, wo eine die andere beschattet, erscheinen sie dunkel, uns dagegen in blendendem Weiß — so daß die Augen uns schmerzen — wie unberührter Schnee, wogegen selbst die hellsten Wolken, die wir von der Erde aus sehen, nur tauwetterschmutzigen Schneemassen gleichen.

Jetzt zeigt sich in den Wolken das Spiegelbild unseres Fahrzeuges: der Ballon mit seinen vielen Leinen, die Verengung durch den Ring, der Korb mit den Gestalten darin, das Ganze in ziemlichem Abstand umgeben von dem Oval einer Aureole in den Regenbogenfarben, riesengroß und breit, während ein schmaler Saum in denselben Farben sich den einzelnen Gliedern des Schattenbildes anschmiegt. Das ist eine Erscheinung, die auch im Gebirge einzelnen Glückskindern zuteil wird, aber nie in solcher Größe und Pracht. Fast noch entzückender ist die Wirkung, die klarer Vollmondschein hervorbringt, sie ist geheimnisvoller, zauberhaft: ein weiter silberner Lichtschein umflutet Ballon und Korb kranzförmig und schafft ihnen so einen leuchtenden Rahmen, der sie, wenn der Schatten über die Erde huscht, von dem dunklen Gelände kräftig abhebt.

Es ist auffallend, wie rasch in der Regel die Bewölkung vor sich geht, und wie schnell sie oft wieder verschwindet. Bald ziehen sich die Wolken, wie wir es eben sahen, unter uns wie aus nichts zusammen, ein andermal umsäumt sich erst rings der Horizont mit immer massiger werdenden Stratuswänden, dann strebt plötzlich ein ganzes Heer weißer Haufenwolken auf uns los. Wie leichte Reiter in breiten Schwadronsfronten rücken sie drohend auf uns los, der Kommandeur und sein Adjutant voran. Wir empfinden schon die kühlere Luft und bangen, daß wir Ballastopfer bringen müssen. Aber sie scheinen uns zu fürchten, in einiger Entfernung von uns machen sie Halt und schwenken dann seitwärts ab nach rechts und nach links. Schließlich lagern sie noch eine Weile in der Ferne, und die höchsten Berggipfel schauen wie aus zarter Wattenpackung aus ihnen hervor.

Ein ganz anderes Bild zeigen festgeschlossene Wolkenmeere, meist in einer Höhe von 1000 bis 1500 Metern, bisweilen aber auch noch viel tiefer. Das ist an Tagen, wo der Mensch den Himmel über sich nur grau in grau sieht und sich mit melancholischen Anwandlungen herumschlägt. Oft sind sie eintönig, diese Wolkenmeere, nach oben zu glatt abgeschnitten, ununterbrochen nach allen Seiten, so weit das Auge reicht, nur an den äußersten Rändern am Horizont bauen sich dann wohl mauerartige Schichten über ihnen auf. Bis zu sieben Stunden habe ich über solchen Meeren geschwebt, ohne mehr als eine schwache Ahnung zu haben, wo ich mich befand. Welle reiht sich an Welle, wie zu einer Eismasse erstarrt. Wo einzelne ein wenig hervortreten, breiten sich, namentlich in der Morgendämmerung, über die hinter ihnen liegenden Flächen seine Schatten in duftigem Blau.

Aber nicht immer zeigen die Wolkenmeere diese Einförmigkeit, dann ragen scheinbar Schneegebirge aus ihnen hervor oder riesige Gletschertische mit abgeplatteter, scharfkantiger Oberfläche, und aus bizarren Lagerungen streben turmartige Gebilde empor, oder es zeigen sich unregelmäßige Vertiefungen in der weißen Ebene, die in ihrer Gestalt an Binnenseen erinnern.

Von Einfluß auf die Oberfläche der Wolkendecken scheint, wenn sie tief herabhängen, die darunter liegende Bodengestaltung zu sein. So beobachtete ich am 30. Dezember 1906 seltsame Wölbungen, als wiederholten sie einige hundert Meter höher die Formen von ihnen bedeckter Hügel. Nachträglich stellte sich heraus, daß dies über dem flachen Hügel-

land an der preußisch-sächsischen Grenze westlich der Elbe gewesen war. So sah auch Hauptmann Hildebrandt, über Straßburg schwebend, im Süden eine große Wolkenmasse, die den Bildungen des Hochgebirges darunter entsprach. Oft wahrgenommene talartige Einsenkungen mit einmündenden kleineren Rinnen haben den Münchener Physiker Freiherrn von Bassus zu eingehenden Untersuchungen veranlaßt, deren Ergebnisse aber noch mehrfach angefochten werden. Bassus hat Wolkendecken mit solchen Vertiefungen photographiert und Karten mit den entsprechenden Wasserläufen daneben gestellt. Diese Zusammenstellungen haben in der Tat etwas Bestechendes. Nach Bassus, der seine vom Ballon aus gemachten Wahrnehmungen auch durch Beobachtungen vom Erdboden aus bestätigt gefunden hat, ist die unter der Wolkendecke herrschende Windstärke dabei von Bedeutung: bei Windstille bilden sich auch die kleinsten Gewässer in der Wolkenmasse deutlich ab, bei starkem Winde nur größere Flüsse. Daß wasserreiche Ströme die Luftbewegung über sich beeinflussen, erfuhr ich selbst im Juni vorigen Jahres an ein und demselben Tage bei Main und Rhein und kürzlich auch bei der Elbe. In allen drei Fällen mußten wir, obwohl der Wind uns längst über den Fluß hätte treiben sollen, abweichend von unserer Fahrtrichtung eine ganze Strecke dem Flußlauf folgen, bis der Wind die Oberhand über diese Strömung gewann und uns hinüberführte. Auch Gewitter machen ja bekanntlich nicht selten vor Flüssen Halt.

Unvergeßlich ist mir ein Erlebnis in den Wolken bei meinem ersten Fluge nach Rußland im August 1906. Wir waren durch eine Kumulo-Nimbusdecke wieder einmal völlig abgeschnitten von der Erde. Anfangs ist es ein unabsehbares wogendes Meer, dann aber brodelt's bald hier, bald dort empor wie der Qualm einer Feuersbrunst bei Windstille, aber alles in zartestem, duftigem Weiß. Auf allen Seiten werden, als fänden sie in den tieferen Schichten keinen Raum mehr, seltsame lustige Gestalten herausgestoßen, säulenartig die einen, andere treiben aus breiten Grundpolstern immer neue, nach oben sich verjüngende Ballen empor, frühere Gebilde rücksichtslos beiseite drängend und überholend. Die Phantasie glaubt oft wohlbekannte Bilder in ihnen zu entdecken, die Mehrzahl aber spottet in ihrer wilden Abenteuerlichkeit jeder Beschreibung. Ein so hastiges Neuformen und Umformen hatte ich bis dahin noch nie gesehen. Es ist ein Gewitter, das unter uns tobt. Wir hören zwar den Donner, aber er verhallt ohnmächtig im Weltenraum, wir ahnen die Blitze, aber der ruhige, siegハ hafte Glanz der über uns glühenden Sonne läßt ihr zuckendes Licht nicht aufkommen. Auch bis zu uns im Korbe dringt von unten herauf kühlend der Wolkenhauch. Bald finden wir uns in einem immer enger werdenden dampfenden Kessel eingeschlossen, über uns in wunderbarem Farbengegensatz zu unserer leuchtend weißen Umgebung ein wolkenloser Himmel. Das ist nicht das lichte sanfte Blau, wie wir's sonst über nordischen Landen gewöhnt sind, sondern ein sattes Tiefblau, wie es auch das Auge des Südländers nur selten erschaut.

Aus diesem Kessel müssen wir heraus, wir geben Ballast und steigen. Da türmt sich vor uns eine mächtige Wolke auf und fordert uns zum Kampfe mit ihr heraus. Ein schöner Frauenkopf mit geknotetem Haar und stolzem Nacken auf kräftiger, schneeiger Büste, so tritt sie uns eine Weile entgegen, dann zerfließt sie breit, Zacken und Kanten schießen aus ihr hervor — ein eisstarrendes, vielgipfliges Hochgebirge. Wir fürchten ihren Feuchtigkeits- und Elektrizitätsgehalt und suchen, da sie sich langsamer vorwärts bewegt als wir, durch Sandauswerfen sie zu überspringen; aber je höher wir steigen, desto mehr nimmt auch sie an Höhe und Umfang zu. Immer mehr von unserem kostbaren Ballast müssen wir opfern. Auf dreitausend Meter haben wir in dem ungleichen Ringen mit der Naturgewalt uns schon gehoben, wieder überragt uns der Feind um Bergeshöhe; unser Vorrat an Sand ist bis auf einen geringen Rest zusammengeschmolzen, den wir zur Landung brauchen. Wir müssen die Waffen strecken und ergeben uns auf Gnade und Ungnade. Aber wir haben es mit einem großmütigen Gegner zu tun. Dieses Eingeständnis unserer Ohnmacht nur war's, das er uns abnötigen wollte. Mitleidig weicht er zur Seite und läßt uns vorbei. Ein leichtes Schauern nur empfinden wir bei seiner feuchtkühlen Nähe, doch macht dieses unter den heißen Strahlen der Augustsonne bald wieder einem wohligen Wärmegefühl Platz. —

Von anderen Wissensgebieten, in deren Dienst sich die Luftschiffahrt während der

letzten Jahrzehnte gestellt hat, seien nur kurz die Astronomie und die Vogelkunde erwähnt.

Über Sternschnuppenschwärme und Sonnenfinsternisse sind wiederholt die vollständigsten und zuverlässigsten Berichte von Gelehrten und Luftschiffern erstattet worden, die sich im Ballon über die Wolken erhoben und in den reinen Höhen von drei- und viertausend Metern die Pracht der Himmelserscheinungen in ganz anderer Klarheit zu schauen vermochten als die von der Erde aus Beobachtenden, soweit diese infolge der Bewölkung überhaupt etwas sehen konnten. Fahrten zu solchen Zwecken unternahmen z. B. 1852 Welsh, 1867 Wilfrid de Fonvielle, 1899 Dr. Tetens und Hauptmann Hildebrandt, bei der letzten totalen Sonnenfinsternis am 30. August 1905 von Burgos in Spanien aus Professor Berson und Oberst Vives y Vich. Berson hat die hierbei gewonnenen Eindrücke in einer Sitzung des Berliner Vereins für Luftschiffahrt begeistert geschildert.

Umgekehrt erfährt auch die Luftschiffahrt Förderung durch die Astronomie bei der Ortsbestimmung auf Fahrten während der Nacht und über den Wolken; man wendet die im Seewesen gebräuchlichen Methoden auch auf die Luftschiffahrt an. Freilich stellen sich hier der Messung von Gestirnhöhen viel größere Schwierigkeiten in den Weg, schon weil der Ballon, solange er nicht am Schlepptau fährt, sich unaufhörlich um seine Längsachse bewegt. Dazu nimmt die Berechnung eines Ballonortes aus einer Sonnen- und Mondhöhe mit Hilfe der bei der Seefahrt üblichen, für Luftschifferzwecke zu umständlichen Tabellen zwanzig bis dreißig Minuten in Anspruch, inzwischen kann man ebenso viele Kilometer und noch weit mehr zurückgelegt haben. An der Verbesserung des Verfahrens arbeiten Dr. Marcuse in Berlin und die Brüder Wegener.

Von der Höhe des Vogelfluges hat man richtige Vorstellungen erst durch Luftschiffer erlangt. Vorher überschätzte man sie. So glaubte Alexander v. Humboldt, der Kondor erreiche 7100 Meter, und Gätke kam bei seinen Beobachtungen auf Helgoland zu der Annahme, Wandervögel suchten Höhen von 3000 bis 5000 Metern auf, gewisse Arten sogar 10000 bis 12000 Meter. Das ist gänzlich ausgeschlossen. Die Kälte (bei 10000 Metern etwa — 54 Grad Celsius) und der verminderte Luftdruck machen Vögeln den Aufenthalt in so hohen Luftschichten unmöglich. Luftschiffer, z. B. von Lucanus, haben festgestellt, daß sich Vögel ungezwungen nicht über die erste Wolkenschicht erheben, vielmehr halten sie sich im allgemeinen innerhalb der ersten tausend Meter über der Erdoberfläche auf, die meisten in sehr geringer Höhe. Nur vereinzelt bemerkte man Krähen 1400 Meter hoch, eine Lerche in 1900, einen Adler in 3000 Meter Höhe. Ein Vogel, den ich selbst über dem Spessart in 2200 Meter Höhe sah, schien ebenfalls ein Adler zu sein. Von Tauben, die Glaisher auf einer seiner Hochfahrten mit sich führte, starben zwei schon im Käfig infolge der Luftverdünnung, eine, die er aus 6000 Meter abließ, überschlug sich fortwährend im Fall, eine andere aus 8000 Meter abgelassene fiel wie ein Stein herab. Über die Verwendung von Brieftauben bei der Luftschiffahrt, die von ihnen erreichte Flughöhe, über ihre Ausbildung und Ausrüstung, über die Herstellung der von ihnen zu befördernden Depeschen und Mikrophotogramme hat unter Benutzung der darüber vorhandenen Schriften und eigener Beobachtungen Hauptmann Hildebrandt in seinem schon erwähnten und allen Freunden der Luftschiffahrt warm empfohlenen Werk eingehend berichtet. Auch andere schnelle Vögel hat man für den Nachrichtendienst zu verwenden versucht, mit gutem Erfolge Schwalben, die 120 Kilometer in der Stunde zurücklegten, was unter den Tauben nur ganz wenige bewährte Tiere zu leisten vermochten. Seit dem 1. Mai dieses Jahres läßt der Berliner Verein für Luftschiffahrt auch dem Brieftaubenwesen seine Unterstützung zuteil werden, indem er bei seinen Fahrten öfters Brieftauben mitgibt.

Noch einer Wissenschaft müssen wir gedenken, der gleichfalls in neuer Zeit die Luftschiffahrt dienstbar geworden ist, und die noch viel von ihr zu erwarten hat: der Erdkunde. Zweierlei sei dabei unterschieden: der Luftballon als Forschungsmittel auf Entdeckungsreisen und der Luftballon als wertvolles Anschauungsmittel zur Erwerbung topographischer und geographischer Kenntnisse. Die im folgenden wiedergegebenen Hauptrichtlinien hierfür hat schon 1890 Berson in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gezeichnet unter dem Titel „Geographisches aus dem Luftballon".

Für Forschungsreisen kommt vor allem der **Fesselballon** in Betracht. Von ihm als hoher Warte aus läßt sich in Verbindung mit der **Ballonphotographie** die Gliederung weiter Strecken feststellen, ziemlich leicht und genau die **horizontale Gliederung**, die Verteilung von Wasser und Land, die Umrisse der Küsten, Seen und Flüsse, Wälder und offenes Land. Schwerer schon die **vertikale Gliederung**. Von oben gesehen scheint ja zunächst alles in einer Ebene zu liegen. Erst ein geübtes Auge vermag hier, z. B. an der Verschiedenheit der Beleuchtung, am Schatten bei schrägstehender Sonne Höhenunterschiede, Berge und Talränder zu entdecken, während in Kulturländern Krümmungen und streckenweises Verschwinden von Straßen und Wegen, unregelmäßige Gestalt der Felder und Ackerfurchen, die Unebenheiten des Geländes leichter erkennen lassen.

Bei weiteren Expeditionen in das Innere noch zu erforschender Länder wird freilich die Verwendung des Fesselballons, sobald es sich um Märsche zu Lande handelt, auf große Schwierigkeiten stoßen: die nötige Anzahl der schweren Stahlzylinder mit komprimiertem Wasserstoffgas auf Kamelen mit sich zu führen oder gar tragen zu lassen, wird nur selten möglich sein.

Anders dagegen bei Forschungsreisen auf größeren Wasserstraßen, etwa im Flußgebiete des Amazonenstromes oder des Kongo, wobei sich das nötige Material leicht befördern ließe; und bei Polarexpeditionen wird der Fesselballon nie mehr fehlen. Schon Nansen hatte die Absicht, ihn mitzunehmen, wurde aber schließlich an der Ausführung gehindert. Wie glänzend sich der Fesselballon bei der großen deutschen Südpolexpedition des Professors von Drygalski bewährt hat, ist bekannt.

Viel beschränkter ist die Verwendung des **Freiballons** für Forschungsreisen. Sie wird nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn man mit einiger Sicherheit wenigstens auf das Anhalten einer bestimmten Windrichtung rechnen kann, also nur wenn sich voraussehen läßt, daß man nach dem Überfliegen des zu erforschenden Gebietes in Gegenden landet, die den Reisenden eine Neuausrüstung und die Aufnahme von Lebensmitteln ermöglichen, oder wo die Fahrt mit Erfolg abgeschlossen werden kann.

Danach mußte die Unternehmung Andrées erfahrenen Luftschiffern und Meteorologen von vornherein als eine Fahrt ins Verderben erscheinen. Andrée wartete bekanntlich einen **Süd**wind ab, der ihn von Spitzbergen zunächst nach dem Pol und von da — unter Beibehaltung der Richtung — als **Nord**wind nach dem äußersten Nordwesten von Amerika, also nach Alaska, oder auch nach Ostsibirien treiben sollte, eine Entfernung in der Luftlinie von 3000 bis 4000 Kilometern. Allein über die Windverhältnisse zwischen Spitzbergen und dem Pol war und ist nur wenig bekannt, und über die auf der anderen Seite vom Pol bis etwa zum 70. Grad nördl. Breite gar nichts. Wohl aber ist bei dem Studium der Isobaren auf unseren Wetterkarten kaum daran zu zweifeln, daß häufige Luftdruckminima den Nordpol umwandern, und die infolgedessen dort herrschenden Zyklone würden dem gewöhnlichen Ballon ein Überfliegen des Pols zur Unmöglichkeit machen.

Auch die Aussichten der von dem amerikanischen Journalisten **Wellmann** beabsichtigten Nordpolexpedition sind nicht viel günstiger. Daß sie mit einem Motorluftschiff unternommen werden soll, gibt einige Hoffnung, die Zyklone zu überwinden. Aber noch hat man viel zu wenig Erfahrungen im Lenken von Luftschiffen gesammelt, um eine Fahrt von mindestens 2500 Kilometern, noch dazu über weite unbekannte und unwirtliche Meeresstrecken, wagen zu können, und der angenommene Gasinhalt von 7350 Kubikmetern steht nicht im Verhältnis zu dem Gewicht der Ausrüstung, die mitgeführt werden muß. So wird auch diese Fahrt, wenn sie in der geplanten Weise, ohne vorausgehende, allmählich zu immer größeren Leistungen gesteigerte Versuche mit demselben Luftschiff, nach dem ersten Scheitern noch einmal vor sich geht, voraussichtlich nicht zu dem erhofften Ende führen.

Mit besseren Erwartungen dagegen darf man dem gleichen Unternehmen eines der erfahrensten Luftschiffer der Gegenwart, des Grafen de la Vaulx, entgegensehen, über dessen Plan jedoch Einzelheiten noch nicht bekannt.

Nun zu dem anderen, dem Ballon als Anschauungsmittel zur Erwerbung topographischer und geographischer Kenntnisse. Niemand hat bequemer Gelegenheit, die Anlage von Ortschaften zu studieren, als der Luftschiffer. Slawische Rundlinge mit ihrem birnenförmigen Kern, deutsche Gründungen

mit rechteckigem Markt in der Mitte, von dem die nach den vier Himmelsrichtungen den ehemaligen Stadttoren zustrebenden Hauptstraßen und deren Parallelstraßen ausgehen, Längsdörfer und Haufendörfer sind auf den ersten Blick in ihrer Besonderheit erkennbar. Bei älteren Städten läßt sich die Geschichte ihrer Entwickelung von oben gleichsam ablesen, so, um aus vielen Beispielen nur eins herauszugreifen, bei Kottbus, das ich wiederholt, bei Tage und bei Nacht, wo wieder die künstliche Beleuchtung die Ortsgliederung verrät, überflogen habe. Am linken Ufer der Spree erfolgte offenbar die erste Ansiedelung. Da liegt ein großer unregelmäßiger Platz mit riesiger Kirche, daran anschließend — Piazza und Piazzetta — der Markt mit dem Rathaus. Krumme Straßen gehen von dem Platz aus, kleine Gäßchen schließen sich an, und wo einst Wall und Graben die Stadt schirmten, da sind jetzt Promenaden angelegt, deren schön geschwungene Linien mit wundervoller Klarheit hervortreten. Später entstanden die schon moderner gehaltenen Stadtteile im Norden und Westen, auch das Dorf am rechten Spreeufer (Sandow) nahm in den sich der Stadt zukehrenden Teilen mehr und mehr den Charakter einer Vorstadt an; und als Kottbus im Südwesten einen Bahnhof erhalten hatte, wurde die zwischen ihm und der alten Stadt liegende Fläche mit rechtwinkligen Häuserblocks ausgefüllt, die sich schließlich auch jenseits des Bahnhofs fortsetzten.

Wer Leipzig aus einer Höhe von 2000 Metern erblickt, dem erscheinen seine Promenaden noch jetzt wie Glacis, die den inneren Kern der Stadt mit seinen gekrümmten Straßen kräftig hervortreten lassen, während nach außen zu die Häuserviertel immer regelmäßiger angelegt sind; und das neue Rathaus, der Stolz der Leipziger, sieht mit seinen Zinnen und seinem Trotzer wie eine zierliche kleine Festung aus, ein vorspringendes Bollwerk der alten Feste Leipzig. Man kann sich danach vorstellen, welchen Vorteil der Belagerer einer Festung aus diesem Anblick von oben zu ziehen vermag.

Von großer Bedeutung ist hierbei wieder die **Ballonphotographie**, die 1858 zum erstenmal versucht wurde, und die sich jetzt zu einem neuen, wertvollen Zweige der Orts- und Geländeaufnahme herausgebildet hat. Auch hier spornen ausgesetzte Preise zum Wettbewerb und zu immer vollkommeneren Leistungen an. Die alten Darstellungen „aus der Vogelperspektive" sind dadurch auf gediegener Grundlage zur Wirklichkeit geworden. Freilich hat der Photograph hier mit großen Schwierigkeiten zu rechnen. Der Korb, in dem er sich befindet, steht nie still, seine Bewegungen sind meist gleichzeitig vierfacher Art: wagerecht, senkrecht, Dreh- und Pendelbewegungen, und die der Fahrtgenossen kommen noch hinzu. Daher muß die Belichtung sich auf die kürzeste Zeit, bis zu 1/150 Sekunde, beschränken, wofür allerdings die Lichtverhältnisse in den höheren Luftschichten im allgemeinen günstiger sind als auf der Erde. Die Entfernung des aufzunehmenden Gegenstandes vom Objektiv ist meist viel größer als sonst, oft beträgt sie mehrere Kilometer. Die Unterschiede von Licht und Schatten sind, von oben gesehen, weit geringer, und die chemische Einwirkung der verschiedenen Lichtstrahlen, vor allem der ultravioletten, wird hier noch stärker wahrgenommen. Endlich ist der beim Ballastauswerfen umherfliegende und in alle Fugen eindringende Sand ein Feind des Ballonphotographen. Wie unermüdlich und mit welchem Scharfsinn auf diesem Gebiete gearbeitet wird, zeigen die betreffenden Abschnitte in „Moedebecks Taschenbuch für Flugtechniker und Luftschiffer" von Professor Miethe, der neuerdings auch mit seiner Farbenphotographie vom Ballon aus überraschende Erfolge erzielt hat, und bei Hildebrandt, der auch hier wieder aus eigener vielfältiger Erfahrung spricht.

Ein mir vorliegendes, aus 2000 Meter Höhe aufgenommenes Photogramm eines Geländeausschnittes südwestlich von Kohlfurt, mit charakteristisch gestalteten Waldgrenzen, mehreren Steinbrüchen und den klar hervortretenden Linien der Görlitzer Eisenbahn und mehrerer Straßen, verglichen mit dem entsprechenden Ausschnitt der Generalstabskarte 1:100000, zeigt die auffallende Ähnlichkeit eines solchen Bildes mit einer Meßtischaufnahme, nur daß die Maße sich infolge der Perspektive immer mehr verjüngen, je weiter die Geländeteile vom Standpunkt des Beschauers oder Photographen entfernt sind. Die junge Wissenschaft der **Photogrammetrie** lehrt uns mit Hilfe eines einfachen Verfahrens zunächst den Maßstab des Bildes, dann durch Einzeichnen eines Übertragungs-

netzes den Grad dieser nach außen zunehmenden Verkürzung feststellen. Auf diese Weise haben durch Ballonphotographie Franzosen und Engländer im chinesischen Feldzuge sich zuverlässige Karten mit den einzuschlagenden Marschstraßen verschafft.

Wertvoller aber noch als diese topographischen Beobachtungen erscheint die Möglichkeit, die der Ballon uns bietet zur Erwerbung geagraphischer Kenntnisse im eigentlichen Sinne. Schon ein gutes Relief schätzen wir als ein hervorragendes Anschauungsmittel. Der Luftreisende aber sieht ganze große Teile der Oberfläche unserer Erde als ein lebensvolles, farbenprächtiges Relief unter sich. Wie gewinnen da die wohlbekannten Kunstausdrücke geagraphischer Formenlehre mit einem Male lebendigen Inhalt: Massengebirge, Ketten- und Faltengebirge, strahlige und fiedrige Gliederung, Durchbruchstäler, Längs- und Quertäler, Wasserscheiden und Stromgebiete, trockene und nasse Ebenen.

Diese Seite der Luftschifferei — ich möchte sie als „Laiengeographie im Luftballon" bezeichnen — verdient es ganz besonders, von dem Luftreisenden, den nicht bestimmte andere Gründe zum Auffahren veranlassen, beachtet und gepflegt zu werden. Aus vielem Selbstgeschauten sei nur einiges hier herausgegriffen.

Von Berlin aus über Königswusterhausen und Wendisch-Buchholz nach Südosten getrieben, sahen wir auf den ganzen sechzig Kilometer langen Spreewald hinab. In seinem unteren Teile ist er das, was sein Name sagt: ein ansehnlicher dichter Wald, von Spreearmen durchzogen; dann verengt er sich bei Lübben, der einzigen Stadt, dem Mittelpunkt der ganzen Landschaft; weiter oberhalb aber bietet er uns einen seltsamen Anblick: kein Wald mehr, sondern nur Busch und Felder und Wiesen meilenweit, dazwischen verstreute Blockhäuschen, selten einmal zu ganz kleinen Dörfchen vereinigt, und das alles in einem Netz von Wasserläufen, die im Sonnenschein glitzern.

Eine Nachtfahrt führt uns in geringer Höhe über den Harz; das Auge hat sich an die Dunkelheit gewöhnt und blickt in die tiefen Spalten der geschlossenen Hochfläche hinab; lautes Wasserrauschen dringt aus den Gründen zu uns empor und köstlicher Tannenduft aus den Forsten, deren Baumwipfel wir wiederholt leicht streifen. Von einer Niederung in den Weserlanden blinkt uns eine Menge scheinbar hüpfender Lichter entgegen: es sind Sumpfgase mit Phosphorwasserstoff vermengt, die sich an der Luft entzündet haben, sogenannte Irrlichter. Als der Morgen dämmert, sehen wir zu unserer Rechten eine große Wasserfläche, die sich nach Norden zu in die Wolken des Horizonts verliert, so daß sie einem ins Land hereinspringenden Meerbusen gleicht: es ist der Dümmer (d. i. Tiefes Meer), der sich innerhalb der Provinz Hannover zwischen Oldenburg und Westfalen einschiebt. Dann liegt eine schier unübersehbare eintönige Fläche unter uns, von rehbrauner Farbe und von schwarzbraunen wellenförmigen Streifen durchzogen, ein Teppichmuster von wunderbarer Schönheit, das Große Moor von Vörden, das über hundert Quadratkilometer bedeckt.

Ein andermal, nach einer Fahrt im Vollmondschein über das Hügelland zwischen Saale und Unstrut und über die forstengeschmückte Finne, deren zahlreiche, nach allen Seiten abfließende Bäche sich doch sämtlich der Unstrut zuwenden, schweben wir bei Sonnenaufgang über dem Kamm des Thüringer Waldes. Seine Gliederung tritt scharf hervor, denn die tieferliegenden Teile sind durch dichte Nebel verhüllt, die von oben wie blendend weiße Eisflächen aussehen. Bewaldete Halbinseln ragen wie vorgestreckte Finger in sie hinein, die Drei Gleichen wie Inseln aus ihnen heraus. Das Einmünden kleiner Täler in größere ruft vollends die Täuschung hervor, als wenn sich mehrere Gletscherströme zu weiten Eismassen, mit Neuschnee bedeckt, vereinigten. Wir haben die Werra überflogen, da erhebt sich wieder ein Gebirge vor uns, ein basaltisches Plateau mit aufgesetzten Kuppen und spärlichem Wald, dagegen vielen Bergwiesen und Feldern, auch Hochmooren: die Hohe Rhön. Zwischen Wasserkuppe und Kreuzberg überfliegen wir sie. Nach Osten und Süden eröffnet sich uns ein weiter Ausblick in die Täler der Fränkischen Saale und aller ihrer Zuflüsse, der Sinn und des durch seine Breite und seine bezeichnenden Windungen unverkennbaren Mains zwischen Lohr und Gemünden und eine Strecke weiter aufwärts nach Würzburg zu, fast alle durch Eisenbahnen belebt, auf denen sich die Züge über Viadukte und durch Tunnel nach den Badearten Kissingen und Brückenau bewegen. Das Auge weiß nicht, wohin es sich

wenden soll, um sich so wenig als möglich entgehen zu lassen.

Auf einige Zeit wird der Main unseren Blicken wieder entzogen, während wir uns der Hochfläche des Spessart nähern. Keine einzige größere Ortschaft auf dem weiten Gebiete, dagegen ausgedehnte Eichen- und Tannenwälder, an mehreren Stellen durch kärglich bebaute Blößen von wunderlicher Gestalt unterbrochen. Auch die Zahl der Verkehrswege ist gering, doch sehen wir vor uns eine Eisenbahn, die das Gebirge vom Main bis wieder zum Main, von Aschaffenburg nach Lohr quer durchzieht, soweit sie nicht im langen Tunnel unter der Eselshöhe verschwindet.

Der Main liegt hinter uns; immer anziehender gestaltet sich die Riesenlandkarte zu unseren Füßen: vor uns Rheinhessen, halb rechts in reicher Waldumgebung Darmstadt; Schloß und Mathildenhöhe sind klar erkennbar. Unmittelbar unter uns, mehr als zur Hälfte mit Wald bedeckt, mit vielen Taleinschnitten die Höhen des Odenwaldes, an seinem obst- und weinreichen Westabhang die Bergstraße, über ihr zwischen Melibokus und Jugenheim das großherzogliche Hoflager bei Seeheim mit seinem Park und Schloß Heiligenberg, viele Einzelheiten sind deutlich daran zu unterscheiden. Und jetzt — unsere freudige Erregung steigert sich von Minute zu Minute — erblicken wir die gewaltigen Schlangenlinien des Rheins von Nierstein bis Gernsheim und den ihn fliehenden, aber in langgezogenen Bogen ihm wieder zufließenden, Werder und Weiher bildenden Altrhein. Es scheint, als hätten die letzten Regentage dem Gau eine Überschwemmung gebracht, ein solcher Wasserreichtum leuchtet uns entgegen. Aber ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß alle diese seenartigen Erweiterungen und die Menge großer und kleiner Inseln zu dem ständigen Bilde der Landschaft gehören. Auch wäre die Farbe des Wassers, ein helles Graugrün, zu zart für eine Überschwemmung. Bei Worms kreuzen wir den Rhein. Ein Kranz von Städten, lauter wenigstens nach ihren Weinen uns wohlbekannte Orte: Mußbach, Königsbach, Ruppertsberg, Deidesheim, Forst, Wachenheim, Dürkheim, Ungstein, umsäumt die Ebene am steilen Abhang der Hardt, deren Hochland wir nun überfliegen. Reizende Bilder auch hier, aber es fehlt das Großzügige der vorher geschauten Rheinlandschaft, wofür Auge und Sinn so empfänglich sind. Es fällt schwer, sich zurechtzufinden in diesem Gewirr von bewaldeten Hügeln, von anmutigen Tälern und Tälchen, vielverschlungenen Straßen, von Schlössern und Burgen und Stätten des Gewerbfleißes.

Ein anderes Bild! Einen halben Tag lang hat eine dichte Wolkendecke uns die Erde verhüllt, wenige Durchblicke, die sich in der letzten Stunde boten, gaben noch immer keinen Anhalt, uns zu orientieren. Da zerreißen die Wolken und verteilen sich nach allen Seiten. Ein breiter Strom, mit Treibeis bedeckt, grüßt uns, eine ansehnliche Stadt, auf beiden Ufern gelegen, eine zweigipfelige Akropolis erhebt sich aus ihr: links von hohen Gebäuden umgeben ein noch höheres, seltsames dunkles Rechteck, rechts ein niedrigeres, langgestrecktes helles Gebäude, scheinbar ohne Dach. Es ist das wettergeschwärzte Baugerüst des Meißener Domes, das helle Gebäude die Fürsten- und Landesschule St. Afra, die Stätte meiner Wirksamkeit.

Als die erste stürmische Freude über dieses unerwartete Wiedersehen der Heimat sich beruhigt hat, wendet sich das Auge der Betrachtung des ganzen weiten Elbtales zu. Mit solcher Klarheit wird die anziehende Oberflächengestaltung dieses Gebietes nur für den Luftschiffer wahrnehmbar. Zwei Hochflächen, im Südwesten die viel-, aber flachgegliederte, nur mit Feldern bedeckte erzgebirgische, von der durch tektonische Vorgänge das kleine Spaargebirge losgesprengt ist, und im Nordosten die geschlossenere, waldreiche Lausitzer Hochfläche, werden durch einen breiten Graben getrennt, den die Elbe mit zwei seeartigen Erweiterungen, nordwestlich nach Meißen, südöstlich nach Dresden zu, einstmals ausgefüllt hat, bis sie die Pforte im Nordwesten erweiterte und durch Auswaschung ihr jetziges Bett in die Talsohle vertiefte. Die Ränder dieses Grabens nach der Lausitzer Seite zu sind uns noch nie so steil erschienen wie jetzt aus der Höhe, dazu steigert Schneebedeckung ihren Gebirgscharakter. Als wir sie zunächst aus weiter Ferne erblickt hatten, erinnerten sie uns an die schroffen Abhänge des Elbsandsteingebirges; freilich sind sie dort beträchtlich höher und bis an den Fluß heranreichend, hier mildert überdies eine vorgelagerte niedrige Terrasse, ehemalige Anhäufung von Küstensand, den Übergang zur Ebene. Dagegen zeigt die erz-

gebirgische Seite, das Meißener Hügelland, sanftere Böschungen, wie auf ihr überhaupt die ursprünglichen Unebenheiten des Granit-Syenit-Massivs durch Löß mehr ausgeglichen und abgerundet sind.

Lassen uns die eben gemachten Wahrnehmungen auf gewaltige vorgeschichtliche Umformungen des Landes schließen, so ist ihm anderseits deutlich der Stempel menschlicher Kultur aufgeprägt in dem Netz großer und kleiner Landstraßen, in den teils parallel zueinander verlaufenden, teils sich schneidenden und verzweigenden Eisenbahnen, durch die im Flusse angelegten Winterhäfen, in denen die Fahrzeuge vor Strömung und Treibeis geschützt liegen, in der an vielen Stellen zu bemerkenden Regelung des Stromlaufes durch feste Ufermauern, an denen die Schollen sich scheuernd und berstend abwärts gleiten. Dazu reden die oft ohne Unterbrechung aneinandergereihten Ortschaften, Dörfer, die man für Städte halten könnte, von den günstigen Ansiedelungsverhältnissen, die sich hier geboten haben.

Doch wir brechen hier ab, von jeder unserer Ballonfahrten ließe sich ja eine Fülle geographischer Einzelheiten berichten. Unerschöpflich ist der Formenschatz der Erdoberfläche, immer neue Reize offenbart sie dem Luftschiffer. Aus Himmelshöhen die zahllosen Rinnsale am Nordabhang des Erzgebirges zu überblicken, wie sie zu immer größeren Wasserläufen sich vereinigen, oder den breiten Strom des Sachsenlandes in die Ebene treten zu sehen, „schlangenwandelnd, silberprangend, und die Ebene prangt mit ihm, Bäche und Flüsse schmiegen sich gesellig an“, alle die Hauptrichtung von Südosten nach Nordwesten beibehaltend. Und das wiederholt sich überall, wohin der Flug uns führt in unserem deutschen Flachlande, alles Teilströme des gewaltigen ostwestlichen norddeutschen Urstromes. Und dann wieder tausend Meter über der Reichshauptstadt den Seenreichtum der Mark auf einmal zu überschauen, wie sie im Sonnenglanz leuchten, das Havelbecken im Westen nach Potsdam und Brandenburg zu, im Südosten die zu einem glänzenden Stern vereinigten Dahmeseen bis zur Einmündung ihrer Wassermassen in die Spree und nordwärts, in zartem Duft verschwimmend, die Wasserstraßen über Oranienburg nach der Uckermark zu. Oder den Sudetenzug fast in seiner ganzen Ausdehnung vor sich und unter sich zu sehen, als Vorhut und Seitendeckung Landskrone und Zobten vorgeschoben, dann einzelne Glieder, Lausitzer, Iser- und Riesengebirge, kulissenartig schräg zueinander gestellt, dahinter den langgestreckten Glatzer Gebirgskessel mit seinen hohen Rändern, und all diese Gebirgszüge und Erhebungen für uns so recht erkennbar als das, was sie sind, als Falten und Runzeln auf dem Gesicht unseres alt gewordenen Planeten — das sind unvergeßliche Eindrücke, Geographiestunden, wie wir sie allen Wissensdurstigen wünschten.

Lohnt sich's nicht schon, allein dieser erdkundlichen Studien wegen Luftschiffer zu werden? Und was kommt sonst noch alles hinzu! All die Anregungen, die das Reisen überhaupt bietet, denn an die Luftreise schließt sich natürlich, wenn irgend möglich, eine Landreise, nur daß wir unbehelligt von Dunst und Kohlenstaub oder lästiger Reisegesellschaft in reiner, nervenstärkender Höhenluft die Fahrt ans Ziel zurückgelegt haben. Allerdings nach einem vorher unbekannten Ziele. Aber darin liegt gerade wieder ein besonderer Reiz, in dieser Ungewißheit: Wo wird der Wind uns hintreiben? Wochenlang vorher schon werden Himmel und Luftströmungen aufmerksam beobachtet. Bei jeder Wendung der Wetterfahne, jeder Veränderung des Wolkenzuges in höheren Schichten wird auf ein neues, fernes Ziel glücklicher Landung gehofft, werden neue Pläne für die folgende Landreise geschmiedet.

Die Karte von Mitteleuropa kommt gar nicht mehr vom Tisch. Die Zirkelspitze wird auf Berlin oder Bitterfeld gesetzt, und nun werden konzentrische Kreise gezogen mit den Radien von 100, 200 bis 600 Kilometern. Warum auch nicht? Ist doch eine Windgeschwindigkeit von 50 bis 80 Kilometern in der Stunde gar nichts Seltenes, so daß Städte wie Memel, Krakau, Wien, München, Straßburg, Luxemburg, Amsterdam in zehn bis zwölf Stunden, oft aber auch in noch viel kürzerer Zeit, von Berlin aus erreicht werden. Ja, bei Sigsfelds Todesfahrt nach Amsterdam, die aber nicht etwa aus diesem Grunde dazu wurde, betrug die Geschwindigkeit zeitweise 200 Kilometer in der Stunde.

Da landen wir an der niederländischen Grenze und haben so willkommene Gelegenheit, einen Teil des uns bis dahin völlig

fremden Nordwestens Deutschlands kennen zu lernen, oder auf den Höhen von Spichern, wir besuchen zum erstenmal die Schlachtfelder Lothringens bis nach Metz, das dreisprachige Luxemburg und die alte Römerstadt Trier; so wird auch für Auffrischung und Ergänzung vaterländisch-geschichtlicher, sprachlicher und archäologischer Kenntnisse gesorgt. Kürzere Fahrten bringen uns nach der Insel Rügen, nach dem oder jenem von uns noch nicht besuchten mitteldeutschen Gebirge oder nach Städten, die wir längst schon gern kennen gelernt hätten. Oder der nur gar zu oft wehende West oder Nordwest führt uns ein gut Stück nach Rußland hinein und verschafft uns einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick in die verworrenen Verhältnisse des unglücklichen Nachbarvolkes. Wenn wir doch nur einer einzigen slawischen Sprache mächtig wären, dann würden wir bei der Verständigung mit der gefälligen Landbevölkerung nicht auf so eigentümliche Pioniere des Deutschtums und der Bildung in langem Kaftan und mit Peieslöckchen, auf polnische Juden, angewiesen sein. Vielleicht läßt sich das Versäumte noch nachholen, hat uns doch schon die Nähe der französischen Grenze bei der Landung in Lothringen veranlaßt, unsere eingerosteten französischen Sprachkenntnisse wieder etwas flott zu machen.

Kurz, die berufsfreie Zeit eines ganzen Lebens würde gerade ausreichen, allen Anregungen nachzugehen, die wir von der Beschäftigung mit der Luftschiffahrt empfangen. Natürlich gibt's auch sonst Wege genug, um sich den vielen hier berührten Wissensgebieten zu nähern, aber keinen, der so reizvoll wäre, und auf dem wir zugleich so mit sanfter Gewalt zum Ziele gedrängt würden. So wird die Luftschiffahrt in des Wortes verwegenster Bedeutung zu einer **Hochschule allgemeiner Bildung.**

---

## Auf Traumesschiffen

In Himmel und Meer die schnäblichten Schiffe
Schweben durch des Lichtes Glänzen
Und wiegen leicht auf der Sonne Kränzen,
Die zwischen den wandernden Wellen hängen
Und sich um Kiele und Flanken drängen.
„Schöne Ferne, in der die Fruchtinseln liegen,
Schöne Ferne, dahinein unsere Schiffe eilig fliegen ...“

Ein junger Mund singt tief und weise,
Wie wenn er alle Wunder wüßte.
Im Gold verglüht die kahle Küste.
Und durch die Ruderer schauert die Ferne,
Und silbern steigen die ersten Sterne.
„Schöne Inseln, da unsere Schiffe landen,
Schöne Inseln, auf denen Fahrende die Heimat fanden ...“

Und hundert heiße Herzen schlagen
Im Rudertakt, der rastlos fliegt.
Und über aller Sehnsucht liegt
Schwarzblau die Nacht und schwingt und klingt.
Am Steuer tief die junge Stimme singt:
„Schöne Ferne, in der die Fruchtinseln liegen,
Schöne Ferne, dahinein unsere Schiffe eilig fliegen ...“

Robert Walter-Freyr



# Schuldig?

Skizze von A. Dreesen (Bonn)

Sie waren Freunde. Gerd Janssen, breitschulterig, gesetzt, war still und ernst. Der andere, Jürn Ihmels, hoch und schlank, war allzeit fröhlich und hatte lustige, rasche Augen. Im selben Hause waren sie aufgewachsen, in einem Hause mit „twee Kökens".

Als sie noch „Bötels" waren, spielten sie zusammen auf dem grünen Heller, paddelten im grauen Schlick oder kletterten auf den Schiffen umher, die auf der Werft lagen. Zusammen besuchten sie die Schule. Und als die Schulzeit vergangen war, da war nicht erst gefragt worden, was der eine oder der andere werden sollte: es war selbstverständlich, daß sie Granatfischer wurden, wie es ihre Väter und Großväter gewesen waren. Ebenso selbstverständlich war es beiden, daß sie zusammenhielten. — —

Die See war wild. Das Segel des schlanken „Strickers"* stand prall im scharfen West. Wie ein junges Pferd, wenn es die Faust des Stärkeren erkennt, so zitterte und bebte das Boot, gebändigt von der Faust Gerds, und zerrte an den Tauen des ausgeworfenen nachziehenden Netzes. Jürn Ihmels stand am Mast und ordnete etwas am Tauwerk des Segels.

Vorn, hinten, zu beiden Seiten, überall hüpfende, springende, tückische, gischtspritzende Wellen. Hie und da blitzte in der Ferne das dreieckige Segel eines anderen Granatfischers auf. Von Zeit zu Zeit schoß eine Möwe, vorm Westwind treibend, lautlos vorüber.

Der Schlanke am Mast war eben mit seiner Arbeit fertig. Träumend, lächelnd schaute er auf die unruhigen, raubgierigen Wellen und flüsterte: „Jie nähmen mie se doch neet." Dann blickte er rasch auf den am Steuer und fragte lachend: „Nu, seggst nix?"

Der andere hatte sich über das Steuer hinweg weit über Bord gelegt und machte sich an dem nachziehenden Netz zu schaffen. „Bist mal wär' aubrannt?" fragte er zurück. Sein Gesicht verzog sich zu einem gutmütigen Lächeln, aber es war doch etwas eigen, fast angstvoll. Nach einer Weile fragte er noch, leise, etwas heiser: „Magst hör denn lieben?"

„Junge, Gerd!" rief der Schlanke und knirschte mit den Zähnen vor Lust: „Upfräten kun'k hör! Hest denn noch nix murken?"

Die Verwickelung hinten am Netz war noch immer nicht gelöst. Das Gesicht Gerds rötete sich — vor Anstrengung. Daher klang auch wohl seine Stimme so rauh, stoßweise: „Heet — heet — se — Kea Folkerts?"

„Düvel ook, hett dat lang düürt! Geiht die'n Lücht up?" lachte Jürn.

Plötzlich bekam das Boot einen Ruck. Die Hände, die an dem Netz arbeiteten, krampften sich zusammen, rissen das Netz empor. Das Steuer flog zur Seite. — Das Boot schoß herum und legte sich quer vor den Wind. Das Segel flatterte und knatterte. Hoch bäumte sich der schlanke Bootsleib und sank zurück. Im nächsten Augenblick stürzten die Wellen darüber her, rissen ihn zu sich herab — herum.

Ein Kopf tauchte auf. Es war Gerd. Er ergriff das Steuer und schwang sich auf den Kiel. Suchend, angstvoll, gierig blickte er umher. Wo war der andere? — Wenn der nicht wiederkäme? — Wenn er ertränke? — Der andere, der ihm das Mädchen nehmen wollte, das er liebte, jahrelang — immer schon — so lange er denken konnte.

So, genau so, wie es Jürn ihm eben geschildert hatte — mit lachenden Augen: ein schmuckes, sauberes Häuschen, weiße Gardinen, rote Blumentöpfe am Fenster — ein junges Weib — sein Weib — Kea Folkerts. Genau so hatte er es sich ausgemalt. Nicht einmal! nein, jeden Tag — jede Stunde. Er hatte gearbeitet, gespart! Nächsten Monat hätte er sie fragen können! — Nächsten Monat? — nächste Woche — schon morgen.

Und nun kam der andere, der Freund mit seinen vielen Liebschaften ... Liebschaften? ... Freund ... Herrgott! war er denn blind? — Hatte Jürn ihm nicht oft Ähnliches geschildert? ... Und war er denn des Mädchens nicht sicher? ... War sie nicht immer gut, so herzlich gut gewesen zu ihm, dem Ernsten, Stillen?

* Schmales, flaches Boot, das auch bei niedrigem Wasserstande über den Schlick hinstreicht.

Ferdinand von Rayski: Kind mit Spielsachen. ⊛ Zu A. Dodsky: Ferdinand von Rayski.



War das nicht ein gurgelnder Laut? — „Jürn!" rief er, „Jürn ..." Still ... nichts ... Herrgott! und er war doch eigentlich schuld! Heiß quoll es ihm vom Herzen herauf. Die Gedanken jagten, überstürzten sich.

Da! — wieder der Laut — und dort — vorm Boot — „Jürn, ick kam!" schrie er und ließ sich vom Boot gleiten. Er schwamm mit Macht. — Da dicht vor ihm! — Er griff zu — ein unterdrückter Schrei — ein Freudenschrei: er hatte ihn. — Herrgott, wenn er tot wäre! — er war so leblos.

Gerd faßte das Boot, schlang ein Tau um die Brust des anderen, schwang sich auf den Kiel und zog den Freund zu sich herauf. Er sah umher. War denn kein Boot in der Nähe? — Dort! das war das geflickte Segel des alten Jack. Er rief, schrie.

Der Insasse des anderen Strickers wurde aufmerksam und sah. Der alte Jack durchschnitt mit raschem Entschluß die Taue des Netzes. — Pfeilschnell brauste das Boot daher. — Ein Seil flog herüber. — Im nächsten Augenblick lagen die Fahrzeuge nebeneinander. „Dot, Gerd?" fragte der Alte und zeigte auf den leblosen Jürn. „Weet neet, Jack. Mak man gau; wie moot'n hum rieb'n. Heft noch 'n dröög'n Kittel?"

„Hier Gerd — mien Kittel und mien Büx! Dor in de Back is noch 'n Toornkaat. — Blief du bie hum; ick sall woll reemsen (rudern) ..." In fliegender Eile entfernte sich das Boot von der Unglücksstätte dem fernen Hafen zu. — —

Unruhevoll lief Kea Folkerts fast jeden Tag, wenn die Granatfischer von ihrer Fahrt zurückkamen, an den Hafen. Weshalb schaute sie nur so angstvoll aus? Weshalb rannte sie so schnell wieder nach Hause, wenn sie das Boot kommen sah, das schlanke Boot mit dem weißen Segel? — Weshalb war ihr wieder so leicht, wenn sie die Freunde gesehen hatte — beide? Wenn sie es selbst nur wüßte.

Sanft legte Gerd seinen Freund auf den weichen Rasen an den Deich. Eine Gestalt löste sich von der Steinbrüstung des Siels, stürzte vor, ergriff und preßte den Arm des Mannes. „Gerd!" rief das Mädchen. „Gerd, is he dot?" Keine Antwort.

Kea Folkerts warf sich nieder und preßte das Ohr an die Brust des Verunglückten — Die Schultern Gerds bebten, seine mächtigen Hände schlossen sich zu Fäusten.

„Gerd!" rief das Mädchen. „He läft!"

Der stand weit vorgebeugt, die Augen geweitet, starr, entsetzlich. „Du ...?" stieß er hervor. „Du ... he ...?" Dann lachte er, leise, gräßlich — fast wahnsinnig. „Ick ... ick ... hum ... he läft ... und ick ...!" Wieder lachte er.

In die Züge des Mädchens kam Entsetzen. — War das nicht ein Bekenntnis, das Bekenntnis einer Schuld? — Sie warf sich schützend über den leblosen Körper. Schwer atmend richtete sich Gerd auf. „Pläg hum good!" sagte er. „Ick moot uns Boot halen." Er drehte sich um, ging ans Ufer, stieg in das erste beste Boot, das dort lag, und ruderte zum Hafen hinaus.

Er ruderte wie toll, um seinen Gedanken zu entfliehen. Nicht ihn, sondern den anderen liebte sie. Und doch — wenn der nicht gewesen wäre? — Er griff sich an den Hals, es wurde ihm eng! — Aber nur weiter, weiter! — Wieder ruderte er.

Mit eigener Hand hatte er sein Lebensglück vernichtet. Nicht einen Finger hätte er zu rühren brauchen — und sie wäre sein gewesen. Kein Richter, kein Mensch hätte ihm eine Schuld beilegen können.

— — — — — — — — — —

Jürn Ihmels saß in der kleinen Küche am Fenster, sorglich in warme Decken gehüllt. Er horchte; es näherten sich Schritte. Die Tür öffnete sich, und Kea Folkerts trat ein. Sie trat an den Mann heran, lehnte ihren Kopf an seine Brust und sagte leise — und sie schauderte leicht: „Se hemm'n hum funn'n. Se breng'n hum." — Er nickte stumm.

Wieder näherten sich Schritte, dumpfe, schwere Tritte. — Zwei Männer trugen eine Bahre herein, setzten sie sanft auf die Steinfliesen nieder und entfernten sich wieder mit stummem Gruß.

Das Mädchen erhob sich, beugte sich über den Toten und küßte ihn. „Gerd," sagte sie leise mit bebender Stimme. „Gerd, vergäf mie." Sie weinte.

Der Mann im Sessel zuckte zusammen. Mühsam erhob er sich, legte dem Mädchen die Hand auf die Schulter und fragte: „Het he die ook leef hatt, Kea?" Sie nickte. „Und du heft lööft, dat he ...!" Wieder nickte sie.

Da kniete auch Jürn nieder und küßte den toten Freund.



Ferdinand von Rayski: Selbstbildnis. (1834.)

# Ferdinand von Rayski (1806 bis 1890)

## Zum Gedächtnis eines deutschen Malers. Von Arthur Dobsky

Zu der Zeit, als Ferdinand von Rayski sich in dem diese Abhandlung einleitenden Selbstporträt als achtundzwanzigjährigen jungen Mann darstellte, der mit klaren offenen Augen in die Welt hineinschaut, ein wenig Selbstbewußtsein, ein wenig träumerisch melancholischen Ernst in den jugendlich schönen Zügen, wird er gewiß nicht sein trübseliges Ende geahnt haben. Er wird aber vielleicht noch weniger geahnt haben, daß ihm dermaleinst siebzehn Jahre nach seinem Tode das Ruhmespflänzlein erblühen werde, das in der Tiefe seines jungen Künstlerherzens keimend nach den erweckenden Sonnenstrahten lechzte. Und könnte der vierundachtzigjährige Greis, der, verbittert, zerfallen mit sich selbst und der Welt, vergessen von denen, die ihm einst nahe gestanden, da droben in dem alten Hause am Neumarkt in Dresden eines einsamen Todes starb, heute einen Blick in die Welt werfen, die ihm nun endlich ihren Tribut entrichtet, er würde vielleicht mürrischer als je sich von dannen wenden.

Sollen wir heute darüber rechten, wie es möglich war, daß ein Künstler von so ureigenem Können, so universeller Individua-

lität Zeit seines langen Lebens nicht die rechte verständnisvolle Würdigung gefunden hat und bei seinem Tode ein fast unbekannter Vergessener war? Nein! Denn in Wirklichkeit hat ja Rayski hinreichend Anerkennung und Würdigung gefunden. Nur daß diese immer und immer aus jenen exklusiven Adelskreisen kamen, deren erklärter Porträtmaler er war. Wir wissen auch nicht, ob er nicht selbst die meiste Schuld an der tragischen Wendung seines Schicksals hatte. Ob er nicht hinter dem Künstler allzusehr den Menschen verschwinden ließ und so sich selbst zum Hemmnis wurde. So freuen wir uns denn der Tatsache, daß nun zum soundsovielten Male unsere Gegenwart sich das Verdienst erwirbt, Menschen, denen zur Zeit ihres Wirkens das Glück des Durchdringens versagt blieb, den Weg in die große Öffentlichkeit zu bahnen, wenn auch für diese selbst zu spät.

In der Kunst hat diese Wirkung wohl keine Veranstaltung der letzten Jahrzehnte in solcher Weise ausgeübt wie die Deutsche Jahrhundertausstellung von 1906 zu Berlin. Namen, deren einstiger Glanz uns nur noch aus alten Bilderchroniken hier und da in Erinnerung gebracht wurde, stiegen auf einmal aus der Vergangenheit empor und nahmen vielfach höheren, reineren Glanz an als zu Lebzeiten ihrer Träger.

Zu diesen Wiedergeborenen gehört Ferdinand von Rayski, der, als Schöpfer einer Gruppe von zwanzig Bildern zeichnend, seine Beschauer zu staunender Bewunderung zwang.

Was die Jahrhundertausstellung von Ferdinand von Rayski in fester Form schon ahnen ließ, hat dann die Gedächtnisausstellung, die im Mai 1907 die Galerie von Ernst Arnold in Dresden ihm widmete, aufs glänzendste zur Verwirklichung gebracht. Blieb hier wie dort der Clou der Rayskibilder der Domherr von Schroeter, so reihten sich ihm unter den zusammengebrachten etwa hundert Gemälden noch eine so stattliche Anzahl vollwertiger Schöpfungen an, daß man seine Überraschung nur in dem Bekenntnis zusammenfassen konnte, in Rayski einen der hervorragendsten Porträtmaler aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vor sich zu haben.

Ferdinand von Rayski ist am 23. Oktober 1806 zu Pegau i. S. geboren. Sein Vater, Johann Karl von Rayski, der Sproß eines altadeligen böhmischen Geschlechtes, weilte zur Zeit seiner Geburt als Oberst auf dem Felde, in der Schlacht bei Jena. Er geriet später in russische Gefangenschaft und starb 1813. Ferdinand, das jüngste von vier Geschwistern, fand in seinem Oheim, dem Geheimen Kriegsrat von Broizen, und in dem Freunde des Vaters, dem Grafen von Beust, edle Helfer. Sie nahmen sich des aufgeweckten, munteren Knaben an und brachten ihn mit zehn Jahren in das Freimaurerinstitut zu Dresden, das gerade damals seine Umwandlung aus einer einfachen Volksschule in eine humanistische Bildungsstätte vollzog. Schon damals bekundete der Knabe eine besondere Vorliebe für das Zeichnen, und der in der Schule wirkende Landschaftsmaler Traugott Faber mag seine Versuche wohl auch als Äußerungen eines gewissen Talentes angesehen haben. Denn schon mit dreizehn Jahren durfte Ferdinand sich an der Ausstellung der Schülerarbeiten beteiligen. Wenn Rayskis erster und trefflich unterrichteter Biograph Ernst Siegismund* in dem kleinen Ölbildchen aus dem Jahre 1818 schon eine ungewöhnliche Begabung erblickt, so darf dies gewiß nicht ganz bestritten werden. Freilich erscheint es mir denn doch gewagt, die Autorschaft an dem Bilde dem Knaben allein zuzuschreiben.

Im Jahre 1821 verließ Rayski das Institut, um, der Not gehorchend, in die Königliche Kadettenanstalt in der Neustadt einzutreten. Die eigenen Worte des jungen Menschen „Entblößt von aller Unterstützung und wegen meines geringen Vermögens wurde ich zum Militärdienst bestimmt" kennzeichnen hinreichend die seelische Verfassung, in der dieser sich bei der Entscheidung seiner Gönner befand. Doch er fügte sich, und die Familientradition — sie reichte bis in die Anfänge des achtzehnten Jahrhunderts zurück — kam zu ihrem Rechte: er wurde Soldat. Freilich etwas wurde ihm die bittere Pille versüßt; denn dank der Fürsprache des Zeichenlehrers in der Kadettenanstalt, des Pagenzeichenmeisters Traugott Leberecht Fischer, wurde er auch als Schüler in die „Zeichen- und Malerklasse" der Kunstakademie aufgenommen. Doch allzu glücklich scheint sich der Jüngling nicht gefühlt zu haben. Schon

* Ferdinand von Rayski. Ein biographischer Versuch von Ernst Siegismund. Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens. Verlag von Wilh. Baensch. Dresden 1907.



Ferdinand von Rayski: Minna Pompilia. (Des Künstlers Schwester.)

heißungsvoll auf seinen Pfad. Begreiflich erscheint es, wenn er, der nun allein auf sich angewiesen, ohne einen festen materiellen Rückhalt in der Ferne stand, sich dahin wandte, wo ihm in Gestalt von Verwandten ein rettender Anker winkte. So finden wir ihn denn in Hannover wieder, wo ein Bruder der Mutter, Philipp Sichard von Sichardshofen, ihm freundlichste Aufnahme gewährte. In einem lebensgroßen Gemälde hat er dem väterlichen Freund ein schönes Denkmal gesetzt, das ihm heute noch seine edle Tat lohnt.

Ohne über seine sonstige Tätigkeit im Hannöverschen nähere Aufschlüsse zu erhalten, begegnen wir dem Künstler zunächst im Jahre 1831 in der sächsischen Hauptstadt wieder. Die Galerie und ihre Schätze wirken mächtig auf ihn ein. Er studiert und kopiert auch die alten Meister und bestätigt später oft in seinen Werken, daß er die ihm heiligen Räume des Dresdener Museums nicht umsonst betreten hat. Nach dreijährigem Aufenthalt — einige Arbeiten aus dieser Periode werden wir später kennen lernen — wagt Rayski im Jahre 1834, also im selben Jahre, in dem er das erwähnte Selbstporträt schuf, einen herzhaften Sprung: er geht nach Paris. Er studiert den Louvre, sieht im Salon die Werke der Vernet, Delaroche, Ary Scheffer und anderer und findet in ihnen die Meister, die seinem persönlichen Empfinden bisher das meiste zu geben vermochten.

Schon zu Ende des Jahres 1835 beginnt der Künstler die Rückreise nach Deutschland, die sich allerdings auf den ansehnlichen Zeitraum von vier Jahren erstreckt. Trier, Frankfurt a. M., Würzburg werden ihm Stationen, die er, teils durch familiäre Bande, teils durch künstlerische Erwartungen angezogen, zu längerem oder kürzerem Aufenthalt betritt. Dann kommt er nach München. Hier an der Allheilstätte aller Künstlersehnsüchte sieht er die eben vollendete Pinakothek,

nach vierjährigem Aufenthalt regte sich der Freiheitstrieb in ihm, er sehnte sich hinaus. Und ohne noch am Ziel der Kadettenanstalt, der eigentlichen Reife, angelangt zu sein, wandte er sich mit einem Gesuch in die Ferne und bewarb sich um einen freigewordenen Platz in der Grenadiergarde des Herzogs Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg. Das Glück war ihm hold. Am 25. Juni 1825 verließ er Dresden und zog nach der herzoglichen Residenz Ballenstedt. Als Folge eines vielleicht allzu freien Lebens geriet er in Schulden, und selbst vielfache Gunstbezeigungen des Fürsten konnten ihn vor einem nahenden Unheil nicht schützen. Auch diesem riß einmal die Geduld, und nach vierjähriger lustiger Soldatenzeit mußte Ferdinand von Rayski gehen.

Jetzt aber — wer weiß mit welchen Gefühlen — war er noch ungebundener als vorher, und die heitere Sonne goldener Freiheit lachte dem nun Dreiundzwanzigjährigen ver-


Ferdinand von Rayski: Frau von Winkler, geb. von Egidy.

sieht die Werke der Piloty, Cornelius und Schnorr, trifft einen alten Bekannten aus Ballenstedt wieder und berauscht sich nicht zuletzt an den seinerzeit als das Höchste und Vollkommenste der Porträtmalerei geltenden Schönheitsidealen eines Joseph Stieler. Ich habe in einigen erst ziemlich am Schluß der Gedächtnisausstellung eingegangenen Werken Rayskis eine ganz bedeutende Anlehnung an Stielers Vorbilder feststellen können. Über Koburg geht es nach Düsseldorf und von da nach einer langen, gewiß segensreichen und früchtetragenden Reise nach Dresden zurück. Hier erklimmt der nun zum wirklichen Künstler gereifte Mann seine Höhe. Hier wird er Meister. Und in einer langen Reihe von Jahren, die nun noch einmal durch eine vierjährige Reiseperiode, 1854 bis 1858, unterbrochen wird, gibt er das, was sich in ihm reifend vollzogen hat, in seinen Werken wieder. Schafft er das, um dessen Willen er uns heute eine markante, scharf gezeichnete Künstlerpersönlichkeit bedeutet, die ihren Platz in der Kunstgeschichte ehrenvoll behaupten wird.

So reizvoll und interessant es auch immer sein mag, die Entwickelung eines Künstlers in seinen frühen und frühesten Äußerungen zu verfolgen, so kann doch in diesem Falle, ohne ihm zu schaden, gern darauf verzichtet werden. Was man da in etwa zwanzig Zeichnungen und Skizzen zu sehen bekam, bot nicht mehr, als man von einem Menschen erwarten konnte, in dem einigermaßen das Zeug eines Malers steckt. Vielleicht, daß die Bleistiftzeichnung des Dichters Freiherrn Gottfried August von Maltitz aus dem Jahre 1832 Erwähnung verdient, da sie sich über die Skizze hinaus erhebt. Es ist die in scharfen energischen Strichen hingeworfene Charakteristik des eben mit einem interessanten Charakterkopf gesegneten Schriftstellers, dessen einstiger Ruf mehr als auf seinen Dramen „Hans Kohlhas“ und „Der alte Student“ auf seinem beißenden politischen Sarkasmus beruhte. Rayski scheint ziemlich lange unentschieden über das eigentliche Wie und Was zwischen Landschaft, Porträt und Historienbild einhergeschwankt zu sein, ohne zu einem rechten Entschluß zu kommen. Erst die Einflüsse von Paris und München scheinen ihn in eine bestimmtere Richtung hineingeleitet zu haben, denn bald nach seiner Rückkehr nach Dresden tritt das Porträt herrschend in den Vordergrund.

Und das Porträt, man denke nur an unsere heutigen Erzeugnisse dieser Gattung oft zweifelhaftester Art, ist ein scharfkantiger Prüfstein für das Können eines Malers. Menschen zu malen in ihrem vielgestaltigen Äußeren, den herben und weichen Linien ihres Gesichtes, ihrem mit der Sekunde sich ändernden Ausdruck der inneren Regungen ist eine schwere Sache, an der schon mancher kleine, oft aber auch mancher große Künstler elend gescheitert ist. Die einen stellen in


Ferdinand von Rayski: Domherr von Schroeter. (Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

den können, stellt er blutvolle, von lebendigem Leben erfüllte Menschen auf, die, wenn er auch hier und da einmal der Person des Auftraggebers entgegenkommen mußte, niemals das künstlerisch gebildete Auge und die technisch wohlgeübte Hand verleugnen, aus denen vor allem auch klar zutage tritt, daß Rayski jeglichen Akademismus abgestreift hat und es viel interessanter findet, aus wohlerwogener Vereinigung von Geschautem und Eigenem ein neues bildnerisches Wesen zu erzeugen. Vorausgeschickt sei, daß das Männerporträt vorherrscht. Einmal, bei seinem Aufenthalt in Würzburg, scheint ihm die Gnadensonne der Damen mehr gelacht zu haben, denn in einem hinterlassenen Verzeichnisse der dort entstandenen Gemälde sind neun Frauenbildnisse zu finden. Dieser Aufstellung nach scheint er dort überhaupt ein sehr vielbeschäftigter Herr gewesen zu sein, dem man sogar das Prädikat eines Modemalers zulegen konnte. Erwähnt sei, daß auch hier in Würzburg nur hocharistokratische Personen gemalt wurden, welche Tatsache von neuem besagt, daß man eben doch in jenen Kreisen dem adeligen Künstler vielfach mit persönlichen Gefühlen sich nahte.

gewissenhaft mehr oder weniger dilettantisch ausgetüftelten Bildnissen fade, geist- und charakterlose Puppen dar, deren künstlerischer Wert, und mögen sie noch so von „sprechendster Ähnlichkeit" triefen, kaum die mechanischen Erzeugnisse eines Hofphotographen übertrifft. Sie sind gefährlich, weil ein allzu großes und leicht zu befriedigendes Publikum ihnen noch das Wort redet. Die anderen wieder lassen die Person ganz hinter dem ausübenden Künstler verschwinden und geben Karikaturen. Weder das eine noch das andere hat Rayski gekonnt noch gemocht: die Wanderung, die wir nun durch seine Werke antreten, wird es lehren.

In seinen Porträts, natürlich soweit sie zur kritischen Beurteilung herangezogen wer-

Leider sind die Werke jener Periode nicht zugänglich gewesen, sonst hätte ich meine Meinung, daß Rayski sehr wohl zum Maler der Frau geschaffen war, noch mehr auf ihre Berechtigung prüfen können. Immerhin: die acht Frauenbildnisse, die die Gedächtnisausstellung vorführte, bewiesen hinreichend, daß Rayski, wenn ihm die Aufgabe ward, eine Frau zu malen, sehr wohl wußte, wie er das anzufangen hatte. Ich hätte ihm nur hier und da Modelle gewünscht, die jung, schön, anmutig, ihm persönlich etwas mehr auf die Nerven gegangen wären, und bin überzeugt, er hätte den sechsunddreißig Schönheiten im Festsaal der königlichen Residenz zu München würdige Konkurrentinnen an die Seite gestellt.

Eines der schönsten Frauenbilder, das er schuf, es stellt seine Lieblingsschwester Minna Pompilia dar, ist von so hohen malerischen Qualitäten, daß es den eben ausgesprochenen Schluß gern zuläßt. Wie unendlich feinfühlig und voll zärtlicher Rücksicht hat der Künstler die Schwester, die gewiß nicht mehr im Lenze des Lebens stand, verewigt. Welch eine Welt hoffnungsreicher süßer Träume, unerfüllten Sehnens spricht aus diesem gütigen Frauenantlitz. Hier ist der Maler mit dem Psychologen einen Wettstreit eingegangen: beide unterlagen — beide siegten. Und rein technisch. Wie schön ist die Figur, in weiß-goldenem Rokokostuhle sitzend, dem Raum des Ovals eingefügt; wie prächtig das weißgraue Kleid in der malerischen Behandlung an einen Terborch oder Vermeer erinnert! Das Gesicht, die feinen schmalen Hände, die den großen, bunt bebänderten Strohhut halten, wie ist das alles so liebevoll und mit sensitivstem Farbenempfinden auf die harmonische Gesamtwirkung ineinander komponiert. Und weiter, betrachten wir das Porträt der Frau von Rayski, seiner Mutter! Wo und in welcher bildlichen Darstellung hat ein Künstler jemals so viel innige Kindesliebe frei und offen bekundet als der vierzigjährige Rayski in diesem Gemälde. Jedes Fältchen des schon vom gesegneten Alter stark mitgenommenen Gesichtes hat er herausgebracht, nichts verschwiegen, was der ehrwürdigen Matrone eigen war. Und doch auch wieder das Ganze mit jener respektvollen Höflichkeit gesättigt, die eine vornehme Gesinnung dem Alter entgegenbringt. Scharf tritt der von einem weißen Häubchen umrahmte Kopf, die von einer blauen Mantille umhüllte Halbfigur aus dem dunklen Hintergrunde heraus und übt so schon von weitem eine ganz eigenartige Suggestion aus. Leider geht das schöne Bild dem Zerstörungsprozeß entgegen, die Farbe ist über und über gesprungen.

Da denn gerade die weiblichen Porträte an der Reihe sind, so sei auch der etwa ein Jahrzehnt nach der Pompilia entstandenen Bilder der Frau von Posern und der Frau Ida von Schönburg gedacht. Dieses ist geradezu ein Kabinettstück der Porträtmalerei. Hier wie aber auch in dem anderen die vornehme ruhige Eleganz der Aristokratin aus der Mitte des Jahrhunderts. Schlicht gekleidet, ohne allen Aufwand großer Toiletten, wie sie etwa die Damen eines Lenbach oder Kaulbach für unerläßlich hielten, wenn der gewichtige Moment des Porträtierens an sie herantrat. Ohne pomphaftes Beiwerk, so haben sie sich den Künstleraugen dargeboten, und Rayski war Künstler genug, er malte sie so, wie sie eben waren. Freilich nicht ohne den an sich wenig reizvollen Modellen viel mehr zu entlocken, als sie ihm zu geben schienen. Die Hauptrolle spielt in diesen wie auch in den meisten anderen Damenporträten das Schwarz. Die schwarzen schweren Stoffe der Kleider mögen ihm manchmal Schwierigkeiten und ihn vielleicht hier und da einmal unwillig gemacht haben, wenigstens schien es, als habe er durch das Aufsetzen und Einfallenlassen von Licht und Schatten Wirkungen zu erreichen gesucht, die nicht ganz motiviert waren. Aber meisterlich in der Anordnung, im Festhalten des gegebenen Momentes und gleich vortrefflich in der Durchbildung der Charakteristik der dargestellten Personen, sind sie eben doch Lei-


Ferdinand von Rayski: Konsul Schletter. (Leipziger Museum.)



Ferdinand von Rayski: Stadtgouverneur von der Gablenz.

fabelhaft subtilen Fleischton zu überraschen.

Zwischen diesen meisterhaften Bildnissen der Erwachsenen fesseln noch einige sehr hübsche Kinderbilder, von denen allerdings nur zwei wirklich fertig sind und somit größeres Interesse beanspruchen können. Das eine stellt den etwa zehnjährigen Konrad von Posern dar, der breitspurig, die Hände in den Hosentaschen, mit scheinbar schon recht gut entwickeltem Standesbewußtsein dasteht und ein würdiges Gegenstück zu dem prächtigen Dorfprinzen von Knaus bildet. Auf dem anderen ist ein etwa vierjähriger allerliebster pausbäckiger Junge auf einem hohen Lehnstuhl sitzend porträtiert. Der kleine Mann achtet der vielen am Boden liegenden Spielsachen nicht, sein Bilderbuch ist ihm lieber. Beide Bilder sind liebenswürdige Werke mit guter Beobachtung der kindlichen Seele festgehalten und auch technisch den Gemälden der Großen völlig ebenbürtig. Ja, man kann an ihnen, trotzdem sie aus den fünfziger Jahren stammen, eine nicht immer zu findende, ganz besonders gute

stungen, die geradezu als vorbildlich zu gelten haben. Sehr schön ist auch das ovale Brustbild der Frau Marie von Schönberg, geb. Pöllnitz, mit ihrem durchgeistigten interessanten Gesicht und die Porträtstudie der Frau von Winkler, geb. von Egidy, mit dem altberühmten malerischen Stadtbild von Dresden als Fond. Hier wie auch in dem allerdings etwas manieriert gemalten Bildnis der Gräfin Einsiedel, geb. von Blome, ist die Schule des Delaroche am deutlichsten zu erkennen. Mit kraftvoll breiter und genialer Pinselführung setzt er an, verarbeitet das geringe farbige Beiwerk, einige Spitzen, eine Brosche oder sonstigen Schmuck, mit einer bewundernswürdigen, farbenempfindenden Geschicklichkeit, um schließlich — sind wir beim Gesicht, der Hauptsache eines Porträts, angelangt — durch einen geradezu

Beschaffenheit der mit kräftigstem Impasto aufgetragenen Farben beobachten.

Die männlichen Bildnisse, die Ferdinand von Rayski schuf, sind in drei Kategorien zu zerlegen: das Zivilbild, das Militärbild und das Jägerbild. Unter allen aber nimmt das Porträt des Domherrn Ferdinand von Schroeter, dessen mühevolles Entstehen aus vier interessanten und noch vorhandenen Skizzen zu verfolgen ist, eine Ausnahmestellung ein. Es wird, wie man auch immer an die Beurteilung Rayskis herantreten mag, den Gipfelpunkt seines gesamten Schaffens bedeuten, den er in keinem Falle überschritten hat. Die Wirkung dieses Gemäldes war eine geradezu überwältigende. Sie wird noch lange im Gedächtnis derer haften, die es sahen — wenn das Bild selbst längst wieder im Ahnensaal des Schlosses



Ferdinand von Rayski: Max von Fabrice.

Bieberstein bei Rossen seinen stillen, weltabgeschiedenen Platz einnimmt.

Wenn man dem Domherrn das Bild des Kaufmanns und Konsuls Schletter als am ebenbürtigsten an die Seite stellt, so mag das wohl insofern seine Berechtigung haben, als es in seiner harmonischen Geschlossenheit und auch in der koloristischen Wirkung dem am meisten nahe kommt. Rayski hat hier wie dort die Figur mit klugem Ermessen in den geschlossenen Raum gestellt. Vielleicht würde die dünne Person des Konsuls, der mich in seinem etwas über die Wirklichkeit hinausstrebenden Wesen immer an Gestalten aus Gustav Freytags Werken erinnert, glücklicher, ja noch größer wirken, wenn nicht ein riesiges Bild mit mächtigem Goldrahmen die Ruhe des Hintergrundes zerrisse. Jedenfalls ist das im Auftrage des kunstliebenden und -fördernden Konsuls im Jahre 1845 gemalte Bild, auf dem ein warmer, goldiger Ton vorherrscht, ein Werk, auf dessen Besitz das Leipziger Museum heute stolzer sein wird als bisher schon.

Auf keinem anderen Bilde hat Rayski die Person des Dargestellten wieder in den abgegrenzten Raum gestellt. Entweder er begnügte sich mit meist dunklen Lufttönen, oder aber er sah in weiser Rücksicht auf die militärische Stellung oder die Jugendliebhaberei seiner Auftraggeber die Landschaft als willkommenste Folie, die in scharfen Kontrasten modellierten Figuren plastisch herauszuarbeiten. Von den Zivilbildern ragen noch das Brustbild des Freiherrn Erich von Schönberg (1840), die Halbfigur des Hofbaumeisters Otto von Wolframsdorff und ganz besonders wieder das brillante Brustbild des Dresdener Kaufmanns Rostock hervor. In allen bewährt er sich als ein Maler von auserlesenem Geschmack, der mit der Vollendung eines durch und durch reifen Künstlers vor allem in der Charakterisierung der Köpfe sich nicht genug tun konnte. Diesen besten seiner Werke zuzuzählen sind auch das ausgezeichnete Bild des Grafen Alexander von Einsiedel und das von dessen Sohne Hans Haubold von Einsiedel. Beide vermögen die stärksten Eindrücke von des Künstlers hoch kultivierter Malerindividualität in uns auszulösen. Siegismund bleibt dem ersten gegenüber etwas kühl; ich finde in dem 1855 entstandenen Bilde wieder so viel ureigenes Können und so viel technische Bravour, daß ich es schlechtweg meisterlich nennen möchte. Freilich, das ungemein sympathische Knabenbild des jungen Einsiedel, das nun schon zum Bestand der Nationalgalerie zu Berlin gehört, ist mehr von innerem Leben, frischer, herzerfreuender Jugendlichkeit erfüllt, Vorzüge, die aber die malerische Bewertung nicht beeinflussen können. Nicht unerwähnt

dürfen die Gemälde des Kammerherrn Klostervogt von Posern und des Geheimen Kriegsrates von Broitzen bleiben. Der Klostervogt in Halbfigur steht stramm aufgerichtet mit verschränkten Armen da und wendet das vornehme Gesicht mit liebenswürdigem Lächeln voll dem Beschauer zu. Der Kriegsrat von Broizen ist mit übergeworfenem Mantel, den Zylinder in der Rechten, im schärfsten Profil gesehen. Ein warmer brauner Rembrandtton ist über das Bild ausgegossen, wie es überhaupt mit innigen, persönlichen Dankesgefühlen des Künstlers für seinen einstigen Freund und Gönner gemalt zu sein scheint. Beides aber sind typische und äußerst charakteristische Vertreter ihrer Gesellschaftsklasse.

Nun zur zweiten Gruppe, den Militärs. Rayski mußte damit rechnen, daß alle die Offiziere, die ihr Porträt von ihm wünschten, sich in voller Uniform ihm präsentieren würden. Und damit ergab sich auch in jedem Falle die Notwendigkeit, die nun mal nicht wegzubringenden Uniformstücke malerisch dem Ganzen einzuordnen, ohne daß sie blaß und unfertig erschienen, noch, daß sie schreiend die Lokalfarben übertrumpften. Dieses malerische Prinzip hat er schon in dem ersten großen Offiziersbilde, das seinen Oheim Friedrich Gotthelf von Berge darstellt, verfolgt. Freilich ist er hier — das Bild ist schon 1831 gemalt — noch nicht ganz zur Bewältigung der Schwierigkeiten gelangt. Immerhin, er hat bereits viel erreicht, und wenn es auch noch Schwächen aufweist, so ist doch die im hohen Alter noch große Beweglichkeit des Obersten trefflich zum Ausdruck gebracht. Man ist leicht geneigt, das Lieblingswort des alten Haudegens, ein kräftiges „Himmeldonnerwetter" auch aus diesem Bilde zu vernehmen. Viel ruhiger, abgerundeter ist die Wirkung schon in dem Bilde des Karl Christoph von Schönburg. Hier ist Rayski ganz kühl und gemessen geblieben im Farbenauftrag und hat gerade damit dem Bilde den größten Reiz verliehen.

Dagegen ist in dem Bilde des Freiherrn von der Gablenz mehr ein Schwelgen in kräftig leuchtenden Farben zu erkennen. So interessant dieses Bild, dessen Entstehung Siegismund in die Zeit zwischen 1840 bis 1842 verlegt, auch ist: es hat, hier einmal gegenständlich betrachtet, immer etwas Störendes an sich durch die posierte, despotische Stellung, in der sich der seiner Macht gewiß voll bewußte Stadtkommandant von Dresden malen ließ.

Die Bilder des Majors Ottomar von Bosberg, in dessen Hause der Künstler den Winter 1856 verlebte, und des Generals der Kavallerie Franz Grafen zur Lippe stehen, obgleich sie nicht unsympathisch sind, in loserem Zusammenhange mit der sonst von Rayski gepflegten Art, Menschen zu sehen und zu malen. Er ist hier den Personen zu sehr entgegengekommen, hat zu sehr „gemalt". Sie wirken glatt und sauber heruntergestrichen und können nicht mit zu den besten zählen.

Eines Militärbildes muß an dieser Stelle noch näher gedacht werden. Es ist schon deshalb interessant, weil es das einzige Gemälde ist, das Rayski in offiziellem Auftrage schuf, und weil es in einer großen ausländischen Galerie hängt.

Im Jahre 1842 hatte eine englische Gesandtschaft dem König Friedrich August II. die Insignien des Hosenbandordens überbracht. Gemäß den Satzungen mußte der neue Ritter sein Bild im Ornat dieses Ordens nach England einliefern, und mit dieser höchst ehrenvollen Aufgabe wurde Ferdinand von Rayski betraut. Wie er sich mit dem gewiß nicht ganz leichten Auftrag abgefunden hat, ist leider nicht zu ermitteln gewesen. Ich kann nur nach kompetenter Mitteilung versichern, daß das Bild sich im Buckingham-Palace zu London befindet und „a splendid picture" ist. Auf einem kleineren Bilde hat Rayski denselben Fürsten noch einmal gemalt, wie er, auf einem feurigen Rappen sitzend, über eine Anhöhe sprengt.

Noch eine ganze Anzahl Offiziersbilder wären aufzuzählen. Doch der aufrichtige Beurteiler muß auch aufrichtig genug sein, den schwächeren Leistungen das Wort zu versagen. Und sehen wir von dem immerhin noch ganz respektablen Bilde des Rittmeisters von Rüsing ab, in dem noch eine gute Charakteristik des Gesichtes die anderen Mängel überdeckt, so bleibt kaum noch eins übrig, das ehrlich begeistern könnte. Ja, die Begeisterung könnte bei dem Gemälde des Königs Johann sogar eine bedenkliche Einbuße erleiden, wenn nicht eine leise Wendung des Blickes die Hochachtung vor des Künstlers Leistungen wieder in die richtige Bahn lenkte.

Die guten gesellschaftlichen Verbindungen, die Rayski hatte — er genoß sogar die Ehre, durch die Heirat einer Cousine in ein ver-



Ferdinand von Rayski: Sammelruf im Quartier. (Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

wandtschaftliches Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu treten —, führten ihn viel in die Umgegend von Dresden. Auf Schlössern und Rittergütern war er zu Hause, und hier fand er reichlich Gelegenheit, sich selbst den Freuden der Jagd hinzugeben, die er, wie wir später sehen, in manch trefflichem Bilde sich in die Erinnerung zurückrief. Doch zunächst haben wir ihn als Jägermaler zu betrachten, und da ist er ohne Zweifel zu einigen hochbedeutenden Leistungen gelangt. Die erste Jagdbekanntschaft im Jahre 1844 war die mit dem Rittergutsbesitzer Hermann Gottlob von Wiedebach auf Wohla in der Oberlausitz. Und das schönste und vollkommenste Jägerbildnis stellt eben diesen Herrn vor. Im Mai 1845 auf Wohla begonnen und im Dezember desselben Jahres in Dresden vollendet, zeigt das Gemälde, etwas überlebensgroß, die an sich schon imponierende reckenhafte Erscheinung des etwa um dreizehn Jahre älteren Freundes in voller Jagdausrüstung. Alles ist Bewegung an ihr, ja eine gewisse Ungeduld liegt über dem Mann, dem vermutlich nichts gruseliger war als Stillstehen. Rayski hatte hier allerdings ein äußerst glückliches und dankbares Modell vor sich, und er hat wiederum seinerseits in der Lösung seiner Aufgabe sich dankbar gezeigt. Großzügig im Entwurf, läßt das Bild zeichnerisch wie koloristisch keinen Wunsch offen, und auch die reiche Landschaft und das tote Rehböcklein zu des Jägers Füßen sind mit bestem Gelingen dem Ganzen entsprechend behandelt. Ich möchte diesem einzigartigen Jägerbilde gern noch weitere Worte widmen, doch mehr noch als dieses eine beweisen, daß Rayski selbst an der Jagd innigstes Wohlgefallen fand und dieses auch in seinen Bildern gern zum Ausdruck brachte.

So ist auch der junge Herr von Fabrice im Alter von etwa sechsundzwanzig Jahren wieder eine vorzügliche Leistung. In ungemein reizvollem Kontrast zu dem Hintergrunde tritt die in einem hellgrauen Jagdanzug gekleidete Figur scharf aus dem lichten Grün des Waldes heraus. Das feine, wahrhaft aristokratische Gesicht neigt sich nach unten, wo vor ihm ein totes Wild liegt. Ganz fertig scheint Rayski aus irgend wel-

chem Grunde mit dem Bilde nicht geworden zu sein, denn die unteren Partien verlaufen sich mehr und mehr ins Skizzenhafte. Das hindert aber nicht, das mit einem riesigen Aufwand von Farben gemalte Bild — man meint fast, man könne einzelne Blätter mit der Hand erfassen — zu einem ebenso wahr empfundenen wie künstlerisch vollwertigen Gemälde zu stempeln.

Hat der Künstler in diesen beiden als auch in dem Porträt eines unbekannten Jägers die Figur in die Landschaft hineingestellt und hier mehr einer ganz freien, unbeeinflußten Geschmacksrichtung gehuldigt, so ist das Jägerbild, das den Kammerherrn Oswald von Schönberg (1850) darstellt, wieder mehr im Sinne seiner Vorbilder behandelt. Freilich war hier ausschlaggebend, daß das Bild als Gegenstück zu dem erwähnten entzückenden Porträt der Frau von Schönberg dienen mußte. Die elegante Gestalt des von der Jagd heimkehrenden Herrn steht hoch aufgerichtet da. Der Kopf ist seitwärts gewendet, die leuchtenden dunklen Augen gehen befriedigt über die Jagdbeute, einige Rebhühner, hinweg.

Im Auftrage des Domherrn von Schroeter auf Schloß Bieberstein hatte Rayski zu Ende der vierziger Jahre die Aufgabe vor sich, ein von jenem errichtetes „Eremitorium" malerisch auszustaffieren, und in fünf großen Gemälden aus dem Natur- und Jägerleben hat er sie gelöst. Die drei Jagdszenen, auf denen er teils humoristisch, teils mit tragischem Ernst die Person des Domherrn in den Vordergrund der Handlung stellt, sind wohl interessante Dokumente, wie er sich mit der neuartigen Aufgabe abfand. Streng betrachtet, vermögen sie aber doch kaum ein tieferes Interesse zu erregen.

Mehr fesseln aber die beiden Mittelbilder, die auf ziemlich großen Flächen das Schloß Bieberstein im Morgenlichte und das benachbarte Schloß Reinsberg in Abendbeleuchtung zeigen. Hier hat Rayski zum erstenmal versucht, die Landschaft, die er bisher mehr oder weniger als Staffage verwandte, als Hauptzweck seiner Betätigung gelten zu lassen. Das Experiment ist, sagen wir es ehrlich, nur teilweise gelungen. So wie wirklich glänzende Landschafter dem Porträt oft direkt hilflos gegenüberstanden, so sieht man auch hier die Kunst eines wirklich glänzenden Porträtisten an der Landschaft zerschellen. Hat er da, wo er sie gelegentlich als stimmungsvollen Hintergrund anwandte, gute, ja teilweise überraschende Resultate erzielt, so hat er eben hier, wo er direkt vor der Natur stand, am eindrucksvollsten bewiesen, daß er für sie nicht der richtige Interpret war.

Er hat sich in das Ausfüllen riesiger Leinwandflächen verloren, hat viel Mühe, ja enormen Fleiß daran gewendet und ist im Grunde genommen doch vieles schuldig geblieben.

Er wollte vielleicht großzügig sein und ist dabei in eine Affektation hineingeraten, die es nicht verhüten konnte, daß die Landschaften mehr und mehr die Wirkung von Theaterdekorationen annahmen. Immerhin dürfen wir die Bilder, die sich beide mit auf der Jahrhundertausstellung befanden, nicht geringer ansehen, als sie sind. Das abgebildete Bieberstein ist dem anderen in allen Teilen überlegen.

Die wenigen Gemälde Rayskis, die unter den Begriff „Jagdbild" fallen, dürfen mit Schweigen übergangen werden. Sie sind schwach und vermögen das bisher nur an Gutes gewöhnte Auge nur zu beirren. Anders dagegen tritt er als Tiermaler auf, und man kann wohl getrost sagen, daß fast alles, was auf der Ausstellung zu sehen war, ihm Ehre macht. Und das Sonderbare ist, daß hier wieder die notwendige Beigabe eines Naturausschnittes in allen Fällen besser, ja auch ausgezeichnet gelungen ist.

Räumlich das größte, aber auch technisch das gelungenste unter den Tierbildern Rayskis sind die im Jahre 1863 gemalten Wildschweine. Ein riesiger Keiler verfolgt wütend eine flüchtige Bache durch trockenes Schilf und wildes Gestrüpp. Trotzdem das Bild unvollendet geblieben ist, haben wir im ersten Augenblick den Eindruck eines gewaltigen Momentes aus dem Tierreich, dem Künstlergeist den lebendigen Odem einblies. Mit kraftvoll kühnen Pinselstrichen ist der Maler hier an die Behandlung des spröden Materials herangegangen, unter Hintansetzung der koloristischen Wirkung hat er sich mit den bescheidensten Farbenmitteln begnügt und ebenso den Effekt des Unmittelbaren, der wahr geschauten Natürlichkeit erreicht. Hier ist alle Intimität, die wir bisher in allen seinen Werken bewunderten, geschwunden, es ist gleichsam ein elementarer Kraftausbruch des sich mit malerischen Problemen herumschlagenden Farbenkünstlers. Und wenn diese gewaltsame Äußerung uns heute gleichsam als ein Vorläufer

des deutschen Impressionismus erscheint, so hat Rayski, bewußt oder unbewußt, gerade im glücklichsten Augenblick aufgehört, an dem Bilde zu arbeiten. Um weniges brauchte er nur weiterzugehen, und die eben noch empfundene Illusion wäre nie erreicht worden.

Vor dem Entstehen dieses Bildes hatte Rayski sich mehr noch mit dem Pferde beschäftigt und vielfache Anregung von seinem Freunde, dem Grafen Einsiedel, erhalten, der ihn sogar auf eine Reise nach England mitnahm, um Pferdematerial zu mustern. Mannigfache Entwürfe, vielfach auch fertige Bilder sind in jener Zeit entstanden. Ein sehr sympathisches Gemälde, auf dem allerdings der Landschafter ebensogut zu Worte kommt wie der Tiermaler und Porträtist, ist der „Sammelruf im Quartier". Es ist eine gemütvolle Szene, die sich auf dem im Morgensonnenglanze friedlich daliegenden Dorfplatz abspielt. Wir würden ihm kaum weitere Beachtung schenken, wenn nicht eben hier das Tier, der Schimmel, die Hauptperson des Vorgangs wäre. Und meisterlich ist eben dieses Pferd doch behandelt, so lebenswahr, so ausgezeichnet in der Modellierung, daß es sich kühnlich den Werken bester englischer Tiermaler an die Seite stellen kann.



Ferdinand von Rayski: Rehböckchen. (Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

Aber auch das Wild des Waldes hat in Rayski einen vortrefflichen Schilderer gefunden, der mit Liebe und verständnisvollem Eindringen zu einer ganz erstaunlichen Beherrschung der Materie gelangte. Besonders das Reh scheint es ihm angetan zu haben; freilich begnügt er sich meistens damit, nur die Köpfe der Tiere zu malen. Eines der anmutigsten und gelungensten finden wir abgebildet. Das Original ist von der Gedächtnisausstellung aus in den Besitz eines Dresdener Sammlers übergegangen. Auch Hasen, wilde Kaninchen und mit besonderem Gelingen Rebhühner hat unser Künstler in den Kreis seiner malerischen Betrachtung gezogen, so daß man eben wohl sagen kann, daß ihn kein Gebiet der Natur unberührt gelassen hat.

Der Natur und ihren Bewohnern ist er mit seiner Kunst auch bis zu allerletzt treu geblieben. Während, wie man annimmt, die Reihe seiner Porträtkompositionen schon im Jahre 1873 mit dem erwähnten Bildnis des Grafen Franz zur Lippe ihren endgültigen Abschluß fand, hat er bis zu Ende der achtziger Jahre in der Darstellung der ihm liebgewordenen Tiere seine ungebrochene künstlerische Kraft erprobt.

Das letzte Jahrzehnt seiner Erdenlaufbahn hat Rayski als Einsiedler verbracht. Mit dem Augenblick, da seine künstlerische Schaffenskraft ihn verläßt, geht auch der Mensch unaufhaltsam dem Verfall entgegen. Am 23. Oktober 1890, seinem vierundachtzigsten Geburtstage, beschließt er, ein Einsamer, kaum noch Gekannter, inmitten der Groß- und Kunststadt Dresden sein Leben.

# Aus dem Tagebuch eines deutschen Austauschprofessors in Amerika



### Von Prof. Dr. Eugen Kühnemann

II



Nur etwa dreiviertel Stunden entfernt von Boston liegt Wellesley-College, eine der bedeutendsten unter den Universitäten für Mädchen. Ich habe dort einen kleinen Kursus von drei Vorlesungen über Schillers Leben und Werke gehalten. Von allen Colleges, die ich gesehen, ist es das schönste an Lage und Umgebung, inmitten eines weit ausgedehnten hügeligen und waldigen Parkgeländes gelegen. Vom Gesellschaftsraum des Hauptgebäudes sieht man auf den herrlichen See zwischen den waldigen Hügeln herab. Da ist nun die schönste Gelegenheit für das Leben im Freien, das durchaus zum amerikanischen Collegedasein gehört. Ohne Spiel und ohne Rudersport ist Wellesley-College nicht zu denken. Die Vorträge wurden in deutscher Sprache gehalten. Der erste fand im schönen Hörsaal des Musikgebäudes statt. Aber die Zahl der Hörerinnen überstieg alle Erwartung. Etwa fünfhundert, meinte man, seien da; sie drängten sich sehr. Für die weiteren Vorträge wurde daher der größte Raum, die Kapelle des Hauptgebäudes, genommen. So verbreitet ist die Kenntnis der deutschen Sprache unter Amerikanerinnen. Das Interesse für sie in den Colleges nimmt beständig zu. Die Professoren in Wellesley sind fast alle Damen. Zwei nähere Landsmänninnen fand ich unter den Lehrerinnen des Deutschen. Eine dritte deutsche Lehrerin hat bei Professor Rickert in Freiburg ihre Doktorarbeit über Fichtes Entwickelungsbegriff gemacht.

Die Damen führten uns zunächst in das Shakespearehaus, das dem Shakespearehause in Stratford on Avon nachgebildet ist. Es ist das Klubhaus des Shakespearevereins. Dieser hängt mit der englischen Shakespearegesellschaft zusammen, interessiert sich also für allen Fortgang der Shakespeareforschung, ist aber vor allem ein Bund der jungen Mädchen, die gern Theater spielen. Jeden Monat, glaube ich, spielen sie auf ihrer kleinen Bühne eine größere Szene oder einen Akt. Jedes Jahr einmal oder im Frühling geben sie im Freien auf ihrem grünen Wiesengrunde zwischen den Bäumen ein ganzes Stück, meist ein Shakespearisches. Ungemein viel schauspielerisches Talent findet man in Jung-Amerika. Sie wagen sich an „Romeo und Julia“ und sogar an „Hamlet“. Wie in der Shakespearezeit alle Rollen von Männern, so werden dann also hier alle Rollen von Frauen dargestellt. Das Spiel im Freien an einem schönen Frühlingstage muß zum Entzücken sein. Theaterspielen wird überhaupt in allen Colleges als ein wichtiges Unterrichtsmittel betrachtet. Die drei Vorstandsdamen — junge Mädchen mit der großen, natürlichen, einnehmenden Gewandtheit der Amerikanerinnen — empfingen uns sehr herzlich, hochbeglückt, uns ihr Reich zu zeigen, mit jener kindlichen Freude, ihr Gutes von Fremden anerkennen zu lassen, die überhaupt den Amerikanern eigen ist. Die Verbindung unbefangener Kindlichkeit mit innerer Sicherheit bildet einen der liebenswürdigsten Züge an vielen der jungen Amerikanerinnen.

Und ihr Reich ist nun wirklich so schön. Die große getäfelte Halle mit dem Kamin und der Bibliothek und wertvollen Bildern, besonders alten Kupferstichen, die alle auf Shakespeare Bezug haben, ist der behaglichste Gesellschafts- und Versammlungsraum. Die kleineren Nebenzimmer für freundschaftlichen Verkehr und Musik, auch zum Ankleiden, wenn sie oben spielen, atmen trauliches Behagen. Oben ist dann der Bühnensaal und allerhand Nebenraum. Natürlich sah ich auch ihre hübsche Bibliothek an. Da erregte es großen Jubel, als das erste Buch, das ich herausnahm, ein Kochbuch war, und ich erklärte, das würde ich in Deutschland erzählen, um den Ruf der Amerikanerinnen bei den deutschen Frauen zu bessern.

Von dort wanderten wir an dem eiskalten klaren Wintertage hügelaufwärts, zur neuesten Errungenschaft, dem Stolz des College — natürlich eine Stiftung —, dem Astronomiegebäude. Es ist ganz aus massivem weißem Marmor. Ein prachtvolles Riesenfernrohr beherbergt der Kuppelraum. Die ganze Kuppel kann mit ungemein einfacher Mechanik — ohne jede Kraftanstrengung — gedreht werden, so daß mit der Kuppel das Rohr sich nach allen Seiten kehrt. Dort oben tun nun die Teilnehmerinnen des Astronomieunterrichts richtige astronomische Laboratoriumsarbeit, Beobachtungen, Berechnungen, Sternkartenzeichnen usw.

Die Bibliothek habe ich beim dritten Besuch und leider auch nur flüchtig gesehen. Die deutsche Bibliothek gibt ihnen genug an die Hand, um das deutsche Geistesleben in den wesentlichen Erscheinungen und Strömungen wirklich kennen zu lernen. Der Bibliotheksraum ist zu klein; ein neuer wird zur Notwendigkeit. Er liegt im Hauptgebäude, ein langgestreckter Raum; nischenartig angeordnet sind die Büchergestelle, wodurch

auch die sachlichen Abteilungen der Bibliothek sich sehr klar scheiden; durch den ganzen Raum in der Mitte geht der endlos lange Tisch, an dem die Mädchen sitzen, lesen und arbeiten. Feierliche Stille natürlich in dem ganzen Saal. Und wieder wie im vorigen Jahr in Vassar-College ergriff mich tief der Anblick der blühenden jungen Geschöpfe, wie sie in ihren lichten Kleidern, vollkommen Dame, auch nicht ein wenig Blaustrumpf, dort sitzen — ganz versenkt in ihre geistige Welt, ohne jeden Gedanken an sich und die Art, wie sie wirken mögen, völlig losgelöst von der Rücksicht auf die äußere Umgebung — sie, die Hoffnung, die künftigen Mütter ihres Volkes. Es gehört zu den tiefsten Eindrücken, die Amerika mir gab. Die Art, wie die neue Welt einem jeden den Zugang zu den Bildungsmöglichkeiten zu eröffnen sucht, die gerade ihm helfen können, ist vielleicht das wesentliche Fundament ihrer Größe.

Nirgends tritt das schöner hervor als in der Sorge für die Bildung der jungen Mädchen. Auch sie ist natürlich ganz durchdrungen von amerikanischem Geiste, d. h. von dem Gedanken, den Menschen so früh wie möglich selbständig zu machen und seine Selbständigkeit zu achten. So ist bei allen Bibliotheken die allgemeinste und leichteste Benutzbarkeit das Grundprinzip der ganzen Einrichtung. Welch eine kostbare Waffe geistiger Unabhängigkeit und selbständiger Entwicklung aber ist die selbständige Benutzung der großen Bibliotheken. Zu ihr hält man hier alle, sogar schon die zwölfjährigen Knaben in den öffentlichen Bibliotheken an. Man wird im Erziehungswesen zwei Haupttypen unterscheiden können, je nachdem der Gedanke der Autorität oder der der Freiheit und Selbständigkeit sie durchdringt. Die Erziehung durch Autorität ist unzweifelhaft die gesundeste in Zeiten, in welchen wesentlich feststehende Traditionen einer jüngeren Generation zu überliefern sind, und glücklich ist das Kind, das dann in fragloser Verehrung und pietätvollem Aufblick zur Höhe der ehrfurchtgebietenden Autorität allmählich hinaufwachsen darf. Aber wenn Zeiten kommen, in denen buchstäblich alles in Fluß ist, in denen wir alle uns, was wir zu unserem geistigen Haushalt gebrauchen, selbst erarbeiten müssen, da wird die Autoritätspose zu einem sehr gefährlichen Experiment, und vernünftiger handelt, wer dem jungen Menschen so früh wie möglich das Vertrauen auf die eigenen Kräfte gibt und ihm die Verantwortung für die eigene Entwickelung überläßt. Wir brauchen heutzutage die selbständige Initiative; mit der Unterwerfung erreichen wir nichts mehr. Es ist etwas Hochbedenkliches, wenn in den letzten Schuljahren dem reiferen Knaben — vielleicht zuerst noch unbewußt — die autoritative Art der Lehrer vollkommen lächerlich wird. Das instinktive Nachgefühl des wesentlichen Formfehlers, der in solcher Erziehungsmethode liegt, kann auf Jahre hinaus jede Erinnerung an das Schulwesen verbittern. In den Familien steht es nicht anders. Auch hier kann es nichts Gefährlicheres geben, als beständig auf Respekt und Autorität zu dringen, wenn doch die geweckteren Kinder die Unberechtigung des Anspruchs klar durchschauen. Das gegenseitige Achtungsverhältnis unter Selbständigen kann nicht früh genug herbeigeführt werden. Das Autoritätssystem wirkt gewiß ausgezeichnet für gründlichen angelernten Drill und gibt gute Grundlagen, während die amerikanische Weise ein wenig zur Schnellfertigkeit und Oberflächlichkeit neigen mag. Aber der auf frühe Selbständigkeit und eigene Verantwortung gerichtete Geist des Erziehungswesens ist der moderne.

Zwei weitere kleine Bildchen aus dem Leben der Wellesleymädchen fallen mir noch ein. An dem einen Abend ließ uns der Wagen im Stich. Ich mußte einen späteren Zug nehmen. Dies brachte mir eine reizende Stunde in Wellesley-Inn mit den Professorinnen ein. Wellesley Inn ist ein kleiner Gasthof im Dorf Wellesley, allerliebst in seiner Innenausstattung, mit seiner Täfelung und der schweren dunklen Balkendecke einem Schiffsinneren ähnlich. Hierher dürfen die Studentinnen zum Essen gehen. So ein paar lichte Geschöpfe saßen denn dort, einige mit ihren Freunden, die fabelhaft jung erschienen. Dieser gänzlich unbefangene, richtig freundschaftliche Verkehr der jungen Mädchen und Männer ist auch eine der hellen Lichtseiten des amerikanischen Lebens.

Eine sehr charakteristische Episode spielte sich am Nachmittag meines zweiten Vortragstages ab. Die Freshmen, die Studentinnen des ersten Semesters, also in unserer Sprache die Füchse, wählten ihren Präsidenten. Ein feierlicher Akt, der unter Ausschluß aller Unbefugten in der Kapelle des Hauptgebäudes stattfindet. Nach Beendigung der Wahl stürzten sie alle wie der Schwarm der jungen Hexen im „Faust“ in die große Halle in der Mitte des Hauses, um die in zwei Stockwerken offene Galerien sich ziehen. Auf der höchsten stand der neue Präsident, ein starkes, blühendes Geschöpf, den ganzen Arm voll herrlicher Blumen, Geschenken von Verehrerinnen. Alle Galerien waren so wie der Parterreraum von den Mädchen voll; die Klassen standen beisammen, und nun wurde gecheert, d. h. die rhythmischen indianerartigen Rufe oder Schreie, immer mit dem Refrain Wellesley, Wellesley, Wellesley, wurden ausgebracht auf die Präsidentin, auf die verschiedenen Klassen und wer weiß, worauf noch, eine Mode, die von den Männercolleges übernommen ist; das dauerte wohl eine Viertelstunde lang — endlich endete es im allgemeinen Wellesley-Cheer, der gesungen wird und also sehr hübsch und wirksam abschloß. So lebt man bei solchen Besuchen doch ein ganzes Stückchen mit jener Welt mit. Eine kleine Welt für sich mit reichem,

eigenem Leben ist wirklich jedes College. Der Geist der Lebens- und Lernfreudigkeit, der durch alles weht, ist aber das Schönste daran.

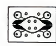
* * *

Eine eigenartige Veranstaltung großen Stils war die national-amerikanische Gedenkfeier für Karl Schurz in Neuyork am 21. November 1906. Karl Schurz, der infolge der Revolution von 1848 nach der Befreiung seines Freundes Kinkel aus dem Zuchthaus in Spandau Deutschland als Flüchtling verließ und im Jahre 1852 nach Amerika kam, gilt den Amerikanern als einer ihrer größten Bürger. Als Helfer Lincolns, als Gesandter in Madrid, als General im Bürgerkriege und später als Minister des Inneren gehörte er zu den tätigsten Kräften amerikanischer Politik. Auch die Gegner erkennen die geniale Begabung und die unverbrüchliche Rechtschaffenheit an. Karl Schurz ist vielleicht der schwerste Verlust an die Fremde, den die Revolutionsjahre Deutschland gebracht haben. Auf der anderen Seite hat niemand so viel wie er getan, um die Amerikaner Respekt vor deutscher Bildung, Geisteskraft und Ehrlichkeit zu lehren. Mit Entzücken hatte ich gerade vor Antritt der Amerikareise in meinem Breslauer Garten die wunderbare Epopöe seiner deutschen Jugendjahre gelesen, die er in seinen „Lebenserinnerungen" unvergleichlich erzählt hat. Für die Feier forderte das Komitee mich auf, eine deutsche Rede auf Schurz zu halten. Ein feiner und sinniger Gedanke der amerikanischen Veranstalter, daß bei der Gedächtnisfeier dieses Mannes durchaus auch in deutscher Sprache auf ihn geredet werden müsse. Ich bin dem Zufall dankbar, der mich in den Vorbereitungswochen tiefer und tiefer in die geistige Welt des seltenen Mannes hineingeführt hat. Man wird mit einem wirklich großen Leben bekannt, mit einer eigentümlich ehrwürdigen Weise amerikanischer Existenz, mit einem Manne von reinstem Willen und höchster eigenartiger Begabung. Das Entzücken an der geborenen Rednernatur kommt hinzu. Noch durch die schlechten Zeitungsdrucke fühlt man die natürliche Gewalt der Rede, die hier wie überall beruht auf der sachlichen Überlegenheit und Schlichtheit, innerer Sicherheit und innerem Reichtum und vor allem auf dem Glauben an die Sache, einem Glauben, der das Leben dransetzt. Höchste Redlichkeit und Aufrichtigkeit ist die einzige Quelle wahrhaft großer Redekunst. Schurz gehört zu den wenigen — wenn er nicht der einzige ist —, die es erreicht haben, Klassiker der Rede und der Schrift in zwei Sprachen zu sein. Ein vollkommenes Meisterwerk ist vor allem sein Essay über Abraham Lincoln, den großen Präsidenten Amerikas während des Bürgerkrieges. Zu ihm durch Schurz geführt zu werden, ist allein ein großer Gewinn. Denn niemand ist wohl wie Lincoln die Verkörperung des besten Gedankens amerikanischer Demokratie. In ihm lebte wirklich die Idee der vollkommenen bürgerlichen Republik, der tiefste und beste Amerika-Gedanke in seiner menschlich ehrwürdigsten Ausprägung, der Gedanke, der zum tiefsten Kummer nicht nur von Männern wie Schurz jetzt in den Zeiten des Imperialismus eine vielleicht verhängnisvolle Umbildung erfährt.

Jene Feier für Schurz war ein vorzügliches Beispiel für die Art und Weise, in der Amerika seine großen Männer ehrt. Führende Männer des öffentlichen Lebens werden zu Rednern bestellt; in einem riesigen Theaterraum findet sich ein Publikum von Tausenden zusammen und lauscht in andächtiger Stille stundenlang den Reden. Den Ort der Feier gab das Carnegietheater; anwesend waren weit mehr als dreitausend Personen. Das Präsidium führte Rufus Choate, lange Jahre amerikanischer Gesandter in London, augenblicklich Gesandter beim Friedenskongreß im Haag. Die amerikanischen Redner des Abends waren Grover Cleveland, der, nachdem er zweimal Präsident der Vereinigten Staaten gewesen, eine der bedeutendsten Figuren im amerikanischen politischen Leben ist; Präsident Eliot von der Harvarduniversität, die erste Autorität im amerikanischen Unterrichtswesen; der damalige Marineminister Bonaparte, ein Abkömmling von Jerome Bonaparte aus dessen amerikanischer Ehe, und Booker T. Washington, der große Negerpädagoge, der Leiter des Tuskegee-Instituts, der wichtigsten Unterrichtsanstalt für die Erziehung der Neger Amerikas. Es waren richtig führende Geister aus dem offiziellen und unoffiziellen Leben der Vereinigten Staaten. Auch Professor Schumacher aus Bonn sprach englisch vom deutschen Standpunkt aus und überbrachte die Grüße von Schurz' alter Universität Bonn. Das Ganze bildete eine wirklich gewaltige Huldigung für den großen Deutsch-Amerikaner.

Der Trauermarsch aus der „Götterdämmerung" begann sehr würdig. Alle Musik, die an diesem Abend erklang, hatte Schurz — auch in seiner musikalischen Begabung ein echter Deutscher — besonders geliebt. Dann leitete der alte Choate mit knappen und vorzüglichen Bemerkungen ein, uramerikanisch in seinem Selbstgefühl und Stolz auf Amerika als die reife Frucht der Zeiten. Schurz als Senator hob er besonders hervor. „O, um solch einen Senator jetzt!" rief er mit erhobener Stimme, und donnernd erwiderte der Applaus des ganzen Theaters. Er wurde noch deutlicher: „Oder wenn dieser große Staat Neuyork einen oder zwei solcher Senatoren hätte!" Da wurde der Beifall der Hörer geradezu zu einer aktuellen Demonstration. Im weiteren Verlauf des Abends hatte er viel geflüsterte Privatunterhaltung mit mir. Wie mein Name ausgesprochen werde, war ihm nicht klarzumachen.

Rudolf Gudden: Andalusischer Hof. 



Nachdem er aufgefaßt, daß ich aus Schlesien käme, wünschte er zu wissen, ob Schurz dort gewesen sei. Cleveland führte er unter dem mächtigen Beifall der Versammlung ein als „den ersten Bürger unserer großen Republik". Grover Cleveland sprach wie ein guter, alter, orthodoxer deutscher Landpastor über Schurzens politische Bedeutung. Nach ihm redete Eliot über seine literarische Wirksamkeit. Schlank, groß, elegant, jugendlich, elastisch stand der zweiundsiebzigjährige Mann; vollkommen ruhig las er sein mit Schreibmaschine geschriebenes Manuskript Wort für Wort und doch mit dem Eindruck völliger Freiheit. Vor allem sprach er über Schurzens Eindringen in den englischen Sprachgeist, mit knapper Darlegung der Daten zunächst, dann in der Weise des Harvardpräsidenten Ehrendiplome an seine einzelnen Leistungen austeilend. Alles gipfelte in dem Schlußwort: „Er ist unser erster Bürger von fremder Geburt." Dann sang der deutsche Männerchor des Liederkranzes „Meine Muttersprache" — ganz herrlich, mit einem geradezu überwältigenden Eindruck auf das amerikanische Publikum. Noch diesem Liede kam die deutsche Rede, der ein überraschend großer Teil der Hörer mit offenbarer andächtiger Hingabe folgte. Ganz vortrefflich, kurz, klug, launig sprach Bonaparte, mit dem vollkommensten Napoleonkopf, über Schurzens Verdienste um die Reform der Verwaltung, im Kampf gegen die Korruption. Den packendsten Gegensatz gegen seine weltmännische Überlegenheit machte Booker Washingtons flammende urweltliche Leidenschaftlichkeit. Er sprach nicht sowohl über Schurzens Verdienste um die Farbigen Amerikas als über das eigene Lebenswerk und seine Bestrebungen, die rechte Anerkennung der Schwarzen unter ihren Mitbürgern herbeizuführen. „Wenn ich noch einmal zu leben hätte," rief er aus, „und Gott fragte mich, in welcher Gestalt ich wieder verkörpert sein wollte, so würde ich sagen: Herr, mach mich wieder zu einem amerikanischen Neger!" Das Publikum klatschte, wie es denn jedem überzeugt vorgetragenen Gedanken um seiner Überzeugungswärme willen Beifall gibt. Das Meistersingervorspiel schloß den Abend. Dann ging alles sofort nach Hause, ohne sich umeinander noch irgendwie zu kümmern. Rastlos, ungemütlich! An diesem Abend vermißte ich das deutsche gemeinschaftliche Zu-Biere-Gehen, das doch eine so interessante Gesellschaft noch ein wenig zusammengehalten haben würde. Dies also ist die amerikanische Weise, einen nationalen Heroen zu feiern. In andächtiger Stille, mit Geduld und Sammlung folgt die vieltausendköpfige Schar den immer neuen Reden, in denen Bild und Wirken des Mannes im Geist gegenwärtiger Führer der Nation sich spiegelt. Es soll wie in einem Symbol noch einmal herauskommen, was er dem Volke ist in seiner Gesamtheit, dem Volk als der Macht, für die und in deren Dienst alle Arbeit geschieht, als der letzten Instanz des Urteils.

Ich habe an jenem Tage auch die Töchter von Karl Schurz besucht und denke an sein herrliches Arbeitszimmer, das Arbeitszimmer eines Mannes der Tat, der aber zugleich in seinem tiefsten Wesen Gelehrter war, mit der großen prachtvollen Bibliothek, Lincolns Bild, den Säbeln von Rastatt, von der Madrider Gesandtschaft und vom Bürgerkrieg an der Wand. Welch eine Geschichte und Lebensentwickelung! Von dem kleinen Dorfzimmer am Rhein zu diesen Räumen in Neuyork. Dies Zimmer erzählt von dem Glück Amerikas, die besten Kräfte für sich zu gewinnen im Aufbau seines jungen Staates, für die die Heimat keine Stätte bot, und von dem damaligen Schicksal Deutschlands, so manchen zu verlieren, der zur Mitarbeit an unserer eigenen nationalen Wiedergeburt vor anderen berufen schien.

# Zu Haus

Da draußen will der Ostenwind
Sein Spiel noch nächtens weiter treiben,
Er stemmt sich wie ein dreistes Kind
Breitspurig an die Fensterscheiben.

Wie traulich ist's bei mir! Es singt
Der Kessel, und die Scheite krachen,
Fern aus dem Kinderzimmer klingt
Der liebsten Frau helltönend Lachen. —

Die Feder legt' ich aus der Hand,
Mir ward zumut', als hätt' ich müssen
Dem Gott, der mir solch Glück gesandt,
Voll Andacht beide Hände küssen.

Paul Steinmüller





# Zwei Perlen

Skizze von Alfred Beetschen

Das Zimmermädchen des zweiten Stockwerks klopfte nach halb acht Uhr morgens, eben als die Kurmusik drüben im Park auf einen Choral ein Operettenpotpourri folgen ließ, auf Nr. 26 an.

Eine schlanke, blonde Frauengestalt mit fragendem, etwas leidendem Gesichtsausdruck erschien im Rahmen der halb geöffneten Tür.

„Guten Morgen! Ich soll nur sagen, daß der Herr, der als zu Ihne kunnt, unten im Frühstückssaal wartet."

Das feingeschnittene, rosig angehauchte Profil der jungen Dame überflog ein müdes, gutmütiges Lächeln. „Danke schön!" sagte sie einfach wie zu ihresgleichen. „In fünf Minuten werde ich fertig sein."

Der Herr, der als zu Ihne kunnt!

Wie komisch das klang!

Sah sie denn wirklich noch so jugendlich, so — so unverheiratet aus? Nach zehnjähriger Ehe?

Sie legte die Brennschere beiseite und löschte die bläuliche Spiritusflamme, die in dem schmalen Gasthofzimmerchen einen üblen Geruch verbreitet hatte.

Dann setzte sie den neuen niedlichen Strohhut mit dem breiten schwarzen Samtband und der Schlüsselblumengarnitur auf, den sie gestern von Gustav auf einem Gang durch die Bäderstadt geschenkt bekommen, und stieg wie im Traum die teppichbelegten Hoteltreppen hinab.

Da saß er allein an einem weißgedeckten, mit weißen und roten Nelken geschmückten kleinen Tisch — der Herr, der „als" zu ihr kam, ihr Mann, und lächelte ihr freundlich entgegen. War es denn möglich, daß sie auseinandergehen wollten für immer, sie, die sich schon viele hundertmal den Morgenkaffee im eigenen Heim miteinander hatten schmecken lassen?

War es nicht Wahnsinn, eine Lächerlichkeit, das alles mit einem Federzug preiszugeben, was sie zehn Jahre hindurch aneinandergekettet? War ihre edelmütige Anwandlung nicht Pose, ihr gutherziges Verzichtleisten nicht einfach ein notgedrungener schöner Abgang wie im Theater?

Sie fühlte es, daß sie um den Besitz, den ihr eine andere zu entreißen im Begriff war, kämpfen sollte; aber sie vermochte es nicht.

Der Gedanke, ihren Mann an der Seite eines seiner Liebe würdigen Wesens glücklich zu wissen, war ihr viel weniger qualvoll als die Gewißheit, daß sie, weiter mit ihm lebend, ihm doch niemals das würde sein können, was sie mit ihren schwachen Kräften so gern gewollt hätte.

Sie waren gute Kameraden, treue Freunde gewesen bis zu dem heutigen Tage — und das genügte ihm nicht mehr.

Um Bruder und Schwester zu spielen, deshalb heiratet man nicht, hatte er ihr unlängst mit vor Aufregung zitternder Hand geschrieben. Sie mußte ihm Recht geben, wenn ihr auch die Erkenntnis, nicht „die Rechte" gewesen zu sein, schon manche schlaflose Nacht bereitet hatte.

Sie waren eben beide zu gleichartig. Wohl deswegen, und weil sie überdies noch beide die gleichen Augen hatten, wurden sie oft für Bruder und Schwester gehalten.

Trotz ihres Eheringes nannte man sie noch „Fräulein", während „sie", deren Herz Gustav besaß, auch ohne Ring, wie sie wußte, in Geschäften gar oft als „gnädige Frau" angesprochen wurde.

Nun saßen sie da am hübschen Tischleindeckdich und ließen sich's schmecken wie zwei Kinder, die bei einem Butterbrot die ganze übrige Welt vergessen. Sie hatten sich beide vorgenommen, einander nicht weh zu tun in diesen Begegnungstagen in Baden-Baden, weder durch Worte, noch durch Blicke. Diese zarte Rücksichtnahme fiel ihnen nicht schwer; sie brauchten nicht Komödie zu spielen, was vielleicht tausend andere in dem schwierigen Fall getan haben würden.

Trotzdem sie sich lange Zeit hindurch nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatten, lasen sie sich die Geheimnisse ihrer Seelen von den Mienen ab. Ach, sie kannten sich so gut, und doch —

Vielleicht gerade deshalb!

Während sie frühstückten, kam Gustav wieder auf schon früher in Briefen Ausgesproche-

nes zurück. „Ich habe nur ein Bedenken. Margot hat mich zum erstenmal in meinem Leben die Qualen der Eifersucht kennen gelehrt. In Konzerten, im Theater litt ich manchmal unbeschreiblich; dir das hier alles so trocken zu erzählen, wäre grausam und hat ja gar keinen Sinn. Aber du allein verstehst mich und vielleicht auch sie. Wem kann ich mein Innerstes, mein Herz, das um euch beide so viel gelitten und noch leidet, besser enthüllen als dir? Das ist ja gerade das Tragische an der Sache, daß nur die drei daran Beteiligten von ihrem Vorhandensein etwas wissen."

Olga legte leicht ihre Hand auf die seine, daß es ihn süß durchschauerte wie ein Grüßen aus alter, ferner Zeit. „Sei nachsichtig mit ihr," sagte sie weich, fast in mütterlichem Ton. „Sie ist jung, schön und lebenslustig und schmückt sich gern. Ihr impulsives, deine Phantasie stets aufs neue beschäftigendes Wesen, all das Hingebende und Feurige, das dich an ihr entzückt, entspringt derselben Quelle, daraus du die Bitternis der Eifersuchtsanwandlungen schöpfst." Wie ruhig sie das sagte, wie gelassen, und wie er ihr im Stillen jedes Wort dankte, auch als sie fortfuhr: „Vergiß nicht, daß sie das Leben erst theoretisch, nicht praktisch kennt. Du bist bestimmt, sie den Blick hinter den Vorhang tun zu lassen; von dir ganz allein hängt es ab, ob das, was sie hinter dem Vorhang zu sehen bekommt, sie erschrecken oder beleben wird."

„Ich danke dir, auch in Margots Namen, für die lieben Worte!" Er suchte seine innere Bewegung zu verbergen und leerte das vor ihm stehende Glas Wasser auf einen Zug.

Dann gingen sie ins Freie.

Erst schritten sie an den großstädtischen Auslagen der Magazine vorüber und zerstreuten sich an allen möglichen zur Schau gestellten Herrlichkeiten. Vor einem Blumenladen, aus dem schon manche duftende Spende an Margot abgegangen war, sagte Gustav zu Olga: „Wart' einen Moment, bitte."

Mit ein paar Rosen kam er zurück; mit dankbarem Blick befestigte sie die Blumen in ihrem Gürtel.

„Ach, wie schön ist's doch hier! Sieh nur die wundervollen Azaleenbüsche, man fühlt sich ja fast in den Süden versetzt!" Zum erstenmal empfand sie etwas wie eine neidische Regung, daß ihre Nachfolgerin das alles an Gustavs Seite werde genießen dürfen. Aber sie wollte standhaft sein und sich nicht durch kleinliche Gefühle die Schönheit dieser Tage verkümmern lassen.

Auch den Kolonnaden in den Anlagen des langgestreckten Konversationshauses statteten sie einen Besuch ab. Wie sie so heiter und redselig nebeneinander dahinpromenierten, da und dort etwas in den Verkaufsbuden aufstöbernd und bewundernd, hätte man sie für ein Hochzeitspärchen halten können, das auf der Reise durch das wonnig-sonnige Land der Flitterwochen, wie das ja häufig vorzukommen pflegte, im fashionablen Baden-Baden Station machte.

Beim Silhouettenschneider hatte Gustav den Einfall, Olgas Profil abnehmen zu lassen. Das kleine Kunstblatt fiel aber nicht nach seinem Geschmack aus.

Ursprünglich hatte er die Absicht gehabt, es an Margot zu schicken; nun es ihm für diesen Zweck nicht flott genug herausgekommen zu sein schien, konnte es ihm nur lieb sein, daß Olga ihrer Mama eine Überraschung damit bereiten wollte.

Sich freuend an allem Schönen, was ihnen in Gestalt von Menschen, Tieren und Pflanzen begegnete, gingen sie weiter. Die Wehmut, die beider Herzen wegen der ihnen bevorstehenden Trennung durchzitterte, verklärte ihnen die ganze Landschaft und übergoß sie mit dem Spätrot der sinkenden Sonne.

Als sie durch die Lichtenthaler Allee kamen und von dort, um zu Gustavs Behausung zu gelangen, über einen der eisernen Oosbachstege schritten, fanden sie auf einer Gartenhecke ein herabgefallenes leeres Vogelnestchen.

Gustav gab es einen Stich ins Herz. Er nahm das kunstvoll und sorgfältig gebaute Häuschen mit sich zur Erinnerung an diese Stunde.

„Siehst du, das ist euer neues Nest!" klang ihm Olgas Stimme ohne die geringste Beimischung von Spott oder Hohn ins Ohr.

Es schnitt ihm ins Herz, aber er vermochte das alles, was über sie beide hereinzubrechen drohte, nicht zu ändern.

In seiner neuen, großen, seine entschlafenen Lebensgeister aufweckenden Liebe sah er sein Schicksal klar und deutlich vor Augen. Mochte es denn seinen Lauf nehmen, wenn auch über Leichen.

In seinem Zimmer angelangt, geriet Olga in eine nervöse Hast und Unruhe. Sie bat

um einen Bogen Papier und Schreibzeug. „Ich will ihr schreiben — gleich jetzt! Ich muß, es drängt mich instinktiv dazu. Erschrick nicht — du darfst es hernach ruhig lesen."

Gustav war in der Tat etwas erschrocken. „Du wolltest wirklich — und gerade jetzt? Aber weshalb eigentlich?" Er befürchtete komplizierte Verwickelungen, Mißverständnisse, die er allen dreien gern erspart hätte.

„Ich will sie direkt fragen, ob sie dich liebt."

„Aber du weißt ja zur Genüge, denk' ich, daß Margot —"

„Gewiß, aus Brieffragmenten, in die du mich gelegentlich blicken ließest, weiß ich, daß sie dir so nahe steht, wie es nur ein liebendes Weib kann. Ich möchte es aber noch von ihr selbst, von ihrer Hand an mich bestätigt haben, daß sie dich wahr und wahrhaftig liebt, so wie —" Sie unterbrach sich und schüttelte den Kopf wie jemand, der sich in seinen innersten Gefühlen selbst nicht mehr auskennt und an seinem gesunden Menschenverstand zweifelt.

Gustav ließ sie gewähren und setzte sich auf der anderen Seite des Tisches nieder, auf dem Olgas Zeilen mit fliegender Hast über das Papier glitten.

Es war, als ob ihr ein unsichtbarer Geist diktierte, was ihre Feder kaum rasch genug wiederzugeben vermochte.

Nach einer Viertelstunde tat sie mit einem Seufzer der Erleichterung den letzten Federstrich. „Da, lies!" sagte sie tonlos und schob ihm die noch nassen Bogen hin.

Und Gustav las mit wachsendem Erstaunen das seltsame Schriftstück, das seine Frau an ihre bald rechtmäßige Nachfolgerin gerichtet hatte. Es lautete:

Baden-Baden, 16. Mai.

Sehr verehrtes gnädiges Fräulein!

Es drängt mich zu einer direkten Aussprache mit Ihnen, ehe die „Dreieck"-Situation, in der wir uns befinden, sich klärt. Notwendig ist eine Aussprache ja wohl nicht eigentlich, denn wir wissen wohl alle drei ganz genau, wie sich alles verhält und welches die Lösung unserer Schicksalsfrage sein muß.

Aber ich habe doch das Gefühl, daß ich Ihnen den Platz an der Seite meines Mannes nicht abtreten darf, ohne Ihnen noch persönlich zu versichern, daß ich es zwar nicht leichten Herzens tue, aber doch mit der inneren Überzeugung, es sei das Richtige.

Ich sehe ganz klar, daß unsere Ehe ein Irrtum war insofern, als ihr etwas Wesentliches abging. Ich sehe, daß Sie die Frau sind, die für meinen Mann geschaffen ist.

Ich habe Sie aus den Mitteilungen meines Mannes und aus Ihren Briefen hochschätzen gelernt, und es liegt mir ebensosehr am Herzen, daß Sie glücklich werden, als daß Gustav eine Stätte finde, die für ihn Glück und Ruhe birgt. Es wäre mir also darum lieb, es von Ihnen selbst noch einmal bestätigt zu hören, daß Sie glauben, in Gustav Ihr Schicksal zu sehen und den Ihnen nötigen Gefährten.

Ich habe mich mit ihm ausgesprochen. Fürchten Sie nicht, daß dieses in einer zu stürmischen Szenen führenden Weise geschehen sei. Sie wissen ja, ich bin nicht leidenschaftlich; ich kann es aber auch nicht begreifen, daß eine Frau einen Mann zwingen wollte, der ihre zu bleiben, wenn sie weiß, daß er mit ganzer Seele einer anderen zustrebt.

Und daß Gustav das tut, das sehe ich.

Sie sind sein einziger Gedanke. Alles andere hat für ihn nur insofern Interesse, als es mit Ihnen in irgendwelchem Zusammenhang steht. Er liebt Sie, so wie ich glaube, daß man eben nur einen einzigen Menschen im Leben lieben kann. Ich sehe aus Ihren Briefen, daß Sie ihn ebenso wieder lieben, und so hoffe ich denn, daß sich alles zum Besten lösen wird.

Glauben Sie mir, ich habe keinen Schimmer von Groll gegen Sie. Es wäre für mich eine viel größere Qual, mit meinem Manne lebend, ihn nicht glücklich zu sehen, als ihn an der Seite einer anderen glücklich zu wissen.

Ich hoffe, daß der Weg, den ich gehe, der rechte ist. Und so drücke ich Ihnen im Geiste die Hand und wünsche Ihnen alles Gute. So grundverschieden Sie und ich auch sind, so glaube ich doch, wir verstehen uns. Und Sie werden auch diese Zeilen verstehen, werden verstehen, daß ich sie Ihnen schreiben mußte. Olga.

Wäre es Gustav nicht wie eine lächerliche Komödie, wie die Entweihung dieses über sein Schicksal entscheidenden Augenblicks vorgekommen — er hätte die Hand, die diese

Zeilen geschrieben, in heißem Dankgefühl an seine Lippen gedrückt.

„Ich kann dich nur bewundern," sprach er bewegten Tones zu ihr hin, die sich nun anschickte, den Brief zusammenzufalten und in einen Umschlag zu stecken.

„Bewundern — lieben! Daß sich beides so selten auf den gleichen Gegenstand vereinigen läßt!" sagte Olga und erhob sich. Ihr war ganz wundersam zumute. Sie hätte aufjubeln und aufschluchzen mögen zu gleicher Zeit. Sie fühlte, sie hatte einen großen Sieg errungen und dabei doch so unendlich viel verloren. „In welche unglaubliche Situationen führt doch das Leben!" fuhr sie beim Hinausgehen, zu Gustav gewendet, fort. „Wer uns das vor zehn Jahren prophezeit hätte —!"

„Ja, du Gute, wir würden ihn ausgelacht, für verrückt erklärt haben!"

Unten steckte Gustav den an Margot gerichteten Brief seiner Frau, dem er ein paar flüchtige Orientierungszeilen beigefügt hatte, in einen Postkasten. —

Sie waren beide gespannt auf die Antwort, die nicht lange auf sich warten lassen konnte. Und sie kam schon am übernächsten Tage, in einem besonderen Umschlag einem Schreiben an Gustav beigegeben.

Es war ein strahlender Sommermorgen. Gustav hatte Olga wieder im Hotel abgeholt, wo sie zusammen frühstückten.

Dann gingen sie mit dem verhängnisvollen, süß duftenden, mit einem silbergrauen Siegel geschlossenen Briefchen hinüber zur nahen Kaiserallee, wo sie unweit der von korinthischen Säulen getragenen, langgestreckten Trinkhalle eine Bank entdeckten. Hier, in dem lauschigen Plätzchen, sollte die unsichtbare Dritte im Bunde das erlösende, befreiende Wort sprechen.

Mit vor Erregung leicht bebenden Händen öffnete Olga den eleganten Briefumschlag und las mit Gustav zusammen die folgenden Sätze:

„Sie richten eine verwunderliche Frage an mich, verehrte gnädige Frau! Ob ich Ihren Mann liebe? Ja, und zwar so, wie ich überhaupt einen Menschen lieben kann, so sehr, wie ich niemals jemanden geliebt habe, noch je lieben werde. Das ist mein Alphabet, mein Evangelium und meine einzige Weisheit, die alles in sich schließt. Sagt' ich mehr, so wären es Phrasen, die den heiligen Sinn obiger Worte in Grund und Boden zerstören würden. Es ist keine kokette Liebelei, kein flüchtiges, rasch erkaltendes Strohfeuer, sondern ein starkes, gleichmäßiges, mein ganzes Ich ausfüllendes Gefühl, ohne das ich mir mein Leben nicht mehr denken kann ..."

„Gott sei Dank! Nun bin ich beruhigt!" kam es mit einem Seufzer der Erleichterung über Olgas Lippen. „Das eben hab' ich schwarz auf weiß sehen wollen, bevor wir der bisherigen freiwilligen Trennung die gesetzliche folgen lassen. Nur daß es hier noch überzeugender und klarer ausgedrückt ist, als ich erwartet habe. Und daß Margot ihre Liebe zu dir nun weiterhin ‚hegen und pflegen' darf, wie sie schreibt, das dankt sie mir zum Schluß ihres schönen Briefes noch mit lieben, guten Worten. Ich begreife dich vollkommen, Gustav, sie muß ein Elitegeschöpf, ein Ausnahmewesen sein —"

„Wie du!" unterbrach sie Gustav.

„Wie ich?"

„Ja, nur eben ganz anders!"

„Ganz anders!" nickte sie lächelnd. „Ich kann mir's wohl denken — ganz anders!"

„Ach, daß wir drei jetzt doch alle hier beisammen säßen!" brach Gustav plötzlich in Leidenschaft aus.

Olga schauerte zusammen bei dem bloßen Gedanken an eine Begegnung mit — „ihr". „Ich bitte dich — verschone mich damit. Ich glaube, der Schrecken würde mich töten!"

„Aber Kind! Ihr zwei Frauen, die Schicksalsgöttinnen meines Lebens, ihr müßt euch noch früher oder später kennen lernen!"

„Vielleicht später einmal," sagte sie leise.

Das seltsame vermeintliche Hochzeitspärchen erhob sich und nahm Abschied von der ihm so denkwürdig gewordenen Stätte.

„Die Bank hier werden wir wohl nie vergessen," meinte Olga gerührt.

„Wie alle jene Stunden nicht, die unserem Leben einen höheren Wert geben!" erwiderte ihr ernst gestimmter Begleiter.

Sie hatten das Bedürfnis, nach diesem ihre Seelen läuternden, ihre Achtung voreinander steigernden Erlebnis auf eine Anhöhe zu steigen, wie sie das früher ja so oft getan: von den unüberlegten, wunderblauen Tagen der wirklichen Hochzeitsreise an bis zum heutigen, vielleicht letzten Morgen, den sie als Mann und Frau zusammen verlebten.

Schon mancher im Abendsonnenschein funkelnde Alpensee, manches stolze Städtebild

hatte ausgebreitet zu ihren Füßen gelegen, und doch vielleicht wurden sie noch von keinem Ausblick so mächtig ergriffen, wie er sich ihnen von der Schloßruine Hohenbaden aus darbot.

Lange waren sie schweigend, dann wieder munter plaudernd durch Buchen- und Tannenwald geschritten, hatten dem hohltönigen Ruf des Kuckucks gelauscht und sich an den Sprüngen flinker Eichhörnchen ergötzt.

Als sie endlich auf der Höhe ankamen, zwei gut miteinander Schritt haltende Kameraden, zwei Wanderer, die, auf der Sonnenhöhe ihres Lebens stehend, über das „Bis hierher und nicht weiter!" in ihrer Ehegemeinschaft zur Verständigung gelangt waren, holten sie tief Atem, als läge nun das Schmerzlichste und Schwerste, das noch die Zukunft bringen würde, hinter ihnen.

Alle Bitterkeit, die ehedem je in ihren vielgeprüften Herzen Eingang gefunden, war dem Gefühl unendlicher Wehmut gewichen. Dem Wind, der hier oben die Wipfel der Schwarzwaldtannen schüttelte, mischte sich der Hauch der Vergänglichkeit bei, der allem ein Ziel setzt.

Im efeuüberhangenen Burghof der verwitterten Zähringerfeste überraschte sie der seltene Klang winddurchzitterter Äolsharfen, die im Gemäuer aufgestellt waren.

Klagende, schneidende und summende Töne vereinigten sich im Spiel der Lüfte zu einer Akkordfolge von Dissonanzen und Konsonanzen, daß es fast unheimlich anzuhören war.

„So bringt das Leben, das Schicksal die Menschenherzen ins Klingen, ob sie wollen oder nicht!" meinte Gustav. „Ein solches von Geisterhänden vollführtes Konzert müßte bei Mondschein hier oben einen schauerlichen Effekt machen."

„Das glaub' ich auch und möchte nicht mit von der Partie sein," lächelte seine blonde Gefährtin. „Aber seltsam ist's doch, daß uns gerade am heutigen Tage diese Überraschung zum erstenmal zuteil wird. Äolsharfen beim Abschied — beim Auseinandergehen!" Sie versuchte zu lächeln, aber schon glänzten Tränen in den Taubenaugen der tapferen Armen.

Auch Gustav wurde weich.

„Wie schön das herrliche Tal, die reizende Stadt mit ihren Türmen und goldenen Kuppeln daliegt! Welch ein wunderbarer Anblick!" rief die junge Frau entzückt aus.

Noch am gleichen Abend schrieb sie ihrer Mama, daß sie am nächsten Tage mit dem vorletzten Zuge wieder zurückkehren werde. Alle ihre sie wild durchflutenden Gefühle strömten in dem einem verzweifelten Aufschrei gleichenden Schlußsatz zusammen: „O Baden-Baden! Es war ein Traum!" —

Zur nämlichen Stunde — wer unternimmt es, ein sehnsuchtgequältes, liebendes Menschenherz zu richten? — schrieb auch Gustav.

Es waren flüchtig hingeworfene Vierzeiler, die er beim Lampenschimmer seines einsamen Gemaches für seine neue, ihm strahlend aufgegangene Liebe zu Papier brachte.

Sie trugen die Überschrift „Zwei Perlen" und lauteten folgendermaßen:

Vor meinem Fenster gipfeln Schwarzwaldtannen,
Ernst schauen sie dem Weltbadtreiben zu.
Wie einst will mich die Sehnsucht übermannen
Nach einem süßen Glück — und das bist du!

Von gold'nen Kuppeln bricht durchs Grün ein Glänzen,
So leuchtest du mir durch die Trennungsfrist.
Laß mich dein Bild mit Feuerlilien kränzen,
Die du mir Sehnsucht, Heimat, alles bist!

Die ganze „Schwarzwaldperle" mir zu Füßen
Gäb' ich um einen Druck von deiner Hand,
Um deines warmen Hauchs lebend'ges Grüßen,
Du Perle aller Perlen, die ich fand!

---

## Das blaue Krüglein

Ich sah ein Mägdlein sinnend gehn,
Eh nach der Tag anfing;
Sah's mittags an dem Brunnen stehn,
Wo blau das Krüglein hing.

Und abends war es nach ganz leer,
Kein Tröpflein Wasser drin;
Vom Dorfe einer kam daher
Und füllt's bis abenhin.

Asta von Wegerer



Franz von Roggenbach.

# Franz von Roggenbach

**Ein deutscher Staatsmann aus großer Zeit. Von Prof. Dr. Richard Sternfeld**

Heute abend kam Roggenbach an: frisch, hoffnungsvoll, gehoben. Sein warmes, wohltuendes Wesen war für mich wieder eine große Freude und Erquickung. In dem erfindungsreichen Geiste spann er bereits Gedanken, was aus Frankreich werden sollte, wenn es gelänge, den Kaiser durch Siege zu beseitigen."

So schreibt einen Tag vor der Schlacht bei Wörth Gustav Freytag. Und wenig später in Versailles bemerkt der nachmalige Kaiser Friedrich in seinem Tagebuch: „Roggenbach ist und bleibt der einzig Vernünftige und Zuverlässige unter den anwesenden Staatsmännern."

Welch eine Zukunft schien diesem Manne damals zu winken, und doch hatte er seine großen Tage bereits hinter sich. Kaum fünf Jahre war es ihm beschieden, als Staatsmann zu wirken; zweiundvierzig Jahre hat er gefeiert, und da er nun im zweiundachtzigsten Jahre dahinging, war er der jüngeren Generation schon ein Unbekannter, der älteren ein Name aus großer Zeit, dessen Träger ihr bereits lange aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Auch der letzte der führenden Männer aus den größten Tagen der deutschen Geschichte: der Großherzog von Baden, der gleichalterige Freund Roggenbachs, der einst mit seiner Ernennung zum badischen Minister eine neue Epoche nationaler Politik verkündet hat, ist jetzt dahingegangen.

Franz Freiherr von Roggenbach wurde 1825 zu Mannheim geboren; er erwuchs in der konstitutionellen und liberalen Ära eines Rotteck, Welcker, von Itzstein, die Baden seit

der Julirevolution zum beneidetsten der deutschen „Vaterländer" machte, erlebte aber dann auch die furchtbaren Umwälzungen der Jahre 1848 und 1849, die das oberrheinische Musterländle der völligen Anarchie überantworteten. Der junge Roggenbach, nachdem er in Heidelberg und Berlin Jura studiert hatte, war schon im Alter von dreiundzwanzig Jahren während der Frankfurter Nationalversammlung Sekretär im Reichsministerium des Äußeren geworden. Dort lernte er die Schwächen einer nationalen Politik kennen, der keine realen Machtmittel zu Gebote standen; er trat aber zugleich auch den beiden Landsleuten nahe, die als Unterstaatssekretäre im Reichsministerium Heinrichs von Gagern ihre Blicke und Hoffnungen trotz aller Enttäuschungen fest auf Preußen gerichtet hielten: Karl Mathy und Friedrich Bassermann.

Als dann 1849 die Revolution in Baden ausbrach, mußte Roggenbach mit dem späteren Minister von Meysenbug in Berlin die Hilfe des preußischen Militärs herbeirufen. Damals trat er aus dem Staatsdienst und zog es vor, in London und Paris einen praktischen Einblick in die Politik der Westmächte zu gewinnen. Um diese Zeit aber lernte er auch den Mann kennen, dessen Freundschaft seinem ganzen Leben die Schicksalsprägung geben sollte: den jungen Sohn des Prinzen von Preußen, der damals in Bonn studierte. Im Dezember 1852 schreibt der nachmalige Kaiser Friedrich aus Bonn an seinen Lehrer Professor Curtius über Roggenbach: „ein ganz ausgezeichneter junger Mann, der für seine Jahre wirklich sehr entwickelt ist. Dabei ist er für Preußen geneigt, und möchte ich wohl, daß er in unsere Dienste käme." Damit war eine innige, auf Gleichheit der Temperamente und Gesinnungen begründete Verbindung geknüpft, die nun sechsunddreißig Jahre diese beiden edlen und liebenswürdigen Männer fest aneinanderschließen sollte.

In Baden war in diesem Jahrzehnt von 1850 bis 1860 kein Platz für den jungen Staatsmann, denn es war, als wenn alle patriotischen Aussichten, die hier durch Männer wie Mathy und Bassermann eröffnet waren, durch ein ultramontanes, im österreichischen Fahrwasser segelndes Regiment abgeschnitten seien. Das Ministerium Stengel-Meysenbug wich vor den römischen Tendenzen des Freiburger Erzbischofs Vicari immer weiter zurück, und 1859 war man so weit, daß ein Konkordat mit dem Papste vor dem Abschluß stand. Damals war Roggenbach zurückgekehrt und setzte seine ganze Kraft gegen den klerikalen Triumph ein. Zu dem jungen badischen Fürsten Friedrich hatte er von Jugend auf Beziehungen, da sein Vater, der Oberst von Roggenbach, Militärgouverneur der beiden Söhne des vorigen Großherzogs gewesen war. So gelang es ihm im Bunde mit allen freiheitlichen Kräften des Landes, im April 1860 den Umschwung herbeizuführen. Das Ministerium Lamey brachte den Liberalismus wieder ans Ruder, und im Mai 1861 trat Roggenbach an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten.

Als dann 1863 Karl Mathy die badischen Finanzen übernommen hatte, da fühlte man dankbar überall in Deutschland, daß der Schwiegersohn des neuen preußischen Königs die Mission des badischen Großherzogtums darin erkannt habe, eine Brücke zwischen Nord- und Süddeutschland zu schlagen und den Beruf Preußens zur Einigung Deutschlands mit dem gemäßigten Liberalismus der alten Erbkaiserlichen in Übereinstimmung zu bringen, zugleich aber auch, gegen den oberrheinischen Radikalismus einen festen Damm zu errichten. Schon war die „Neue Ära" in Preußen selbst verblichen, als sie in Baden erst eigentlich begann; während Preußen den deutschen Nationalverein bald als höchst verdächtig ansah, gewährte ihm Roggenbach weitherzige Förderung; während Preußen von der revolutionären Einigung Italiens durch Viktor Emanuel und Cavour nichts wissen wollte, war Baden der erste deutsche Staat, der das neue Königreich Italien offiziell anerkannte. Robert von Mohl wurde badischer Gesandter am Bundestag, Bluntschli wurde nach Heidelberg, Heinrich von Treitschke nach Freiburg, Hermann Baumgarten nach Karlsruhe berufen. Im Ministerium des Inneren wirkte bereits unter Lamey der treffliche Julius Jolly mit Roggenbach und Mathy zusammen für die Ausgestaltung nationaler und liberaler Reformen. Am 1. September 1862 regte Roggenbach die Berufung eines deutschen Zollparlaments an; er beantragte beim Bundestag die Aufhebung der einengenden Bestimmungen gegen Vereine und Zeitungen, er führte die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden in Baden durch;

den ultramontanen Übergriffen im Oberlande setzte er entschiedenen Widerstand entgegen: alles in allem eine Politik, die weithin in Deutschland Aufsehen erregte und dem trefflichen Leiter die lebhaftesten Sympathien, dagegen im österreichisch-partikularistischen Lager gründlichen Haß eintrug.

Berthold Auerbach hat uns in Briefen vom Herbst 1861 und Frühjahr 1862 die liebenswürdige Persönlichkeit Roggenbachs anschaulich geschildert. „O, welch eine Herzenskräftigung ist es, mit solch einem Menschen zu verkehren ... Besonnener Mut, das ist das Grundwesen Roggenbachs, er wird sich nicht verdrängen oder von seiner Bahn abdrängen lassen. Er weiß, was er will, und will, was er erkennt, er vereinigt mit jünglinghaftem Schwung die mannhafte Weisheit, ist frei von allem Krimskrams der vornehmen Großtuerei und hat doch die Haltung einer wahrhaft vornehmen Seele. Als ich seine Hand zum Abschied faßte und er die meine lange hielt, da war mir's, als empfinde ich einen geistig sättigenden, elektrischen Strom. Er hat eine derbe, kräftige Hand mit starkem Knochenbau, und sie ist dabei so zart und lind, und das braune Auge ist so innig und klug. Ich glaube, ich habe das Ideal unseres deutschen Staatsmannes gesehen und darf ihn Freund nennen."

Durch Mitteilungen, die uns Fürst Chlodwig Hohenlohe in seinem Tagebuch macht, sind wir jetzt in der Lage, die politischen Ansichten Roggenbachs zu verfolgen. Im Juli 1861 äußerte er zu Hohenlohe, Preußen dürfe weder Annexionspolitik treiben („das verstünde sich von selbst") noch Unionspolitik. Die deutschen Staaten sollten aufgeben, was sie faktisch nicht besäßen, die Verteidigung Deutschlands und eine auswärtige Politik. Österreich solle seine eigenen Wege gehen, dann würden die Mittelstaaten sich von selbst an Preußen anschließen. Wie sanguinisch, diese Hoffnungen! Waren die Gothaer nicht gescheitert, die ähnliches anstrebten? Hatten nicht soeben die „moralischen Eroberungen" Preußens Schiffbruch gelitten? Aber es gab eine Stelle in Berlin, wo man diesen liberalen Optimismus teilte. Am 18. Januar 1862 hatte Hohenlohe mit dem jungen preußischen Kronprinzen eine Unterredung, in welcher dieser seine Freude über Roggenbachs Tätigkeit aussprach. Offenbar hatte sich die Freundschaft beider



Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen. Jugendbild.

Männer in den zehn Jahren seit jener Bonner Begegnung nicht gelockert, und in dem künftigen Herrscher Preußens war der Wunsch lebendig, den badischen Minister dereinst zu sich in einen bedeutenden Wirkungskreis zu berufen.

Am 26. September 1862 verzeichnet Hohenlohe ein langes Gespräch mit Roggenbach. Dieser meinte, bei der Thronbesteigung des preußischen Kronprinzen werde man einen Mann suchen, dessen Stellung, Bildung und Gesinnung für den Ministerpräsidenten geeignet sei: da wisse er nur Hohenlohe. Als Minister des Äußeren käme Usedom in Betracht. Hohenlohe schreibt dazu, Roggenbach werde dabei wohl, statt an Usedom, eher an sich selbst gedacht haben. Wer konnte es jenen Männern verdenken, wenn sie mit der aufgehenden liberalen Sonne in Preußen rechneten, war doch König Wilhelm I. fünfundsechzig Jahre alt und trug sich, wie man wohl wußte, gerade damals stark mit Abdankungsentschlüssen. Und doch war genau in denselben Tagen schon das Ereignis eingetreten, das allen diesen Plänen ein Ende für immer machen sollte: schon hatte am 22. September jene berühmte Unterredung des Königs mit Bismarck in Babelsberg stattgefunden, und damit war der Mann in die preußische Regierung eingetreten — zugleich als Ministerpräsident und Minister des Äußeren —, der so völlig im Gegen-

satz zu den Ideen des Kronprinzen und seiner süddeutschen Freunde die Politik Preußens lenken sollte. Wenn Hohenlohe von Roggenbach schreibt, sein Programm sei „cavourisch", so werden wir doch sagen, daß der kühne Wagemut und die diplomatische Verschlagenheit eines Cavour dem Talente Roggenbachs fern lagen, während der große Staatsmann, der für Deutschland ein Cavour und mehr als das werden sollte, soeben den Schauplatz betreten hatte.

Interessant, daß schon ein Jahr vorher dem neuen preußischen Könige Bismarcks und Roggenbachs Pläne für die Zukunft Deutschlands gleichzeitig wie zur Auswahl vorgelegen hatten. In Baden-Baden hatte ihm Bismarck, damals Gesandter in Petersburg, im Juli 1861 einen Entwurf überreicht, der seine Vorschläge zu einer Reform der Bundesverfassung enthielt; Ende September in Koblenz empfing er den Befehl, diesen Entwurf auszuarbeiten. In der Zwischenzeit aber war Wilhelm in Ostende mit seinem Schwiegersohn und dessen Minister Roggenbach zu Konferenzen zusammengetroffen, infolgedessen er Roggenbach den Auftrag gab, seine Vorschläge schriftlich darzulegen. Beide Staatsmänner stimmten überein in der „kleindeutschen" Zukunft, in der führenden Stellung Preußens, das als Schutzmacht eines engeren Bundes neben Österreich auftreten sollte, in einer parlamentarischen Vertretung des deutschen Volkes. So nahe standen sich damals die beiden Staatsmänner, die sich so bald bekämpfen sollten. Aber der innere Gegensatz war doch schon vorhanden: Roggenbach dachte nicht an eine kriegerische Entscheidung; der preußische Staatsmann sah schon jetzt, daß Österreich nicht gutwillig aus dem Bunde treten würde, und urteilte geringschätzig über das Mittel der moralischen Eroberungen, das nur von denen angewandt würde, die zu schwach zu tatkräftigen Entschlüssen seien.

Es kamen die Tage des Frankfurter Fürstenkongresses im August 1863, in denen Roggenbach eine tätige und tüchtige Rolle spielte. Der junge Kaiser Franz Josef hatte seine Österreicher mit liberalen Reformen beglückt und gedachte nun, in raschem Ansturm auf die deutschen Fürsten es über den norddeutschen Rivalen, der soeben in die Wege der Reaktion eingelenkt hatte, davonzutragen. König Wilhelm wurde zwar durch die leidenschaftliche Abwehrung Bismarcks von Frankfurt ferngehalten, aber die anderen Häupter der Bundesstaaten waren der Einladung gefolgt, und ein großer Teil war geneigt, den Anregungen zu folgen, die auf eine österreichische Hegemonie hinarbeiteten. Da war es der Großherzog von Baden, der durch seinen Einspruch die Überrumpelung der Bundesfürsten mannhaft verhinderte.

Wir haben über den Frankfurter Fürstentag die ausführlichen Berichte des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha in seinen Erinnerungen. Sie äußern sich nicht gerade freundlich über Roggenbachs Tätigkeit. Doch müssen wir in Betracht ziehen, daß der Koburger es damals dem Großherzog von Baden in liberaler Betätigung zuvorzutun versuchte. Er war der Held des populären Freisinns der Schützen- und Turnfeste. Obwohl Preußenfreund, hatte er damals mit Österreich angeknüpft und suchte zu vermitteln, während Baden sich schroff ablehnend verhielt. So wird man seinen Spott über Roggenbachs schnellfertige Exposés einer gewissen Rivalität zuschreiben, um so mehr als ein brieflicher Bericht des badischen Vertreters Jolly gerade die Auslassungen des Koburgers vollkommen „verworren" findet. Es ist wohl kein Zweifel, daß Roggenbach in Verbindung mit Mathy und Jolly seinen großherzoglichen Herrn in seiner isolierten Stellung gegenüber den österreichischen Forderungen wacker gestützt hat.

Das war der Höhepunkt der politischen Laufbahn Roggenbachs. Was er für Preußen getan hatte, fand keinen Dank bei dem großen Minister Wilhelms I. Schon vom 1. Dezember 1863 haben wir eine Eingabe Bismarcks an den König, in der er sich abfällig über Roggenbach äußert, weil dieser, wie auch andere Gegner des Budgetstreites mit dem Landtag, einen warnenden Brief an Wilhelm geschrieben, worin Bismarck das Bestreben jener Männer erblickte, ihn aus dem Sattel zu heben. Und dazu kam nun sofort die Katastrophe in Dänemark.

Am 15. November 1863 war der dänische König Friedrich VII. gestorben. Ganz Deutschland trat für die Befreiung Schleswig-Holsteins von dänischem Joch und für die Regierung ihres angestammten Fürsten Friedrich von Augustenburg ein. Im November noch kam dieser nach Berlin, und König Wilhelm drückte ihm seine Sympathie aus. Roggenbach aber sprach Dezember 1863

in der Zweiten Badischen Kammer aus, was den Deutschen damals das Herz bewegte: „An der schleswig-holsteinischen Frage hat sich unser Volk politisch erzogen. Es war die erste, an welcher die Nation, nach einem langen Zustand der Gleichgültigkeit, sich wieder beteiligt hat mit ihrer Einsicht, ihrem Gewissen. Diese Frage muß zu einem glücklichen Ende geführt werden, das deutsche Volk müßte sonst den Glauben an sich selbst verlieren." Es gehört nicht hierher, auseinanderzusetzen, wie die Ansprüche des Augustenburgers, obwohl sie getragen wurden von der Zustimmung des deutschen Volkes und seiner Fürsten, zerschellten an dem einsamen Fels, der ihnen trotzte: an dem Willen Bismarcks. Aber soviel steht fest, daß Roggenbach, je mehr die badische Politik in das Augustenburgische Fahrwasser lenkte, desto weiter von dem preußischen Minister sich entfernte. So nahe sie sich standen in ihren Plänen hinsichtlich der Vormacht Preußens, des Ausschlusses Österreichs, der Nationalvertretung des deutschen Volkes, so stark wurden sie abgestoßen durch die reaktionäre Politik Bismarcks in Preußen, die im Sommer 1863 zu den berüchtigten „Preßordonnanzen" geführt hatte, und jetzt durch den Widerstand, den Bismarck, vielleicht schon in der Absicht, Schleswig-Holstein für Preußen zu gewinnen, der Augustenburgischen Prätendentschaft entgegensetzte. Die uns heute so überaus genial erscheinende, verschlungene und gefährliche Politik Bismarcks in den Jahren 1864 und 1865 wurde damals von niemand verstanden; selbst Männer, die gute Preußen und keineswegs Freunde der Augustenburgischen Festsetzung in den Herzogtümern waren, wie Gustav Freytag, wurden an Preußens Politik irre.

Dadurch wurde auch Roggenbachs Stellung in Baden schwierig. Noch immer hielt er an Preußen fest, aber bei der Fortdauer des inneren preußischen Konfliktes und nach dem Gasteiner Vertrag im August 1865, der Schleswig-Holstein in zwei Teile unter österreichischem und preußischem Kondominat zerriß, war es ihm kaum möglich, gegenüber der Entrüstung der liberalen badischen Kammermajorität seine Stellung zu wahren. Dazu kam in Baden selbst die Opposition des Klerus gegen die Kirchenpolitik Roggenbachs. So erfolgte denn Ende September 1865 der Rücktritt des kräftigen Mannes,


Großherzog Friedrich von Baden mit Gemahlin. Jugendbild aus dem Anfang der sechziger Jahre.

der nur etwas über vier Jahre Minister gewesen war.

Über den geheimen Grund des Ausscheidens haben wir eine Nachricht in dem Briefe, den Heinrich von Treitschke am 1. Oktober 1865 nach einer Unterredung mit Roggenbach an Freytag schreibt: „Roggenbachs Abgang hat einen leicht zu erratenden Grund, den er mir selbst gestand. Er begreift die Unmöglichkeit einer vernünftigen auswärtigen Politik in einem Kleinstaat und will sich aufsparen für eine bessere Zeit und ein größeres Wirken. Sein Verhältnis zum Großherzog bleibt unverändert." Doch fügt Treitschke hinzu: „Ich fürchte sehr den schlechten Eindruck, den Roggenbachs Abgang auswärts hervorrufen wird." Für Baden war sein Scheiden verhängnisvoll, denn nicht einmal Mathy, geschweige denn Lamey konnten verhindern, daß der Staat, welcher in Süddeutschland so lange Preußen gefördert hatte, unter dem Ministerium Edelheim zu Österreich hielt, als nun 1866 Deutschlands Zukunft sich entschied. „Roggenbachs Rücktritt war doch ein verhängnisvoller Fehler", klagt Treitschke damals, aber wir hören von ihm im selben

Briefe (12. Juni 1866), daß Roggenbach „jetzt wieder durch und durch Preuße" sei.

Aus den Tagebüchern Th. von Bernhardis können wir über Roggenbachs Verhalten kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 näheres erfahren, wenngleich den einzelnen Notizen gegenüber große Vorsicht geboten ist. Am 27. April trifft Bernhardi in Berlin den badischen Staatsmann im Vorzimmer Bismarcks: er hört, daß Roggenbach für Bismarcks Politik gewonnen, auch dem Kronprinzen gegenüber dafür und selbst für Annexionen eingetreten sei und durch seine Überredung die Königin Augusta bewogen habe, sich aus Berlin nach Koblenz zu entfernen; Bernhardi reist zu Bennigsen und erwähnt Roggenbachs Zustimmung zu Bismarcks Absichten, was auf den liberalen Führer in Hannover einen tiefen Eindruck macht. Allgemein ist die Ansicht, daß es eine große Kräftigung für Bismarcks einsame Stellung sein würde, wenn Roggenbach sich öffentlich zu ihm bekenne. Aber der süddeutsche Politiker scheut doch davor zurück, er dementiert sogar eine dahingehende Zeitungsnachricht, um bei den Liberalen nicht als Abtrünniger zu gelten.

Als dann die Entscheidung in Böhmen gefallen war, ist Roggenbach ins Hauptquartier gegangen, um für Baden zu verhandeln. Er hat es nicht verhindern können, daß in den Friedensverträgen der Schwiegersohn des siegreichen Königs ebenso, ja vielleicht noch härter als seine süddeutschen, gegen Preußen verbündeten Mitfürsten behandelt wurde. Bismarck aber erwähnt in seinen „Gedanken und Erinnerungen" recht unfreundlich den badischen Unterhändler Roggenbach, der — ob im Auftrage seines Großherzogs, läßt Bismarck dahingestellt — es versucht habe, eine Gebietsabtretung Bayerns zugunsten eines badischen Ländererwerbs durchzusetzen, was der preußische Staatsmann „a limine" ablehnte: „daß ein im Roggenbachschen Sinne verstümmeltes Bayern seine Revanche gegen uns im Anschlusse an Österreich gesucht haben würde, war wahrscheinlich."

Damit beginnt nun jene für Baden besonders bedrückende Episode zwischen 1866 und 1870. Die neuere Darstellung von Ottokar Lorenz: „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches" ist ja ein einziges Klagelied darüber, daß Bismarck das treue, um Preußen wohlverdiente Baden so schlecht, dagegen das feindliche, der deutschen Einigung höchlich widerstrebende Bayern stets so behutsam und schonend behandelt habe. Und doch, wie staatsmännisch war diese Politik! Ein unvorsichtiger Druck auf Bayern hätte es Österreich und Frankreich in die Arme getrieben; und anderseits eine liebevolle Bevorzugung Badens und seine vorzeitige Aufnahme in den Norddeutschen Bund hätte Napoleon III. einen Kriegsvorwand geboten.

Freilich, schmerzlich war es für die braven Männer, die Badens Politik leiteten, daß Preußen sie so unfreundlich behandelte. Karl Mathy, 1866 wieder in das Ministerium eingetreten, erhielt auf einen Brief, den er über den Eintritt Badens an Bismarck schrieb, gar keine Antwort; der edle süddeutsche Patriot schied 1868 dahin, ohne die Klärung der wirren politischen Verhältnisse erlebt zu haben. Roggenbach aber, obwohl 1866 und jetzt wieder nach Mathys Tode von allen Seiten als die geeignetste Persönlichkeit zur Leitung der badischen Politik und zur Wiederherstellung der abgebrochenen Mainbrücke bezeichnet, hatte die bestimmte Erklärung abgegeben, in Süddeutschland unter solchen Verhältnissen kein Amt anzunehmen. Er lebte meistens in Berlin, nahm auch am Zollparlament teil, gab sich aber einer höchst pessimistischen Stimmung hin. Der Großherzog schreibt 1868 darüber an den Staatsrat Gelzer: „Roggenbach gilt das 1866 Unternommene geradezu für verloren und zudem für nicht erhaltenswert. Er beklagt Bismarcks Entfernung von den Geschäften und entwirft Schilderungen von dem inneren Zustand der Geschäfte, die geradezu trostlos sind." Dazu kam Ende Februar 1870 im Parlament der Antrag Laskers auf engere Verbindung Badens mit dem Norddeutschen Bund, der von Bismarck leidenschaftlich bekämpft wurde. Das war in denselben Tagen, wo Fürst Hohenlohe in Bayern trotz der Unterstützung König Ludwigs II. dem partikularistisch-ultramontanen Ansturm weichen mußte. Man sieht, daß bei dieser Stagnation und Verwirrung der inneren deutschen Verhältnisse der Krieg gegen Frankreich wie eine Erlösung wirken mußte.

Wie froh begeistert dann Roggenbach in das Lager seines hohen Freundes, der die süddeutschen Truppen zu den ersten Siegen nach Frankreich führte, geeilt war, läßt jene

anfangs erwähnte Notiz Freytags erkennen. Schon am 1. August hatte der Kronprinz geschrieben, er hoffe, daß Roggenbach kommen werde; am Abend der Wörther Schlacht: „Eine Unterredung mit Roggenbach gewährte mir willkommene Zerstreuung nach allen gewaltigen Eindrücken dieses Tages." Bereits in diesen Stunden hat es sich bei ihren Gesprächen um die zukünftige Gestaltung Deutschlands gehandelt; doch waren die Freunde nicht ganz einig. Roggenbach, der seine Vorschläge ganz kurz in Paragraphen aufschreiben sollte, war dem Kronprinzen nicht präzis genug, er scheint mehr von einer nach erfolgreichem Frieden anzubahnenden Vereinbarung der deutschen Fürsten gehalten zu haben, während der Sieger von Wörth sofort das Eisen der deutschen Kabinette schmieden und der Nation etwas Ganzes und Greifbares schenken wollte.

Die Denkschrift über die zukünftige Reichsverfassung, welche der Kronprinz dann in den nächsten Tagen entwarf und an Bismarck abschickte,* hat freilich von dem Gedanken, der ihn damals schon ganz erfüllte — es war die Kaiseridee —, noch nichts verraten. Wie weit Roggenbachs Ansichten dabei verwertet sind, läßt sich nicht erkennen.


Karl Mathy.

Wenn auch später der Hauptunterschied der Ansichten des Kronprinzen und des Bundeskanzlers darin bestand, daß Bismarck den Gedanken weit von sich wies, auf Bayern und Württemberg einen Druck auszuüben, während der Kronprinz einen Zwang der beiden Kabinette für gerechtfertigt hielt, so scheint es doch, als wenn Roggenbach hier mehr auf seiten des preußischen Staatsmanes stand, der mit seiner ungeheuren Tatkraft eine so schonende Behutsamkeit zu vereinigen wußte, wo es not tat. Anderseits hat Roggenbach sich aufs schärfste gegen die bayerischen Sonderansprüche gewandt, als diese in Versailles Ende Oktober in aller Schroffheit sich dem vollen Eintritt Bayerns in einen deutschen Staatenbund entgegensetzten. Damals war es, daß der Kronprinz Roggenbach als den einzig Vernünftigen und Zuverlässigen unter den anwesenden Staatsmännern bezeichnete; woraus zu schließen, daß Roggenbach sich den Ansichten des Kronprinzen über eine straffere Zentralisation der neuen Bundesverfassung genähert hatte.

Als dann endlich die Zustimmung König Ludwigs II. erlangt war, nun aber in Berlin aus den Kreisen der Reichstagsabgeordneten sich eine Opposition gegen die Zugeständnisse an Bayern erhob, da bediente sich Bismarck der Popularität Roggenbachs bei den Liberalen, um jene Bedenken zu beschwichtigen. Er sandte ihn am 3. Dezember nach Berlin, und hier gelang es ihm im Verein mit dem klugen Rudolf Delbrück, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, so daß am 9. Dezember die Verträge mit den süddeutschen Staaten vom Reichstage genehmigt wurden.

Noch einmal schien dem Verdienste Roggenbachs ein hoher Beruf zu winken. „Da es keine Reichsminister geben wird, wofür ich Roggenbach empfohlen hätte, sähe ich ihn gern im Elsaß verwendet, wo er gründlich Bescheid weiß," so schrieb der Kronprinz vier Tage nach der Kaiserkrönung, aber am 6. März vermerkte er: „ich suchte Bismarck für Roggenbach als Statthalter des Elsaß zu gewinnen, fiel aber ganz damit durch." Kein

* Gedruckt (datiert: 14. August 1870 aus Blâmont in Lothringen) bei Schuster, Briefe, Reden, Erlasse Kaiser Friedrichs. 2. Auflage. Berlin 1907. S. 199.



Julius Jolly.

Zweifel, daß es für den süddeutschen Staatsmann, der nun endlich ein großes Feld seiner Tätigkeit sah, ein sehnlicher Wunsch gewesen wäre, seine Kräfte dem wiedergewonnenen „Reichslande" zu weihen. Und wer weiß, ob eine Statthalterschaft Roggenbachs nicht bessere Erfolge in der Versöhnung der Elsaß-Lothringer mit dem Deutschen Reiche gehabt hätte, als sie Möller und Manteuffel beschieden waren? So mußte sich Roggenbach, der Oktober 1871 in Straßburg weilte, damit begnügen, die neue Universität zu organisieren und würdige Lehrkräfte heranzuziehen; mit der ihm eigenen Freudigkeit unterzog er sich erfolgreich dieser schönen Aufgabe.

Und damit stehen wir eigentlich am Ende der staatsmännischen Tätigkeit Roggenbachs. Daß er sich als Abgeordneter bei der Gründung einer neuen Partei im Parlamente, der Deutschen Reichspartei, beteiligte, wäre weiter zu erwähnen. Aber bestimmend oder gar schöpferisch auf die weitere Gestaltung der inneren und äußeren Politik einzuwirken, war ihm nicht beschieden. Bald zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Er war eben der Mann des Kronprinzen: beide warteten auf eine Zeit, in der sie sich frei betätigen, ihre Schwingen erproben konnten, und mußten doch endlich erlahmen, da diese Zeit immer nicht kommen wollte. Wir wissen heute, daß jene schöne Ansprache an sein Volk, mit der der todkranke Kaiser Friedrich 1888 die Regierung antrat, schon einige Jahre vorher von den intimen Freunden, wie Roggenbach, Geffcken, mit dem Kronprinzen vereinbart war. Roggenbach wurde auch im Winter 1887 nach San Remo berufen, und noch einmal konnte sich der unglückliche Fürst an dem anregenden Wesen des alten Freundes erfreuen.

Und noch über den Tod Friedrichs hinaus hatte Roggenbach seine Treue zu büßen. Als im Herbst 1888 das Tagebuch des Kronprinzen erschienen und Bismarck dadurch in den heftigsten Zorn geraten war, kam neben Geffcken auch Roggenbach in den Verdacht, diese Aufzeichnungen beeinflußt und nun veröffentlicht zu haben. In dem Schlosse Wiesenburg, das dem alten Staatsmanne gehörte, wurde Haussuchung gehalten; Bismarck aber, der große Hasser, faßte seinem „Büschlein" gegenüber den ganzen Ingrimm, den er wider Roggenbach hegte, in dem Ausdruck zusammen: he was a fool always. —

Ein Gesamturteil über Roggenbach, soweit man es schon jetzt abzugeben vermag, wird an einem Vergleich mit Bismarck nicht vorbeigehen können. Wollte man sich verwundern, daß die beiden Männer, die doch am letzten Ende dasselbe erstrebten — die Begründung eines engeren deutschen Bundes unter Preußens Führung —, sich nicht angezogen, sondern abgestoßen haben, so würde man die realen Faktoren des politischen Lebens ganz verkennen. Nicht die Ziele, sondern die Mittel und Wege geben den Ausschlag. Das Ziel haben viele und viele der Besten des deutschen Volkes gesehen und erfehnt; aber es ist das Zeichen des genialen Menschen, daß er an das Ziel eben auf seine eigene Weise gelangt, also ganz anders, als alle anderen, auch die tüchtigsten Talente es zu erreichen gedachten. Der geniale Mensch ist aber auch der festen Überzeugung, daß sein Weg der allein richtige sei, sonst könnte er ja gar nicht unbeirrt, gegen den Widerstand aller anderen diesen Weg verfolgen; er sieht alle diejenigen, die andere Wege zum gleichen Ziele gehen wollen, als Gegner an, die ihm in seinem Wege stehen. So wird man das Verhältnis Bismarcks zu Roggenbach fassen müssen; die billige Erklärung, daß der große Staatsmann den badischen Politiker als Freund des Kronprinzen, der

ihm hätte gefährlich werden können, gehaßt oder gefürchtet habe, bleibt unter der vollen Höhe des Verständnisses zurück. Gewiß hat Bismarck die Berater des künftigen preußischen Königs, die an den Höfen von Karlsruhe und Koburg ihre Stützen fanden, mit gründlicher Abneigung betrachtet, aber nicht aus Eifersucht und Herrschsucht, sondern als der große Realist, der die verderblichen und unfruchtbaren politischen Ideologen zu mißachten und unschädlich zu machen sich genötigt fühlte. Und in der Tat — welch ein Gegensatz schon in den Temperamenten: hier der sanguinische Rheinländer Roggenbach, dort der cholerische Niedersachse Bismarck, jener immer optimistisch und hoffnungsvoll das Wünschenswerte erstrebend, dieser nüchtern und resigniert das Ergreifbare und Notwendige durchführend. Es war ein tragisches Geschick, das den süddeutschen Patrioten verhinderte, in einem weiten Wirkungskreise alle seine Fähigkeiten zu entfalten; aber es wird erlaubt sein, daran zu zweifeln, ob es dem badischen Liberalen möglich gewesen wäre, als Minister des Sohnes Wilhelms I. die konservativen Kräfte Preußens in seinen Dienst zu bannen, geschweige denn die ungeheuren Entschlüsse zu fassen, die in der Wirrnis tausendfach widerstrebender Richtungen das Deutsche Reich zu gründen vermochten.

## Herbst

### I

Kartoffelfeuerrauch kriecht über Stappeln,
Ein letztes Blümlein zögert an dem Weg;
Am Gartentor verwehen Sonnenfäden,
Im Dunst zerrinnt das Bächlein unterm Steg.

Dies ist der Herbst. Mit seiner letzten Habe
Hat er weinrot und gelb den Tag bekränzt;
Und wo der blaue Rauch vorm Berge zeltet,
Vergilbtes Flimmern feiermüde glänzt.

Und unten in dem Dunst, nicht nah, nicht ferne,
Ein Spittelweiblein kommt und höckert nach
Ein Lästlein Holz nach Haus, sich dran zu wärmen.
Und wie sie kommt, denk' ich: du kennst sie doch?

### II

Da pocht es an die Scheibe leis
Zur dunkelnächt'gen Stund.
Da klinke ich das Fenster auf
Und höre einen Mund.

Da steht der Baum dürr-nackt und weist
Auf seine kahle Hand.
Sein Arm tappt auf die Fensterbank:
Ich habe kein Gewand.

Da huscht herein ein flüchtig Blatt,
Streift modrig mein Gesicht;
Scharf hascht dahinter her ein Wind ...
Es schrickt und stirbt mein Licht!

Fritz Philippi

# Friedrich der Gute

## Auf den Tod des Großherzogs Friedrich I. von Baden

Ein Gedenkblatt von Albert Geiger

❁ ❁

Aus silberblauen Schleiern lacht der Herbsttag.
Die Sonne, eh' sie winterkalt sich trübt,
Streut einmal noch ihr Gold mit vollen Händen.
Und Wald auch streuen aus die alten Bäume,
Die patriarchengleich ein Schloß behüten,
Das still und schön die weißen Mauern sonnt
Und See und Alpen weithin leuchtend grüßt.
Sanft wehte hoch und stolz vom Turm die Fahne,
Die Badens helle, frohe Farben zeigt.
Nun sank sie trauernd, florumhüllt herab.
Denn dieses Schlosses Herr ist — tot.

O trauert um ihn! Milder goldner Herbsttag.
Ihr Bäume, die ihr flüsternd euer Laub
Der schlummermüden Erde gebt. Ihr Vögel,
Die ihr noch in den Zweigen säumt. Natur,
Die hier zu seiner Freude ihren Reichtum
Verschwendete. Du weiter blauer See.
Fruchtbäume ihr, die sich im Wasser spiegeln
Mit vollen Zweigen. Weiße Alpenfirnen,
Die ihr der Mantelsaum der Ewigkeit.
O trauert um ihn, der euch allen glich!

Sein Herz war rein und gut wie eines Vogels.
Sein Antlitz so durchsonnt wie dieser Herbsttag,
Von einer Wärme, die sich freut des Wohltuns.
Sein Leben früchteschwer wie je ein Baum,
Den sinnend des Erhab'nen Hand gepflanzt.
Sein Auge klar wie du, klarblauer See.
Euch Alpenfirnen gleich sein schneeig Haupt,
Das hoch sich ob dem niedern Tag erhob.
Er war ein Stück der schaffenden Natur,
Das sie aus ihrem reichen Herzen nahm,
Zu bilden einen Menschen, einen Fürsten,
In dem sich beides hielt so gleich die Wage,
Daß er ein Vorbild reinster Harmonie.

Großherzog Friedrich I. von Baden, geb. am 9. September 1826, gest. am 28. September 1907.
(Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Suck in Karlsruhe.)



Wie brach durch schwere Wetter doch sein Frühling
So segnend auf ein sturmzerrißnes Land!
Wie sproßte auf die Saat, die er gesät!
Dem Landmann gleich umging er seine Felder,
Mit stiller, liebevoller Sorge pflegend.
Frei sollte sich des Landes Wachstum regen,
Und Freude sollte jede Hand regieren,
Dem Höchsten gleichzutun in edlem Fleiß.
Es war kein Herrschen, und es war kein Dienen.
Wetteifer weckte sein beredtes Aug',
Das leuchtend sprach: „Seid alle mir willkommen,
Die mit mir raten, mit mir taten wollen."

Und nun erst ward ein Ganzes aus dem Land.
Ein Einiges. Ein Volles. Ungeschwächtes.
Die Teile, die einst Willkür hingeschüttet,
Wahllos, sie fanden nun sich erst zusammen
In seiner starken Hand. Der gleiche Herzschlag
Ging von des einen Herz in alle Herzen.
Der gleiche Wille strömte seine Kraft
In jeden Einzel-Willen, Kräfte schaffend.
Derselbe segnend tätige Gedanke
Ward Fürst und Volk ein herrliches Gemeingut.
Der Bauer pflanzte freudig seine Scholle,
Verbessernd eifrig seine Tätigkeit.
Der Städte Wachstum sprengte rasch ihr Rund
Und trug der Gassen rührig brausend Leben
Weit über das gewohnte enge Weichbild.
Der Arbeit Hammer und der Wissenschaft
Niemüde Feder stritten edlen Wettstreit.
Die Speicher dehnten sich von Kaufmanns Fleiß.
Des Dampfes rasche Dienerin erschloß
Entleg'ne Täler fröhlichem Verkehr.
Des Rheines Flut trug Schiff auf Schiff herzu.
Und über alles warf den Zauberschleier
Die hohe Bildnerin, die edle Kunst,
Und schuf in Wort und Bild, in Erz und Stein
Mit Wunderkraft, was ihr ein Wunder zeigte.

Mit stillem Glück sahst du all dies gedeihn.
Und wer da schuf, in welcher Tätigkeit
Auch immer, war beglückt von deinem Glück.
So ging ein Wechselstrom von Fürst zu Volk,
Gleich stark in guten wie in bösen Tagen.
Nicht unnahbar, nein, freundlich jedem nahe,
Mit aufgetanem Sinn für jedes Wort,
Fröhlich verdankend jede rechte Tat,

So warst die milde, reine Flamme du,
An der sich jeder Edelsinn entzündet.

Und wie so selbstlos deine Seele war!
Das Deutsche Reich, der neue deutsche Kaiser,
Von dir zuerst begrüßt, sie danken dir
Die Güte eines seltnen Opfermuts,
Der willig gab, wo andre zögernd säumten.
Du warst auch hier nur deinem Selbst getreu:
Das, was dir einst dein Land gestalten half,
Das strenge Fühlen der Gemeinsamkeit,
Das nicht an Kleinem klebt, nein, an das Ganze
Und seinen Ausbau, seine Größe denkt,
Das gab dir Ruh' und Kraft, dich still zu fügen
Und nur des Reiches Glied zu sein fortan.

So stehst du, Fürst, den nicht der Tod bezwang,
Aufrecht, ein Denkmal, das du selbst errichtet,
Und das nicht Erz noch Stein bedarf. Ein Herrscher,
Der so zu feiner Kunst sein Amt gestaltet,
Daß er als Fürst doch Mensch mit Menschen blieb.
Friedrich der Gute! Stolz're Siege gibt's,
Als dieser Name sagt. Doch schön're nicht.
Friedrich der Gute!

⊛ ⊛ ⊛

Dumpfernst ein Trommelklang. Die Fahnen sinken.
Ein Trauermarsch. Verhülltes Schluchzen rings.
Nun ziehst du heim in deine Vaterstadt
Vom Inselschloß. Schon nimmt dich auf das Schiff,
Das dich zum letztenmal seeüber trägt.
Die Liebe gibt dir das Geleit. Am Steuer
Steht vollen Herzens still die Dankbarkeit.
Und ferne harrt ein trauerstummes Volk,
Die letzte Ehre tränend dir zu spenden.
Doch weiß ich wohl, und alle wissen das:
Den Leib wird man bestatten. Nicht den Geist.
Der geht mit seinem Leuchten durch das Land.
Der wacht mit guten Augen ob der Stadt.
Der lächelt Segen jeder echten Tat.
Der letzte Stein, er wird von dir noch reden.

Zieh ein, o Fürst, zur Unvergänglichkeit.





# Dramatische Rundschau

## Von Dr. Friedrich Düsel

Allerlei Propheten und Theoretiker des „neuen Dramas“ – Die geplante Nationalbühne für die deutsche Jugend – Alte und neue Landschaftsbühnen – Paul Ernst: „Der Weg zur Form“ – „Meroë“ von Wilh. v. Scholz – „Der Kronprinz“ von Herm. Anders Krüger – Von den Berliner Theatern – Neue Schriften über Drama u. Theater



Für unser Drama und unser Theater ist einmal wieder eine jener Perioden hereingebrochen, die man in der Religionsgeschichte „messianische Zeiten“ nennt. Wohin man blickt und horcht: Hoffnungen, Erwartungen, Prophezeiungen — überall die Sehnsucht nach einem Zukünftigen, von der Not der Gegenwart Erlösenden, nirgends ein Fassen und Halten dessen, was der Augenblick gewährt, geschweige denn ein befriedigtes Aufgehen in seine Wirklichkeiten. Es geht ja am Ende auf allen unseren Lebensgebieten so: die Leidenschaft, Fragen zu stellen, nach Neuem zu suchen, Wechsel auf den kommenden Tag zu ziehen, ist in unserer Philosophie nicht geringer als in der Dichtung, in der bildenden Kunst kaum weniger heiß als in der neuen religiösen Bewegung, die von den Gemütern unserer Generation Besitz ergriffen hat. Doch liegt es wohl im Wesen des Dramas und erst recht seines Betätigungsfeldes, des Theaters, dieses Pathos der Zeit für sich am heftigsten und markantesten zum Ausdruck zu bringen. Unwillkürlich, scheint es, müssen sich auch die dramatischen Theoretiker und Theaterreformer, die jetzt in Scharen ihr tumultuarisches Wesen treiben, etwas von der Resonanzkraft zu verschaffen suchen, die auf der Bühne heimisch ist, und so hallt es denn an allen Ecken und Enden wider von dem Ruf: Macht auf das Tor, der „Messias des Theaters“ steht vor der Schwelle! Merket aber wohl auf und sorget wie die klugen Jungfrauen in der Bibel, daß ihr Öl auf den Lampen habt, wenn er seinen Einzug hält! Dieses Öl, selbstverständlich, fließt immer nur gerade aus den Kannen dessen, der just das Wort hat; alle anderen verzapfen nichts als elendes Wasser. Und so gibt es denn ein wildes, wüstes Durcheinander von Stimmen: hier wird die hohe Stilkunst, dort die schlichte Natürlichkeitskunst, hier die Illusionsbühne, die vollkommene Vortäuschung der Wirklichkeit, dort womöglich unbedingte Rückkehr zur primitiven Shakespearebühne, hier die absolute Herrschaft des Regisseurs, dort die Selbstherrlichkeit des genialen Schauspielers als das alleinseligmachende Evangelium gepriesen, und unter den Schreiern ist keiner, der nicht so täte, als stünden die dramatischen Werke und die Schauspieler schon bereit, diese messianischen Ideale zu verwirklichen, sobald nur erst die Bühne der Zukunft, d. h. die Bühne, die er im Sinn hat, aufgeschlagen wäre. Einen Schalk wie Otto Julius Bierbaum hat dies Liebäugeln unserer Theaterreformer mit der Zukunft neulich zu der hübschen Bemerkung veranlaßt: „Sie lassen sich prächtige neue Flaschen schleifen, wissen aber noch nicht, was sie hineintun. Hoffen indessen, das Publikum werde, entzückt von den glänzenden neuen Gefäßen, am Ende auch gefärbtes Wasser für Wein nehmen. Das Publikum will sich aber nicht bloß mit den Augen berauschen.“

Nein, in der Tat: gibt es etwas in unserem Theaterwesen, das uns hoffnungsfroh machen könnte, so ist es die Tatsache, daß die Spekulation auf die bloße sinnliche Schaulust, wie sie in mißverstehender Nachahmung der Reinhardtschen Regiekunst hier und da plötzlich ins Kraut schoß, schon jetzt ein gründliches Fiasko erlitten hat. Mit noch so üppigen Augen- und Ohrenschmäusen läßt sich der deutsche Theaterfreund nicht abspeisen: heute erst recht will er in der schönen Form die schöne Seele und einen Inhalt von erhöhtem Ernst und vertiefter Bedeutung. Keine Zeit je vorher hat auf dem Theater den bloßen Zeitvertreib und das oberflächliche Pläsier so unerbittlich von ernster, erhebender und bereichernder dramatischer Kunst geschieden wie die unserige. Diese Erkenntnis ist einer der wenigen Punkte, in denen sich heute selbst die sonst so scharf getrennten Generationen der Alten und der Jungen zusammenfinden. Wie man sich auch

zu den einzelnen Werken der modernen Bühnenliteratur stellen möge — so hat erst letzthin Karl von Perfall, gewiß kein „Moderner", in einem wissenschaftlichen Vortrage in Köln ausgeführt —, den erhöhten Ernst ihres Inhalts und die Vertiefung der Charakterzeichnung, übertragen auch auf das moderne bürgerliche Drama, könne niemand mehr verkennen. Die ehedem bewunderten französischen Stücke seien in ihrer leeren Phrasenhaftigkeit dem heutigen Geschlecht kaum mehr genießbar, und an künstlerischem Wert überrage die deutsche Dramatik von heute die französische um ein beträchtliches.

Freilich, wenn man nun weiter nach dem Wege fragen wollte, den das moderne Drama zu gehen habe, so würde es an schroffen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Alten und den Jungen nicht fehlen — auch dann nicht, wenn wir unter jenen nur noch die mittlere Generation verstehen, als deren Senior und Wortführer etwa Wildenbruch gelten könnte. Auch er verkennt gewiß nicht, daß sich das heutige Drama dadurch von dem gestrigen am deutlichsten unterscheidet, daß es versucht, das Individuum wieder siegen zu lassen, wie auch er zweifellos seine Freude hat an dem wiedererwachten Kultus der Persönlichkeit und an der Verherrlichung des Tatenmenschen, der sich, grundverschieden von dem passiven „Helden" des naturalistischen Milieudramas, siegend oder unterliegend gegen die Allgemeinheit aufbäumt. Aber mit dieser Wiedergeburt des Heroischen, verschmolzen mit dem National-Volkstümlichen auf der Bühne, ist sein dramatisches Zukunftsideal eigentlich auch erschöpft. Sein leidenschaftlichstes Streben ist darauf gerichtet, nun, da der brutale Naturalismus glücklich überwunden, seine extreme Rückwirkung, den „ruhebedürftigen, seelenaufweichenden, sauertöpfischen Mystizismus", abzuwehren. Nichts macht ihm so viel Sorge wie die Furcht, die Menschen, die vom Rohen und Häßlichen nichts mehr wissen wollten, möchten sich jetzt vom Erschütternden überhaupt abwenden — „und wenn dies eintritt, dann ist es mit der großen Dramatik aus, dann erleben wir womöglich eine Rückkehr zu jener (französelnden) Scheindramatik, die schlimmer als alles, schlimmer sogar als der brüllendste Naturalismus war". Die Dichtung, die aus dem Mystizismus herkommt, heißt es weiter in einer für Wildenbruch ungemein aufschlußreichen kleinen Schrift „Das deutsche Drama, seine Entwickelung und sein gegenwärtiger Stand" (Heft 6 der von Herm. Gräf herausgegebenen „Beiträge zur Literatur geschichte": Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik), diese Dichtung ist gemachte Poesie, ist „wie ein Garten, in dem statt natürlicher Blumen nachgemachte an Stöcken angebunden sind, Papierblumen, mit Anilin gefärbt und mit Parfüm besprengt. Darum ist der Mystizismus, der zu allen Zeiten das Merkmal altersschwach gewordener Seelen gewesen ist, der Todfeind aller großen Dramatik. Denn die Seele des Dramas ist Handlung und Tat, die Seele des Mystizismus dagegen ein Brei, in dem alles wie in einer Narkose untergeht, die sogenannte Stimmung ... Man beurteilt den Wert der dramatischen Dichtung nicht mehr nach dem, wonach er zu beurteilen ist, nämlich nach dem Maß von Seelenkraft, das sich darin offenbart, sondern lediglich nach dem sogenannten Stimmungsgehalt, der aus dem Werke spricht." Eine ganze Stufenleiter von künstlich gemachten Ausdrücken habe man sich ersonnen, um die Vorzüge dieser raffinierten, unwahren Dramatik zu bezeichnen: man lispelt und flüstert von „intimen Wirkungen", von „esoterischen", und fühlt nicht, daß man die männliche Kunst der Dramatik durch dieses hysterische Gebaren zu einer weibischen macht. Diesem gefährlichen Krankheitszustande erfolgreich entgegenzuwirken, gibt es nach Wildenbruchs Überzeugung nur ein Mittel: durch Vorführung großer Menschenschicksale die Menschen immer wieder über Not und Last des Alltags hinwegzuheben, im Zusammenhang zu bleiben mit den tiefsten Instinkten des deutschen Volkes und aus diesem Zusammenhang es wieder und immer wieder auf die Quellen seines Lebens und seiner Kraft hinzuweisen.

Diese nationalerzieherischen Tendenzen des vaterländischen Dramatikers, dessen goldechte Willensehrlichkeit durch die einst so beliebte Verdächtigung als „Hohenzollerndichter" auch nicht mit einem Hauch hat getrübt werden können, berühren sich aufs engste mit den hier schon wiederholt gewürdigten Bestrebungen, in Weimar eine Nationalbühne für die deutsche Jugend ins Leben zu rufen. Seit wir zuletzt (Novemberheft 1906) darüber berichtet haben, ist die Bewegung ihrem praktischen Ziele um einen Schritt näher gekommen. Nachdem der inzwischen verstorbene Dresdener Literarhistoriker Adolf Stern im vergangenen Herbst auf einer konstituierenden Versammlung in Weimar den Plan in großen Zügen noch einmal umrissen und namentlich seinen inneren Zusammenhang mit der geistigen Sehnsucht unserer Tage nach Ernst, Tiefe und Größe hervorgehoben hatte, erfolgte zur praktischen Durchführung der nächsten Aufgaben die Gründung eines „Deutschen Schillerbundes", und auf diesem einigermaßen festen Boden wurde dann in Weimar im Mai dieses Jahres der zweite Nationalbühnentag abgehalten, eingeleitet durch einen Vortrag des Freiherrn Alexander von Gleichen-Rußwurm, eines Urenkels Schillers, über den „Zauber der Bühne und ihren ethischen Wert": Ausführungen, die sich anfangs allzu vag in die Zeiten der Vergangenheit verloren, dann aber den Aufschwung fanden zu dem freien Gipfel der dramatisch-ethi



Aufführung der „Braut von Messina“ im Amphitheater zu Vindonissa.

schen Weltanschauung eines Schiller: „Stolz und befreit danken wir der Schaubühne, die edelsten Amtes gewaltet hat, denn ihr Zaubergeist wies uns hin mit großer Gebärde auf die Erhabenheit des Seins, auf die strahlende Würde der Menschheit“ (gleich Sterns Vortrag gedruckt in der Zeitschrift „Eckart“, I, 3 und I, 10). Das wichtigste dieser Versammlung aber war die Veröffentlichung des „Aufrufs an das deutsche Volk“, der von hier aus, mit dreihundert Unterschriften literarisch und gesellschaftlich bemerkenswerter Persönlichkeiten ausgerüstet, ins Weite ging. Darin heißt es mit nachmaliger kräftiger Hervorhebung der Zwecke und Ziele der Bewegung: „In Weimar, der Goethe-Schillerstadt, hat sich am 30. September 1906 der Deutsche Schillerbund gebildet, der am Weimarischen Hoftheater alljährlich Festspiele für die deutsche Jugend beider Geschlechter, im besonderen für die reiferen Schüler aller höheren Lehranstalten Deutschlands veranstalten will. Die Festspiele sollen in sechs Wochenzyklen von Meisterwerken der deutschen und der Weltliteratur bestehen und während der großen Ferien jedes Jahres etwa fünftausend Teilnehmern zugänglich gemacht werden ... Um das nationale Unternehmen zu ermöglichen, müssen sich vierzigtausend Deutsche im Reiche und auswärts finden, die mit dem Mindestbeitrag von 1 Mark dem Deutschen Schillerbunde beitreten. Höhere Beiträge und öffentliche oder private Stiftungen für den idealen Zweck sind sehr erwünscht. — Deutsche Männer und Frauen, zeigt einmal wieder, daß der alte deutsche Idealismus noch lebt, daß ihr eurer Jugend die edelsten Genüsse der Kunst und Natur von Herzen gönnt, daß ihr gewillt seid, das Erbe Goethes und Schillers, Kleists und Ludwigs, Grillparzers und Hebbels, Shakespeares und Sophokles' in ihr lebendig zu erhalten, damit dem arbeitsfrohen Alltag unseres deutschen Lebens der begeisternde Festtag niemals fehle, zum Heile für Gegenwart und Zukunft. Tretet dem Deutschen Schillerbunde bei! Die Weimarer Festspiele für die deutsche Jugend sind kein Luxus, sondern notwendige und, wie wir zuversichtlich hoffen, segensreiche Volkserziehung.“

So herzlich ich allen Bestrebungen Erfolg wünsche, die so oder so auf eine Erhöhung und Veredelung der Kulturmacht Theater abzielen, vor einem möchte ich immer wieder warnen: mit der tapferen Werbung für diese nationalerzieherischen Tendenzen nun um Gottes willen nicht gleich alles, was sich nicht mehr nach diesen Paradigmen deklinieren läßt, als faul, verrucht und verächtlich in den Pfuhl der Hölle zu stoßen. „Großstädtische Luxus- und Unternehmertheater“, die je nach der dramatischen Produktion ein edler oder ein unedler Spiegel ihrer Zeit sind, wird und muß es geben, auch wenn die „Nationalbühne für die deutsche Jugend“ und all ihre nach ungeborenen Schwestern zu einer Blüte gelangen, die sich selbst ihre schwärmerischsten An-



Szene aus der Dinkelsbühler Kinderzeche. (Die Kinderlore an der Spitze des Bittzuges.)

hänger heute noch nicht träumen lassen. Es müssen nicht gleich Leichen sein, über die der Weg zu neuem Leben geht. Einige Fanatiker dieser großstadtfeindlichen Bewegung, zu denen auch die Wiedererwecker der Landschaftsbühne unter freiem Himmel gehören, gebärden sich aber liebster Welt, als sei diese nun wahr und wahrhaftig der Standpunkt des Archimedes, von dem aus man die Erde aus ihren Angeln heben könne. Dieses Gebaren scheint mir vornehmlich an dem Harzer Bergtheater immer wieder so kindlich unreif. Als Spezialität — das Beiwort „archaistische“, das schärfere Beurteiler wählen, unterdrücke ich gerne, solange die weiteren Pläne Dr. Ernst Wachlers, ihres Begründers, nämlich zur „volkstümlichen Wiedergeburt unseres Dramas“ nun auch noch ein allgemeines Frühlings-, ein herbstliches Erntefestspiel und eine dramatische „Winterdämonie“ aus den Tiefen des altgermanischen Naturmythus heraufzubeschwören, allein im Lande seiner Träume liegen —, als erfrischende Spezialität lasse ich das Bergtheater in Thale gern gelten. Auch dann noch, wenn seine Neuaufführungen beträchtlich hinter denen der so überlegen behandelten Großstadtbühnen zurückbleiben, oder wenn es gar in seiner Hinneigung zum Altertümlichen so weit geht, daß es seinen Besuchern anstatt eines lebendigen Dramas ein germanistisches Praktikum bietet, indem es Klopstocks Bardiet „Die Hermannsschlacht“ aufführt, einen dramatischen Wechselbalg, den — schon bezeichnend genug — Gleim gelobt und Schiller ein „kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt“ gescholten hat, „ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit“. Sehr beherzigenswert erscheint mir Lienhards Rat („Das Harzer Bergtheater“, Sonderabdruck aus den „Wegen nach Weimar“; Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer), auf solchen Naturtheatern doch nun auch vor allem „Naturschauspiele zu pflegen, die sich auf Sage, Märchen und Geschichte unbefangen aufbauen“. Schon deshalb, weil solche Stücke durchweg leichter zu spielen sind als Geschichts- oder Ideendramen, deren Darstellung für ein paar Sommermonate zusammengebrachte Schauspieler, von keinem starken, künstlerisch einsichtsvollen Regiewillen geschult, nie und nimmer gewachsen sein werden. Kommt dabei die natürliche oder die geschichtliche Stimmung der Landschaft der Stimmung des aufgeführten Stückes entgegen — desto besser! Und auch bei schlechten, schier unerträglichen Stücken vermag eine kräftige Landschaft, wie das Harzer Naturtheater sie im Steinbachtale hat, einen vortrefflichen Dienst zu leisten. Auge und Phantasie schweifen dann einfach hinweg über die kostümierten Puppen dort unten und saugen sich voll von den Reizen der Natur, dem „goldenen Überfluß der Welt“, dem kein noch so gutes Theaterspiel etwas Wesentliches geben, kein noch so schlechtes etwas nehmen kann.



Szene aus der Dinkelsbühler Kinderzeche. (Übergabe der Stadt.)

Die inneren Verknüpfungen zwischen Landschaft und Drama sind auf unserem schicksalsreichen Erdboden so gefälliger und mannigfacher Art, daß es keine Mühe haben wird, beides zu einem leidlichen Zusammenklang zu bringen. In dem kleinen, nahe bei dem aargauischen Städtchen Brugg liegenden Dorfe Windisch (Vindonissa), also in der Schweiz, der Heimat der Freilichtbühnen, hat man sich sogar an der Tatsache genügen lassen, daß es hier zu Römerzeiten ein großes Amphitheater gab, dessen Ellipse der Spaten der Archäologen wieder aufgedeckt hat, um daraus die Aufforderung zu gewinnen, unter freiem Himmel Schillers „Braut von Messina", diese „erstaunlichste Huldigung deutschen Dichtergeistes an die antike Tragödie", zu spielen. Erfreulicherweise hat man sich dabei die aufgedeckten Reste des römischen Theaters zunutze gemacht, ohne in eine archäologisch pedantische Nachahmung der Antike zu verfallen. Wie prachtvoll der Spielraum sich weitet, zeigt unsere Abbildung, und ohne weiteres wird man verstehen, daß diese Freiheit der Raumverhältnisse in erster Linie dem Chore zugute kommen muß, der nun, wie es den dramatischen Absichten Schillers entspricht, auf beiden Seiten ein Massenaufgebot von Kriegsmannen der feindlichen Brüder entfalten kann. Das Bild, das sich dem Auge darbietet, wenn zu beiden Seiten von den erhöhten Terrassen herunter diese bunten Scharen sich auf das eigentliche Bühnenfeld ergießen, muß in der Tat, wenn nicht etwa eine allzu grelle, schattenlose Beleuchtung stört, ungemein anziehend sein. „In der Sonne", so schildert ein Besucher der ersten Aufführung (18. August) seine Eindrücke, „blitzen und funkeln die Helme und Rüstungen und Waffen, und die farbigen Mäntel, unter denen das königliche Rot die Hauptnote bildet, leuchten festlich auf. So entstehen reich bewegte, koloristisch freudig belebte Bilder von hohem Reiz." Daß daneben durch den Regisseur Rudolf Lorenz nach dem Zeugnis zuverlässiger Kritiker auch für die sprachliche Instrumentation der schwierigen Chorpartien vorzügliches geleistet wurde — noch dazu durch Dilettanten, opferwillige Bürger und Bürgerinnen aus Brugg, Aarau, Baden, Lenzburg und Wettingen —, ist ein Sonderverdienst, das allenfalls auch im geschlossenen Theaterraum hätte errungen werden können, das wir aber nichtsdestoweniger gern der Geschichte der Landschaftstheaterbewegung gutschreiben wollen. — Hoffentlich läßt man sich durch diesen an sich so erfreulichen Erfolg nicht wieder zu Verallgemeinerungen verführen, etwa zu der, das Ideal der Bühne sei ein für allemal in dem Amphitheater zu erblicken, wie es der von Wagnerischen Anschauungen erfüllte Musikschriftsteller Paul Marsop in seiner Schrift „Weshalb brauchen wir die Reformbühne?" schon tut (München, Georg Müller). Wobei er nur ganz vergißt, daß

dann viele wertvolle Bühnendichtungen der Neuzeit, von Goethes „Torquato Tasso“ bis auf Maeterlincks Märchendramen, von vornherein von der Bühne verbannt bleiben müßten. Das Amphitheater der Wagnerianer mag ein Allheilmittel für die Opernaufführungen sein; für das Wortdrama wiegen den Gewinn, den es verspricht, reichlich die Nachteile auf, die es uns schon offenbart hat.

Was für Windisch sein römischer Ursprung, das sind für Dinkelsbühl, die ehemalige freie Reichsstadt im Ries, an der alten Heerstraße, die von der schwäbischen Hochfläche hinunterführt ins rebengesegnete Maintal, seine Schicksale aus der Schwedenzeit (1632). Damals, so weiß die Überlieferung zu berichten, als die ängstliche Spannung der Gemüter, ob man sich vor dem Feinde behaupten könne oder sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben müsse, aufs äußerste gestiegen waren, zogen die Dinkelsbühler Kinder — nach einer sinnigen Variante unter Führung der Kinderlore, der Tochter des Turmwächters auf dem Rotenburger Tore — in langem Zuge aus, um den harten Sinn des schwedischen Befehlshabers zu erweichen, und siehe da! der Anblick der Kleinen, im Bunde mit der wehmütigen Erinnerung an sein eigenes, erst jüngst verstorbenes Kind bewegt ihn wirklich zur Milde und Schonung. Dem zum Gedächtnis wird nun dort alljährlich die sogenannte Kinderzeche (Zeche-Gesellschaft, geordnete Schar) abgehalten, ein Umzug mit historischem Festspiel, wobei sich dem Zuschauer im Rahmen der altertümlichen Stadtarchitektur manches malerische Bild darbietet. Dies hat nun mit dramatischer Kunst kaum noch etwas zu tun; aber es ist ein lebendiges Beispiel dafür, wie die Lust am dramatischen Spiel aus der Landschaft selbst, ihrer Sage oder Geschichte herauswächst: eine Mahnung, derartige Triebe der dichterischen Volksseele nicht verkümmern zu lassen, zugleich aber auch eine Warnung davor, sie mit Hebel und Schrauben über ihr natürliches Maß hinauszuzerren oder sie gar zu einem Generalmuster für die dramatische Kunst machen zu wollen.

Diese wird für ihre dichterischen wie darstellerischen Schöpfungen die letzte Weihe immer von der genialen Persönlichkeit einzelner empfangen. Daran kann uns auch die schmerzliche Tatsache nicht irremachen, daß augenblicklich auf dem Gebiete des Dramas, so weit wir blicken, keine überragende Persönlichkeit zu entdecken ist, die berufen erschiene, uns zu neuen Höhen zu führen. Es gibt genug Talente auch hier, aber kein Genie, das, aus seiner Zeit herausgewachsen, doch zugleich auch kraft einer überlegenen Weltanschauung über sie hinausweist. So spärlich aber die wahrhaft und groß Schaffenden, so zahlreich die Prätendenten, die Woller und Theoretiker. Wir übergehen das Gros und heben nur einen dieser Pfadfinder ins gelobte Land der Zukunft als bemerkenswerten Typus heraus, schon weil er am ausgeprägtesten die Bewegung des Stildramas vertritt, von dem eine ganze Schule jüngerer Dramatiker sich heute das alleinige Heil verspricht. Es ist Paul Ernst, der sich selbst als „Experimentator des Theaters“ betrachtet, und der nun seine Anschauungen über das neuklassische Drama in einem auch sonst bemerkenswerten Buch „Der Weg zur Form“ mit rücksichtsloser Energie ausgesprochen hat (Berlin, Julius Bard). Zwei Sätze lassen sich in diesem ästhetischen Glaubensbekenntnis als die wichtigsten erkennen, ein ideeller und ein formaler. Jener lautet: „Das Drama ist Weltanschauungsdichtung, der Kampf der Menschen mit dem Schicksal ist der größte Vorwurf, den es für den Künstler überhaupt geben kann“; der andere: „Das wesentliche für das Drama ist der Aufbau, neben dem alles andere nur zweite Bedeutung haben kann“. Als erklärter Gegner alles Relativismus, als Neu-Kantianer hält Ernst den Glauben an ein Absolutes fest, und das Gesetz in der Kunst, das jeder Schöpfung eingeborene Notwendige, gilt ihm als das Höchste. Ohne das absolut Sittliche und die, wenn auch bedingte Freiheit des menschlichen Willens keine neuklassische Tragödie! Welche Mächte im produktiven Menschen aber schaffen es? Jedes große Kunstwerk, erklärt Ernst, ist zunächst ein Akt des Künstlerwillens, an zweiter Stelle wirkt der Verstand, der erst an dritter Stelle Gefühl und Phantasie als untergeordnete Helfer erfordert. Damit gesteht er ohne Verschleierung ein, daß er auch im Künstler, abgesehen vom sittlichen Charakter, der immer das Höchste bleibt, den Kopf höher als das Herz schätzt. Wie Plato aus seinem Staate den Dichter, so, scheint es, schaltet Ernst aus seiner Ästhetik, die ihr letztes Ziel in der Erhebung und Erschütterung des Zuschauers erkennt, das „Poetische“ aus, besser: er läßt es nur als Bedingung, nicht als Ursache und Quelle der künstlerischen Wirkung gelten. Seine eigenen dramatischen Schöpfungen bestätigen diese Wertung. Wie in seinem Trauerspiel „Das Gold“, der absoluten Tragödie des Geldes, so erschlägt auch in seinen anderen dramatischen Arbeiten, etwa den Lustspielen „Eine Nacht in Florenz“, „Ritter Lanval“ und „Der Hulla“ der Theoretiker den Dichter: nirgends offenbart sich in diesen so planvoll aufgebauten Stücken ein unmittelbares künstlerisch wirksames Leben. Ernst erscheint darin selbst als ein mit allem Wissen seiner Zeit beladener Alchimist, der aus Staub Gold zu destillieren sucht. In jedem dieser Dramen sind Einzelheiten, die eine tiefe lyrische Empfindung und eine starke szenische Anschauung bezeugen, aber als Ganzes betrachtet, läßt uns das eine so kalt wie das andere. Die seltenen Beispiele von der Vereinigung eines großen dramatischen Theoretikers und eines großen

Dichters in einer Person, wie sie Lessing und Hebbel uns gegeben haben, sie sind hier nicht um ein neues vermehrt worden. Das darf uns aber nicht abhalten, Ernsts ideelles Glaubensbekenntnis von der „Form" als Retterin aus der dramatischen Not des Augenblicks für eine den Weg klärende und erleuchtende Tat zu nehmen.

Zu den „Wissenden", die auf diese Rettung durch die „Form" (früher sagte man „Komposition") bauen, gehört auch Wilhelm von Scholz, der als geborener Lyriker anfangs auch in seinen dramatischen Versuchen hauptsächlich auf lyrischen Stimmungsgehalt ausging, sich aber dann in innigem freundschaftlichem Verein mit Ernst — beide lebten eine Zeitlang in Weimar zusammen — durch unerschrockene Denkarbeit den Weg zu streng planvoll aufgebauten Bühnenwerken bahnte. Seinem „Juden von Konstanz" ist neuerdings die im Frühjahr dieses Jahres zuerst im Münchener Hoftheater mit starkem Erfolge aufgeführte fünfaktige Tragödie „Meroë" gefolgt (Buchausgabe bei Dr. Wedekind u. Ko. in Berlin), eine stofflich konventionelle Königsgeschichte aus dem mythischen Asien, die die Schule Hebbels nicht verleugnen kann, aber bemerkenswert durch die strenge Aufstellung und konsequente Durchführung des Konfliktes. „Meroë" ist die Tragödie vom Weibe, das im Widerstreit zwischen Vater und Sohn, im Zwiespalt ihrer Gattin- und Muttergefühle zugrunde geht. Als der vom Vater, dem König Sarias, wegen seiner Hinneigung zur Priesterpartei von Thron und Land verbannte Prinz Hieram mit Heeresmacht vor die Königsburg zieht und, bald schon Sieger, noch im letzten Augenblick als Aufrührer gefangen wird, bittet Meroë ihren königlichen Gemahl vergebens um das Leben ihres Sohnes. Da reicht sie dem König den Giftbecher, um den Sohn zu erhalten. Als sie dann aber diese Tat von Hieram, der den Mörder in einem Priester vermutet, mit Fluch und Abscheu überschüttet sieht, tötet sie auch sich selbst. Der Prinz aber ist an seinem Schicksal zum Manne genesen. In der unerschütterten Festigkeit des Vaters lernte er wahre Herrschergröße erkennen und bewundern; als König wird er sich freimachen von dem Einfluß der Priester und — das zeigen seine ersten Regierungshandlungen — sein eigener Herr sein. Man mag sich fragen, ob es nötig und vorteilhaft war, diesen mehr häuslich-familiären als politischen Konflikt in die Ferne mythischer Zeiten zu rücken; man mag die „Meroë" auch als Ganzes dichterisch niedriger bewerten als den poetisch satteren „Juden von Konstanz" — in der persönlichen Entwickelung des Dichters nimmt dies neue Werk schon deshalb eine höhere Stufe ein, weil es seinem ringenden Formwillen besser entspricht und, wenn nicht alles täuscht, die volle künstlerische Beherrschung seines streng bewußten Kompositionstalentes in nahe Aussicht stellt.



Wilhelm von Scholz.

Auch sonst noch wäre manches großzügige und starkgeistige dramatische Werk hier heranzuziehen, um das die sonst so wagemutigen Berliner Theater bisher herumgegangen sind, und das deshalb auf teilweise unzulänglichen Bühnen das Heil seiner ersten Aufführung versuchen mußte. Für einige der, wie mir scheint, bedeutendsten freilich, etwa für Thomas Manns farbenprächtiges und sprachschönes Renaissancedrama „Fiorenza" (Buchausgabe bei S. Fischer in Berlin), das in Frankfurt a. M. nicht durchdringen konnte, für Julius Babs tragische Komödie „Der Andere" (ebenda), deren sich das Stuttgarter Interimstheater annahm, und für Herm. Anders Krügers Historie „Der Kronprinz", eine neue Gestaltung des zwischen dem jungen Friedrich und seinem Vater ausgebrochenen Konflikts (Uraufführung am 1. September d. J. im Hoftheater zu Koburg; Buchausgabe bei Alfr. Janssen, Hamburg), dürfen wir doch wohl hoffen, daß auch die eine oder die andere Berliner Bühne noch ihren Spielplan damit bereichert. Bei Scholz, Mann und Bab mögen sie die Ausrede gebrauchen, daß diese Dichter gerade jetzt auf kritischen Punkten ihrer Entwickelung stehen, und daß es deshalb geraten sei, reifere und tüchtigere Werke von ihnen abzuwarten; Krügers Drama aber zeigt den Verfasser so in sich fertig und abgeschlossen, daß es geradezu eine Verpflichtung für Preußens und des Reiches Hauptstadt wird, diesem Werk die vornehmen Mittel seiner Darstellungskunst zuteil werden zu lassen. Zumal in der neuen herberen und folgerichtigeren Fassung, die ihm der Dichter



Szene aus der Tragödie „Meroë“ von Wilhelm von Scholz. (Nach der Darstellung des Münchener Hoftheaters aufgenommen von Jaeger u. Goergen in München.)

gegeben hat, indem er zum Schluß keine Herzensversöhnung zwischen Vater und Sohn eintreten läßt, dadurch aber das kronprinzliche Opfer der Unterwerfung unter den vom König vertretenen Staatswillen nur um so gewichtiger, erschütternder und erhebender macht, darf das Stück, auch abgesehen von seinem vaterländischen Gehalt, einer durchdringenden und nachhaltigen Wirkung sicher sein. Der billige Vorwurf, es handle sich in solchen „dramatischen Historien“ um einen den modernen Menschen nicht mehr berührenden Vorwurf, trifft dieses Stück ebensowenig wie den „Prinzen von Homburg“: der Konflikt zwischen Staat und Individuum, in dem der einzelne sein Ich opfert, um sein höheres Selbst desto geläuterter zu behaupten, birgt so viel Bleibendes, allgemein Menschliches, daß zwei Jahrhunderte ihm nichts von seiner sittlichen Bedeutung rauben können. —

Die Berliner Theater halten mit ihren Neuheiten einstweilen noch zurück. Was sie uns an bedeutenden Aufführungen bisher brachten, waren Neueinstudierungen älterer Stücke, die ihnen Gelegenheit boten, ein paar neugewonnene Schauspieler zu zeigen. Unter ihnen sticht der aus Frankfurt a. M. kommende Wilhelm Diegelmann als die markanteste Persönlichkeit hervor. Er spielte zunächst den Just in der „Minna von Barnhelm“ und erfreute gleich hier bei aller bescheidenen, manchmal sogar ein wenig nüchternen Zurückhaltung durch die volkstümlich breite und biedere Deutschheit seiner Erscheinung und seines Wesens. Auch sein Kurfürst im „Prinzen von Homburg“ ließ wohl hier und da die Wärme und den familienhaften Humor vermissen, den Kleist dieser Herrschergestalt bei aller Größe und Würde gönnt; dafür trat desto fürstlicher die Festigkeit, Selbstsicherheit und mannhafte Überlegenheit hervor, die aus sich selbst imponiert, nicht erst den Mantel der Majestät um die Schultern zu schlagen braucht, um Ehrfurcht zu gebieten. Von Herzen darf man das Deutsche Theater zu diesem ehrlichen, tüchtigen und zuverlässigen Schauspieler beglückwünschen. Besonders dann, wenn unser aller Hoffnungen über kurz oder lang reifen und auf unseren Bühnen das große Drama mit großen Schicksalen, also auch mit großen Gestalten seine Wiedergeburt feiert. Eine Prachtleistung machte in derselben Aufführung Paul Wegener, ein gleichfalls an dieser Bühne noch junger Darsteller, aus der dankbaren Rolle des Kottwitz. Er gab ihn nicht gar so schnauzbärtig, grob und plump, wie man ihn wohl manchmal zu sehen bekommt, sondern mehr den „alten, wunderlichen Herrn“, den Hans Kottwitz von der Priegnitz mit dem goldenen Herzen und der franken, freien Seele, die auch vor dem höchsten Herrn nicht zu Kreuze kriecht.

Im Vorübergehen sei bemerkt, daß Reinhardts vielgerühmte, aber auch vielgescholtene Inszenierungskunst jetzt drauf und dran ist, sich zur schlichtesten, manchmal fast schon dekorationslosen Einfachheit zu bekehren. Es wäre im Interesse einer Stilbildung zu wünschen, daß er sich nun aber nicht gleich aus einem patenzierten Dingelstedt in einen potenzierten Laube verwandelt, der in spartanischer Kargheit auf der Szene gerade das nur duldete, was „gebraucht“ wurde, und den denkwürdigen Ausspruch tat: „Man soll keine Flinte auf die Bühne bringen, wenn nicht geschossen wird“. Der Regisseur sei und bleibe ein Diener des dramatischen Wortes, aber er spüre auch alle dessen verborgene Blüten, all dessen heimlichen Duft auf und gönne ihnen, sich zu

entfalten, wo die Persönlichkeit des Schauspielers, der freilich immer den Mittelpunkt der szenischen Gesamtkunst bilden muß, dafür nicht ausreicht. Auch hier wieder ist vor dem unglückseligen Verallgemeinern zu warnen. Jedes Kunstwerk sollte aus sich selbst den Maßstab dafür bieten, bis wie weit die Schönheit des äußeren Scheins seinen geistigen Gehalt umkleiden darf. — Ein neues vertrauenerweckendes Volkstheater scheint Berlin in dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhause gewonnen zu haben, das mit einer tüchtigen Aufführung von Hebbels „Nibelungen" (erster Teil) eröffnet wurde.

* * *

Die Reihe der bemerkenswerten dramaturgischen und theatergeschichtlichen Veröffentlichungen des letzten Jahres ist mit den schon erwähnten Schriften nicht erschöpft. Zunächst haben wir eine neue Darstellung des Modernen Dramas von Robert F. Arnold, a. o. Professor an der Universität Wien, anzuzeigen (Straßburg, Trübner; geh. 6 M.): die Arbeit eines germanistischen Philologen, die sich als solche ihrer Art und Unart nach nicht verleugnet. Aus Vorlesungen hervorgegangen, verrät das Buch deutlich, wie sich der kritische Überblick des Dozenten erst allmählich mit und an seinem Stoff entwickelt, wenn es der geschmeidigen Gewandtheit des Vortragenden auch ein leichtes scheint, durch Vor- und Rückblicke, Zusammenfassungen und Begrenzungen, Glättungen und Verknüpfungen auftauchende Widersprüche und Unebenheiten auszugleichen. Muß es daher wie die Einheitlichkeit des Gedankenaufbaues auch die runde, geschlossene Form noch entbehren, so entschädigt dafür die innere Energie des Vortrags, die den Hörer, jetzt den Leser, zwingt, das Gesagte selbst nachzudenken, ja auch wohl, wie's der strebsame Student nach einem anregenden Kolleg tut, mit weiteren Hilfsmitteln für sich allein durchzuarbeiten. Dazu liefert Arnold in seinen gehaltvollen Anmerkungen und sorgsamen Literaturnachweisen das ausgiebigste Rüstzeug. Man achte auf das Versprechen des Titels, das hier wirklich einmal gehalten wird: diesem Buch über das „Moderne Drama" liegt in der Tat daran, im allgemeinen die parallele Entwickelung des modernen Dramas bei den verschiedenen Kulturvölkern aufzuzeigen, im besonderen das moderne Drama der Deutschen aus seinen nationalen und internationalen Voraussetzungen abzuleiten und gleichzeitig zu beschreiben. Ausdrücklich betont Arnold, daß es seiner Meinung nach allein die methodische Literaturgeschichte ist, der er die Fähigkeiten verdankt, sein Programm durchzuführen (historische Betrachtung und Würdigung des Gegenwärtigen und Einzelnen auf dem Hintergrunde des Einstigen und Allgemeinen, objektive Unbefangenheit gegenüber den lebenden



Wilhelm Diegelmann als Kurfürst und Else Heims als Natalie im „Prinzen von Homburg". (Nach der Darstellung im Deutschen Theater zu Berlin aufgenommen von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

Autoren). Da irrt er aber. Es steckt — er erröte nicht! — in ihm ein gehöriges Stück vom Journalisten, wie er sich wohl auch für manchen der neueren und neuesten Abschnitte der Vorarbeit seiner journalistischen Halbkollegen verpflichtet fühlen muß. Er ist ein Österreicher, ein indirekter Schüler seines Landsmannes Scherer, wenn auch nur im zweiten oder dritten Glied. Da vergesse er doch nicht, daß Scherer am frühen Abend seines Lebens nach dem Zeugnis eines zuverlässigen Gewährsmannes das Bekenntnis abgelegt hat, er habe am Ende nur nach den Ehrgeiz gehabt, ein Schriftsteller zu sein; der Weg des Fortschritts gehe ihm über den Gelehrten zum Schriftsteller, nicht umgekehrt. Genug, wir glauben dem Verfasser und seiner wissenschaftlich-journalistisch tüchtigen Arbeit gerechter zu sein als er sich selbst, wenn wir ihm Erich Schmidts Lob auf einen Größeren ins Album schreiben: „Begabte Österreicher haben oft eine geniale Leichtigkeit im Auffassen und Hervorbringen, welche von der Schwerfälligkeit anderer deutscher Stämme höchst vorteilhaft absticht". Sein Buch sei allen, die durch die schillernde Oberfläche des modernen Dramas in seine tieferen Strömungen und Zusammenhänge eindringen wollen, aufrichtig empfohlen.

Damit fällt nun aber auch die Tür vor dem zünftigen Professor, gleichviel ob der Philologie oder der Ästhetik, ins Schloß. Was folgt, gehört dem dramatischen Praktiker oder dem Tageskritiker. Einem neuen, weit ausschauenden Un-



Paul Wegener als Oberst Kottwitz im „Prinzen von Homburg". (Nach der Darstellung im Deutschen Theater zu Berlin aufgenommen von Hugo C. Held in Charlottenburg.)

ternehmen des Münchener Verlages von Georg Müller gebührt der Vortritt. Es betitelt sich: „Deutsche Dramaturgie", droht aber mit keinem akademischen Lehrgebäude eines oder vieler philosophischer Köpfe, sondern verspricht uns eine Sammlung von praktischen Erfahrungen und Lehren derer, die durch schöpferische Werke ihren Beruf zum Drama erwiesen haben. Die Herausgeberschaft ist Wilhelm von Scholz anvertraut, also einer jungen, rüstigen, mitten im Leben unserer Tage stehenden Kraft, die gleichfalls beides in sich vereinigt: dramatisches Schaffen und dramaturgisches Denken. Der soeben erschienene erste, von ihm selbst redigierte Band bringt Hebbels Dramaturgie, eine Sammlung aller Schriften, Aufsätze, Gedichte, Briefe, Gespräche, Tagebücher und anderen Bemerkungen Hebbels, die das Drama und die Bühne betreffen. Ein verheißungsvoller Anfang, ein Metallbarren, aus dem sofort kursfähiges Geld für das Drama und Theater geschlagen werden kann. Freilich steht alles das, was hier gesammelt erscheint, schon in den „Werken" Hebbels, aber welch bewegteres, lebendigeres Gesicht erhält es, wenn es aus der Zerstreuung zu zeitlich geordneter Einheit gerufen wird! Hundertfach liegen die Aufschlüsse über den Dramatiker Hebbel, tausendfach die Anregungen zum Nachdenken über das moderne Drama überhaupt hier gehäuft, und keinem Kreise könnte das Buch mit seinem ausführlichen Register mehr zustatten kommen als dem gebildeten Theaterpublikum (und dem ungebildeten Theaterkritiker! Anmerkung des Setzers), dem so oft das Schicksal eines neuen Dramas und Dramatikers in die Hände gegeben ist. Über die Ziele des Gesamtplanes dieser Veröffentlichung äußert sich Scholz selbst: „Die deutsche Dramaturgie will für weitere Kreise eine Erziehung zum Verständnis des Dramas sein, indem sie die großen Dramatiker von ihrem Wollen sprechen, ihre künstlerischen Absichten darlegen, ihr Verhältnis zu den Vorgängern, zu ihrer Zeit, zu Stoff und Form klarstellen läßt. Sie führt damit offenbar mehr an die Quelle als die Lehrbücher dramatischer Technik, die fast immer das Thema systematisieren, während hier die am eigenen Schaffen erlebte Einzelbeobachtung, die treffende Formung einer Erkenntnis, die in langem Ringen mit bestimmten konkreten Hindernissen gewonnen wurde, überwiegen wird ... Da das Unternehmen sogleich lebendig wirken und an dem Weiterbau des deutschen Dramas, das jetzt wieder Ansätze zu einer Höherentwickelung zeigt, mitarbeiten möchte, mußte der letzte große Dramatiker Deutschlands zuerst zu Worte kommen."

Die Hochflut der gesammelten Theaterkritiken, die uns noch vor einigen Jahren schier zu ersäufen drohte, hat sich zum Glück wieder verlaufen. Es war auch ein gar zu sieches Dasein, das die meisten dieser lose in den Gräten hängenden Schmalbänse und Dickwänste führten. Nur wo eine Persönlichkeit von ausgeprägter Eigenart, um ihrer selbst willen interessant, dahinter steht, läßt man sie sich auch weiterhin gefallen. Auf den Ruhm darf nun Hermann Bahr, der Wiener Kritiker, wohl ohne weiteres Anspruch machen, und da er selbst Dramatiker, neuerdings außerdem auch noch praktischer Dramaturg und Regisseur ist, so haben uns seine Kritiken, deren jüngster Sammelband sich „Glossen" betitelt und das Wiener Theater der Jahre 1903 bis 1906 behandelt, mancherlei über den Tag hinaus Wertvolles oder doch Unterhaltendes zu sagen (Berlin, S. Fischer). Bahr ist einer von den wenigen, die mit ganzer Seele beim Theater sind, auch heute noch, wo er doch so viel, viel anderes „überwunden" hat, einer von denen, die eine Theaterkritik nicht für zu gering halten, in sie hinein ein Stück von ihrem lebendigsten Sein zu legen. Sein ewiges Sichhäuten und -erneuern wird seine Kritikersammlungen zu allem anderen eher als zu einer dogmatischen Dramaturgie der „Moderne" werden lassen; dafür bleiben sie in ihrer Geschmeidigkeit dem Zeitgeist desto dichter auf den Fersen und folgen dem Farbenspiel des Chamäleons Mensch mit einer Wandlungs- und

Verständnisfähigkeit, die bei einem Fünfundvierzigjährigen ebenso selten ist wie ehrenvoll für den durch all seine halben Erfolge unverbitterten Auchdramatiker und immer wieder hoffnungsvollen Kulturoptimisten. Dieser Bahr steht wie ein Baum da, der jahraus jahrein ein neues Blühen erwartet; aber wie Nora, immer des „Wunderbaren" gewärtig. Positives, unmittelbar Förderndes soll man nicht bei ihm suchen. „Sie? — Sie sind ja gar kein Kritiker," soll die Duse einmal zu ihm gesagt haben, „Sie sind unser guter Kamerad." Das ist er auch dem modernen, d. h. in irgendeine Zukunft wirkenden Dramatiker, dem Theater, dem Regisseur und — seinem Publikum.

Ein Dreiblatt von Theaterschriften in der losen Broschürenform — die einzigen, die mir allenfalls bemerkenswert erscheinen — widmet sich lokalen Fragen. In Band 29 der von Hans Ostwald herausgegebenen „Großstadt-Dokumente" reitet Walter Turszinsky, ein junger Journalist, der Fixigkeit mit Urteil, Witz mit Liebe zur Sache verbindet, eine Parforcetour durch die „Berliner Theater" (4. Auflage; Berlin. Herm. Seemann Nachf.). Sein Ritt geht durch dick und dünn, Hochwald und Unterholz, über grünen Rasen und faulige Sümpfe; bei der „Kunst" und der „wirtschaftlichen Situation" der Theater erfolgt der Aufbruch („Aufbruch" in dem Sinne: nur vorwärts, vorwärts!), in den Schauspielerkneipen, den Ballokalen und dem „Bühnenklub" wird Halali geblasen. Da ist der Verfasser wirklich zu Hause; das andere macht er nur so mit, weil es einmal zu den „dehors" des Handwerks gehört. — An die Düsseldorfer richtet Hans Wehberg (ist das ein schmerzliches Pseudonym?) einen geharnischten Mahnruf, stellenweise schon mehr eine gepfefferte Kapuzinerpredigt: „Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses?" (Köln, Druck von M. Dumont Schauberg), worin er den „oberflächlichen" Rheinländern verständnislose Gleichgültigkeit gegen die ernsten Bestrebungen des von Luise Dumont gegründeten, von ihr und den Dramaturgen Lindemann, Eulenberg und Schmidt Bonn nach künstlerischen, also auch nach freien und modernen Tendenzen geleiteten Theaters vorwirft. Ob mit Recht, läßt sich aus der Ferne nicht beurteilen. Jedenfalls wäre es im höchsten Grade zu beklagen, wenn sich an der strebsamen, von mutigem Lebensgefühl der Gegenwart erfüllten Bühne das Schicksal Immermanns wiederholen sollte, und das zu einer Zeit, wo sich in den Rheinlanden auf anderen Kunstgebieten ein so frischer, kräftiger Fortschrittsgeist regt. — Eine aktenmäßig belegte Geschichte des von Richard Wagner und König Ludwig II. angeregten, von Gottfried Semper entworfenen, dann aber ruhmlos beiseite geschobenen Münchener Festspielhausplanes aus den sechziger Jahren gibt Manfred Semper (Hamburg, C. H. A. Kloß), indem er aus dem Nachlaß des großen Baukünstlers alle Briefschaften und Dokumente mitteilt, die imstande sind, die schon von mancherlei Legenden umsponnene Angelegenheit zu klären und Sempers Andenken von dem Vorwurf der „Raubbeinigkeit" zu reinigen, den ihm auch gute Freunde wie Lenbach nicht ersparen zu können glaubten.



Siegfried (Rudolf Werner) und Kriemhild (Gertrud Korn) in Hebbels „Nibelungen". (Nach der Darstellung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhauses zu Berlin aufgenommen von Zander u. Labisch in Berlin.)






## Klassisches und Nachklassisches

Wo sind die guten alten Zeiten geblieben, da man unsere „Klassiker“ in einem kleinen Glasschränkchen oder gar auf einem schmalen Bücherbard über dem Sofa bergen konnte! Heute braucht man, um alles das unterzubringen, was die Buchhändler im Bunde mit einem Mangel unseres Sprachgebrauchs dazu rechnen, ein haushohes und zehn Klafter breites Regal, und wenn man vollends den ganzen Schwarm der „Nachklassiker“ noch hinzunehmen will, so soll man das Repositorium beim Meister Schreiner nur gleich in Zwillingsgestalt bestellen. Eine Zeit, der es an eigener Schöpferkraft fehlt, hat noch immer den Schatzgräberberuf in sich verspürt und in den Tiefen der Vergangenheit eine Goldader nach der anderen entdeckt. Die Buchhändlerspekulation, die so leicht kein Datum des „Freiwerdens“ nach dreißigjährigem Privileg übersieht, hilft gewiß tapfer dabei mit; sie würde aber längst die Flinte ins Korn geworfen haben, wenn nicht vieles van dem, was sie auf die Bretter der „Klassiker“ stellt, in der Tat einer Zeitstimmung entgegenkäme. Jede neue Generation hat ihre neuen Modernen, aber auch ihre neuen Klassiker. Mancher, der unseren Großeltern geradezu als die Verneinung des klassischen Geistes galt — ich denke dabei an Börne oder E. T. A. Hoffmann — marschiert jetzt mit einem Goethe, Schiller und Herder in Reih' und Glied; anderseits: wohin ist der Reiseschriftsteller Thümmel gekommen, der noch in der Hausbibliothek der vierziger Jahre oft so viel Platz einnahm wie Kleist und die sämtlichen Romantiker zusammengerechnet! Bei solchen schwankenden Begriffen von Klassizität darf man sich über das scheinbar so respektlose Wort: „Klassisch ist alles, was kein Honorar mehr frißt“ kaum noch wundern; wir werden aber sehen, daß deutsche Verleger heute mehr denn je auch lebenden Autoren die Ehre einer Gesamtausgabe schenken, und wenn sie einmal über die Honorare, die sie dabei aufwenden müssen, aus der Schule plaudern wollten — ich glaube, die realen Summen, die da zutage treten, wögen die Ersparnisse, die die Pietät macht, reichlich auf.

Bei der so auf das Publikum eindringenden Fülle scheint es doppelt geboten, *Auslese zu halten*, auf daß das Schlechte das Gute und Bessere nicht ersticke. So finde denn hier eine möglichst gedrängte Übersicht über solche neuere Klassiker-, Vor- und Nachklassiker-Ausgaben Platz, die als gut und zuverlässig empfohlen werden können, wenn es auch den Neigungen jedes einzelnen in jedem einzelnen Falle überlassen werden darf, ob er seinen Klassikerschrank für den neuen Eindringling austun oder verschlossen halten will.

Mit *Martin Luther* beginnt der Sturm. Der Schöpfer unserer Schriftsprache, der uns die deutsche Bibel, den deutschen Katechismus und die ebenso kernig frommen wie gemütvoll innigen Tischreden geschenkt hat, zählt ja längst zu den Großen unserer Nationalliteratur. So wird es denn weiter keine Verwunderung erregen, daß Pastor Lic. Dr. *Julius Boehmer* eine für das deutsche Volk bearbeitete Ausgabe seiner *Werke* herausgibt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; ein Band von 832 Seiten; in Leinen gebunden 6 M.). Wer Luther den *ersten* deutschen Klassiker nennen will, braucht keine Widerlegung zu fürchten, vorausgesetzt, daß er sich aufs Neuhochdeutsche beschränkt. Wenn sich trotzdem Luthers Schriften bisher im Volke nur geringer Verbreitung erfreuten, so liegt das zum größten Teil wohl daran, daß sich unsere Sprachentwickelung mittlerweile zu weit von seiner Sprachstufe entfernt hat. So wird es ein Gebot der Notwendigkeit — so viel Urkräftiges damit auch verloren geht — ihre äußere Form der Schriftsprache unserer Gegenwart behutsam anzugleichen und aus der Menge seiner Schriften das auszuwählen, worin seine Persönlichkeit am stärksten sich ausspricht und worin sie am unmittelbarsten sich an das religiöse Fühlen und Sehnen unserer Zeit wendet. Das ist hier geschehen. Dem Ganzen geht eine Skizze von Luthers Lebensgang voraus, die zugleich eine Einführung in seine Werke darstellt. Außerdem ist jeder Schrift eine kurze, über ihre Veranlassung, geschichtliche Bedeutung und Wirkung unterrichtende Einleitung vorangeschickt. So liegt hier recht eigentlich die erste Volksausgabe von Luthers Werken vor, und es ist zu hoffen, daß wenigstens ein

Teil von ihnen in dieser Gestalt wieder lebendig werden wird.

Die neuen Goethe- und Schillerausgaben bei Cotta und Meyer sind hier so oft gekennzeichnet und empfohlen worden, daß wir nur zu bemerken brauchen, daß die beiden Cottaischen Ausgaben jetzt vollständig vorliegen (Schillers Werke in sechzehn Bänden, Goethes Werke in vierzig Bänden, jeder Band gebunden 2 M.). In der sich drängenden Fülle der neuen Schiller- und Goetheausgaben sind hier zwei Ruhepunkte geschaffen worden, so zuverlässig und gediegen, aber auch so geschmackvoll und in gutem Sinne populär, daß nun nicht mehr viel hin- und hergeraten zu werden braucht, wenn es sich darum handelt, eine alte, unzulängliche Ausgabe durch eine dauerbare neue zu ersetzen oder einer erst im Entstehen begriffenen Büchersammlung zum erstenmal den Schiller und Goethe einzuverleiben. Daneben schreitet die Heinemannsche Goetheausgabe des Bibliographischen Instituts, die auf Vollständigkeit verzichtet, aber auch nichts Wichtiges vermissen läßt, ihrem Ende zu. Wer Goethes Gedichte in einer Auswahl und Schillers Gedichte für sich genießen will, findet empfehlenswerte Ausgaben davon gleichfalls im Bibliographischen Institut. Die beiden Bände (Goethe, in Leinen gebunden 2 M.; Schiller, desgleichen, M. 1.50) teilen die Vorzüge der bekannten Meyerschen Klassikerbibliothek: sorgfältige Textbehandlung vereinigt sich mit knappen erläuternden Fußnoten von bewährten Kennern. Den Goetheband eröffnet das Porträt von Stieler, den Schillerband eine Wiedergabe der Büste von Dannecker. Die Bearbeitung der Goethischen Gedichte von Heinemann hält an der von Goethe selbst gegebenen Anordnung fest; die Einleitung charakterisiert das Wesen der Goethischen Lyrik wie seine Dichterpersönlichkeit; die Fußnoten geben Fingerzeige, wie des Dichters Lebensgang sich in seiner Lyrik widerspiegelt. Im Gegensatz zu Heinemann hat Professor Bellermann die Anordnung der Schillerschen Gedichte abweichend von der meist üblichen nach der Entstehungszeit getroffen, so daß man das Werden und Wachsen des Dichters genau von Stufe zu Stufe verfolgen kann. Der hier, bei dem philosophischen Grundzuge von Schillers Lyrik, besonders wichtige Kommentar macht sich geschickt und in ansprechender Form alle sicheren Ergebnisse der neueren sachwissenschaftlichen Forschung zunutze.

Illustrierte Klassikerausgaben, einst der stolzeste Triumph deutscher Buchausstattung, gelten heute als eine Mode von vorgestern. Empfehlen mögen wir sie nicht, auch die Kaufbachschen nicht. Zu den verhältnismäßig glücklichsten gehört noch die von Franz Simm illustrierte Ausgabe von Goethes Faust, die die Stuttgarter Deutsche Verlagsanstalt auf den Markt bringt (geb. 4 M.). Ein schlanker Großquartband, dessen Einband nach einem Entwurf von Barlösius hergestellt ist, enthält der Tragödie ersten und zweiten Teil mit zahlreichen Holzschnitten. Die Simmschen Illustrationen suchen mit redlichem Bemühen in den gewaltigen Reichtum dichterischer Phantasie einzudringen, wenn auch des Dichters Anschauungskraft die des Illustrators in den meisten Fällen weit hinter sich läßt.

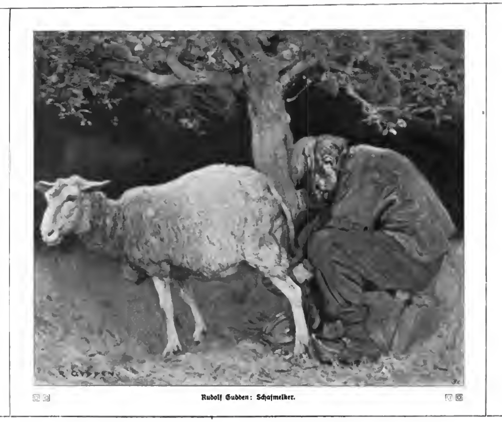
Zu den „Werken" unserer Klassiker gehören zum größten Teil auch ihre Briefe, ja, für diese ungezwungenen, intimen Bekenntnisse hat unsere Zeit sogar eine ausgesprochene Schwäche. So sei denn in Erinnerung gerufen, daß wir jetzt Lessings Briefwechsel (Briefe von und an Lessing) in fünf Bänden aus Professor Franz Munckers berufener Herausgeberhand empfangen (Leipzig, G. J. Göschen), daß davon drei inhaltreiche Bände schon vorliegen, und daß es eine Lust ist, aus diesen Blättern das aufrechte, männlich stolze Charakterbild unseres Lessings aufsteigen zu sehen. — Goethes Briefwechsel mit einem Kinde gilt ja nach der neuen Forschung nicht mehr als das phantasiegeborene Dichterwerk, das frühere Zeiten darin sehen wollten. Man weiß heute, daß das Meiste und Beste davon wirklich zwischen Goethe und Bettina wie Schifflein auf dem Webstuhl hinüber- und herübergeschossen ist. So gebührt auch diesem Buch ein Posseportout für den Klassikerschrank, zumal wenn es der Jenaer Verlag von Eugen Diederichs so schön einkleidet wie letzthin in der zweibändigen Ausgabe von Jonas Fränkel. Kein Geringerer als Jakob Grimm hat diesen Briefwechsel einst mit den Worten begrüßt: „Es gibt kein anderes Buch, das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre." In diesem „Buch für die Guten und nicht für die Bösen" hat Bettina Goethen verkündet als den „gottgewordenen Menschen, den Welten schaffenden und irdischen Geschicken entrückten", zugleich aber erscheint sie selbst als Verkünderin ihrer eigenen Welt, in der sie um die tiefste und reinste Menschlichkeit Girlanden lachender Märchen schlingt — sie, die selbst halb Märchen-, halb Menschenwesen war. Fränkel hat Bettinas Bild und ihr Verhältnis zu dem Angebeteten wissenschaftlich echt und doch lebendig und allgemein anregend gezeichnet und teilt Wichtiges namentlich über ihren Anteil an Goethes Sonetten sowie an „Dichtung und Wahrheit" mit.

Es wäre ein Wunder, wenn zu den Wiedererweckten („Vivifizierten" würde Novalis sagen) nicht auch sonst die Romantiker ein starkes Kontingent stellten. Noch immer, wenn ein neues Sehnen durch die Zeit ging, wenn fern dämmernde Ziele lockten und die Gärten voller Träume standen, haben sie sich als Propheten eingestellt. Namentlich von den älteren Romantikern haben in den letzten Jahren viele von dem Blute trinken müssen, das den Schatten wieder lebendigen

Odem einflößen soll. Mancher sogar zwei- und dreimal; haben wir doch von den Schriften des Novalis (Friedrich von Hardenbergs) im Laufe des letzten Jahrzehntes nicht weniger als drei Gesamtausgaben erhalten: von Bruno Wille, von Dr. Heilborn und jetzt von dem Wiener Literarhistoriker Jakob Minor (Jena, Diederichs; vier Bände in Leinen geb. 16 M.). Die Werke des Frühverstorbenen liegen in dieser schönen Ausgabe vollständiger vor als in den früheren; zudem erscheinen sie ganz neu geordnet. Wie wohltuend das wirkt, erfährt man gleich an den Gedichten, die sich aus einem verwirrenden Chaos zu wenigen zwanglosen Gruppen zusammengefunden haben: zuerst die noch immer von manchem Rätsel des Sinns und der Form umschleierten „Hymnen an die Nacht", hier sowohl im Prosadruck der handschriftlichen Fassung wie in den freien Rhythmen des Schlegelschen „Athenäum" wiedergegeben; sodann die einfältig-frommen „Geistlichen Lieder" nebst der mystisch-sinnlichen Hymne „Wenige wissen das Geheimnis der Liebe" und einem zum erstenmal gedruckten Jubellied „Die Auferstehung". Auch in den folgenden Abteilungen steht manches Stück, das bisher unbekannt war, wenn auch keines, das von tieferer Bedeutung wäre. Im zweiten und dritten Bande finden wir eine Apologie für Schillers „Künstler", Dialoge und Monologe usw., vor allem aber die „Fragmente", die zum Besten und Tiefsten, leider auch zum Dunkelsten und Rätselvollsten der romantischen Prosaliteratur gehören. Über ihre Sonderung und Anordnung legt der Herausgeber in seinem Vorwort (auch die älteren von Schlegel, Tieck, Eduard von Bülow und die Biographie von Just sind abgedruckt) ausführliche Rechenschaft ab. Der Schlußband bringt außer den in Prosa geschriebenen „Lehrlingen zu Saïs" und dem Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen den unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen" mit Tiecks Bericht über die Fortsetzung. Auch die Paralipomena zu beiden Stücken sind mit abgedruckt. Da für die Textgestaltung alle Mittel herangezogen sind, so wird diese Ausgabe für die dichterischen Werke wohl endlich als eine abschließende gelten können, während die „Fragmente" nach des Herausgebers eigenem Bekenntnis „ihm und anderen auch in Zukunft noch vieles zu tun geben werden". Besonderen Dank verdienen die sorgfältigen Inhalts- und Personenverzeichnisse, wie denn auch in Ausstattung, Druck, Papier und Bilderbeilagen (Novalis und seine Bräute Sophie von Kühn und Julie von Charpentier) alles getan ist, die vier Bände zu einem dauernden Schmuck unserer Klassikerdibliothek zu machen.

Nicht nur die Mehrer, nein auch die Bewahrer und Erneuerer deutschen Schrifttums fordern heutzutage ihren Platz unter den deutschen „Klassikern". So wird man sich nicht wundern dürfen, wenn jetzt in die so beliebten, weil so tüchtigen Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben Max Hesses auch Karl Simrocks Ausgewählte Werke, sogar zwölf Bände stark, aufgenommen worden sind (in vier Leinenbänden 8 M.). Um der eigenen Dichtungen Simrocks wegen hätte sich eine solche Neuausgabe vielleicht kaum gelohnt, obgleich ihm als Lyriker manche kernige oder treuherzige Ballade gelungen ist, die er wohl aus den Händen der deutschen Sage empfangen, aber mit rühmenswerter Treue, Selbstentäußerung und Schlichtheit an Mit- und Nachwelt weitergegeben hat. Dagegen verdienen es seine mustergültigen, zum guten Teil noch heute unübertroffenen Übertragungen und dichterischen Bearbeitungen der altdeutschen Literaturschätze reichlich und überreichlich, daß sie durch eine wohlfeile Volksausgabe Gemeingut werden. Simrocks dichterisches Hauptwerk ist das aus acht Epen bestehende Amelungenlied, eine Um- und Neudichtung der alten Sagenstoffe, „das beste Heldenepos des neunzehnten Jahrhunderts" (Max Koch), erfüllt von hohem vaterländischem Sinn und einer nicht gewöhnlichen Schöpferkraft. Außer den Gedichten und diesem Werke findet man in der Hesseschen Ausgabe das Nibelungenlied, Gudrun, das Kleine Heldenbuch (zwei Teile), Wolframs Parzival und Titurel, die Gedichte Walthers und den altsächsischen Heliand. Gotthold Klee, einer jener bei uns Gott sei Dank noch nicht seltenen Schulmänner, die pädagogische Begabung für klare und durchsichtige Darstellung mit Geschmack und Warmherzigkeit verbinden, hat die Biographie (in Band I) sowie die Einzeleinleitungen zu jedem Werk geschrieben; ein Bildnis Simrocks und ein Stammbuchblatt als Handschriftprobe sind beigefügt. — Eine willkommene Ergänzung der Simrockschen Gesamtausgabe gewinnt man mit den von ihm zusammengestellten Rheinsagen, aus dem Mund des Volkes und der deutschen Dichter mit jener Umsicht, Sachkritik und jenem Takt gesammelt und mit jener Treue und Einfalt wiedererzählt, die diesen Dichter und Forscher in all seinem Tun auszeichnet. Da die Sagen nach dem Laufe des Stromes geordnet sind (von den Mündungen bis zu den Quellen), ist das Büchlein ebensowohl zum poetischen Reisebegleiter wie zum historischen Führer berufen. Auch dieser Band, geschmackvoll ausgestattet und mit Abbildungen der schönsten Rheinsagenstätten geschmückt, ist bei Hesse erschienen (geb. 3 M.).

Ob es den Neuen Leipziger Klassikerausgaben gelingen wird, mit einer freilich ganz billigen Ausgabe seiner Sämtlichen Werke dem Österreicher Anastasius Grün (Alexander Graf von Auersperg) zu populärer Bedeutung zu verhelfen, mag zweifelhaft erscheinen (herausgegeben von Anton Schlossar in Graz; zehn Bände in zwei Leinenbänden; geb. 4 M.; mit sechs Bildnissen.



Rudolf Gudden: Schafmelker.

sechs Abbildungen, zwei Titelkupfern der ersten Ausgabe und einem Brief als Handschriftprobe). Grün wurzelte doch zu sehr in dem Tagesleben seiner Zeit, und auch sein bestes: die kecken und in ihrer augenblicklichen Wirkung machtvollen „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, in denen der Vormärz die kräftigsten Töne der jungen deutschen Kampfeslyrik vorweggenommen zu haben scheint, die köstliche Dichtung „Pfaff vom Kahlenberg“, diese mild leuchtenden Bilder aus dem mittelalterlichen deutschen Leben mit ihrem reichen Schmuck an schwankhafter und parabolischer Weisheit, auch dies sein bestes ist stark mit flüchtigen Tagestendenzen durchsetzt. Dennoch erkauft man sich für den geringen Preis, für den kaum ein moderner broschierter Romanband zu haben, reichliche poetische Genüsse. Welche Fülle tiefer Gedanken und Empfindungen bergen z. B. die vier Zyklen „Schutt“, wieviel des Wohllautes die beiden Gedichtbände dieses Dichters, dessen „Letzter Ritter“, eine glänzende Schöpfung prächtigen Romanzenstils, wohl noch manchem Manne reifen Alters eine liebe Erinnerung aus der Jugendzeit ist. Zum erstenmal erscheint hier eine *vollständige* Gesamtausgabe der Grünschen Werke, die zahlreiche in der früheren Ausgabe fehlende Gedichte, Prosastücke usw. enthält, darunter auch manches interessante, bisher gänzlich unbekannte Stück. Die von dem Herausgeber verfaßte Biographie (zweihundert Seiten) benutzt vielfach neue Quellen und bietet auch eine große Zahl bisher unbekannter Briefe.

Einer gleichen Bereicherung aus bisher unbenutzten Quellen erfreut sich die in demselben Verlag erschienene zehnbändige Gesamtausgabe von *Freiligraths Werken* (herausgegeben, literarhistorisch-kritisch und biographisch eingeleitet von *Ludwig Schröder*; mit drei Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe; geb. in zwei Leinenbänden 4 M.). Sie bietet zum erstenmal die Werke in lückenloser Vollständigkeit; auch die einzige Erzählung Freiligraths und die vortreffliche Übersetzung von Byrons „Mazeppa“, die erst nach seinem Tode gedruckt wurden und deshalb in der Originalausgabe fehlen, sind aufgenommen. Von den Übersetzungen blieben nur diejenigen weg, die der Dichter selbst als weniger wertvolle Jugendarbeiten einer Aufnahme in die Gesamtausgabe nicht für würdig gehalten hat. Ganz besonders dankbar werden die Käufer dieser Ausgabe aber für die darin enthaltene Auswahl der schönsten *Briefe* Freiligraths sein, die am besten dartun, ein wie edler Mensch und ein wie lauterer Charakter er war. —

Warum sollten hier die *Philosophen* ausgeschaltet sein, zumal wenn die Philosophen Dichter sind? *Nietzsche* war einer, und so gehört der Hinweis auf die im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig erscheinende zehnbändige *Taschenausgabe seiner Werke* durchaus hierher (geb. je M. 4.80, im ganzen bezogen 45 M.). Erst durch sie wird seine direkte Kenntnis ins Weite dringen, nachdem man bisher öfter und leichter über ihn als von ihm lesen konnte. Anders als die große kostspielige Oktavausgabe, die die noch zu seinen Lebzeiten hervorgetretenen und die posthumen Werke streng trennte, erscheint hier alles in streng chronologischer Anordung, von der „Geburt der Tragödie“ angefangen bis zur „Umwertung aller Werte“. Jeder Band bringt außer dem grundlegenden biographisch-entwickelungsgeschichtlichen Vorwort eine Einleitung und einen kurzen textgeschichtlichen Bericht von der Schwester des Philosophen, der Frau *Elisabeth Förster-Nietzsche*, der unermüdlichen Verweserin seines Nachlasses und Sachwalterin seines Ruhmes. Die scheinbar etwas veraltete Bezeichnung Taschenausgabe hat hier einen neuen lebendigen Sinn erhalten. Die handliche Form der Bände soll es nach dem Wunsche der Herausgeberin ermöglichen, sie als „Reisebegleiter nach dem Süden, in die Berge und an das Meer“ mitzunehmen. Meinte doch Nietzsche selbst, daß vornehmlich an die Reisenden sich alle die zu wenden hätten, „welche an der Veränderung der allgemeinen Ansichten arbeiten“. Erst auf Reisen wieder, außerhalb des gewöhnlichen Berufs- und Pflichtkreises dürften sich an den vielbeschäftigten modernen Menschen neue Begriffe und Empfindungen herandrängen, gegen die ihn die täglichen Ansprüche von Pflicht und Gewohnheit nur zu leicht verhärteten. Doch auch auf ihrem festen Platz in der Hausbibliothek, sei versichert, nehmen sich die gediegen ausgestatteten Bände höchst stattlich aus. Vermißt man in ihnen den „Fall Wagner“ und „Nietzsche contra Wagner“, so wird man sich später diese beiden Schriften leicht in den Einzelausgaben danebenstellen können, die von demselben Verlage vorbereitet werden.

Im Annektieren fremder Dichter sind wir immer unbescheiden gewesen. Wie wir vor einem Jahrhundert Shakespere zu dem „unserigen“ gemacht, so jetzt *Ibsen*. Wir waren es, die ihm durch unsere deutschen Aufführungen die Bühnen Europas erschlossen haben, wir lassen seinen Werken jetzt gleich zwei große *deutsche Gesamtausgaben* zuteil werden. Kaum ist die erste neunbändige abgeschlossen, so folgt ihr eine sechsbändige *Volksausgabe* auf dem Fuße (Berlin, S. Fischer). Ihr fehlen nur die romantischen Dramen der ersten Frühzeit, die Prosaschriften, Reden und Briefe; alles andere, vom „Catilina“ bis zum Epilog „Wenn wir Toten erwachen“, auch die Gedichte und die kritischen Einleitungen (diese im ersten Bande zusammengedruckt), ist vorhanden. Ja, die Prosaübersetzungen sind von *Elias* nochmals sorgsam durchgeprüft oder ganz neu geschaffen worden. Im Gegensatz zu der ersten Ausgabe hat man für diese eine große Antiqua-

schrift gewählt und den Einband, grün Leinen mit goldenem Rückentitel, noch dem Muster der so wohltuenden englischen Einfachheit gehalten. „Englisch" ist zum Glück auch der Preis; er beträgt für die fünf starken Bände nur 15 Mark.

Gehört zu dem Begriff „Klassiker" unzertrennlich auch der des Alters und der Vergangenheit? Vermag den Ritterschlag des Klassizismus immer erst die Nachwelt zu erteilen? Diese Beschränkung scheint nicht mehr im Sinne unseres Sprachgebrauches zu liegen. Wenigstens erklärt selbst Meyers Konversationslexikon, gewiß ein nicht von der Überschätzung der Modernen angefochtenes Werk, daß zu den Klassikern im weiteren Sinne auch der gehöre, „der, ein prägnanter Ausdruck seiner Zeit, als Dichter und Schriftsteller seiner Zeit etwas Neues zu sagen habe". Mit anderen Worten: wer zu den führenden, tonangebenden Schriftstellern seiner Zeit gehöre. Diese Erweiterung des Begriffes öffnet ohne viel Federlesens die Pforte des „Klassizismus" auch einem Hauptmann, einem Dehmel, einem Hofmannsthal. Sie alle drei sind ausgeprägte Charaktertypen unserer gegenwärtigen Literatur, sie alle drei haben ihrer Zeit in neuer Form etwas Neues zu sagen gehabt. Von der Ausgabe der Gesammelten Werke Hauptmanns war hier schon die Rede; sie ist in sechs Bänden bei S. Fischer in Berlin erschienen (in Halbpergament geb. 30 M.) und bringt außer den siebzehn Dramen — die „Jungfern von Bischofsberg" sind nicht darin enthalten — die beiden Novellen „Bahnwärter Thiel" und „Der Apostel" sowie die beiden dramatischen Fragmente „Helios" und „Das Hirtenlied". Das gesamte Material ist so geteilt, daß jeder Band noch ihrer Grundstimmung zusammengehörige Werke umfaßt (soziale Dramen, Familiendramen, Märchendramen usw.), und daß der Dichter auch sonst seine bisherigen Schöpfungen als eine organische Einheit angesehen wissen will, beweist das Vorwort, in dem es heißt, daß „nichts, was sich dem äußeren oder inneren Sinn darbietet, von dieser Denkform (der dramatischen), die zur Kunstform geworden ist, ausgeschlossen werden kann". So wollen auch diese Dramen verstanden werden „als natürlicher Ausdruck einer Persönlichkeit". Im übrigen, setzt der Dichter in tapferer Resignation hinzu, müsse es ihnen überlassen bleiben, ihr Leben wie bisher zwischen Liebe und Haß selbst durchzusetzen.

Von Richard Dehmels, des Lyrikers, Gesammelten Werken, die gleichfalls hier schon angezeigt worden, sind inzwischen die drei ersten Bände erschienen (ebenda). Der zweite enthält zwei Folgen Gedichte „Aber die Liebe", der dritte „Weib und Welt", ein Buch Gedichte, dritte vielfach veränderte und sehr erweiterte Ausgabe. Der Preis jedes Bandes beträgt 3 M. geheftet, 4 M. gebunden, bei Abnahme der vollständigen zehnbändigen Ausgabe, die 1909 fertig sein soll.

Werden die gestrengen Herren Literarhistoriker ein Autorenalter von 33 Jahren für genügend halten zur Herausgabe gesammelter Werke? Und wenn nicht, werden sie den Fall, daß Anschauung, Stil und Sprache über die Jahre reif sind, für einen mildernden Umstand gelten lassen? Ich rate ihnen im guten, es zu tun; sie würden sich sonst in bemerkenswerten Widerspruch zu dem erklärten und anerkannten Führer unserer jungromantischen Stilkünstler setzen, denn seit kurzem erscheinen, gleichfalls bei S. Fischer in Berlin, in kanariengelbem Pappdeckel auf altväterischem Löschpapier: Hugo von Hofmannsthal, Die prosaischen Schriften gesammelt (vier Bände geb. je 4 M.). Titelfassung und Ausstattung sind für den pretiösen, gleichsam sich selbst stilisierenden Inhalt bezeichnend. Ob nun der Autor in dem einstweilen allein vorliegenden ersten Bande über den „Dichter und diese Zeit" seine Meinung stabiliert, ob er in dem „Gespräch über Gedichte" seine Ansichten über Lyrik vorträgt, ob er in dem „Brief" unter der Maske des Philipp Lord Chandos, jüngeren Sohnes des Earl of Bath, sich „wegen des gänzlichen (vorübergehenden!) Verzichtes auf literarische Betätigung entschuldigt", ob er endlich in dem Essay über Shakespeares Könige und große Herren einen prunkvollen, in Grandezza einherschreitenden Wortreigen aufführt — immer ist es die Form, der Ausdruck, die Hülle, die unser Entzücken und unsere Bewunderung aufzehrt, ehe man zu dem Inhalt überhaupt ein Verhältnis gewonnen hat. Ein Lieblingswort des alten Goethe war „bedeutend"; dieses Wort spreizt auch hier über jeder Seite seine feierlichen Schwingen. Dazu dann die konjunktive Dämpfung, Nuancierung und Einzäunung aller Behauptungen, Erfahrungen und Empfindungen. Das breitet eine Atmosphäre der Vornehmheit um diese Blätter und macht ihre Temperatur so — nicht kalt und nicht warm, daß man schwer mit ihnen vertraut werden wird. Aber das soll man auch nicht. Wirken auf andere will ja der junge Wiener gar nicht, nur sich aussprechen, sich entlasten von all den Feinheiten und Überfeinheiten der Kultur und Überkultur, die er genießend in sich gesogen hat. Er selbst ist „der Entzückte der großen Städte und der Entzückte der Einsamkeit, der leidenschaftliche Bewunderer der Dinge, die von ewig sind, und der Dinge, die von heute sind: die Übergänge sind niemals schwer für ihn, und er überläßt das vereinzelte Staunen denen, deren Phantasie schwerfälliger ist ... denn er staunt immer, aber er ist nie überrascht, denn nichts tritt völlig unerwartet vor ihn". Doch genug davon. Es würde einem Hofmannsthal höchst trivial erscheinen, wollte man die Lektüre seiner Bücher „empfehlen". Es muß genügen, zu sagen, daß sie da sind. Zumal wenn demnächst in diesen Heften ein eigener Aufsatz über ihn und seine Dichtungen erscheinen soll. F. D.

# Zu unseren Kunstblättern

Wenn uns die Menschheit doch weniger zu sagen wüßte van Welträtseln, und wie man sie löst, und gäbe uns Männer, die die unmeßbare heilige Schönheit des Lebens, seinen Reichtum an Formen, Farben und Licht mit glühender Seele erschauten und erfaßten, und die die glänzende Fülle, so wie sie sie empfangen, uns lebendig und ungeteilt zu schenken vermöchten! Lechzen wir doch nach salchen in unserem friedlosen Zeitalter — aber wie viele sind ihrer?

Hans Unger, der Schöpfer der diesem Hefte beigegebenen Bilder „Frühling“ und „Herbst“, gehört zu den wenigen. Welch eine Glut der Empfindung spricht aus diesem Frühlingsbild! Der bescheidene Winkel im Garten zwischen Blütenbäumen und Sommerlaube, wie mancher Beschauer ginge nicht achtlos daran varüber als an etwas Alltäglichem, das er aft sa ader ähnlich gesehen! Aber dem Künstler wird jedes nach sa kleine Fleckchen Erde zu einem heiligen Land, wa ihm die Natur ihre Tiefe, Schönheit und Kraft offenbart. Wie im Umarmen das, was wir umfassen, wagender wird var Fülle und Glut, sa auch gewinnt jedes Teilchen der Welt doppelt an Schönheit und Sinn, wenn ein brünstiges Künstlergemüt es sich zum Varwurf erwählt, es frei, mit bewußter Kraft wiederzugeben vermag. Und hier fühlt man: dies Bild ist sa gemalt; wie die Lerche singt; im Augenblicke des Empfindens auch schan hingegossen; ein Erleben und Wiedergeben in einem. Lebendiger Odem durchzieht das Ganze; Taufrische weht uns daraus entgegen: auf kecken, breiten Strichen sahren Licht und Sanne daher. Und gesangen van der Tiefe und dem Reichtum, die sich da assenbaren, möchte unser Herz am liebsten hinsinken an die Brust der Natur, dem Geheimnis ihres Werdens und ihrer Schönheit lauschen und sich gesundbaden an ihrem unvergänglichen Barn.

Und wie die werdende, so sprach auch die welkende Natur mit glühenden Warten zu dem Künstler. Reicher scheint in dem Herbstbild der Ausschnitt gewählt mit den Statuen und der Gartenkunst. Und dach — ist das wirklich Entzückende nicht auch hier wieder nur die schlichte Natur und ihr Reichtum im kleinsten? Noch einmal, var dem Sterben, ist sie hinabgestiegen zu ihren verborgenen Schatzkammern und hat sich geschmückt mit dem Köstlichsten, was ihre Truhen bargen. Angetan mit glitzerndem Gald und Geschmeide, schimmernd in gelben und bunten Königsgewändern, zeigt sie sich ein letztes Mal den Menschenkindern, zeigt ihnen, wie schön sie ist und wie reich; schöner und reicher als je, denn in dem prickelnden Farbenspiel, das da van Birkenstämmen und Blättern sprüht, van dem Vialett des Badens und der roten Glut der letzten Rose, hat sie ihre letzte ganze Kraft zusammengenammen. Wehmutsvall und bewundernd stehen wir var all der Fülle und Hoheit; selbst der Stein der Bildnisse scheint in dieses Leben hineinverwaben; träumend ruhen sie, wie versunken in das Anschauen der Märchenpracht.

Die Landschaft galt schon von Anbeginn seines jungen Schaffens — Hans Unger steht in der Mitte der Dreißiger — als seine Stärke, wenn er sich jetzt auch varzugsweise dem Figürlichen zugewandt hat. Die Natur, besanders in ihren wuchtigen und hehren Erscheinungen, hat es ihm angetan; auf wiederhalten Reisen ist dieses Gefühl mächtig entwickelt warden. Aus seinen Naturschilderungen spricht eine tiefe Ehrfurcht vor der überwältigenden Größe und dem Geheimnis der Schöpfung; ein heiliger Schauer vor dem Unfaßbaren und Unendlichen durchbebt ihn. Das Wild-Erhabene, das Trotzig-Mächtige, das Kraftvoll-Schöne nimmt sein Gemüt gefangen. Haheit und Schönheit atmen die Bilder. Großzügigkeit, Frische und Kraft der Wiedergabe zeichnen sie aus. Wie gewaltig brausen Meer und Himmel heran und ergreifen uns auf seinem Erstlingswerk „Muse“, das dem damals fünfundzwanzigjährigen Künstler die ehrenvalle Aufnahme in die Dresdener Gemäldegalerie eintrug.

Schan in diesem Bilde trat Ungers Begabung auch für das Figürliche zutage. In seinem bedeutendsten Werk „Das Welken“ (Gemäldegalerie in Magdeburg) fließen Figürliches und Landschaftliches zu einem Ganzen von ergreifender Wirkung zusammen: eine Frauengestalt, in träumerisches Sinnen verloren, ruht traurig-schön und haheitsvall inmitten einer welkenden Pracht. Ungers Frauengestalten sind van einer erhabenen Würde. Sie haben etwas unaussprechlich Seltsames, Geheimnisvalles an sich, wie Wesen aus anderen Welten. Wie aus seinen Naturschilderungen, sa spricht auch aus seinen Gestalten jene Ehrfurcht var dem Unnennbaren, dem Kraft- und Haheitsvallen, und auch hier hilft die Farbe Tiefe und Leben wunderbar wiedergeben. Aber alles ist echt; aller Effekt ist fern. Sa auch in seiner letzten großen Arbeit „Paganini“. Aus einer wunderbar ernsten Stimmung tritt das scharfe, bleiche, durchgeistigte Antlitz des graßen Italieners hervar, gleichsam das Sinnbild des aus dem Unbewußten sich emparringenden Geistes, und zerflossen in Wehmut und Schmerz, ehrfurchtgebietend durch Schönheit und Würde lauscht die Geliebte den Tönen seiner Geige.

Die gleiche Meisterschaft beweist Unger aber auch, wenn er zum Griffel greift. Auch da tritt uns dieselbe Großzügigkeit, Frische und Varnehmheit entgegen. Als Schöpfer hervarragender Plakate hat er sich früh schan einen Namen gemacht. Bei dem vollendetsten, der „Estay-Orgel“, empfindet man ein lebhaftes Bedauern, daß die pracht-

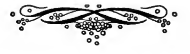
volle Arbeit nur als Plakat Verwendung fand. Aber das eben charakterisiert das künstlerische Wesen Ungers, daß er auch im Kleinsten groß bleiben und nichts aus der Hand geben mag, es sei denn vollendet in sich.

So ist sein Wesen; dem verdankt er seine Erfolge, die anerkannten und die stillen. Was bedarf es lang einer Lebensgeschichte? Der Drang des Innersten und der Fleiß, das sind die Mächte, die ihn wie jeden Künstler berufen und erwählt haben. Vom ersten praktischen Schaffen hinweg zog er aus, die Höhen der Kunst zu suchen, die ihn reizten. Und er ist keiner von denen gewesen, die, den Gipfel nur immer im Auge, auf der Ebene weiterwandern. Er scheut die Stufen nicht. Unerbittlich gegen sich selbst, allem Unlauteren, Unechten, Unwahren abhold, will er durch Arbeit, Ringen und Ernst vorwärtskommen. Die Welt geht ihm in seinem Schaffen auf; seine Werkstätte ist seine Welt. Alles andere gibt er dran: die Gesellschaft vor allem, die nur nimmt, nichts gibt; und auch in der Künstlerschaft will er nur sein, wozu seine Werke ihn machen. Augenblickserfolge anderer reizen ihn nicht. So, nur seiner Kunst gewidmet, lebt er mit Frau und Kind in seinem Heim auf den Loschwitzer Höhen bei Dresden, das außen und innen wieder nur seinen Geist atmet, ein sichtbarer Ausdruck seines künstlerischen Empfindens. Dort ist die Welt, wo ihm auch die Schönheit der beiden hier wiedergegebenen Bilder aufgegangen ist. E. R.

* * *

Drei weitere, teils in Doppeltondruck, teils in Vierfarbendruck gegebene Einzelkunstblätter dieses Heftes machen die Leser mit einem gleichfalls nach jungen Frankfurter Künstler bekannt, der mit dem Dresdener Hans Unger insofern eine gewisse Verwandtschaft hat, als auch er einen neuen künstlerischen Einklang zwischen Luft, Landschaft und Staffage sucht. Rudolf Gudden, am 21. August 1863 in Werneck in Unterfranken geboren, ein Sohn jenes tapferen, pflichttreuen Münchener Arztes, der seinen Tod bei dem Rettungsbemühen um den lebensmüden König Ludwig II. im Starnberger See fand, bildete sich vornehmlich an der Münchener Akademie, die er von 1882 bis 1886 besuchte. Er ging dann nach Holland und malte dort mit Vorliebe Interieurs, daneben aber auch Szenen aus dem Volksleben, Bildnisse und Landschaften. Dann kehrte er nach Deutschland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M., wo er auf die jüngere Künstlergeneration bald einen maßgebenden Einfluß gewann. Ja, man darf wohl sagen: er gilt seit einigen Jahren als der Führer und als die begabteste Persönlichkeit der Frankfurt-Cronberger „Sezession“, d. h. all jener jüngeren in der alten Mainstadt schaffenden Künstler, die für ihre neuen künstlerischen Ziele auch einen von den Traditionen der Schule abweichenden neuen Ausdruck suchen. Gudden findet neuerdings seine Motive, wie auch eines unserer Bilder („Andalusischer Hof“) verrät, vornehmlich in Spanien, dessen atmosphärische Reize ihm geradezu eine künstlerische Offenbarung bedeuten. Bei dem „Schafmelker“ glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es dem Künstler keineswegs bloß um naturalistische Effekte der Naturbeobachtung und -nachahmung zu tun ist: so wahr und charakteristisch das den Vordergrund beherrschende Tier in seiner Geduld und Ruhe wiedergegeben sein mag, wertvoller ist doch noch der lebensvolle Eindruck des Ganzen, eines unmittelbar aus der ländlich-naiven Natur geschöpften Vorganges von typischer Bedeutung. Der farbenfrohe Kolorist tritt uns dann um so überraschender aus dem Gemälde „Dame im Walde“ entgegen, das nur seine erste dekorative Anregung etwas mehr überwunden zu haben brauchte, um ins Große und Vollendete zu wachsen. Einflüssen älterer Meister nachzuspüren, verlockt dieses Bild vielleicht am allermeisten; aber schließlich behauptet sich doch auch hier eine so kräftige, vollsaftige Eigenart, daß alle Vergleiche — sei es selbst mit Böcklin — davor verstummen müssen.

Für Vies Aufsatz über Konstantin Somoff weisen wir auch an dieser Stelle nochmals darauf hin, daß das große im Text genannte Illustrationswerk über den russischen Maler schon im Spätherbst dieses Jahres bei Julius Bard in Berlin erscheinen wird. — Die Originalaufnahmen zu dem Aufsatz über Rayski sind in dem Kunstsalon von Ernst Arnold (Ludwig Gutbier) in Dresden gemacht worden, dem das Verdienst gebührt, die erste Gesamtausstellung Rayskischer Werke veranstaltet zu haben. F. D.



Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.



Druck von George Westermann in Braunschweig.

# WESTERMANNS MONATSHEFTE

## ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART




52. JAHRG.
HEFT 3

DEZEMBER
1907

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG




# Die Brüder Mörk

**Roman von Gustaf af Geijerstam.** Aus dem Schwedischen von Gertrud J. Klett

III

Am folgenden Morgen rauschte in den alten Bäumen der Sturm. Gegen Mittag hüllte sich die Sonne in Wolken, und am Nachmittag fiel der milde Sommerregen in Schauern. Der Himmel war trüb und grau. Über die Fläche des Lommen jagten schwarze Windstöße und fegten schwere Regentropfen mit sich, die von der Wasserfläche zurückprallten.

Spitz hatte vor dem Mittagsessen feierlichst Tante Olivia abgeholt. Mitten im ärgsten Regen kam sie im Landauer, vor den die schwarzen, ein bißchen fetten Wagenpferde gespannt waren, dahergefahren; und das Mittagsessen war deshalb ein wenig festlicher als gewöhnlich. Der Major ließ zu Ehren des neuen Gastes eine Flasche Sekt springen, was Minna Charlotta Anlaß gab, die vom Hausherrn und Brite erwartete kleine Giftigkeit von sich zu geben, nämlich daß Nils Göran und sie sich einen solchen Luxus nie gestattet haben würden. Der Champagner wirkte infolgedessen nicht so aufmunternd, wie beabsichtigt gewesen war; und Karl Henrik, der noch etwas von der glücklichen Stimmung des gestrigen Bruderfestes in sich trug, war deshalb mehr als gewöhnlich gereizt über diesen Ausfall der Schwägerin. Während des ganzen Mittagsessens beobachtete er, sooft er sich unbemerkt glaubte, das rätselvolle Gesicht Minna Charlottas, und ein gefährliches Gefühl bitteren Mitleidens mit dem Bruder bemächtigte sich seiner. Brite versuchte mehr als einmal ihres Mannes Blick aufzufangen, um ihn zur Vorsicht zu mahnen. Karl Henrik sah auch einmal zu ihr hin, aber in einer Weise, die Brite unruhig machte.

Nach dem Essen herrschte die gewisse dumpfe Stimmung, wie sie — auch bei Menschen — einem Gewitter vorauszugehen pflegt. Die Damen saßen um den Sofatisch, und zwischen ihnen prangten die ostindischen Tassen und die alte Kaffeekanne aus schwerem Silber. Die Herren zogen sich bald in das Zimmer des Majors im Erdgeschoß zurück. Dann und wann drang durch die Wendeltreppe das ferne Geräusch ihrer Stimmen zu den Damen hinauf.

Die Brüder hatten sich in zwei Lehnsessel sinken lassen. Zwischen ihnen, auf einem niederen Tischchen, standen die gefüllten Kognakgläser, die sie ab und zu schweigend an die Lippen führten. Beide rauchten, Karl Henrik mit kurzen, hastigen Zügen, als wünsche er, mit seiner Zigarre fertig zu werden, um eine frische anstecken zu können, Nils Göran ruhig und bedächtig, indem er die Zigarre, sooft er sie zum Munde führte, zwischen den Fingern drehte und den Rauch in kunstgerechten Ringen, die sacht durch den Raum schwebten, von sich stieß.

Die Verstimmung des Majors war noch nicht gewichen. Er sehnte sich im stillen nach dem Abend, damit er Brite gegenüber seinen Gefühlen Luft machen könnte. Wieder und wieder beschäftigte sich seine Phantasie mit dem Gedanken, wie unglücklich sich der Bruder im geheimen fühlen müsse, und wie merkwürdig es wäre, daß er von dem, was

jedem anderen in die Augen sprang, selbst nichts zu merken schien.

Nils Göran hatte in der Tat keine Ahnung, daß beim Mittagsessen etwas geschehen war, was die Freude gestört hatte. Die Art und Weise seiner Frau war ihm so zur Gewohnheit geworden, das tägliche Leben hatte ihn so dagegen abgestumpft, daß ihm gar nie der Gedanke kam, andere könnten derartige Kleinigkeiten, wie das Vorkommnis beim Essen, als etwas anderes ansehen als unbedeutende Bagatellen. Zudem wanderten in diesem Augenblick seine Gedanken ganz andere Wege. Indem er eine gewaltige Rauchwolke senkrecht zur Decke emporstieß, sagte er plötzlich: „Gestern war's gemütlich, Karl Henrik! Die Erinnerung an solche Tage tut einem manchmal recht wohl!" Wie ein warmer Strom schoß es bei diesen Worten in Karl Henrik auf. Seine Verstimmung war wie fortgeweht. Schweigend nickte er dem Bruder zu und wartete, was weiter kommen sollte. Und als Nils Göran nichts hinzufügte, setzte er selber das Gespräch fort. „Manchmal kommt es mir vor," sagte er, „als sei das ganze Leben nichts als ein Kreislauf, zurück zum Anfang. Alles, was man dazwischendurch erlebt: Liebe, Glück, Kämpfe, Heimat, Kinder — alles das verschwindet einmal. Und fest steht nur das, was unsere Augen zuerst erblickten."

Nils Göran lächelte ein wenig sarkastisch. „Und trotzdem machen wir so viel Wesens aus uns — jeder nach seiner Seite," sagte er.

„Ja, ja," entgegnete Karl Henrik. „Wir machen viel Wesens aus uns im Leben. Und ich bin darin nicht der letzte. Seinerzeit wollt' ich von daheim fort, weil — ja, weil ich des Vaters Tyrannisiererei nicht aushielt. Ich setzte meinen Kopf durch und wurde frei. Dann brachte ich mein Hab und Gut durch; und gerade als ich so weit war, kam die Liebe über mich. Wie ich es damals eigentlich machte, kann ich jetzt nicht mehr sagen. Ich weiß es faktisch nicht. Wie ich mich überhaupt in den beiden ersten Jahren meiner Ehe, ehe diese unerwartete Wendung in meinem Schicksal kam, über Wasser hielt, ist mir selber jetzt vollkommen unbegreiflich. Wenn du verlangtest, ich sollte es dir auseinandersetzen, es wäre mir platterdings unmöglich. Aber nichts von allem, was ich erlebt habe, glaub' mir, Nils Göran, nichts ist für mich von Bedeutung im Vergleich zu dem Gefühl, daß ich die Erde, mit der ich wieder vereint bin, nie hätte verlassen sollen. Daß ich zu ihr zurückkehren durfte, das war das größte Glück von allem."

„So achtest du also den Wohlstand für nichts?" unterbrach ihn Nils Göran.

„Das will ich damit nicht sagen," antwortete Karl Henrik zögernd. „Aber die Erde bedeutet mir mehr. Ich bin im Wald geboren, und im Wald will ich sterben."

„Als du jung warst, dachtest du nicht so," bemerkte der Bruder.

„Nein, weil ich noch nichts erprobt hatte. Ich gehöre zu denen, die sich erst brennen müssen."

„Du meinst," fiel ihm Nils Göran ins Wort, „ich gehöre zu denen, die's nicht nötig haben, sich zu brennen?"

„Wie kommst du auf den Gedanken?" fragte Karl Henrik verblüfft.

Es lag in des Bruders Ton eine Schärfe, die ihm nicht entgehen konnte. Etwas vom Groll langer Jahre, von der Grübelei vieler schwerer Winter, von der ganzen, lang verschlossenen Bitterkeit des Zurückgesetzten dem vom Glück Begünstigten gegenüber.

Nils Göran seufzte tief, eh' er mit seiner Antwort kam. Es sah aus, als wäge er genau jedes Wort, eh' er es aussprach. „Du redest von dir," fuhr er fort. „Aber du vergissest mich. Immer hab' ich den Eindruck, daß du mich vergessen hast. Aber auch ich habe eine Geschichte gehabt, wenn sie auch in der Stille verlaufen ist. Ich bin nie von der Erde fortgekommen, wie du dich ausdrückst. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, mich zu brennen. Und wenn ich jetzt auf mein Leben zurückblicke, so vermisse ich da etwas — ja — auch ich — etwas, das nie wiederkommt!"

Langsam erwachte in Karl Henrik die Erinnerung an einen Brief, den er einst erhalten hatte — einen Brief, den der Bruder geschrieben. Er mußte sein Gedächtnis anstrengen, damit er sich deutlich entsann … Und mit einem Male fiel ihm alles ein. Mit einer Stimme, die vor innerer Erregung zitterte, rief er: „Du hast mir einmal etwas ähnliches geschrieben. Damals glaubte ich, es wäre in der Übereilung gewesen. Jetzt muß ich fragen: Sagst du mir das alles im Ernst?"

Nils Göran sah aus, als besänne er sich. „Wir wollen nicht weitergehen," sagte er.

Aber zu viel war schon gesagt, als daß der Major noch imstande gewesen wäre, diesem Wink zu folgen. In ihm gärte und kochte eine Furcht, die er nicht aushalten konnte. Er mußte sie loswerden — um jeden Preis. War es möglich, daß der Bruder alle die Jahre durch eine heimliche Feindseligkeit gegen ihn gehegt hatte? „Wenn du jetzt schweigst, tust du mir mehr Böses an als mit Worten," sagte er heftig, mit gedämpfter Stimme.

Nils Göran legte seine Zigarre weg; seine Lippen wurden gleichsam schmaler, als er sie jetzt aufeinanderpreßte. Dann antwortete er: „Ich habe dich dereinst für jenen Brief um Entschuldigung gebeten."

„Ich weiß," sagte der Major. „Aber was hilft mir das, wenn der böse Gedanke gegen mich noch in dir steckt?"

Nils Göran fuhr auf, wie von einem Hieb getroffen. „Hab' ich mich betragen als einer, der böse Gedanken hegt?" sagte er barsch. „Im übrigen sind Gedanken, soviel ich weiß, zollfrei."

„So hab' ich es nicht gemeint," begann wieder der Major. „Du darfst mich nicht mißverstehen."

„Ich will dir etwas sagen, Karl Henrik," entgegnete der Hüttenherr; „ich bin dein Gast und kann dir darum nicht antworten, wie ich gern möchte."

Karl Henrik sah den Bruder gar nicht an. In ihm arbeiteten Gedanken, von denen er sich um jeden Preis befreien wollte. „Sag', was du willst," sagte er. „Es ist vielleicht besser, wir sprechen uns einmal aus. Nur so viel will ich dir sagen: den Brief, auf den du anspielst, hab' ich längst vergessen."

„Aber ich nicht."

„Ich glaube, ich fange an, den Unterschied zu verstehen," entgegnete der Major. „Im übrigen war es mir mit dem Vergessen so ernst, daß ich den Brief gleich damals verbrannte."

„Willst du mir vielleicht weismachen, daß nicht einmal Brite den Brief gelesen hat?"

Beide Brüder hatten in diesem Augenblick das Gefühl, als wären zwischen ihnen böse Geister losgelassen. Aufrecht, mitten im Zimmer stehend, maßen sie sich gegenseitig mit feindseligen Blicken.

Dem Major war zumute wie einem, der ganz unvermutet in ein Erdbeben gerät. Der Boden unter ihm fängt an zu schwanken — und noch versteht er die Ursache nicht. „Du glaubst mir nicht!" rief er.

„In diesem Punkt — nein!" antwortete kurz der Hüttenherr. „Du sagst, du habest diesen Brief vergessen. Darf ich fragen: Hast du auch deinen vergessen?"

Der Major besann sich einen Augenblick. „Ja," antwortete er schließlich. „Ich hab' ihn vergessen. Und bis zu dieser Stunde glaubte ich, du habest es auch getan."

Der Hüttenherr lächelte bitter. Mit einer Stimme, die er absichtlich dämpfte, um nicht von den Damen droben im Salon gehört zu werden, gab er seine Erklärung ab. Er ließ sich dabei wieder im Lehnsessel nieder. Sein Ton war beherrscht, aber jedes Wort, das er sprach, war ein Stich. „Unsere Verhältnisse sind immer ungleich gewesen," begann er, „und sind es auch jetzt noch. Ich glaube, ich kann mich so ungefähr in deine Lage versetzen. Aber wie ein Mann in meinen Verhältnissen lebt, das hast du vermutlich vergessen."

„Jedenfalls war ich der Armut näher als du," unterbrach ihn der Major.

„Ja," gab der Hüttenherr zu, „das warst du. Aber du hast es vergessen. Du willst wissen, was hinter meinen vielleicht etwas übereilten Worten von vorhin steckt. Nun ja! Du sollst deinen Willen haben. Es hat mich wundergenommen, daß du in all diesen Jahren gar nicht zu merken schienst, wie es um mich stand; und nicht mich allein hat das wundergenommen!" Nils Görans Stimme zitterte, während er diese Worte aussprach.

„Nicht dich allein?" wiederholte der Major, tief Atem holend. „Geht das auf Minna Charlotta?"

Im selben Augenblick, als ihm das Wort entschlüpft war, bereute der Major auch schon das Gesagte.

Aber es war zu spät. Das Wort war gesprochen und ließ sich nicht mehr zurücknehmen.

„Ich möchte mir ausbitten, daß meine Frau nicht in Dinge hereingezogen wird, die allein dich und mich angehen," sagte der Hüttenherr in seinem allertrockensten Tone.

„Soviel ich mich erinnere, warst du es, der noch eben von Brite sprach," erwiderte der Major. „Im übrigen hast du selbst den Anlaß zu meinen Worten gegeben."

Die Erwiderung kam unmittelbar, knapp und scharf wie ein Peitschenhieb.

Darauf ward es ganz still in dem großen Raum. Der Major drehte sich auf dem Absatz um und sah zum Fenster hinaus, an dem der Regen in Streifen über die Scheiben sickerte. Der Hüttenherr sank tief in seinen niederen Sessel zurück und streckte die langen, hageren Beine auf dem Teppich von sich.

Das Schweigen zwischen den Brüdern währte lange. Sie wußten alle beide, daß sie ziemlich laut gewesen waren, und daß die Damen droben im Salon sie gehört haben mußten. Oft schon waren Mißhelligkeiten zwischen ihnen entstanden, zu denen ihre ungleichen Temperamente den Anstoß gegeben hatten. Aber diese Mißhelligkeiten waren entweder im Handumdrehen wieder vergessen gewesen, oder die Zeit hatte sie ausgeglichen, je nach Umständen. Die Brüder hatten da ihre Zwiste noch allein miteinander ausgefochten. Kein Fremdes hatte sich dareingelegt; und für beide waren in diesem Fall die Frauen Fremde. So stark hatte das eigentümliche schwere Geschick ihrer Kindheit einst diese zwei Männer vereint. Das, was soeben geschehen — das war ihnen beiden klar —, war etwas unwiderruflich Entscheidendes, etwas, das sich nicht ungeschehen machen oder zurücknehmen ließ. Eine jahrelange, furchtbare Erbitterung war es — das fühlten sie beide —, die hier in Kampf auszubrechen drohte, in einen Kampf, der um so gewaltiger und unversöhnlicher war, als er von Männern gekämpft werden sollte, deren Blutsverwandtschaft den Keim zu dem seltsamen Haß in sich trug, der so alt ist wie die Welt. Im übrigen empfanden die beiden das in sehr verschiedener Weise. Der Major war ohne Zweifel die weichere von diesen zwei Naturen, sicherlich auch die feinere. Für ihn lag alles das, was da geschah, viel mehr im Dunkeln. Er konnte das Gesagte weder fassen noch richtig zusammenhalten, begriff weder die Worte, die da fielen, noch wie es möglich war, daß diese Worte gerade jetzt kamen. Alter Groll war ihm bei anderen ein Rätsel, weil er selbst derartiges nie empfunden hatte. Verzweifelt suchte er in sich nach einem Leitfaden, um aus diesem Labyrinth zu gelangen. Der Faden mußte sich ja finden lassen, mußte sich gerade jetzt finden lassen. Er konnte doch nicht ein ganzes Leben lang, das ihm noch bevorstand, diese Last tragen, die ihm jetzt mit ihrem unleidlichen Druck die Brust zusammenpreßte!

Weit besser überschaute der Hüttenherr die Sache. Inmitten der Empörung, die ihn beherrschte, bewahrte er sich die Klarheit des Denkens und die Ruhe, die ihn für gewöhnlich auszeichneten. Und als er schließlich das Schweigen brach, war seine Stimme gedämpft und kalt. Kein Laut war außerhalb des Zimmers, in dem die Herren saßen, vernehmbar.

„Was heut' gekommen ist," begann er, „war etwas, das kommen mußte. Und es ist vielleicht das beste, wir sprechen uns einmal gegenseitig aus. So will ich es dir denn sagen, da du es ja selber augenscheinlich nicht begreifst: ja, ich habe etwas gegen dich — etwas, was ich immer gegen dich haben werde, solange ich lebe!" Des Hüttenherrn Stimme zitterte, und er hielt einen Augenblick inne, als müsse er frisch Atem schöpfen. Jahrelange, tiefgewurzelte Erbitterung sprach aus seinen Worten. Und der Bruder begriff das auch. Aber das, was er hörte, wollte für ihn nicht Wirklichkeit werden. So fern war seiner eigenen Natur dieser verbissene Groll, der sich hier plötzlich gegen ihn richtete. Langsam hatte er sich umgewandt. Die Hand am Fensterkreuz, wartete er wie gelähmt auf die Fortsetzung. „Weißt du noch," fuhr der Hüttenherr fort, „wie du Kolsäter antratest? Erinnerst du dich des Briefes, den du mir damals schriebst?"

„Ich glaube, ja," war die Antwort.

Jedes Wort schwer betonend, fuhr der Hüttenherr fort: „Du botest mir an, ich solle Björknäs zu Erb und Eigen haben. Verzichtetest auf deinen Anteil am Gut. Erinnerst du dich?"

„Es war aufrichtig gemeint von mir."

Der Hüttenherr hohnlächelte. „Ich zweifle nicht daran. Aber scheint es dir nicht selber, als wäre diese — Aufrichtigkeit ein bißchen plump gewesen?"

Der Major war jetzt nicht mehr heftig oder zornig. Eine dumpfe Ruhe war an Stelle des Zorns getreten, eine Art kühler Neugier, zu hören, wie weit der andere gehen würde. Darum unterbrach er den Bruder auch nicht, sondern stand ganz still und ließ alles über sich ergehen, als ginge es ihn selber gar nichts an.

„Du hast mich vorhin an einen Brief erinnert," fuhr der Hüttenherr fort, „den Brief, den ich dir schrieb, als du mir deine Verheiratung anzeigtest. Ich billigte deine Handlungsweise nicht. Du weißt ja, dein Geschmack war nie der meine en cas de femmes. Du erinnertest mich daran, daß ich dich dereinst für diesen Brief um Entschuldigung gebeten habe."

„Du selbst hast das gesagt."

„Einerlei, ich weiß, daß ich es tat. Aber was ich damals geschrieben habe, war trotzdem mein voller Ernst. Alle diese Jahre durch hab' ich so empfunden dir gegenüber. Und so werd' ich auch immer empfinden. Jetzt weißt du es!"

Der Major stand ganz regungslos bei diesen Worten. Ohne mit der Wimper zu zucken, hörte er sie an. „Warum hast du mich dann etwas ganz anderes glauben lassen?" sagte er.

„Darum, weil ich ein altmodischer Mann bin und auf Dekorum halte. Die Familie soll zusammenhalten, zum Teufel! Solange wie möglich. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Und das sag' ich dir jetzt: was ich dir nie verzeihen kann, das ist, daß du in derselben Stunde, in der dir dein großes Erbe zufiel, das Herz hattest, mir deinen Anteil an Björknäs vor die Füße zu schmeißen. Gott sei Dank, ich habe dich ausbezahlt. Die Sache ist klar. Wir sind quitt."

Der Major machte ein paar Schritte auf den Bruder zu und sah ihm fest in die Augen. „Antworte mir aufrichtig, Nils Göran," sagte er. „Was willst du eigentlich mit all dem sagen? Hast du vielleicht gewollt, ich sollte dich bitten, mit mir zu teilen?"

Der Hüttenherr sprang aus seinem Sessel auf. Der Bruder hatte ihn an seinem allerempfindlichsten Punkt getroffen! Zum äußersten getrieben, hatte der Major blind zugeschlagen und, ohne es zu ahnen, just den Punkt getroffen, auf den Minna Charlotta jahrelang mit weiblicher List und Gewandtheit ein Gift geträufelt hatte, das unter der Haut weiterfraß. Außerstande, ein Wort der Erwiderung zu finden, nahm er seine Zuflucht zur Grobheit. „Hast du denn gar keine Scham im Leib, du?" zischte er.

Der Major nickte sachte, als habe er gar nicht zugehört. „Ah – so!" sagte er langsam, als rede er mit sich selbst.

In wenigen Augenblicken hatte sich das ganze Wesen des Bruders gleichsam vor seinen Augen verwandelt. Und im selben Augenblick fühlte er, wie in ihm etwas zerbrach. Dies Etwas war das Bild eines Menschen, ein Bild, das er tief in seiner Seele getragen, ein Mensch, von dem er geglaubt hatte, er könne ihn nie und nimmer verlieren. Das Geheimnis dieses Bildes war, daß er selbst es sich geschaffen hatte. Zum erstenmal sah er das jetzt, sah es wie in gespenstischem Licht mitten am hellen Tag. Und darum war ihm zumute, als wolle seine Seele in lauter Stücke springen. Was auch der Bruder ihm nach diesem entsetzlichen Augenblick noch sagen würde — es konnte nur noch die leere Luft treffen.

Der Hüttenherr war viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um in diesem Augenblick den Bruder überhaupt zu beachten. Der Groll, den er so lange mit sich herumgetragen, beherrschte ihn so ganz und gar, daß er außer ihm nichts sah und nichts hörte. Er war darum ganz bestürzt, als der Major plötzlich mit seltsam leiser Stimme, in der nichts von Erregung zu verspüren war, zu ihm sagte: „Also darum, weil ich dir Geld habe schenken wollen, hast du einen Groll gegen mich gefaßt?"

Das Gesicht des Hüttenherrn ward weiß. „Ja," antwortete er zwischen zusammengebissenen Zähnen.

„Ich glaubte, unter Brüdern sei das möglich," fuhr der Major immer in dem gleichen leisen Ton fort. „Daß du dem Geld eine so entscheidende Bedeutung einräumst, kam mir gar nicht in den Sinn. Sonst wäre ich vorsichtiger gewesen."

Als der Major diese Worte gesagt hatte, schickte er sich an zu gehen, um dieser Unterredung, die ihm eine Qual war, ein Ende zu machen. Weshalb sollte er sich verteidigen? Er fühlte instinktiv, daß gar keine direkte Beschuldigung da war, auf die er hätte antworten können. Er fühlte in jedem Wort des Bruders nur die Antipathie gegen seine eigene Person, tiefgewurzelt, fest, halsstarrig, allen Vorstellungen und Vernunftgründen unzugänglich. Und dieser Antipathie gegenüber fühlte er sich wehrlos, wie jeder Mensch, dessen Natur nur langsam zu fassen vermag, daß des Lebens stärkste Leidenschaft vielleicht der Haß ist. Dennoch ging er nicht. Er fühlte es nicht einmal, daß er sich durch

sein Bleiben selbst erniedrigte. Er wartete nur in einer Art Betäubung darauf, daß der Bruder seine Worte widerrufen, erklären, ihm wiedergeben sollte, was er verloren hatte. Es war, als fordere er von Gott, daß dies Unmögliche, das er selber als unmöglich empfand, dennoch geschehen müsse.

Der Hüttenherr fuhr unterdessen zu reden fort und redete lange. Der Major konnte sich später nicht mehr entsinnen, was Nils Göran gesagt hatte. Es waren Erinnerungen, die die beiden gemeinsam hatten, kleine Geschehnisse aus ihrer Kindheit und Jugend, Züge aus Karl Henriks Charakter, Dinge, die er getan hatte, Ausdrücke, die ihm entschlüpft waren. All das zusammengestellt, vergrößert und verdreht zum Totalbild einer menschlichen Karikatur.

Und Karl Henrik begriff, daß dies Zerrbild er selbst sein sollte, so wie der Groll langer Jahre ihn in der Vorstellung des Bruders verwandelt hatte. Er faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und rief: „Bin ich denn im Narrenhaus? Oder was bedeutet das alles?“

In diesem Augenblick klangen auf der Wendeltreppe, die zu des Majors innerem Zimmer führte, rasche Schritte, und ehe die Brüder zur Besinnung kamen, stand Brite mitten im Zimmer. Sie war ein bißchen bleich, aber gefaßt und ruhig. Mit einem Blick überschaute sie, daß das, was hier geschehen war, mehr war als ein gewöhnlicher Disput. Und ohne den Schwager zu beachten, ging sie geradeswegs auf ihren Mann zu und fragte leise: „Was ist hier vorgefallen?“

Jetzt hatte der Hüttenbesitzer sich so weit gefaßt, daß er antworten konnte. Und da der Major nur den Kopf schüttelte und hartnäckig schwieg, ergriff Nils Göran das Wort. Seine Augen funkelten dabei mit einem eigentümlich giftigen Glanz zu Brite hinüber. „Dein lieber Mann hat mich eben daran gehindert, eine Dummheit zu begehen,“ sagte er trocken. „Ich war näher daran als je zuvor in meinem Leben.“

Bei diesen Worten erwachte der Major aus der Betäubung, die ihn eine lange Weile gefangen gehalten hatte. Sein Blick irrte vom Gesicht des Bruders zu Brite hinüber. Dann sagte er kurz: „Das ist nicht wahr. Du weißt selber am besten, daß von etwas ganz anderem die Rede war.“

„Ich lüge nie,“ entgegnete der Hüttenherr. „Ich war tatsächlich im Begriff, eine Dummheit zu begehen, und noch dazu eine ganz kapitale. Als diese brillante Unterredung begann, beabsichtigte ich mich nämlich mit der Bitte um ein Darlehn oder um Bürgschaft an meinen reichen Bruder zu wenden.“

„Du weißt, daß ich dir das niemals abgeschlagen hätte!“

„Ich weiß gar nichts,“ erwiderte Nils Göran. „Im übrigen brauchst du dich nicht zu beunruhigen. Das Geld liegt bereit und wartet nur auf meine Unterschrift, sobald es mir beliebt, das Angebot, das mir gemacht worden ist, anzunehmen.“

Damit verließ der Hüttenherr mit festen Schritten das Zimmer. Das einzige, was ihn nachher ärgerte, war, daß er dem Bruder seine finanzielle Lage aufgedeckt hatte. Es war das sonst keineswegs seine Art, und der einzige Grund, weshalb er es getan hatte, war auch nur, daß nichts, was er sonst hätte sagen können, den Bruder so tödlich verletzt hätte wie diese seine letzten Worte. Das wußte Nils Göran, und darum hatte er sie ausgesprochen. Nicht einen Augenblick bereute er, was er getan hatte. Ebensowenig kam ihm der Gedanke, daß das, was er da begangen hatte, schlimmer war als ein Verbrechen. So seltsam es klingen mag: seine Schritte waren fester als je, und er bildete sich ein, er habe als ein ganzer Mann gehandelt. Das Gift, dem er einmal den Zutritt zu seiner Seele gestattet, hatte ihn verwandelt.

Lange saß Brite bei ihrem Mann auf seinem Zimmer. Daß sie ihre Pflichten als Wirtin vernachlässigte, war ihr jetzt ganz einerlei. Sie sah es als die bedeutungslose Sache an, die es in Wirklichkeit auch war. Der Major versuchte zu schildern, was zwischen den Brüdern vorgefallen war. Aber er vermochte es nicht. Auf alles, was er erzählte, konnte Brite nur sagen: „Das ist ja gar nicht möglich. Du kannst nicht recht gehört haben.“ Schließlich verstummte er ganz und gar.

„Ich weiß nichts,“ sagte er tonlos.

Als Brite wieder in den Salon hinaufkam, fand sie Tante Olivia allein dort. Kaum hatte nämlich der Hüttenherr des Bruders Zimmer verlassen, als auch Minna Charlotta sich hastig erhob und ohne ein Wort der Entschuldigung mit ihren kleinen festen Schritten

durch den Salon und hinaus ins Vorzimmer ging. In der Stille, die in diesem Augenblick herrschte, hörte man deutlich ihre Schritte auf der großen Treppe, von der sie durch den Korridor nach dem Gastzimmer gelangte, wo Nils Göran sich kurz zuvor eingeschlossen hatte, um in der Einsamkeit seine Nerven zu beruhigen.

Brite biß die Zähne zusammen, als ihr das klar wurde. Aber noch bestürzter war sie, als ihr Blick auf Tante Olivia fiel. Es war, als wäre das ganze Wesen der alten Dame verwandelt. Ihr Gesicht war finster, und es sah aus, als beherrsche sie nur mit Mühe ihren Zorn. „So, also ist es jetzt endlich geschehen!" sagte sie scharf.

„Was?"

„Das, was ich immer gewußt habe, daß es einmal zwischen den zwei Herren geschehen würde."

Brite sah bestürzt zu Tante Olivia auf.

Die alte Dame fuhr fort: „Wenn man so lange gelebt hat wie ich, so kennt man sich ein bißchen aus. Du brauchst mir gar nichts zu sagen. Ich weiß auch so alles, besser, als wenn ich's mit angehört hätte!" Tante Olivia war in vollem Aufruhr. Sie erhob sich von ihrem Platz und ballte die weiße kräftige Hand, als habe sie einen Feind vor sich, den sie am liebsten umbringen möchte. „Ich will dir sagen, wie es ist, Brite. Ich hätt' es auch schon eher getan, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Unheil zu stiften. Von dem Moment an, als das kleine Geschöpf mit seinen falschen Augen und ungleichen Zähnen mir zum erstenmal unter die Augen gekommen ist, hab' ich gewußt, was das Ende sein würde. Es wäre auf alle Fälle einmal so gekommen. Denn Nils Göran ist nicht der Mann dazu, es zu ertragen, daß sein Bruder plötzlich an Stellung und Ansehen über ihm steht. Aber wär' er allein geblieben, so wäre seine schlechte Natur doch nicht so schnell zum Ausbruch gekommen. Es ist sogar möglich, daß er seine Schlechtigkeit stillschweigend hinuntergewürgt und sich nichts hätte anmerken lassen. So aber, seit sie dazu gekommen ist ..." Tante Olivia holte tief Atem und setzte sich wieder auf ihren Platz im Sofa, daß die Federn knackten. „Es sollte mir glatt eingehen, wenn ich mit der Gnädigen einmal ein Hühnchen pflücken dürfte!" äußerte sie.

„Um Gottes willen —" begann Brite.

Aber Tante Olivia brachte sie zum Schweigen. Bolzengerade, kampflustig saß sie auf ihrem Platz im Sofa und redete keinen Ton mehr über die Sache, die sie noch eben so stark beschäftigt hatte. Was sie dachte, behielt sie für sich, und indem sie Brite nur ab und zu ein Wörtchen zuwarf, strickte sie eifrig an dem dicken wollenen Seelenwärmer weiter, der augenblicklich ihre Handarbeit bildete. Eine Stunde später kam Tilda würdevoll mit den Kristallschalen voll Kirschen und Stachelbeeren auf ihren derben Armen ins Zimmer gesegelt. Sie stellte das Obst auf den gewohnten Platz; und keiner hätte es ihrem undurchdringlichen Gesicht ansehen können, daß sie die lauten Stimmen vom Zimmer des Majors wohl gehört hatte und selber im Korridor dem Hüttenherrn begegnet war, wie er rot und erhitzt mit heftigen Schritten nach dem Gastzimmer ging. Ihr Eintritt rief den beiden Damen ins Gedächtnis zurück, was die Situation jetzt erforderte. Brite warf einen raschen ängstlichen Blick auf Tante Olivia, deren Gesicht immer finsterer und drohender wurde. Eine kleine Weile darauf erschienen der Hüttenherr und seine Frau im Salon. Gleich nachher kam auch der Major und bat mit verlegenem Lächeln seine Gäste um Entschuldigung, daß er sie habe warten lassen.

Die Stimmung war, wie sich erwarten ließ, äußerst peinvoll. Aber alle diese Menschen waren viel zu gut geschult in den Formen äußerlicher Würde, als daß es einem von ihnen in den Sinn gekommen wäre, sich heute, in Anwesenheit Tante Olivias, von den üblichen Stunden des Beisammenseins, so unaussprechlich peinlich sie auch allen waren, fernzuhalten. Alle zeigten sie ihr gewohntes korrektes Benehmen. Alle suchten sie, soweit es möglich war, das Gespräch aufrechtzuerhalten. Nur Tante Olivia saß finster wie eine Wetterwolke vor dem Ausbruch des Gewitters da und gab eine ganze halbe Stunde lang keinen Ton von sich.

Minna Charlotta war während dieser halben Stunde geradezu großartig. Ihre Augen funkelten unter dem kastanienbraunen Haar, und mit unermüdlicher Gewandtheit wußte sie immer neue Gesprächsstoffe zu finden. Aus ihrem ganzen Wesen sprach etwas wie schlecht verhehlter Triumph, und unaufhörlich strahlten ihre Augen zum Hüttenherrn auf, als wolle sie der ganzen Welt dartun,

wie stolz sie in diesem Augenblick auf ihren Mann war. Von ihren Lippen strömte geradezu ein Wortschwall. Je stiller es um die kleine Dame wurde, desto mehr schien sie sich zu befleißigen, nichts zu merken. Unbefangen richtete sie ihre Worte bald an den einen, bald an den anderen; daß die Antworten meist kurz angebunden waren oder auch ganz ausblieben, bekümmerte sie nicht im geringsten. Sie sah sehr wohl, daß Karl Henriks Stirn sich mehr und mehr bewölkte, daß Brite verstummte und sich über ihre Arbeit beugte, als sei sie fest entschlossen, nichts zu sehen und zu hören. Nicht einmal die alte Dame in der Sofaecke schreckte sie mehr. In diesem Augenblick nahm sie Rache für ihre beiseite geschobene Stellung im Leben, und sie schien es sich zum Vorsatz genommen zu haben, diese Rache bis zum äußersten auszukosten. Denn dieser Tag war ihr Tag. Jetzt wußte sie, daß in Zukunft in ihres Mannes Seele auch nicht ein Winkelchen mehr sein würde, über das sie nicht herrschte. Und ein bizarrer Übermut erfüllte in dieser Stunde die kleine Dame, fast als hätte sie jahrelang gegen einen fürchterlichen Nebenbuhler angekämpft und endlich den Sieg davongetragen.

Der innerliche Triumph Minna Charlottas war so unverhüllt, daß sowohl Karl Henrik als Brite ihn fühlen mußten. Und ihnen war, während sie so dasaßen, als würde von allem, was an diesem schicksalsschweren Tag geschehen war, plötzlich der letzte Schleier fortgerissen, so daß die Wahrheit in all ihrer häßlichen Nacktheit unbarmherzig zutage kam.

Minna Charlottas Triumph sollte jedoch kein ungemischter bleiben. Denn jetzt wickelte Tante Olivia ruhig ihr Strickzeug zusammen und äußerte mit einer Stimme, die sehr ruhig und sehr bestimmt klang: „Es ist schrecklich, wie viel Verve und Abandon du heute entwickelst, meine gute Minna Charlotta! Ist dir etwas Angenehmes begegnet?"

Minna Charlotta hatte den Platz in der anderen Sofaecke, links von Tante Olivia, inne und rückte bei diesen Worten etwas weiter weg. Mit der alten Dame war nicht gut Kirschen essen in diesem Augenblick.

Tante Olivia bemerkte das und genoß es ganz unchristlich. „Bleib du nur sitzen, mein Püppchen," sagte sie verächtlich. „Ich beiße nicht. Aber wenn du meine Frau wärst und ich Nils Göran, so setzte es heute abend eine ehrliche Tracht Prügel, darauf kannst du dich verlassen! Und das auf den bloßen Allerwertesten!"

Minna Charlotta machte eine Bewegung wie eine böse Katze, die gern kratzen möchte, es aber nicht wagt. „Die Hauskuren der verehrten Frau Tante sind häufig ein bißchen kräftig!" äußerte sie spitzig.

Tante Olivia würdigte ihre Nachbarin keines Blickes, sondern wandte sich zu Karl Henrik. „Entschuldige, wenn ich den Familienkonventikel störe," sagte sie. „Aber ich bin gewöhnt zu tun, was ich will. Und jetzt will ich nach Hause fahren. Ich hoffe, es steht dem nichts im Wege." Darauf wandte sie sich zu Nils Göran, der völlig perplex über diese seiner Frau zugefügte Kränkung dasaß, und sagte energisch: „Was meine Hauskuren betrifft, mein guter Nils Göran, so ist es eine ganz bekannte Sache, daß sie kräftig sind. Dafür helfen sie auch. Und unser Herrgott möge dich trösten, wenn du meinem wohlgemeinten Rat nicht folgst, ehe es zu spät ist!" Hiermit erhob sich Tante Olivia und schritt in ihrer ganzen Würde resolut durch das Zimmer. Aber als sie schon die Hand auf die Klinke gelegt hatte, wandte sie sich um und sagte scharf: „Komm mit, Brite, dir will ich Adieu sagen!"

Als Brite sich anschickte zu folgen, fiel Minna Charlotta in einem Nervenanfall in die Sofakissen zurück. Nils Göran war damit beschäftigt, sie zu beruhigen. Der Major rief mit Stentorstimme zur Küche hinunter nach einem Glas Wein. Bijou war auf das Sofa gesprungen und bellte wie verrückt Nils Göran an, der versuchte, seine Frau daran zu hindern, daß sie die Seidenmantille in Fetzen riß. Kurz, es war gar nicht mehr daran zu denken, daß sich ein offener Skandal vermeiden ließ.

Tante Olivia mußte in dem großen Gastzimmer, das sie bei ihren Besuchen auf Kolsäter stets bewohnte, lange warten. Als Brite endlich kam, saß die alte Dame mit den Händen vor dem Gesicht da und weinte. Brite blieb an der Tür stehen, unschlüssig ob sie eintreten solle. Aber Tante Olivia hatte sie kommen hören. „Komm nur, Kind," sagte sie. „Ich sitze und weine über mich selber!" Sie schneuzte sich heftig und wischte sich die Tränen ab. „Du kannst mich nicht verstehen," sagte sie dann. „Das, worüber ich weine, das liegt in der Erde. Keiner

weiß heute mehr von der Sache als ich. Aber sie ist trotzdem einmal geschehen. Und ich erzähle sie niemand." Damit stand Tante Olivia auf. „Hilf mir in den Mantel," sagte sie zitternd. „Ich habe heute Gespenster gesehen. Und die Gespenster sind hinter mir her die Treppe heraufgekommen und haben mich besucht, während ich hier saß und auf dich wartete, und haben mich zum Weinen gebracht. Denn was ich heute gesehen habe, das hab' ich schon einmal gesehen, und so gesehen, daß es gar nimmer aus mir herausgeht. Glaub mir, jeder Mensch, der etwas wert ist, trägt in sich solche Leichen, wie dein Mann sie jetzt mit sich schleppt. Grausig ist es alles. Und nichts lindert so, als wenn man sich das Lachen lehrt!" Darauf schüttelte sie Brite freundschaftlich die Hand und fügte hinzu: „Lehr' du dich das, Kind, dann hilfst du dir selber und deinem Mann am leichtesten über die Geschichte weg!"

Wie eine weise Alte der höheren Sphären sah Tante Olivia aus, als sie so vor Brite stand, eine weltkluge Sibylle im Kapotthut mit lila Bändern und Brille, eine joviale Sibylle, die ihre eigene Methode zur Deutung und Besiegung der Welt gefunden hatte.

Ernster, als Brite sie je gesehen hatte, fuhr Tante Olivia von Kolsäter fort. Und Brite stand traurig unter der offenen Tür und blickte gedankenvoll dem dahinrollenden Wagen nach. Das Bewußtsein, daß sie das, was jetzt kommen sollte, nicht würde tragen können, lag schwer auf ihr.

* * *

Am folgenden Morgen waren auch Nils Göran und seine Frau fort. Kolsäter war wieder das alte. Der Regen hatte in der Nacht aufgehört, und die Sonne kam wie ehedem zum Vorschein. Blankblau glänzte die Fläche des Lommen durch die Zweige der Hängebirken.

Und doch hatten die beiden, Brite und ihr Mann, das Gefühl, als habe eine Feuersbrunst in ihrem ruhigen Heim und dem ganzen Naturparadies, das es umgab, gewütet.

Die ganze Nacht war der Major in seinem Zimmer auf und ab gewankt, und auf alle Bitten Brites, doch endlich Ruhe zu suchen, hatte er nur geantwortet, er müsse allein sein. Als es Vormittag war, bestellte er den Jagdwagen, und als Brite in seine Stube kam, sah sie den kleinen Koffer gepackt stehen. Auf die Frage der Gattin, wohin er zu reisen gedenke, antwortete er bloß: „Fort!" Und etwas in seinen Bart murmelnd, das Brite nicht verstand, fügte er hinzu: „Du wirst mich schon bald genug wiederhaben!"

Wie ein Rasender fuhr er vom Hof. Spitz saß hintenauf, vor den Wagen waren die jungen Pferde gespannt. Der Major wandte sich nicht einmal um, um zurückzusehen, während er davonfuhr.

Fast eine Woche lang mußte Brite auf ihren Mann warten, ehe er zurückkehrte. Dreimal kam während dieser Zeit die Post, und jedesmal suchte Brite in tödlicher Unruhe nach einem Brief. Und jedesmal ward ihre Hoffnung genarrt oder auch ihre Unruhe gestillt — sie wußte selber nicht, welches von beiden. Denn was sie fürchtete, war, daß ihr Mann überhaupt nicht mehr wiederkommen könnte. Und das einzige, was sie beruhigte, war, daß er nicht schrieb. Ohne ein Wort zum Abschied, dachte Brite, verläßt er mich so doch nicht.

Aber ihre Nächte und ihre Tage waren erfüllt von Schreckbildern, und mit jeder Stunde, die ging, wuchs ihre Angst. Nur mit Mühe vermochte sie sich vor Erling und den Dienstboten zusammenzunehmen.

Vor ihnen konnte sie doch nicht eingestehen, daß sie etwas derartiges fürchtete, wie daß ihr Mann sich mit eigener Hand das Leben nehmen könnte. Darum hielt sie sich aufrecht vor allen; und erst wenn sie in ihrem Schlafzimmer war und das ganze Haus schlief, ließ sie ihrer Unruhe freien Lauf.

Aber am letzten Abend, dem Abend, an dem der Major wirklich kam, war sie nicht mehr Herr über sich selbst. Sie hatte Erling Gutenacht gesagt und seine Fragen, ob nicht der Vater bald nach Hause käme, beschwichtigend beantwortet. Als sie jedoch die Zimmertür des Knaben zugemacht hatte und allein in dem dunklen Korridor stand, da verließ sie ihre Selbstbeherrschung.

Still glitt sie die Treppe hinunter und ging, die große Haustür sorgsam hinter sich zuschließend, in die Allee hinaus. Den Türschlüssel behielt sie in der Hand. Und die Leute vom Hof, die sie gehen sahen, erzählten flüsternd in der Küche, die Gnädige gehe

so spät noch ganz allein draußen spazieren mit nur einem Tuch um die Schultern und ohne Hut.

Die Nachtluft war kalt. Das schöne Wetter hatte einer Reihe jener kalten, unheimlichen Julitage Platz gemacht, in denen die Luft plötzlich kalt wird und der Sturm die Wälder schüttelt, als sei der Herbst schon gekommen. Es gibt solche Tage, an denen man das Gefühl hat, als wolle die Natur sich an uns armen Menschenkindern rächen für die kurzen Sonnentage, die sie uns geschenkt, und uns im Ernst fühlen lassen, daß ihre Hand hart ist über dem Norden. Scharf hebt sich alles von der kalten Luft ab, Blumen und Bäume, und das Rauschen des Windes in den Zweigen wird unnatürlich und unheimlich.

Brite wanderte durch die Allee. Über ihrem Haupte sauste es in den Kronen der Linden, über das Saatfeld raschelte ächzend der Wind. Hinter dem Felde hob sich kalt und dunkel der Wald. Sie mußte sich die ganze Zeit an den Rand des Weges halten; der Sturm hatte zwar den Regen fortgeweht, aber die Wege waren noch aufgeweicht. Dunkler und dunkler ward es um Brite. Und doch trieb die Unruhe sie weiter. Bis hinab zum Heck ging sie. Als sie von da zurückschaute, war Kolsäter im Dunkel verschwunden. Nicht einmal einen durchglimmenden Lichtschein konnte sie mehr entdecken.

Einsam stand sie im Dunkel und blickte auf die große Landstraße hinaus, die die Allee kreuzte. Sie wußte nicht einmal, ob sie nach rechts oder links schauen sollte; stand nur immer auf einem Fleck und horchte ängstlich auf das Geräusch von Wagenrädern, das in der stillen Nacht von fernher zu hören ist. Mit langsamen Schritten ging sie dann wieder zurück. Aber kaum war sie bis an den Hof gekommen, so kehrte sie auch schon wieder um und ging, von der gleichen Unruhe getrieben wie vorhin, wieder durch die Allee und nach der großen Landstraße zurück.

Lange ging Brite so hin und her. Das letztemal als sie sich dem Hof näherte, sah sie den Schein der Nachtwächterlaterne über die Terrasse glimmen. Brite fürchtete sich sonst im Dunkeln. Keine Macht der Welt hätte sie unter gewöhnlichen Umständen vermocht, allein diesen Weg zu gehen. Alles schreckte sie im Finstern: die dunklen Umrisse der Bäume, die wilden Rosenbüsche, die gleich phantastischen Schattenbildern am Wegrain aufschossen, die lange, dunkle Perspektive von Bäumen — alles verursachte ihr Angst, die sie nicht bezwingen konnte. Am schlimmsten war's, wenn in den alten Linden die Eulen schrien. Da erstarrte alles Blut ihr in den Adern, und alte Märchen von Unglück und Tod wachten in ihr auf.

Heute nacht empfand Brite nichts von alledem. Gefühllos wanderte sie die lange Allee auf und ab. Es war fast, als gäbe das Dunkel mit seinen Erinnerungen an alte Schrecken ihr in ihrem augenblicklichen überhitzten Zustand eine Art Ruhe. Schließlich stand sie wieder unten am Heck und starrte gedankenlos auf die Straße hinaus. Die Nacht war dunkel wie im September, und um sie her war die Natur stumm wie ein Toter.

Da sah sie plötzlich ein Licht sich draußen auf der Landstraße bewegen. Weit hinten blinkte es aus dem Dunkel auf; und wo der Schein hinfiel, wurden Büsche und Bäume längs der Straße sichtbar. Es war wie eine lange, lichte Straße von Erscheinungen, die aus dem Dunkel aufblinkten, um im nächsten Augenblick wieder darin zu verschwinden. Instinktiv zog Brite sich tiefer in den Schatten zurück. Sie verwandte kein Auge von dem Lichtfleck, der die dunkle Straße entlang glitt. Es war, als ginge Leben aus von diesem lichten Punkt, der da hastig näher kam. In phantastischer Helle tanzte es daher, alles, was eben noch in Dunkel gelegen hatte, die Bäume, der tiefe, breite Graben, die Dornhecke, die Disteln, die Steinpfeiler auf der langen Brücke, die über den Sumpf führte. Weit über die Felder zitterte der Schimmer dieses einen kleinen Lichts.

Zuletzt schwenkte der Wagen in die Allee ein. Die jungen Pferde verdoppelten ihre Geschwindigkeit; dicht am Wegrand, wo Brite im Schatten stand, rollten die Wagenräder vorüber. Im hastigen Schein der Laternen sah sie, wie der Major die Zügel fester in seiner Hand sammelte und den eifrigen Tieren zusprach.

Mit raschen Schritten ging Brite hinter dem Wagen drein. Es war ihr nicht möglich gewesen zu rufen, sich zu erkennen zu geben. Sie fühlte sich noch ebenso unruhig wie zuvor. Aber es war eine neue Unruhe,

die sie jetzt beherrschte und ihre Schritte beschleunigte.

Sie kam indessen nicht weit, ehe der Major ihr entgegenkam. Mit raschen, energischen Schritten kam er durch die Allee, und als er auf sie zutrat, sah Brite, daß er böse war. „Es ließ mir keine Ruhe," sagte sie. „Ich hatte solche Angst!" Die Worte kamen atemlos, wie eine Verteidigung.

„Du hättest mir das ersparen können," antwortete der Major nur. „Wir haben gerade genug Skandal gehabt im Haus, auch ohne dies!"

Schweigend gingen die Gatten ins Haus zurück. Und Brite vermeinte zu fühlen, wie etwas, das einem Schatten glich, zwischen ihnen ging und auf immer den Weg von ihres Mannes Herzen zu dem ihren versperrte. Das war nach schlimmer, als sie gefürchtet hatte. Das war der Tod. Erst als sie im Zimmer des Majors allein waren, hatte Brite den Mut, zu fragen: „Was hast du denn so lange von zu Hause fort getrieben?"

Von sich selber sagte sie nichts mehr.

„Herumgezecht!" antwortete der Major kurz. Dann fügte er plötzlich hinzu: „Es war eine kolossale Dummheit. Ich hab' kein Vergessen gefunden."

Brite betrachtete ihren Mann ängstlich. Sie sah, von jetzt an war in seinem Herzen kein Platz mehr für sie. Des Majors Aussehen hatte sich in diesen wenigen Tagen verändert. Die Augen waren noch schwermütiger als zuvor, aber der ganze Gesichtsausdruck war härter.

„Sieh mich nicht so an," sagte er plötzlich. „Du mußt dich in Geduld fassen und warten. Vielleicht wird es einmal wieder besser."

Am nächsten Tage lag Brite zu Bett und hatte Fieber. Man schickte nach dem Arzt; und als dieser, nachdem er die Kranke untersucht hatte, zu dem Major in den Salon trat, war er sehr erregt. „Das Fieber hat nichts zu bedeuten," sagte er hastig. „Das geht bald vorüber. Aber deine Frau befindet sich in einer ganz ungewöhnlich überreizten Gemütsverfassung. In ihrem Zustand ist das bedenklich."

„Was meinst du mit ‚ihrem Zustand'?" sagte heftig der Major.

Der Doktor trat schnell einen Schritt zurück und starrte bestürzt in das erregte Gesicht des Majors. „Weißt du nicht, daß deine Frau ein Kind erwartet?" rief er. Doktor Roeler konnte sich nicht erklären, wie diese Mitteilung den Major in solchem Grade aufregen konnte. Die beiden Herren waren gute Bekannte, und der Doktor glaubte seinen Nachbar zu kennen. Aber diesmal stand ihm doch der Verstand still. Nur in den Hütten der Armen, wo die Ankunft eines weiteren Kindes oft Hunger und Not bedeutet, war er ab und zu einmal bei derartigen Gelegenheiten im Gesicht eines Mannes diesem Ausdruck wilder, unbeherrschter Verzweiflung begegnet, wie ihn jetzt die Züge des Majors wiesen. Ohne sich dies seltsame Phänomen erklären zu können, erschöpfte sich der Doktor in beruhigenden Versicherungen.

Der Major hörte sie an, als wären sie in die leere Luft gesprochen. Kaum war der Doktor fort, so ging er geradewegs nach Brites Zimmer. Was er dort sagen oder tun würde, davon hatte er selber in diesem Augenblick keine Ahnung.

Brite erwartete ihren Mann. Seit der Doktor sie verlassen hatte, hatte sie keinen anderen Gedanken mehr als bloß: Wie wird er es aufnehmen? Was wird er jetzt zu mir sagen? Daß er sich nicht mit ihr freuen konnte, das verstand sie wohl. Der Bruder, den er verloren, füllte ihn jetzt so ganz und gar aus, daß er für nichts anderes mehr Raum hatte. Und darum fühlte Brite sich gerade jetzt, wo sie ihm eine Hilfe sein wollte, als eine Last für ihren Mann.

Als sie ihn kommen sah, streckte sie ihm beide Hände entgegen und fragte: „Bist du böse auf mich?"

So rührend war sie in ihrem völligen Selbstvergessen, daß Karl Henrik kein Wort der Erwiderung fand. Schweigend strich er seiner Frau über die Stirn und küßte ihre Hände. Er versuchte sogar, ihr zuzulächeln. Er wußte, eigentlich mußte er sich jetzt mit ihr freuen, für sie leben, vorwärtsblicken wie sie. Aber er tat alles ganz mechanisch. Und er mußte sich Gewalt antun, um den Schmerz zu bezwingen, der in ihm raste. „Warum hast du mir das nicht früher gesagt, Brite?" fragte er schwer.

„Ich konnte nicht," antwortete Brite. „Einmal wollt' ich es sagen. Da zogst du den Brief ... du weißt ... Nils Görans

Brief, aus der Tasche. Und da wartete ich. Ich mocht' es nicht sagen, eh' wir beide wieder allein und die anderen fort waren."

Die Hand seiner Frau in der seinen haltend, saß der Major da. Er fing langsam an, zu verstehen. Er brauchte nicht weiter zu fragen. Er dachte an den Brand, an das plötzliche Erscheinen des Verrückten, an Brites Entsetzen. Auch an den Besuch des Bruders dachte er, an alles, was da vorgefallen war; und zuletzt an seine eigene Abwesenheit von daheim. Und all das schloß sich zusammen zu einer Kette von Unglück, die er nicht zu lösen vermochte. Ihm war, als sei er im dunklen Wald verirrt und gehe unaufhörlich in seinen eigenen Fußtapfen im Kreise herum. Und aus dem Chaos, in dem seine Gedanken umherwirbelten, stieg vor seinem inneren Auge alles empor, was Brite um seinetwillen gelitten hatte. Der Major war keineswegs blind dafür, daß das Leiden seiner Frau im Grunde schwerer war als das seine, und daß ihr Schweigen der Beweis ihrer großen Liebe war. Er sah auch ein, daß, wenn seine eigene Seele die Kraft gehabt hätte, die Last, die sie jetzt zusammenpreßte, von sich abzuwerfen, es ihm möglich gewesen wäre, den Weg zu seiner Frau wiederzufinden, auch durch den Haß hindurch, der jetzt die ganze Welt um ihn verdunkelte. Dann hätte er auch vermocht, sich selber und sie zu erlösen, und für sie beide hätte das Leben von neuem begonnen.

Aber der Major vermochte es nicht.

Das also ist das Glück, auf das wir so lang gewartet haben, und das nun endlich gekommen ist! klang es in ihm.

Aber er beherrschte sich, damit Brite wenigstens in diesem Augenblick nichts merken sollte. Lange blieb er an ihrem Bett sitzen. Als er sie endlich verließ, ging er auf dem nächsten Wege in sein Zimmer hinunter und schloß die Tür zweimal hinter sich ab. Dann begann er auf und ab zu gehen, genau so wie in der Nacht nach dem Auftritt mit seinem Bruder; und ihm war, als habe sich sein Schmerz vertausendfacht. Er begriff, daß Brite schwerkrank war, viel schwerer, als sogar der Doktor wußte. Als ob ein Fremder ahnen konnte, was alles hier geschehen war! Für den Brand, der an Brite zehrte, gab es nur eine Hilfe, und diese Hilfe mußte von ihrem Mann kommen. Ganz unbewußt hatte der Major die ganze Woche hindurch, die er von daheim weggewesen war, sich immer gedacht, ihm müsse schließlich von Brite die Hilfe kommen. Jetzt sah er plötzlich, daß die Rollen vertauscht waren, und daß es Brite war, die nun das Recht hatte, Forderungen an ihn zu stellen. Und daß sie es nicht tat, verdoppelte nur seine Schuld ihr gegenüber, die er, das wußte er, nie würde bezahlen können.

Der Major fühlte, dieser Forderung gegenüber war er bankerott. Stöhnend vor Schmerz saß er am Schreibtisch. Als er auf das Papier blickte, auf dem seine Hände lagen, entdeckte er große, feuchte Flecken. Verwirrt suchte er sich zu fassen. Er glaubte, er habe geweint. Aber er hatte keine Träne vergossen. Seine Augen waren trocken. Nur sein Kopf war feucht; und von seiner Stirn fielen schwere, kalte Tropfen Schweißes.

Die Dahlien standen in Blüte und welkten im Nachtfrost. Septemberstürme fegten durch die nassen Wälder, Regengüsse weichten die Wege auf, und im Park wirbelten schmutzige, gelbe Blätter im Wind oder fielen, vom Frost geknickt, sachte nieder und deckten das Gras mit schwerem, feuchtem Teppich. Dann kamen klare Oktobernächte mit Kälte und Frost. Unter den Sohlen der Fußgänger knirschte es wie Eis. Schon im November fiel der erste Schnee und hüllte Wald und Feld in seine schwere, kühle Decke, in die Wege und Steige, wo Schlitten klingelten oder Menschenfüße stapften, tiefe Furchen schneidend. Weihnachten kam und ging. Es war ein stilles Weihnachten, stiller als man es sonst seit der Zeit der neuen Herrschaft auf Kolsäter gewohnt war. Der Major machte vor der Festzeit seine übliche Reise in die Stadt und kam an einem Dezemberabend, an dem der Wind in den Wäldern heulte, mit einem ganzen Schlitten voll Kisten und Paketen zurück. Der Christbaum wurde aus dem Walde gebracht, und die Riesengarbe für die Vögel wurde aus der Scheune geholt und an einem Pfahl der Haupttreppe gegenüber aufgerichtet.

Weihnachten kam und ging. Aber bei der Familie auf Kolsäter kehrte es nicht ein.

Brite hatte sich selbst überschätzt. Sie hatte sich eine Last aufgebürdet, die immer schwerer ward, je länger sie sie trug. Und Tag und Nacht irrten ihre Gedanken wie er-

schreckte Nachtfalter um den Funken des neuen Lebens, der in einer unglücklichen Stunde in ihr entfacht worden war. An ihm verbrannten sich Brites Gedanken die Flügel, so daß sie machtlos niedersanken; und was ihr zum Glück hätte werden sollen, ward ihr nur zum Leid.

Sie hatte auch keine Seele, an die sie sich hätte wenden können. Der Major hatte genug an sich selbst, zeigte auch nie irgendwelche Freude über das Kind, das kommen sollte. Brite erwartete das auch gar nicht, und wenn ihr Mann ihr etwas derartiges gesagt hätte, so hätte sie ihn trotzdem durchschaut und gewußt, daß er sie nur aus Mitleid hinters Licht führen wollte.

Am schlimmsten waren die langen Winterabende. Schweigend saßen die drei Mitglieder der Familie um die Lampe, Erling mit einem Buch beschäftigt, Brite mit ihrer Handarbeit. Das Klavier war geschlossen, und statt der Musik, nach der sie sich sehnte, sah sie ihren Mann stundenlang über die Karten gebeugt sitzen und Patience legen.

Brite tat an solchen Abenden Erling immer besonders leid. Und einmal, als der Knabe gegangen war, um sich zur Ruhe zu legen, wandte sie sich an ihren Mann und sagte: „Wieviel glaubst du, daß Erling eigentlich weiß?"

„Meinst du von meinem Zustand oder deinem?" entgegnete rasch der Major.

„Von meinem, meine ich," sagte Brite leise.

Der Major schob mit einer ungeduldigen Gebärde die Karten zusammen. Die Worte, die er gesprochen hatte, reuten ihn. Um sich gleichsam zu verteidigen, äußerte er heftig: „Was mir geschehen ist, berührt ja auch ihn. Einmal muß er es ja doch erfahren, daß er einer Familie angehört, die entzweit ist."

Brite wußte nur zu gut, daß die Gedanken ihres Mannes sich in der letzten Zeit ausschließlich hiermit beschäftigt hatten. Die Furcht vor den tausend Zungen des Klatsches war es, die ihn marterte, die Qual, zu wissen, daß sein und seiner Familie Geschick den Blicken Unbefugter preisgegeben war. Fremde Augen würden sich mit den Angelegenheiten beschäftigen, die ehedem eine heilige Unantastbarkeit umgeben hatte, wie nur feste Familienbande sie geben. Offen und klar sollte die ganze Welt es sehen, daß die Brüder Mörk nicht mehr wie ehedem zusammenhielten. Und so schmutzig war alles geworden, daß die Leute das Recht haben würden, zu sagen, eine lumpige Erbschaftsfrage habe sie auseinandergebracht.

Alles das wußte Brite wohl. Mehr um ihres Mannes Gedanken zu zerstreuen, als weil die Frage selbst sie eigentlich noch länger interessierte, wiederholte Brite sie aber doch noch einmal.

„Was weiß ich?" entgegnete der Major. „Vermutlich versteht er so ziemlich das Ganze, wenn ich den Jungen recht kenne."

„Glaubst du nicht, es wäre trotzdem gut, wenn du ihm ein Wort sagtest?" fuhr Brite fort. „Ich hab' es schon einmal gedacht — er ist jetzt bald dreizehn Jahre."

Der Major schnitt eine Grimasse. „Es widerstrebt mir, mit meinem Jungen über derartiges zu reden," war seine Antwort.

„Aber wenn du dich täuschest und er nichts weiß?"

Der Major zögerte eine Weile, eh er erwiderte. „Wenn die Notwendigkeit sich einstellt, so findet er sich schon auf eigene Faust aus dem Labyrinth," sagte er schließlich. „So gut wie ich."

Aber Brite gab nicht nach. „Muß man nicht einen Leitfaden haben, wenn man sich aus einem Labyrinth herausfinden soll?" wandte sie ein.

„Den Leitfaden findet man schon selber, wenn man ihn braucht," schnitt der Major ab.

Brite beschäftigte sich nicht weiter mit der Antwort, die sie erhalten hatte, auch nicht mit der Frage, die die Antwort ursprünglich hervorgerufen hatte. Sie trug etwas weit Schlimmeres mit sich herum, etwas, das sie Tag und Nacht peinigte. Und sie wußte nur zu wohl — hatte der Major *seine* Hölle, so hatte *sie die ihre*, und oft genug vermeinte sie, ihre sei die *schlimmere*. Es ging ihr wie der Jungfrau, die im Berg gefangen saß: die Zeit ward ihr so lang.

So verlassen fühlte sich Brite, daß sie auch jetzt wieder und wieder ihren Mann betrachtete, als wolle sie seine heimlichen Gedanken erforschen, ergründen, ob er sie denn gar nicht mehr zu hören vermochte, nur wenigstens ein einziges Mal noch, wie er es früher immer getonnt. Um ihn nicht von vornherein abzuschrecken, machte sie ihre Stimme möglichst ruhig und fragte, als handle es sich um die alltäglichste Sache von der Welt: „Ist es wahr, Karl Henrik, daß, wenn

eine Frau in meinem Zustand flammendes Feuer sieht und gleichzeitig einen großen Schrecken hat, eine wirkliche Todesangst — und wenn sie da ... ohne es zu wissen ... ohne etwas dabei zu denken ... ihren eigenen Körper berührt ... irgendwo ... ist es wahr, daß eine Mutter auf diese Weise selber ihr Kind entstellen kann ... daß das Kind ein häßliches ... brandrotes Mal bekommen kann ... für sein ganzes Leben ... zum Beispiel auf der einen Seite des Gesichts ... aber um das eine Auge herum ... als Erinnerung an die Mutter?" Brite hatte ruhig begonnen. Aber während sie sprach, packte sie die Angst. Heißer und heißer fielen ihre Worte, und als sie schloß, bebte ihre Stimme von unterdrücktem Weinen.

„Man sagt es," antwortete der Major. „Warum fragst du so etwas? Und warum bist du so aufgeregt?"

Brite sah, daß sie sich verraten hatte. Aber das Bedürfnis zu reden, irgend jemand zu finden, dem sie sich anvertrauen, der den grüblerischen Gedanken, die sie Tag und Nacht marterten, Ruhe geben konnte — alles das wurde übermächtig in ihr. In die Sofaecke zurücksinkend, flüsterte sie ihrem Mann zu: „Ich fürchte, es ist so mit mir."

Der Major schüttelte den Kopf. Er nahm, was Brite sagte, für eine durch ihren überreizten Zustand hervorgerufene Einbildung. Zweifelnd betrachtete er das verstörte Gesicht seiner Frau. „Du bist überreizt und nervös," sagte er. „Du brauchst Ruhe."

Brites Mut sank vor diesen Worten. Daß sie noch eben Hilfe erhofft hatte, kam ihr jetzt selber kindisch, unmöglich, überspannt vor. Aber mit einem letzten Versuch, sich verständlich zu machen, sagte sie: „Weißt du nicht mehr — beim Brand? Ich stand hinter dir und sah alles — die Hände hielt ich ... das heißt, ich glaube, ich hielt sie ... so recht weiß man so etwas ja nicht mehr später ..." Sie verstummte. Mit aufgerissenen Augen blickte sie auf den Mann, bei dem sie Hilfe suchte.

Der Major schüttelte wieder den Kopf. Er hatte ja von solchen Geschichten hie und da gehört: aber wie die meisten betrachtete er sie als Ammenmärchen, zu denen sie vielleicht auch gerechterweise gerechnet werden müssen. In diesem Fall jedoch kam es wenig oder gar nicht darauf an, ob zu der Unruhe, die Brite ihrem Mann soeben eingestanden hatte, ein Grund vorhanden war oder nicht. Für sie war die Hauptsache, ob sie ihre Angst loswerden konnte, oder ob sie sie weiter mit sich herumschleppen mußte. Sie war so ganz weiblich, diese Angst. Und darum war sie auch dem Major so fremd. Es war nicht bloß seine eigene gedrückte Gemütsverfassung, die ihn am Verstehen hinderte. Es war auch etwas von jenem Unüberwindlichen, Unaussprechlichen, das seit uralter Zeit Mann und Weib scheidet und sie zu Fremdlingen füreinander macht. In einem Ton, durch den deutlich eine Art Antipathie klang, antwortete der Major: „Versuch' um Gottes willen, von solchem Zeug loszukommen! Sonst kannst du noch im Ernst krank werden."

Mit diesen Worten war Brite zum Schweigen geschreckt. Eine Stunde später stand sie allein im Schlafzimmer. Und eh' sie die Rollgardine niederließ, lehnte sie die Stirn gegen die kalte Fensterscheibe und weinte still.

Manch eine Nacht hatte sie so gestanden. Mitten aus dem Schlaf geweckt, war sie aufgestanden und auf weichen Pantoffeln durchs Zimmer geschlichen, voll Angst, daß ein Geräusch sie denen, die da schlafen durften, verraten könnte. Draußen wölbte sich kalt der Sternenhimmel über dem gefrorenen Lammen, und zwischen den nackten Ästen der Bäume durch konnte sie weit, weit über den schweren weißen Schnee hinblicken. Dann kamen die Gedanken zurück, dann wühlte der Schmerz mit seinem Dolch in all den Wunden, an denen die einsame Frau innerlich blutete. Was Brite ihrem Manne gesagt hatte, war noch nicht alles. Immer mehr wurden es der Qualen, die sie beherrschten. Was sie gesagt hatte, war noch nicht einmal das Schlimmste.

Es war zu viel gewesen für Brite, alles, was da geschehen war. Keinen Augenblick mehr wurde sie ihre Gedanken los. Fortwährend beschäftigten sie sie. Weshalb war wie ein Unglücksvorbote der Brand gekommen? Weshalb hatte man ihn angelegt? Am Tag, an dem Axt-Lars fortgeführt wurde, kam Brite in das Zimmer, in dem er in Gewahrsam gehalten wurde, und sah ihn. Er saß auf der Bank in der Knechtsstube, mit ausdruckslosen Blicken die Eintretende anstarrend, während sich die Lippen unter dem struppigen Bart regten, als versuche er zu reden und könne nicht.

Vergeblich sagte ihr der Major, der Mann sei ein Verrückter, und das Ganze habe über-

haupt nichts zu bedeuten. Brite konnte den Anblick nicht mehr vergessen. Unaufhörlich kehrte er wieder in ihrer Einsamkeit und immer in Verbindung mit der Szene zwischen den Brüdern, und der Ausdruck unversöhnlichen Hasses, den Brite in Nils Görans Blick gesehen hatte, als sie die Unterredung zwischen den beiden Brüdern abbrach, vermischte sich in ihrer Einbildung mit der Erinnerung an den Narren. Und im übrigen — was ging es sie an, daß Axt-Lars ein Verrückter war? Warum hatte er ihr Haus niederbrennen wollen? Was hatten sie und ihr Mann den Menschen allen getan, daß diese sich zusammenrotteten und Unglück über sie brachten?

Brite wurde argwöhnisch. Sie ertappte sich selbst dabei, daß sie vor den Türen stehenblieb und horchte, ehe sie öffnete. Es war, als lauere alles Böse auf sie in diesem alten Hause, das ein Sonderling in einer Laune erbaut und aus irgend einem geheimnisvollen Anlaß, den kein Mensch kannte, weggeschenkt hatte. Von Zimmer zu Zimmer jagte sie manchmal der Schreck, nirgends fand sie Ruhe, und niemand konnte sie sagen, was sie empfand.

In letzter Zeit hatte der Major angefangen, seiner Frau viel mehr Freundlichkeit zu erweisen als seither. So oft er frei war, leistete er ihr Gesellschaft. Abends wählte er Bücher aus, von denen er dachte, sie müßten sie interessieren, und las ihr stundenlang vor. Manchmal öffnete er sogar den Flügel und spielte ihr ihre Lieblingsstücke von Mozart, Haydn und Bach vor.

Aber alles das tat der Major rein mechanisch. Es war ja seine Pflicht, in dieser Zeit gut gegen seine Frau zu sein. Aber seine Gedanken waren weit von ihr. Und Brite wußte das auch. Sie sah, wie gebeugt er ging, wenn er allein über den Hof wanderte. Wenn er das Klavier zugemacht oder das Buch weggelegt hatte, sah sie, wie seine Augen erloschen, als habe er vergessen, daß er nicht allein war. Und darum ward seine Freundlichkeit ihr nur zur neuen Last. Hilflos wie ein Kind ging sie in die Nacht hinein.

Lange, schlaflose Nächte durch wankte Brite friedlos in ihrem geschlossenen Zimmer umher. In ihr flüsterte eine verräterische Stimme, die mehr und mehr den klaren Verstand übertönte: Geh hinunter, den breiten Sandweg hinunter, zur Brücke, wo das Wasser tief ist! Und schaudernd weinte Brite über sich selber, daß eine solche Versuchung an sie herantreten konnte; und wirrer und wirrer ward es in ihr, als sie merkte, daß sie im Grunde gar nicht sterben *wollte*. Sie wollte weder Erling noch ihren Mann noch ihr Heim verlassen. Erdgefesselt war sie; und ihre Sehnsucht stand nicht zu Gott.

In solchen Nächten griff Brite zur Bibel. Und manche Stunde saß sie über das alte Buch gebeugt auf dem schemelförmigen Toilettestuhl mit dem Überzug aus Stramin, den sie selber genäht hatte. Auf der Kommode brannte die Nachtlampe. Die Gardinen waren aufgezogen. Sie las die Worte der Evangelien und versuchte mit ihnen ihre Angst zu beschwichtigen. Manchmal gelang ihr das auch. Und an solchen Abenden ging sie dankbar zu Bett, fest entschlossen, ihren Sinn vom Irdischen abzuwenden und ihre Freude allein in Gott zu suchen.

Nach ihrem Gespräch mit dem Major verbarg Brite die Angst, die mehr und mehr in ihr wuchs, nur noch sorgfältiger als zuvor. Aber diese überangestrengte Verschwiegenheit brach schließlich ihre Kraft; und eines Tages im Februar zwang der Doktor sie, sich zu Bett zu legen.

Doktor Roeler war ein Witwer, der mit einer unverheirateten Schwester im Doktorhaus an der Straße nach Bonga hauste. Man erzählte sich von ihm, der Gram über eine mißglückte Operation habe ihn dereinst von der Hauptstadt vertrieben, in der er sich als junger Arzt niedergelassen hatte. Über seinem ganzen Wesen lag etwas Gedämpftes, und seine Augen waren schwermütig von all dem Jammer, den er gesehen hatte, ohne helfen zu können. Aber wenn seine stattliche Gestalt in der Tür eines Krankenzimmers erschien, ging von ihr stets die beruhigende Wirkung aus, die des Arztes beste Gabe ist; und er behandelte seine Patienten mit einer gutmütigen Herzlichkeit, als habe er es mit Kindern zu tun.

Als er Brite wohlaufgehoben in ihrem Bett wußte, ging der Doktor ins Schlafzimmer, setzte sich auf einen Stuhl ans Bett, betrachtete die Kranke freundlich und äußerte: „Ich glaube gar, man hat Ringe um die Augen, und die Backen sind ganz abgefallen! Das geht nicht. Man jagt sich doch nicht etwa selber Angst ein? Das macht die Sache

nur schlimmer!" Er rückte die Brille zurecht und wischte sich mit einem großen rotseidenen Taschentuch den Bart. Brites Augen füllten sich mit Tränen. Aber sie vermochte nichts zu antworten.

Jetzt gewahrte der Doktor die Bibel, die, voller Buchzeichen und Bänder, die zwischen den Blättern herausstanden, auf dem Nachttisch lag. Der Doktor hustete und sah einen Augenblick unschlüssig aus. „Folgen Sie meinem Rat, liebe Gnädige," sagte er, „lesen Sie nicht allzuviel in diesem Buch jetzt gerade. Und denken Sie überhaupt nicht so oft an den Himmel, sondern an die Erde. Das regt bloß auf. Auf dieser sündigen Erde bleiben dürfen — das ist's ja doch, was wir im Grunde alle wollen." Damit verabschiedete sich der Doktor und ließ Brite allein.

Die guten Ratschläge halfen Brite jedoch nichts. Und daß jemand ihr davon abraten wollte, in der Bibel zu lesen, fand sie sündhaft. Sie wurde schwächer und schwächer, und zuletzt fing sogar der Major an, sich von der Angst seiner Frau angesteckt zu fühlen.

Als er dann endlich eines Morgens früh von der allgemeinen Unruhe geweckt wurde, die die Geburt eines Kindes zu begleiten pflegt, konnte er es daheim nicht mehr aushalten. In seinen hohen Stiefeln, die Büchse über der Schulter, wanderte er in den frühen Wintermorgen hinaus, den Waldweg entlang, der zum Rabenwasser führte. Der Weg war tief verschneit; es war kaum schon so dämmerig, daß der Major sah, wo er ging. Dicht und dunkel drängte sich das Buschwerk um ihn zusammen. Wohin er blickte, lag weiß und dicht der Schnee auf Wegen und Bäumen.

Als er etwa eine Stunde gegangen war, fing die Helle langsam an, den Sieg über das nächtige Dunkel zu gewinnen. Auf einem Bauernhof in der Nähe krähte ein Hahn. Der Major schlug einen ausgetretenen Steig ein, der nach dieser Richtung zu führte, und stand bald vor einem Häuschen, aus dessen Schornstein der Rauch gegen den kaltblauen Himmel aufstieg. Wie es seine Gewohnheit war bei derartigen Gängen, trat der Major ein, um sich mit einem Glas Milch und ein paar rohen Eiern zu erfrischen.

Sein Eintreten weckte große Bestürzung in der niederen Hütte. Eine einsame Frau saß drinnen halb angekleidet auf dem Bett. Auf dem Herd brannte ein Feuer. Ruhig schloß der Major die Tür hinter sich und sah sich um. „Wo ist dein Mann?" fragte er.

„Er ist vor einer Weile fortgegangen," erwiderte die Frau. „Es pressiert mit den Kohlen um diese Zeit." Darauf stellte sie ein Talglicht auf den Tisch und zündete es an. Sie brauchte lange, ehe sie mit Stein und Stahl und Zunder Feuer zuwege gebracht hatte.

Der Major lächelte. „Hast du keine Schwefelhölzer?" fragte er. „Oder bist du vielleicht eine von denen, die geschworen haben, nur mit Stein und Stahl Feuer anzuzünden?"

„Nein," antwortete die Frau. „Es ist wohl hauptsächlich anders. Er will es so. Er ist ja auch so viel älter als ich," fügte sie gleichsam entschuldigend hinzu.

Es war dies eine der brennenden Fragen in dieser abgelegenen Gegend. Gar viele behielten den alten Stahl bei, weil man wußte, er half gegen Zauberei, eine Eigenschaft, die den neuen Schwefelhölzern ganz und gar abging. Dem Major war das wohl bekannt. Er wußte auch, wollte er versuchen, diesen Gegenstand zu berühren, so würde die Frau einfach verstummen. Darum wich er den Schwefelhölzern aus und sagte, nachdem er seine Wünsche ausgesprochen hatte: „Na, Sara, wie lang' ist es jetzt her, daß du auf dem Herrenhof gedient hast?"

„Vier Jahre sind's," war die Antwort.

„Du warst im Stall, nicht?"

„Ja." Die Antwort klang ziemlich kurz.

Während der Major sich an den Speisen erfrischte, die ihm auf dem gestrichenen Holztisch vorgesetzt wurden, sah er sich in der niederen Stube um. Ärmlich genug sah es aus. Und in einer Ecke entdeckte er etwas, das er zuerst nicht gesehen hatte, nämlich einen baufälligen Gegenstand, der aussah wie eine Wiege. Fast im gleichen Augenblick begann ein Kind zu schreien. Der Laut kam so unerwartet schrill und scharf und kreuzte so seltsam seinen eigenen Gedankengang, der bei allem, was er zum Schein unternahm, in höchster Erregung war, daß der Major zur Wiege hinging. Er hatte sonst wenig Sinn für kleine Kinder. Aber diesmal sah er das Kleine doch aufmerksam an und fragte dann, sich zur Mutter wendend: „Wie alt ist er?"

„Es ist ein Mädchen," antwortete die Frau. „Vorige Woche ist es geboren."



Mathäus Grünewald: Anbetung des Kindes. Rechter Flüge'. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kalmar i. E.).
Zu Friedrich van Oppeln-Bronikowski: Mathäus Grünewald.

Heut' ist Dienstag, dachte der Major. Und als möchte er irgendwelchen unbekannten Mächten für seine eigene Ruhe opfern, legte er eine Banknote auf den Tisch und wandte sich dann zum Gehen.

Saras Stimme hielt ihn auf. „Das ist viel zu viel," sagte sie. „Das darf ich nicht nehmen — um Anders willen. Er gibt mir kein gutes Wort mehr, wenn er denkt, ich hätte so viel verlangt."

„Auch nicht, wenn er hört, daß du es von mir bekommen hast?" wandte der Major ein.

Die Frau schüttelte den Kopf und sah noch immer unschlüssig aus. „Er sagt, es sei eine Schande für die Armen, etwas anzunehmen," erwiderte sie.

Der Major zögerte einen Augenblick. Dann fragte er plötzlich: „Anders ist aber doch gut zu dir?"

„Ach ja," antwortete mit abgewandtem Blick die Frau. „Aber er ist eben so viel älter."

Der Major betrachtete die Frau eine Weile schweigend. Sie sah noch jung aus, und nichts verriet, daß sie erst vor wenigen Tagen ein Kind geboren hatte. „Du bist eine tüchtige Frau," sagte er dann. „Und warst es immer. Du weißt, daß ich dich seinerzeit vor Anders gewarnt habe. Ich habe dir's schon damals gesagt: er ist zu alt für dich. Aber du hast ihn mal genommen. Jetzt heißt's ausharren. Grüß' ihn von mir und sag' ihm, ich schenke ihm das Geld von Herzen gern als Beitrag zur Taufe." Damit bückte sich der Major unter der niederen Türöffnung und wanderte wieder zwischen den Kiefern hin, deren Zweige schwer von Schnee herabhingen. Er ging an frischen Hasenspuren vorüber, ohne ihnen zu folgen, er hörte über sich den schweren Flügelschlag des Auerhahns; aber er sah nicht auf. Von dem Steig gelangte er auf die schmale Waldfahrstraße, die zum Hammer führte. Der Schnee war schwarz gefärbt von Kohlengestübbe, hinter ihm klangen Schlittenglocken durch den Wald. Es waren Kohlenfuhren, die kamen. In einer langen Reihe tauchten jetzt Pferde und Fuhrwerke unter den Tannen auf, große, unförmliche Schlitten, die kleinen, auf Kufen gestellten Häusern glichen, kleine zottige Pferde, die in sachtem Trott dahertapften, die Fuhrleute gebückte, ruhige Männer in hohen Stiefeln und Schafpelzen, die im Takt mit den pustenden Pferden schwer den Schnee stampften.

Der Major trat zur Seite und ließ den Zug an sich vorüber. Neben jeder Kohlenfuhre ging ein Fronbauer, der beim Anblick des Herrn die Mütze lüftete. Der Major kannte sie alle und grüßte sie, indem er jeden einzelnen bei Namen nannte. Als der letzte Schlitten an ihm vorüberfuhr, trat der Major auf den Weg zurück und ging neben dem Fuhrmann her. Es war ein kleiner graubärtiger Alter in Pelzrock und Pelzmütze, der sich durch die Gesellschaft des Herrn augenscheinlich geniert fühlte.

„Du hast ein Kleines daheim, wie ich vorhin gesehen habe," begann der Major, neben der Kohlenfuhre einherstapfend, die über ihm schlingerte und knirschte.

„Ja," antwortete der Angeredete. „Es sieht fast so aus."

„Was soll das heißen?" rief der Major.

„Daß ich ein Kleines hab', ist sicher genug," lautete die Erwiderung, „aber ob es just meines ist, kann keiner wissen — wenn ein junges Weib allein daheim ist."

„Schämst du dich nicht, von deiner eigenen Frau so zu reden?" fuhr der Major auf.

„Doch," antwortete Anders düster. „Ich schäme mich schon. Aber vor der Wahrheit läuft keiner davon — Sie nicht und ich nicht."

Der Major machte dem Mann ein Zeichen, die Fuhre anzuhalten. „Komm in der nächsten Woche mit deiner Frau zu mir herüber," sagte er, „daß ich einmal mit euch beiden reden kann." Dann nickte er zum Abschied und schlug einen Seitenweg ein, der ihn über die Felder heimführte. Das Vorgefallene beschäftigte ihn nicht weiter. Als Gutsherr war er daran gewöhnt, in den Angelegenheiten seiner Untergebenen den Schiedsrichter zu spielen. Er behandelte sie — im Guten und Bösen — wie Kinder und hegte etwas von den Herrschergefühlen eines barschen und wohlmeinenden Vaters für die Leute der Ortschaft, deren anerkannter Herr er war.

Die Sonne war aufgegangen; ringsum färbten sich die Tannen rot. Die blauen Schatten des Waldes fielen lang über das weiße Feld. Jenseits der Schattengrenze funkelte das Schneefeld in der Morgensonne. Es war tüchtig kalt. Trotzdem wurden des

Majors Schritte immer langsamer, je mehr er sich dem Hause näherte. Er kam noch immer zeitig genug, meinte er. —

Das Kind kam erst am anderen Tage zur Welt. Droben herrschte noch immer dieselbe Totenstille wie seither. Als der Major gegen Abend ins Krankenzimmer trat, glitt die Wärterin ihm entgegen und bat ihn, leise zu sein.

Da erst begriff er, daß alles vorüber war. Aber etwas an den schweigenden Menschen da drinnen erschreckte ihn.

Bleich, mit geschlossenen Augen, lag Brite im Bett. Ihr schwarzes Haar war feucht. Ihre Hände lagen mager und weiß auf der Decke.

„Wie steht's?" flüsterte der Major.

Die Hebamme sagte etwas von dem Kind, das der Major nicht verstand. Er unterbrach den flüsternden Redeschwall, indem er kurz und leise sagte: „Brite — wie steht's mit Brite?"

Die Gefragte verstummte jäh. Und ohne auf ihre Einwendungen zu achten, trat er an das Bett. Im selben Augenblick schlug Brite die Augen auf. Aber der Major erkannte ihren Blick nicht. Es war, als suchten sie nach etwas im ganzen Zimmer. Und als der Major sich über seine Frau beugte, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Das Brandmal, das Brandmal!"

Schaudernd wandte er sich ab. Ein eisiger Schreck ergriff ihn. „Was meint sie?" flüsterte er der Hebamme zu.

Die Alte winkte ihn, an allen Gliedern zitternd, nach dem Waschtisch hinüber, wo im Schatten die Wiege stand. Der Major beugte sich vor und sah ... das war nicht das Gesicht eines Kindes, das ihm da entgegenschaute ... das war eine formlose weiße Masse, aus der ein paar leere weiße Augen hervorschauten ...

„Es ist gleich zu Ende," flüsterte die Hebamme.

Der Major faßte so nach und nach das Unglück, das ihn betroffen hatte. Aber er faßte es noch nicht in seiner ganzen Tragweite. Vom Bett hörte man Brites Stimme tonlos wiederholen: „Das Brandmal, das Brandmal!"

„Was meint sie?" sagte der Major. „Ist da ... ein Brandmal?"

„Nein," erwiderte die Alte. „Aber es ist am besten, der Doktor kommt."

Und wieder wiederholte die Kranke dieselben tonlosen Worte. Eine Gebärde nach der Wiege hin machend, faßte der Major sein ganzes Entsetzen in die Worte zusammen: „Hat sie ... das Kind gesehen?"

Die Hebamme kroch vor dieser Frage gleichsam erschrocken zusammen. Leise, so, daß bloß der Major sie hören konnte, antwortete sie: „Die Gnädige hat uns befohlen ... und wir mußten gehorchen ..."

Der Major tat einen tiefen Atemzug. Dann trat er, seine Erregung beherrschend, wieder zu Brite und versuchte, ihr gut zuzureden.

Sie lag jetzt ganz still, mit geschlossenen Augen, und ihr Gesicht trug den Ausdruck vollkommenster Gleichgültigkeit. Nichts, was ihr dereinst teuer gewesen, nicht einmal die Liebe ihres Mannes vermochte mehr die große Angst zu durchdringen, die ihr Ich mehr und mehr auflöste. Und unter den bebenden Lidern hervor rannen jetzt vor aller Augen die Tränen, die Brite oft, viel zu oft geweint hatte — einst, als niemand ihr Leid sehen wollte ...

Die Stunden gingen, leer, einförmig. Immer unfaßlicher wurde dem Major der Zustand seiner Frau. Das Kindchen starb schon am Morgen nach der Geburt. Brite hatte gar nicht mehr danach verlangt. Es war, als existiere das wirkliche, lebendige Kind gar nicht für sie. Ein anderes Kind war es, das ihre Phantasie erfüllte. Den ganzen Tag lag sie im Halbschlummer, mit hohem Fieber. Wenn sie erwachte, phantasierte sie von einem Kinde, das sie geboren hatte, und das gleich nach der Geburt schon gehen konnte. Über sein ganzes Gesicht flammte ein roter, in die Haut eingebrannter Schein. Und Brite richtete sich in ihrem Bett auf und rief alle Menschen zu Zeugen dessen auf, was sie sah. Dazwischendurch schwatzte sie von einem Verrückten, der in Gängen und Korridoren umherschliche und Kolsäter anzünden wolle ...

„Die Gnädige redet irre," sagte der Doktor. „Wir müssen abwarten ..."

Am Morgen des vierten Tages saß der Major vor Brites Bett und freute sich, daß sie ihm ruhiger erschien. Sie redete klarer als bisher über das Vorgefallene. Und zum erstenmal während ihrer Krankheit besuchte auch Erling die Mutter.

Als er das Zimmer wieder verlassen hatte, verdüsterte sich pötzlich Brites Gesicht. Sie

richtete sich heftig auf. „Gib mir meine Kleider," murmelte sie. „Ich will aufstehen." Und als der Major Einwendungen machte, schrie sie: „Ich seh' ihn wieder. Du kannst ihn nicht sehen. Er steht vor der Tür. Aber er ist da ..."

Sie saß aufrecht im Bett, mit funkelnden Augen. Der Major mußte seine ganze Kraft anwenden, um seine Frau davon zurückzuhalten, daß sie heraussprang. Eine ganze Weile kämpfte er förmlich mit ihr. Als sie dann endlich schwer atmend wieder in den Kissen lag, war es plötzlich, als sehe sie einen Augenblick lang klarer als alle anderen, wie es mit ihr stand. Sie faßte die Hand des Majors und zog ihn zu sich. „Verzeih' mir," flüsterte sie. „Verzeih'! Ich weiß ja nicht, was ich tue." Dann schlang sie mit einem unaussprechlich schmerzvollen Ausdruck in dem wachsbleichen Gesicht ihre Arme um den Hals des Mannes und flüsterte ihm ins Ohr: „Versprich mir eins, Karl Henrik! Schick' mich nicht fort! Nie! Versprich mir das!"

Der Major machte sich sacht aus der Umarmung seiner Frau los und versuchte, ihren Blick zu fangen. „Wie kannst du glauben, ich würde dich wegschicken?" stammelte er. „Was meinst du?"

Brites Augen glänzten fieberhaft. Auf ihren Wangen kam und ging die Farbe. „Versprich mir, um was ich dich bitte," bat sie krampfhaft. „Es ist, als ob alles in mir zerbräche. Versprich mir, um was ich dich bitte! Auch wenn der Doktor sagt, ich müsse fort, so gehorch' ihm nicht! Laß mich bei dir bleiben!"

Der Major war sich vollkommen klar, was seine Frau meinte. Aber er gab das Versprechen, das sie verlangte; und einen Augenblick darauf schloß Brite die Augen und sank ermattet in die Kissen zurück.

Gegen Abend kam der Anfall mit verstärkter Heftigkeit wieder.

Und als Doktor Noeler nach einem Besuch bei der Patientin in des Majors Zimmer trat, war sein Gesicht bewölkt und streng. Sich vor den Major hinstellend, sagte er scharf: „Mache dich auf das Schlimmste gefaßt."

„Stirbt sie?" fragte der Major.

„Willst du die Wahrheit hören, oder soll ich dich schonen?"

Der Major winkte ihm, Platz zu nehmen; aber kein Wort kam über seine Lippen. Er schüttelte nur leise den Kopf und lächelte ...

„Sie erholt sich schon wieder," sagte der Doktor mit Anstrengung. „Körperlich kann sie wieder gesund werden ..."

„Du meinst, Brite könnte den Verstand verlieren?"

„Sie hat ihn schon verloren," sagte leise der Doktor.

Der Major machte keine Bewegung. Aufrecht stand er auf demselben Fleck, keine Veränderung zeigte sich in seinem Gesicht. Nur die Augenlider zogen sich eng zusammen. „Meinst du, sie müßte in eine Anstalt gebracht werden?" sagte er endlich.

„Es wäre das beste," entgegnete der Doktor.

„Niemals!" antwortete der Major. „Hörst du? Ich sage dir: niemals!" Er stand noch immer in derselben Stellung, aber sein Gesicht erblaßte langsam. „Niemals mach' ich mich auf so billige Art von ihr und meinem Kummer frei!"

Der Doktor versuchte keinerlei Überredung. Schärfer, als er es je für möglich gehalten hätte, funkelten ihn des Majors Augen an. Dann fuhr dieser plötzlich, wie aus einer Betäubung erwacht, auf, ging quer durchs Zimmer, schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank. Darauf setzte er sich dem Doktor gegenüber und sagte: „Wie kann das gekommen sein?"

Der Doktor zog sein rotseidenes Taschentuch heraus und schneuzte sich heftig. Darauf nahm er eine Prise aus der alten silbernen Dose und antwortete: „Irgend etwas ist vorgefallen, etwas, was sie in ihrem Zustand nicht ertragen konnte. Weißt du etwas?"

„Gibt es keine andere Erklärung?" fragte der Major.

„Kaum," entgegnete der Doktor. „Sie war eine gesunde, frische Frau. Es muß irgend etwas geschehen sein, was sie nicht zu tragen vermochte."

Langsam faßte der Major die Tragweite, die in den Worten des Arztes lag. Sie gruben sich in seine Seele ein, diese Worte, sie brannten sich in sie ein, als würden sie mit glühendem Eisen in Holz gesengt. Sie brannten schwarz in ihm, und er verstand. Verstand, daß der Bruderzwist ihm mehr geraubt hatte als nur einen Bruder. Zwischen sich, zwischen ihrem Haß und Streit

hatten sie Brites Seele zermalmt. Und in diesem Augenblick brannte sein ganzes Inneres, verkohlte und ward zu Staub. Leise sank die heiße Asche und begrub unter ihrem niederfallenden Staub, was er an Teuerstem besessen — Weib, Glück, Kind.

Und noch viel mehr begriff der Major. Aber daß nach all dem ein neuer Tag heraufdämmern konnte — das begriff er noch nicht. Dazu war ihm das Leiden noch zu neu.

Da wiederholte der Doktor seine Frage: „Weißt du eine Ursache?"

Der Major zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub. Aber er hielt dem Blick des anderen stand und antwortete nur: „Ich glaube, ich weiß." Eine Weile saß er zusammengesunken unter dem Schlag, der ihn betroffen hatte. Als er wieder aufsah, glühten seine Augen wie Phosphor im Dunkeln; man merkte deutlich, welche Anstrengung die Worte ihm kosteten, die jetzt langsam über seine Lippen kamen. „Du mußt mich nicht weiter fragen, Doktor," sagte er. „Das, was ich selber jetzt sehe und verstehe, taugt kaum für die Ohren eines Menschen. So viel will ich dir jedoch sagen: es ist nicht eine Sache, die vorgefallen ist. Es sind viele. Vielleicht ist es immer so, wenn böse Geister Menschenleben zerstören. Böse Geister haben hier die Hände im Spiel gehabt. Das seh' ich jetzt. Die Kette von Ursachen ist sehr verwickelt. So heißt das ja wohl in der Sprache der Gelehrten. Jedenfalls ist mir selber alles so verwirrt, daß ich einstweilen nichts weiter zu erklären vermag. Nur das weiß ich: ich selber bin leider nicht ohne Schuld." Während er die letzten Worte sagte, zitterten die Hände des Majors wie bei einem Trinker oder Fieberkranken. „Es ist für mich das beruhigendste, wenn du wieder zu der Kranken hinaufgehst," sagte er dann.

Der Doktor ging.

(Schluß folgt.)

---

# Im Herbst

Tief durch das rote Laub
Wandelt mein Fuß.
Es rascheln die Blätter bei jedem Tritte —
Und ja, aus des dämmernden Waldes Mitte,
Wo der Frühling längst wurde zu Staub,
Send' in die Ferne ich schweigenden Gruß.

Hoch in den Wipfeln
Rauschet es sacht.
Es flüstern die Bäume von Frühlingshoffen —
Und dort steht noch ein Stück Himmel offen
Über der blauen Berge Gipfeln,
Eh' herab sich senket die Nacht.

Nicht eine Seele mehr
Im weiten Raum. —
Am Abendgold meine Blicke hangen;
Und meine Seele zieht voll Verlangen
Nach ihrem einzigen, seligsten Traum —
Ach, längst entblättert und tränenschwer,
Eh' die Blätter noch fielen vom Baum.

Irene Wild



Mathäus Grünewald: Predella. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kolmar i. E.)

# Mathäus Grünewald

## Eine kunsthistorische Betrachtung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski



Man müßte die Wahrhaftigkeit der Dokumente, die Genauigkeit der Details, die reiche und nervöse Sprache des Realismus beibehalten, aber man müßte sich gleichzeitig zum Seelenschöpfer machen und das Mysterium nicht durch Sinneskrankheiten zu erklären suchen — mit einem Wort: man müßte einen spiritualistischen Naturalismus schaffen. Die Offenbarung dieses Naturalismus hatte Durtal vor einem Jahre gehabt, es war in Deutschland, vor einer ‚Kreuzigung' des Mathäus Grünewald ... Mit außerordentlicher Hellsichtigkeit sah er dieses Bild wieder vor sich ... diesen Christus, der sich furchtbar an seinem Kreuze reckte, dessen schlecht behauenes Querholz sich wie ein Bogen unter der Last seines Körpers bog ... Die Arme waren ausgerenkt, fast aus den Schultern gerissen; die weitgeöffneten Hände schwenkten irre Finger, die in einer wirren Geste von Gebeten und Vorwürfen segneten ... Die Stunde der Zersetzung des Blutes war gekommen. Die fließende Seitenwunde rann dicker und überschwemmte die Hüfte mit einem Blut wie dunkler Maulbeersaft ... Die schwammigen und geronnenen Füße waren schrecklich; das Fleisch sproßte, wuchs über den Nagelkopf hinaus, und die zusammengekrallten Zehen widersprachen der flehenden Geste der Hände; sie verfluchten, ja krallten sich fest mit dem blauen Horn ihrer Nägel in den Eisenocker des Bodens ... Über diesem sich zersetzenden Leichnam erschien ein wildes, riesiges Haupt, von einer wüsten Dornenkrone umschlossen, kaum noch das eine gebrochene Auge öffnend; das Gesicht uneben, die Wangen ausgetrocknet, alle zerstörten Züge klagend, während der geöffnete Mund mit seiner zusammengezogenen Kinnlade in entsetzlichen Starrkrämpfen lachte ... Die Marter war schrecklich gewesen, die Agonie hatte den Jubel der Henker in Flucht verwandelt. Jetzt stand das Kreuz in den nachtblauen Himmel gedrückt und niedrig, fast auf der Bodenfläche, bewacht von zwei Gestalten, rechts und links des Leichnams: die eine, die Jungfrau, war mit einer Kapuze von wässerigem Blutrosa bedeckt, die in gedrängten Wellen auf ein mattblaues, langfaltiges Gewand fiel; sie stand starr und bleich, von Tränen geschwollen, mit stierem Blick, die Nägel in die Hände vergrabend. Die andere, der heilige Johannes, eine Art Landstreicher, ein verbrannter schwäbischer Bauernlümmel, von hoher Gestalt, den Bart in kleine Hobelspäne gekräuselt, in breitzipflige Gewänder gekleidet, der Rock scharlachrot, der Mantel gemsfarben, an den Ärmeln umgeschlagen, das Futter fiebergrün wie unreife Zitronen, die gefalteten Hände zu dem Leichnam emporreckend. Gewiß hatte der Naturalismus sich noch nie an ähnliche Gegenstände herangewagt. Grünewald war der tollste der Realisten. Aber aus diesem schwärmenden Kopf drangen Strahlen; ein übermenschlicher Ausdruck erleuchtete die Gärung des Fleisches, und ohne Strahlenkranz und Nimbus, allein geziert von dieser zerzausten Dornenkrone, mit roten Blutspritzern besät, erschien Jesus in seinem himmlischen Überwesen zwischen der niedergeschmetterten, von Tränen trunkenen Jungfrau und dem heiligen Johannes, dessen verkalkte Augen keiner Träne mehr fähig waren. Diese anfangs so gewöhnlichen Gesichter strahlten, durch unerhörte Seelensteigerung verklärt. Grünewald war der



Mathäus Grünewald: Auferstehung. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kalmar i. E.)

ausgehenden Mittelalters bildet ja auch den Unterstrom in vielen Werken von Grünewalds großem Zeitgenossen Albrecht Dürer — nur daß bei diesem Schüler Mantegnas ein Einschlag italienischer Renaissance fast nirgends fehlt, während er bei Grünewald zu den Seltenheiten gehört: er ist einer der letzten fast unberührten autochthonen Künstler des Nordens, in seiner gotischen Formensprache wie in seinem mystischen Kolorit. Zu ihm wüßte ich nur einen Vergleich: den Meister Francke, dessen tiefleuchtende Passionstafeln neuerdings die Hamburger Kunsthalle des unermüdlichen Lichtwark schmücken. Hier wie dort ein Farbenwunder, das alle üblichen kunsthistorischen Erklärungen, alle Konjekturen von Schulbeeinflussung vernichtet. Grünewald gehört zu den Riesen, die aus sich einen neuen Kosmos, eine neue Schönheit schaffen, Revolutionäre und Schöpfer zugleich, Prometheusse, die sich ein neues Feuer vom Himmel holen ... Und so kann man sich nur durch Anschauung einen Begriff von ihm machen, jede andere Darstellung ist eine farbenmordende Photographie und darum nichts als ein armseliger Notbehelf.

tollste der Idealisten ... Es war das Meisterwerk der in die Enge getriebenen Kunst, die gezwungen war, das Unsichtbare und das Faßbare auszudrücken ..."

Diese nervenerschütternde, um nicht zu sagen: abstoßende (hier etwas gekürzte) Beschreibung gab vor fünfzehn Jahren Jorris Karl Huysmans, als Sohn eines holländischen Malers in Paris geboren, der sich aus dem Naturalismus Zolas schrittweise zum mystischen Katholizismus des Mittelalters durchgerungen hat. Heute ist die Kunstkritik dem Pfade dieses Wegweisers gefolgt und hat Grünewald gegenüber einen ähnlichen Ton der Bewunderung angeschlagen: wiederholt sich doch heute allerorten der Umschwung vom Realismus zum Symbolismus, die Vertiefung der naturalistischen Oberflächenkunst durch tiefbohrende Mystik, wie wir es recht deutlich an Gerhart Hauptmanns Schaffen beobachten können. Die Mystik des

Über Mathäus Grünewalds Leben und persönliche Schicksale ist leider wenig oder gar nichts auf die Nachwelt gekommen. Wir wissen eigentlich nur, daß er um das Jahr 1470 in Aschaffenburg geboren und nach 1529 — nach einigen sogar schon um 1510 — gestorben ist. Meistens soll er sich, wenn wir einer Nachricht aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts trauen dürfen, „zu Mayntz aufgehalten, ein eingezogenes melancholisches Leben geführt haben und übel verheiratet gewesen sein". Der Kunstkritiker H. A. Schmid hat uns eine ausführliche Monographie über Grünewald in Aussicht gestellt, worin wir hoffentlich auch für die Biographie des Malers einige neue Aufschlüsse erhalten werden. Das Buch von Bock (Straßburg, 1904) behandelt nur die Werke Grünewalds. An die halten auch wir uns.

In Karlsruhe befindet sich außer der gewaltigen „Kreuzigung", die Huysmans beschreibt, nur noch die Passionstafel „Christus,



Mathäus Grünewald: Kolmarer Kreuzigung. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kolmar i. E.)

unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend", ein schwarzes, dornengekröntes Verbrecherhaupt, totenbleich, mit einem furchtbaren, abgründigen Leidensblick, ringsum fratzenschneidende oder roh zuschlagende Büttel ... Auch die Koloristik dieses Bildes ist sehr stark — aber der mystische Dunstkreis des Bildes wird zerstört durch einen römischen Säulenportikus, hinter dem ein achteckiger Tempietto aufragt — ein antiker Einschlag, durch den der Meister wohl das „römische" Jerusalem andeuten wollte.

Dieses Bild hat Huysmans nicht einmal erwähnt. Aber welche Offenbarung wäre ihm erst aufgegangen, wenn er den Isenheimer Altar in Kolmar gesehen hätte, für dessen Fülle und Vielseitigkeit die Karlsruher Bilder nur einen kleinen Vorschmack bilden. Wer erwartete in der Tat von dem Meister der mystischen Schrecken, als den ihn die Karlsruher „Kreuzigung" erscheinen läßt, eine Schilderung engelhafter Holdseligkeit und zarten Mutterglückes, wie in der „Anbetung des Kindes", oder stillgläubiger Betrachtung, wie in den beiden „Wüstenheiligen" in Kolmar?

Das Museum Unterlinden in Kolmar, das diese Perle birgt, ist ein altes Dominikanerkloster, das während der Franzosenzeit säkularisiert und erst nach allerhand Mißbrauch seiner jetzigen Bestimmung übergeben worden ist. Sein schöner gotischer Kreuzgang ist leider durch ein später aufgesetztes Stockwerk um seine Wirkung gebracht; er ist voller Leichensteine und gotischer oder romanischer Architekturglieder, die man hierher gerettet hat. In den anstoßenden Räumen alte Möbel, Waffen, Geschirre, Lokalerinnerungen, kurz, all die Dinge, die ein kleines Landesmuseum zu haben pflegt; im Oberstock gute Kupferstiche, in der anstoßenden hellen gotischen Kirche die Gemäldegalerie mit vielen Erinnerungen an die Franzosenherrschaft (Bilder Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie,



Mathäus Grünewald: Die Heiligen Antanius und Paulus in der Wüste. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kalmar i. E.)

von ihm gestiftete Gemälde u. a. m.) und einem unzweifelhaften Rembrandt: eine „Frau mit Schoßhündchen“, in den tiefen, leuchtenden Schattentönen der Spätzeit gemalt. Zwischen einer Reihe alter Meister (darunter auch zwei Tafeln von Schongauer, die durch ihre frische Erhaltung einen besseren Begriff vom Kolorit dieses Kolmarer Meisters geben als seine übermalte „Madonna im Rosenhag“ im Kolmarer Dom) befinden sich die wunderbaren Flügel und einige Holzplastiken des Isenheimer Altars; die beiderseit bemalten Flügel wohlweislich zu bequemem Anschauen auseinandergenommen; die Holzfiguren jedoch vor einer Altarwand summarisch zusammengestellt: in der Mitte, vor einem spätgotischen, vergoldeten Maßwerkgitter thronend, der Ordenspatron, der heilige Antonius, rechts der heilige Hieronymus mit seinem Löwen, links der heilige Augustin mit dem knienden Stifter. Darunter in Umrahmungen die kleinen Brustbildreliefs Christi und der Apostel. Eine Predella Grünewalds unter dem Altar wirkt durch die Plastik der Figuren noch auf wenige Schritte Entfernung wie ein Schnitzwerk; man muß näher herantreten, um sich seiner Augentäuschung zu vergewissern — und dann bewundert man sofort ein zweites: die virtuose Raumbeherrschung dieser langen, schmalen Tafel. Die liegende, von einem Träger im Rücken gestützte Leiche des Gekreuzigten und der schmale, schmucklose Holzsarg bilden den Vordergrund; dahinter tauchen die Büsten Marias und des Johannes in Klagegebärden auf wie aus einer Bodenfalte, ohne daß man das Fehlen des übrigen Leibes als fehlerhaft gewahrte. Auch das blassere Kolorit, das breite, großlinige Flächen gleichmäßig erleuchtet, ohne Licht und Schatten stark zu betonen, verstärkt die plastische Fernwirkung. Die mystische Farbenpracht Grünewalds kommt erst auf den Altarflügeln zur Geltung.

Innenflügel: „Verkündung“ und „Auferstehung“. — Die „Verkündung“ spielt in einer tiefen gotischen Kapelle, deren Hintergrund durch einen hochroten Vorhang halb abgeschlossen und zugleich vertieft wird. Maria am Betpult, wie gewöhnlich. Aber schon das schwarze Kirchenkleid, das der Blondine so wundervoll steht, diese Gebärde des plötzlichen Aufschreckens, die fast hypnotisierende Handbewegung des Engels, der so sichtlich herabschwebt, sind sehr ungewöhnlich. Die Finger sagen alles, wie bei den Italienern: die der Maria wirr verstrickt, halb noch zum Gebet gefaltet, halb abweisend ausgestreckt, die des Engels scheinen die göttliche Kraft auf die Auserwählte überströmen zu wollen. Und gleichzeitig erscheint in dem Licht, das durch das Fenster quillt, wie aus diesem Licht gebildet, unwirklich-wirklich die Taube des heiligen Geistes. Das Gegenstück, die „Auferstehung“, ist vielleicht noch unvergeßlicher. Dieser Christus schwebt wirklich empor, und ein mystisches Licht verklärt die erhobenen Hände mit den Nägelmalen, ja die ganze Gestalt, um die sich wie ein Nimbus ein leuchtender Regenbogen schlingt. Nur nach

unten, auf die dunklen Gestalten der schlaftrunkenen, zurückgetaumelten Kriegsknechte, wirkt dieses Licht schweflig und grell in den nächtlichen Schatten. — Außenseite: eine „Kreuzigung", der Karlsruher nahe verwandt, doch größer und figurenreicher. Die beiden Johannes in feuerroten Mänteln, die sich grell von der düsteren Landschaft abheben. Der Täufer mit mahnendem Finger, hinter dem die Worte leuchten „Illum oportet crescere, me vinci"; der Apostel, die umsinkende, in weiße Nonnenkleider gehüllte Maria umfangend. Am Fuße des Kreuzes das symbolische Passionslamm und die kniende, händeringende Magdalena mit blaßrosigem Gewand und unter dünnem Schleier hervorquellenden blonden Haarfluten. Der Christus ist der Karlsruher, nur ist sein Unterkiefer auf die Brust gesunken und der Mund dadurch zu einem schauerlichen Grinsen verzerrt.



Mathäus Grünewald: Versuchung des heiligen Antonius. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kolmar i. E.)

Außenflügel: „Anbetung des Kindes". — Rechte Seite Maria mit dem Kind, das sie aus ihrem Bettchen heraushebt. Hier kann man noch am ersten von einer Beeinflussung durch den flämischen Madonnentypus reden: eine blonde füllige Schönheit mit lächelnden Grübchen in den rosigen Wangen, das Kind schon im Alter der ersten Gehversuche, groß und stark; Maria in pfirsichfarbenem Gewand mit stahlblauem Mantel von prachtvollem Faltenwurf. Im Hintergrund eine tiefe, von phantastischen Bergen abgeschlossene Landschaft und in den Wolken die goldige Vision des Himmelsthrones, umringt von den himmlischen Heerscharen, dessen rosiger Widerschein über die ganze Landschaft fliegt. Die linke Hälfte des Flügels ist eine wahre koloristische Orgie: auf dunklem Hintergrund ragt ein vergoldeter spätgotischer Tabernakel mit phantastisch verwildertem Maßwerk, aus der die Vision der gekrönten Jungfrau mit segnender Gebärde in überirdischem Lichte hervortritt, umgeben von Engelsgestalten, von denen die hinteren von blauen, phosphoreszierenden Nimben umgeben sind, während einer von den mittelsten, die sich an die Architektur drängen, schillerndes Papageiengefieder von wundervollem Farbenreichtum trägt. Das herrlichste aber ist wohl der Engel ganz vorn, der, neben seiner Geige kniend, aus dem Tabernakel herausgetreten ist; sein Kleid und seine Flügel sind vom Widerschein des überirdischen Lichtes hellrosa, und sein seliges Kindergesicht umrahmt reiches flachsblondes Haar. — Innenseite: rechts der „heilige Antonius und der heilige Paulus in der Wüste". Links: die „Versuchung des heiligen Antonius". — Die Wüste stellt sich als eine phantastische Oasenlandschaft dar, mit einer hohen Palme und moosbewachsenem

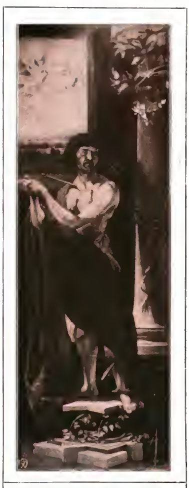


Mathäus Grünewald: Anbetung des Kindes. Linker Flügel. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kolmar i. E.)

dürrem Geäst im Mittelgrund, dahinter wieder eine phantastische Berglandschaft. Die beiden alten Heiligen sitzen, Antonius in stahlblauem langem Gewande, der heilige Paulus im Schilfkleide mit entblößten, vom Fasten abgemagerten Armen und himmelerhobenen Händen, während eine Art Auerhahn vom Himmel herabstößt, um ihnen Brot zu bringen. Beide tragen lange Prophetenbärte. Zwischen ihnen liegt behaglich ein Reh. Ein Sonnenstrahl fiel gerade auf die Gruppe, und wie durch Magie begann der Boden heller zu grünen, und das Fell des Tieres schien sich unter dem streichelnden Sonnenlicht wohlig zu sträuben, so minutiös ist die Ausführung der Härchen. — Ein grelles Kontrastbild zu diesem stillbeschaulichen Frieden der gottvertrauenden Einsiedler ist die



Mathäus Grünewald: Der heilige Antonius. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kolmar i. E.)



Mathäus Grünewald: Der heilige Sebastian. (Nach einer Aufnahme von J. Christoph in Kolmar i. E.)

„Versuchung des heiligen Antonius", ein Bild von derbsinnlicher Auffassung und daneben doch wieder von größter Phantastik der Teufelsgestalten. Fast an Höllenbreughel gemahnend. Eigenartig ist auch die Physiognomie des am Boden liegenden Heiligen, den die Teufel am Schopf und am Gewand zerren, mit Schnäbeln beißen oder mit Knütteln und Eselskinnbacken bearbeiten: es ist ganz die Physiognomie eines alten, von unartigen Jungen gehänselten Pharisäers, dessen ärgerliche Fistelstimme man zu hören meint. So ist das ganze Bild in eine Groteske verwandelt, und nur im fernen Blau öffnet sich der Himmel, und Gottvater winkt dem Versuchten Mut zu. Hat man dies einmal

erkannt, so wendet man sich mit höllischer Freude dem Einzelstudium dieser tollen Phantasieausgeburten zu. Ein schuppiges, krokodilartiges Wesen mit Greifenschnabel beißt den Heiligen in die dürre Rechte, die Rosenkranz und Kreuz fest umklammert hält; daneben hockt auf dem Steiß ein widriges, dickbäuchiges Zerrbild einer Menschengestalt, voll roter und grüner Beulen und Schwären von unerhörter Koloristik. Die übrigen Gestalten sind ein Auszug der ganzen Tierwelt: Drachenköpfe, fletschende bärtige Affengesichter, Vogelschnäbel, Straußenbeine mit starken Krallen — das alles wogt und trippelt auf dem engsten Raum um den Heiligen herum, während im Hintergrund auf den offenen Dachsparren der zerstörten Hütte andere Teufel reiten oder sich auf den Dachbalken prügeln.

Den Beschluß bilden zwei schmale Seitenflügel, die das Bild zur Architektur herüberleiten. Der heilige Antonius und der heilige Sebastian stehen auf spätgotischen Sockeln, halb als Sockelfiguren: Antonius ein alter würdiger Greis, Sebastian eine fast nackte Jünglingsgestalt in bräunlichen Fleischtönen, die um Kinn und Oberlippe ins Schwärzliche übergehen, eine herbe muskulöse Aktfigur, die auch die wundervollen Hände in der Pose einer solchen gefaltet nach vorwärts hält, unwillkürlich an die Gestalten eines Signorelli gemahnend. Eine antikisierende Säule, an die der Märtyrer gebunden ist, verstärkt den Renaissanceeinschlag dieses Flügelbildes und raubt ihm — ähnlich wie der Kreuztragung in Karlsruhe — die nordische Note Grünewalds. Um so stärker aber tritt dies bei den anderen Bildern hervor: Grünewald ist der letzte große Lichtmaler des Nordens vor Rembrandt, und das macht ihn uns heute so wertvoll.

---

## Einer Toten

Es war ein Kind, das ich einst liebgewann;
Voll süßer Trauer klang in seinem Munde
Die Rede, die sein Geist schon zierlich spann;
Und Liebe brannte, schlug ihm manche Wunde.

Vor seinen Händen hab' ich oft gekniet,
Und wenn es -- Rose — sagte, lag im Worte
Der Ton von einem abendlichen Lied.
So schritt es zögernd nach des Todes Pforte.

Auch war an seinem Leibe alles fremd
Und sonderbar gemischt von junger Schöne
Und welker Schwermut, die die Blüten hemmt
Und Tränen hängt in alle goldnen Töne.

So rann ihm innen aus dem Herzen jung
Und schwer das Blut, das Rosen uns verhüllten.
Der Wein verblutet aus geheimem Sprung
Des edlen Bechers, den wir feiernd füllten.

Will Vesper



# Weidwerk von heute

Plauderei von Fritz Skowronnek

Der Sturm, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Westen her über Deutschland dahinfuhr, warf mit vielem anderen auch die uralten Jagdprivilegien über den Haufen. An ihre Stelle trat eine schrankenlose Schießfreiheit, in der sich zunächst der Groll gegen die Mißstände des bisherigen Jagdbetriebs entlud. Leider richtete er sich gegen das ganz unschuldige Wild. In Scharen zogen Bauern und Städter durch Feld und Wald und knallten erbarmungslos nieder, was ihre Schrotspritzen erreichten. Hätte dieser Zustand völliger Schießfreiheit auch nur ein Jahrzehnt gedauert, so hätten wir heute auf unseren Fluren weder Hirsch noch Reh, weder Hase noch Huhn, kurzum kein Getier, das dem Weidmann das Herz und dem Feinschmecker die Zunge erfreuen könnte.

Glücklicherweise — wie man heute mit allgemeiner Zustimmung sagen kann — gelang es schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit, dem entsetzlichen Morden Einhalt zu tun. Aber wie hatte die Wildbahn darunter gelitten! Tagelang konnte man über eine Feldmark wandern, ohne eine lebende Kreatur zu finden. Trotzdem ist es gelungen, auf deutschem Boden wieder einen nennenswerten Wildstand heranzuziehen. Und dieses Resultat ist erreicht worden, obwohl die neuen Jagdgesetze jedem unbescholtenen Mann gegen eine geringe Abgabe das Recht erteilten, ein Jagdgewehr zu führen. Allerdings mit einer weisen Beschränkung: das Wild, das in der Revolutionszeit als res nullius, als herrenloses Gut, das sich jeder aneigen darf, gegolten hatte, wurde dem Grundbesitz als Eigentum überwiesen.

Damit gab man das Wild zum Teil in die Hände seiner ärgsten Feinde, der Dorfbewohner. Aber die Weisheit dieser Maßregel hat sich glänzend bewährt! Denn mit dem Besitz kam die Freude am Besitz. Und kühle Überlegung lehrte die neugebackenen Jagdherren das Wild schonen, teils des Vergnügens, teils der Vorteile wegen, die sich aus der Verpachtung ergaben.

Man darf aber nicht vergessen, daß die ganze Entwicklung des modernen Weidwerks von einem Begriff getragen worden ist, der, zunächst aus nüchtern-praktischen Erwägungen der Zweckmäßigkeit entstanden, sich bald mit ethischen Grundsätzen füllte, er heißt: weidmännisch. Die Wandlungen, die dieser Begriff im Laufe der Jahrhunderte erfahren, sind selbst ein Stück Kulturgeschichte, denn sie spiegeln die großen Fortschritte der Menschheit in ihrem Verhältnis zueinander, zur Natur und besonders zur lebenden Kreatur getreulich wieder. Es gab eine Zeit, in der bewußte und unbewußte Grausamkeit gegen das Tier, rücksichtsloseste Vernichtung fremden Eigentums und noch manches andere von dem Begriff weidmännisch gedeckt wurde. Heute ist er zu einem Ehrentitel geworden, auf den niemand Anspruch machen kann, der nicht, wie das Dichterwort lautet, „im Geschöpf den Schöpfer ehrt". Jagdbetriebe, die nur auf das Wegschießen des Wildes, auf das Fleischerbeuten ausgehen, Jagdarten, die mit einer Tierquälerei verbunden sind, gelten schon seit lange als unweidmännisch. Und wer das Wild seines Revieres darben läßt, steht nach heutigem Begriff nicht viel höher als ein Jagdschinder allerschlimmster Sorte!

Ich hätte vielleicht anders — nicht so altmodisch — zu Werke gehen und erst mit einer Schilderung beginnen können, aus der am Schluß die Nutzanwendung heraussprang. Vielleicht ist es aber doch besser, daß ich dem Leser den Schlüssel in die Hand gegeben habe. Nun kann ich ruhig schildern, ohne mit dem Finger jedesmal auf den springenden Punkt zu zeigen.

Auf der Jagd ruht noch immer der Abglanz der Romantik. Kein Wunder! Sie gab nicht nur dem Schriftsteller, sondern auch dem Maler so prächtige Vorwürfe. Mit dem ersten Sonnenstrahl sammelte sich die „Jägerey" mit der Meute auf dem Schloßhofe. Die Grünröcke setzten das Horn an und bliesen „denen Edlen Herren und Frawen" den Weckruf. Zuerst erschien das „Frauenzimmer", das weibliche Hofgesinde höheren Ranges, dann die edlen Frauen und zuletzt der Jagdherr mit seiner Begleitung. Alle erhielten sie ihren „Schimpf", eine Hornfanfare, dem der Grünröcke Oberster noch ein „Waydgeschrey" anfügte. Darunter finden sich Sprüche mit einem so drastischen Inhalt — z. B. ein Vergleich zwischen der Nachtruhe des Jagdherrn und des brunftenden Hirsches — daß er sich nicht wiedergeben läßt. Unter Hörnerklang stieg die Jagdgesellschaft zu Pferde, die Piköre mit der Meute ritten voraus, bis eine frische Fährte gefunden war. Dann wurde der erfahrenste Leithund angelegt.

Unter seiner Führung zog die Meute auf der Spur davon, anfangs langsam, dann immer schneller, je wärmer die Fährte wurde, bis zuletzt das energische „Halsgeben" der Hunde den Jagdgenossen Kunde brachte, daß der Geweihte „à vue" war. Nun begann ein Ritt voll hals-

brecherischer Gefahren durch Busch und Wald, durch Wiese und Moor, durch Broche und Ackerland, bis die Meute den „Edlen Hirschen" stellte und niederzog. Mit dem Auftrag, dem gehetzten Wild den Todesstoß zu versetzen, wurde ein hoher Gnadenbeweis erteilt. Der also Geehrte vollzog seinen Auftrag nach allen Regeln der Kunst, verteilte darauf an alle Teilnehmer der Jagd einen Bruch, das heißt einen kleinen Zweig und hielt bei dem nun folgenden Imbiß dem Jagdherrn die Lobrede.

Ein kleiner, man kann ruhig sagen, kläglicher Rest dieser Parforcejagden hat sich als höfische Veranstaltung bis heute erhalten. Ein roter Frack, den auch die teilnehmenden Damen wenigstens andeutungsweise anlegen müssen, ist als offizielle Kleidung vorgeschrieben. Ein eingefangener Überläufer, das heißt ein halbwüchsiges Schwein, dem zur Vorsicht die Gewehre, die Hauzähne, abgebrochen sind, wird in Freiheit gesetzt, die Meute folgt ihm nach wenigen Minuten, die man ihm als Vorsprung gönnt; nach spätestens einer halben Stunde haben die Hunde den armen Flüchtling gestellt und gedeckt. In den offiziellen Berichten wird nie versäumt zu melden, wer das bedauernswerte Opfer „ausgehoben", das heißt am Hinterlauf geholten hat, um es widerstandsunfähig zu machen. Dann naht der Bevorzugte, der den Fang gibt, worauf der „Master" den Bruch verteilt.

Es wäre falsch, diesen harmlos-komischen Abklatsch einer ehemals nicht ganz ungefährlichen Jagd als Weibwerk zu betrachten. Er ist nichts weiter als ein Auswuchs des Reitsports, der neuerdings nach englischem Muster darauf verfallen ist, den friedlichen Lampe mit Hunden zu hetzen. Nicht mit den Windhunden, die den ungleichen Kampf vermöge ihrer Überlegenheit meist recht schnell entscheiden, sondern mit kleinen, aus England importierten Hunden, den Harriers und Baigles, deren Vorzug die Ausdauer ist. Natürlich ist die Ausübung dieses Reitsports nur da möglich, wo ihm zusammenhängender Großgrundbesitz, wie in Pommern und Mecklenburg, zur Verfügung steht. Aber auch da wehrt sich der Kulturboden, der zwar in erster Linie zur Erzeugung menschlicher Nahrung dienen soll, aber so nebenbei eine ganz erkleckliche Anzahl Hasen ernährt. Plötzlich verschwindet der gehetzte Lampe. Er hat sich dicht neben einem im Lager sitzenden Kollegen gedrückt.

Vor dem Geläut der anstürmenden Meute ergreift nun der andere, ausgeruhte Hase sein Panier und sonst mit Eilzugsgeschwindigkeit davon. Dieser Vorgang wiederholt sich so häufig, daß der „Streckenbericht" nicht umhin kann mitzuteilen, daß infolge der vielen „Relaishasen" — der Ausdruck trifft den Nagel auf den Kopf, weil ein Lampe dem anderen Vorspann leistet — kein Hase zur Strecke gebracht wurde. Da zudem die Unterhaltungskosten einer solchen Meute nicht ganz gering sind, werden diese atavistischen Überbleibsel eines barbarischen Jagdbetriebes bald aus Deutschland geschwunden sein. Man wird ihnen keine Träne nachweinen, denn der Reitsport kann seine Ziele auch auf andere Weise verfolgen.

Wenn man von diesen nicht ins Gewicht fallenden Ausnahmen absieht, kann man sagen, daß die grausame Hetzjagd in der Hauptsache überwunden ist. Nicht nur deshalb, weil „das rote Feld" nicht mehr über bestellte Äcker rasen kann, ohne den Schaden zu bezahlen, sondern weil es unserem Empfinden, von dem auch der Jäger beseelt ist, widerstrebt, dem wehrlosen Wild Qualen zu bereiten. Sind auch die wehrhaften Tierarten, deren Erlegung mit unvollkommenen Waffen persönlichen Mut erforderte, von deutscher Erde getilgt, so würde es doch kein Jagdherr heute als weidmännisch betrachten, daß ihm das von der Meute bewältigte Wildschwein geknebelt entgegengetragen wird, um dem Wehrlosen den Todesstoß zu versetzen, wie es ehedem geschah.

Eine Wandlung der Anschauungen zeigt sich auch in dem Wegfall der Haupttreiben, bei denen viele Tausende von Menschen das Wild einkreisen und nach einem Revier hintreiben mußten. Der Bezirk, auf dem das Wild zusammengetrieben war, wurde mit hohen Netzen umspannt, unaufhörlich umgingen die Treiber die Einzäunung, nachts wurden zahllose Feuer angezündet, damit ja kein Stück Wild entwiche. Und innerhalb des Geheges wurde die Todesbahn so hergerichtet, daß alle Tiere zuerst dem obersten Jagdherrn zu Schuß kamen. Wenn irgend möglich, wurde sein Zelt an einem Bach errichtet, der aufgestaut wurde, damit das Wild, vom Wasser aufgeholten, leichter erlegt werden konnte. Ja, es waren Vorkehrungen getroffen, daß kein Stück Wild aus der Rennbahn entweichen konnte, bis es zu Tode getroffen sich auf die Decke legte.

Dieser Jagdbetrieb ist auf Nimmerwiederkehr entschwunden. Wenn jetzt noch Hofjagden stattfinden, bei denen eine erhebliche Zahl von Hirschen oder Sauen erlegt wird, so spricht sich darin die Notwendigkeit aus, der zu starken Vermehrung des eingehegten Wildes entgegenzutreten. Von raffinierten Zurüstungen ist keine Spur mehr. Das Wild wird einfach auf die Schützen zugetrieben. Die Wandlung der weidmännischen Anschauungen wird am besten dadurch bezeugt, daß die großen Jagdherren, an ihrer Spitze die gefürsteten Personen, denen noch immer die Mittel zu Gebote stehen, sich Hunderte von Hirschen an einem Tage vor die Büchse treiben zu lassen, diese Jagdart auf die äußerste Notwendigkeit beschränken und es für richtiger oder, besser gesagt, für weidmännischer halten, dem Hirsch auf dem Pürschgange die Kugel anzutragen. Das gilt ebensogut für den greisen Kaiser von Österreich-Ungarn wie für den noch älteren Prinz Regenten

von Bayern und den ersten Jagdherrn Deutschlands, den Kaiser. Sie geben damit ein weithin leuchtendes Vorbild, das seine Wirkung nicht verfehlt.

Aus der Fülle der Beispiele, die das Eindringen humaner Anschauungen in den Jagdbetrieb bezeugen, seien nur wenige nach angeführt. Früher fing man Lerchen, um sie zu verspeisen. Zwei Männer trugen im Abendgrauen zwischen Stangen ein Netz. Jede Lerche, die emporgeschreckt angstvoll zwitschernd aufflatterte, wurde zu Boden geschlagen und getötet. Ja, alte Jagdbücher enthalten nach genaue Anweisungen, wie man gefangenen Lerchen das Augenlicht rauben muß, um sie als Lockvögel für Habicht und Falke zu verwenden. Trotz der Blendung stieg das arme Tier, am Fuß durch einen Faden gefesselt, in die Luft und sang flatternd sein Lied. Seine Blindheit hinderte es, den wie ein Pfeil heranschießenden Feind zu erblicken und sich in Sicherheit zu bringen.

Dergleichen galt früher als weidmännisch! Heutzutage gilt es als verpönt, eine lebende Taube in einen Drahtkorb zu setzen, um den Raubvogel zum Herabstoßen zu reizen, wobei er sich in einem auf dem Korb angebrachten Tellereisen fing. Der Drosselfang in Schlingen, unter dem Namen „Dohnenstrich" bekannt, ist nach ein Überbleibsel jener Anschauungen. Er muß, ehrlich gestanden, mit dem Vogelmord, der noch immer trotz aller Vereinbarungen in den Mittelmeerländern stattfindet, auf eine Stufe gestellt werden. Was tun wir denn anderes? Wir fangen den nördlich van uns liegenden Ländern die Singvögel weg. Glücklicherweise braucht man mit diesem Odium nicht das deutsche Weidwerk zu belasten, denn der Drosselfang wird fast ausschließlich van Forstbeamten betrieben, die den Erlös als eine Aufbesserung ihres nicht gerade allzu hohen Gehaltes zu betrachten gewohnt sind. In Preußen hat man den Dohnenstrich nur aus diesem Grunde in das neueste Jagdgesetz hinübergerettet, aber seine Tage sind gezählt! Es verträgt sich eben nicht mehr mit unserem humanitären Empfinden, nützliche Vögel zu Tausenden in der Schlinge zu fangen.

Auch dem Raubzeug gegenüber, das ja selbst kein Erbarmen kennt, hatten wir jetzt jede Grausamkeit für unweidmännisch. Der Fuchs, der den ahnungslosen Lampe beschleicht, der Marder, der das Eichhörnchen zu Tode hetzt, betreibt damit keinen Sport, sondern er kämpft mit den Mitteln, die ihm die Natur verliehen, um sein Dasein. Deshalb darf der Weidmann kein Wiedervergeltungsrecht üben, sondern er hat ihn nach heutiger Anschauung, da er ihn einmal van der Erde tilgen muß, ohne Qual vom Leben zum Tode zu befördern. Allerdings sind die Tellereisen und Schwanenhälse, die den Fuchs an einem Lauf fassen, wenig humaner als die mit Fleisch beköderten Schnappangeln, nach denen früher Herr Reineke springen mußte. Aber die moderne Anschauung bricht sich auch auf diesem Gebiet Bahn. Wie lange ist es her, daß die Anwendung van Gift nach als unweidmännisch streng verpönt war! Nur wenig mehr als ein Jahrzehnt! Und jetzt wenden nicht nur viele Jäger das unheimlich schnell wirkende Strychnin an, sondern die Jagdzeitungen wimmeln van Inseraten, in denen sachgemäß präparierte Giftbrocken angepriesen werden. Es scheut sich auch kein Weidmann mehr, seine Erfolge mit diesem Mittel bekanntzugeben.

Mögen bei diesem Umschwung auch andere Faktoren, wie Verminderung der Vorbereitungen und Zurüstungen mitgewirkt haben, so sind sie doch von der Erwägung stark unterstützt worden, daß die durch blitzschnell wirkendes Gift erfolgende Tötung des Raubtieres nicht unweidmännischer sein kann als der Fang im Eisen, der das Tier zu stundenlangen Qualen verdammt.

Die größte Wandlung der Anschauungen zeigt sich wohl darin, daß sie von jedem Jagdherrn, mag er Grundbesitzer oder Pachtinhaber sein, die Fürsorge für das Wild im Winter selbst mit erheblichen Geldopfern verlangt. Die Anschauung, die das als Torheit verspottete, ist so ziemlich überwunden. Sie stützte sich auf den nicht zu bestreitenden Erfahrungssatz, daß alle Wildarten unter dem Einfluß weitgehender Fürsorge an Widerstandskraft gegen Nahrungsmangel und Unbill der Witterung einbüßen. Man müsse, so wurde eingewendet, der Natur nicht in den Arm fallen, sondern ihr die Auslese überlassen. Es sei kein Schade, wenn die Schwächlinge unterlägen, die Überlebenden seien um so kräftiger. Man sähe ja, daß in Ostpreußen oder, noch weiter gegriffen, in Schweden und in Rußland nicht nur die schwersten Böcke und Hirsche erlegt, sondern auch die stärksten, wertvollsten Gehörne und Geweihe erbeutet würden.

Trotzdem ist diese Anschauung völlig überwunden. Und das Wild steht sich entschieden besser dabei! Während es sonst bei starkem Frost und tiefem Schnee mit wunden Schalen hungernd und frierend umherzog, steht es jetzt unter Dach und Fach vor gefüllter Raufe, und die gesunde, reichliche Nahrung gibt ihm die Kraft, auch dem schlimmsten Wetter, der nassen Kälte zu widerstehen. Der Wert dieser Maßregel bleibt derselbe, gleichviel ob sie einer praktischen Erwägung oder dem warmen Mitgefühl entsprungen ist.

Die gewaltigen Verbesserungen der Jagdmethoden beruhen in der Hauptsache auf der Vervollkommnung der Schußwaffen. Sie brachte die Gefahr mit sich, daß sie zur Erhöhung des Abschusses reizte. Es ist im Vergleich mit früher wirklich leichter geworden, ein Stück Wild zu erlegen. Das kann derjenige am besten beurteilen, der in seiner Jugend noch das Feuersteinschloß kennen gelernt und nun eine moderne Schießmaschine spazieren führt, aus der man, ohne abzusetzen, fünf Schuß abgeben kann. Dieser rapide

Entwickelungsgang der Schußwaffen hat das moderne Weidwerk auf die allerschärfste Probe gestellt. Es hat sie glänzend bestanden! Der Begriff weidmännisch erweiterte seinen Inhalt nach durch die Forderung weiser Selbstbeschränkung. Wohlgemerkt: die Enthaltsamkeit wurde nicht nur von dem Jagdbesitzer, sandern auch van dem Pächter verlangt, der nicht nur für sein Vergnügen schweres Geld bezahlt, sandern auch nach den Wildschaden tragen muß.

Da lag dach die Versuchung nahe, sich durch starken Abschuß schadlas zu hatten. Wenn man während der Pachtperiade das Revier ausgeschossen, d. h. die Hauptwildarten ausgeratted hatte, zog man anderswohin und begann den Vernichtungskrieg gegen das neue Revier. Das ist in der Tat vielfach geschehen und geschieht noch heute. Aber auch diese gewissenlosen Schießer werden allmählich van dem Ehrbegriff, der in der grünen Gilde herrscht, gebändigt. Er wirkt stärker als das geschriebene Gesetz!

In den allerletzten Jahren ist die Jagd zu einer Modesache für reiche Leute gewarden. Die Folge davon ist ein geradezu fabelhaftes Anschwellen der Jagdpachtpreise um das Zehn- und Zwanzigfache. Die Invasian mag manchem weidgerechten Jäger sehr unangenehm sein. Aber: Was dem einen „fin Uhl", das ist dem anderen „fin Nachtigall"! Die Landbesitzer sind mit diesem Aufschwung der Pachtpreise natürlich sehr zufrieden. Auch vom weidmännischen Standpunkt kann man ihm eine gute Seite abgewinnen. Die Verpächter werden durch den starken Andrang in die Lage versetzt, sich unter den Bewerbern denjenigen auszusuchen, der sich zu einer pfleglichen Behandlung der Wildbahn verpflichtet. Bei den neuen Pachtpreisen ist ein Herausschießen des Pachtgeldes van vornherein ausgeschlossen. Im Gegenteil! Jedes Huhn, das auf der Jagd erlegt wird, kostet nach vorsichtiger Schätzung dem Jagdinhaber drei, jeder Hase zehn bis fünfzehn Mark. Da gebietet es doch die Klugheit, die Wildbahn sa zu schonen, daß man während der ganzen Pachtzeit etwas zu schießen hat.

Wenn trotzdem manche Wildarten stetig an Zahl abnehmen, so liegt die Schuld nicht am Weidwerk, sandern an der Landwirtschaft, die durch Meliorationen, durch Beseitigung des Unlandes den Boden in einen Zustand versetzt hat, den man treffend mit dem Ausdruck „Kultursteppe" bezeichnet. Manche Wilbarten haben es verstanden, sich dieser Steppe anzupassen, wie Huhn, Hase und Reh. Sie werden sich unter verständiger Pflege nicht nur behaupten, sondern an Zahl zunehmen. Andere müssen schwinden, wie z. B. die Wildente, weil ihr die Entwässerung der Moare und Brüche die Niststätten raubt. Dagegen ist auch das Weidwerk machtlos. Bei anderen Arten sucht man durch weise Beschränkung den Rückgang aufzuhalten. Sa ist z. B. eine Bewegung im Gange, auf den Abschuß der im Frühjahr aus dem Süden zurückkehrenden Waldschnepfe zu verzichten. Wer jemals die von Poesie erfüllte Stunde durchlebt hat, wenn die zu neuem Leben erwachte Natur zur Rüste geht und mit dem Erscheinen des Abendsterns das letzte Lied der Drossel verklingt, der wird wissen, welch ein Opfer salch ein Verzicht der deutschen Jägerwelt zumutet.

Aber gerade dieses Beispiel zeigt am deutlichsten, daß die deutsche Jagd von ethischen Grundsätzen geleitet wird, die man in anderen Ländern vergebens sucht. Sie sind weder in England zu finden, wa man Enten mit Schratkananen schießt und alles Kleinwild hetzt, noch in Frankreich, wa eine zügellose Schießwut das Wild ausrattet. Nur in Österreich bahnt sich — unzweifelhaft unter dem Einfluß des deutschen Vorbildes — langsam eine Besserung an.

Die Entwickelung ist auch im deutschen Weidwerk nicht in gerader Linie aufwärts gestiegen, und es gibt auch heute noch widerstrebende Elemente, auf die manches aus dieser Schilderung nicht paßt. Trotzdem kann man die feste Überzeugung aussprechen, daß ein Rückfall in die Anschauungen früherer Zeiten ausgeschlassen ist. Es ist ja nicht wunderbar, daß die sittlichen Anschauungen, die unser Zeitalter beherrschen, auch im Jagdbetrieb zur Geltung kammen. Nichtsdestoweniger muß anerkannt werden, daß diese Wandlung nicht durch Gesetz erzwungen warden ist, sandern auf dem eigenen, freien Willen der Jäger beruht. Und darauf kann das deutsche Weidwerk stolz sein!

---

## Wem dank' ich?

Wem dank' ich, daß mir dies
Beschieden war,
Daß wieder herzenstief
Ein Frieden war? —

Wie edel schritt der Tag
Vom Margen her,
Wie flammte, als er ging,
Gebirg und Meer.

Nun suchst du durch die Nacht
Van Stern zu Stern,
Ob Gatt du weggedacht,
Du fühlst ihn gern.

Karl Meißner



Ignatius Taschner: Der Wanderer. (Holzfigur.) ⊛ Zu A. Heilmeyer: Münchener Plastik.





Adolf Hildebrand: Hubertusbrunnen in München. (Nach einer Originalaufnahme von Jaeger u. Goergen in München.)

# Münchener Plastik

## Von Alexander Heilmeyer

Das Verständnis für künstlerische Eigenart, insofern sie ein Ergebnis von Tradition und Umgebung ist, das heißt also die Erkenntnis des den verschiedenen Erscheinungen einer Kunstepoche und Kunstrichtungen gemeinsamen Charakters, ist nicht von vorherein vorhanden, sondern entwickelt sich erst mit dem Studium der verschiedenartigen Bedingungen, die für die Entfaltung jener künstlerischen Auffassung von Bedeutung waren. Das, was man heutzutage in der Kunst gewöhnlich mit dem Begriffe „bodenständig" bezeichnet, drückt in unklarer Fassung allerdings den Inbegriff aller der Merkmale aus, welche man bei sorgfältigem Studium als die typischen Eigentümlichkeiten einer Kunst erkennen wird.

Wenn wir uns deshalb hier mit Münchener Plastik beschäftigen wollen, so wird es ein natürlicher Weg zum Verständnis dieser eigenartigen Erscheinung im Kunstleben sein, wenn wir im raschen Fluge uns der wechselvollen Anschauungen erinnern, die in Vergangenheit und Gegenwart für die künstlerische Entwickelung der Plastik in München ausschlaggebend waren. Man wird in dem künstlerischen Geiste als dem Schöpfer der einzelnen Werke bald auch die Ursache dieser harmonischen Gesamtwirkung erkennen. Dieser künstlerische Geist, der in all diesen Erscheinungen so sichtbar hervortritt, ist mit dem Münchener Leben innig verwachsen und von alters her dort zu Hause.

München hat sich für die Entfaltung mannigfacher Künste — der Malerei, der Plastik, der Architektur und des Kunstgewerbes — von jeher als ein überaus fruchtbarer Nährboden erwiesen. Nicht wenig mag dazu auch die Lage der Stadt, die Nähe Italiens beigetragen haben. Auf der Brennerstraße wanderten jahrhundertelang deutsche und niederländische Künstler nach Italien, und manch

Adolf Hildebrand: Statue am Hubertusbrunnen in München.

einer, der durch München zog und sich von der Stadt und dem kunstliebenden Fürstenhof angezogen fühlte, wurde hier seßhaft. Kunst und Künstler fanden durch die kunstsinnigen Wittelsbacher Fürsten, durch die Kirche, vor allem durch die reichbegüterten oberbayerischen Prälaturen und Klöster reichliche Förderung, Pflege und Unterstützung.

Auch das Volk zeigt einen offenen Sinn für künstlerische Bestrebungen, was sich deutlich genug an den vielen geschnitzten und gemalten Bildern am Bauern- und Bürgerhause äußert. Hervorragende Künstler, Menschen von kräftigem originellem Geiste, sind aus dem Volke hervorgegangen und, wie Karl Trautmann sagt, „allmählich hineingewachsen in Kunst und Wissenschaft“. Die Vorfahren der heutigen Künstler waren handwerklich gebildete treffliche Steinmetzen und Bildschnitzer, die nicht nur in Wachs bossieren und aus „Letten“ Bilder formen konnten, sondern auch aus Marmor, Stein, Holz, Erz, Elfenbein und Alabaster herrliche Werke schufen. Wir erinnern nur an das Grabmal Kaiser Ludwigs in der Frauenkirche, an die Erzbildwerke in der Michaeliskirche und an die schönen Brunnen in den Höfen der Residenz: Werke, die zusammen mit dem prächtigen Grabmal in der Insbrucker Hofkirche und mit dem Nürnberger Sebaldusgrab genannt zu werden verdienen.

In Münchener Bildhauerwerkstätten ist bis heute noch etwas vom Geiste der durch die italienische Renaissance und das in Süddeutschland zu herrlicher Entfaltung gediehene Barock beeinflußten Tradition zu verspüren. Daher auch wohl die Vorliebe für dekorative Plastik. Einen aufs höchste gesteigerten Ausdruck fand diese Kunst im Rokoko. Ausgezeichnete Baukünstler, wie Cuvillier, Effner, die Asam und andere, schufen herrliche Bauten mit überaus zierlichen, leichten und lichten, in heiteren Farben strahlenden Innenräumen, phantasiebegabte Stukkobildhauer fanden hier ein weites Feld ihrer Tätigkeit. In den prunkvoll ausgestatteten Innenräumen der Fürstenschlösser, in denen die Linien- und Kurvenwelt des Rokoko in heiterer Karnevalsstimmung ausklingt, oder in den nicht minder prächtig ausgestatteten Klosterkirchen, in denen der Rhythmus von Farben und Formen mit in das Hosianna und Halleluja des vielstimmigen Chors einstimmt, erreicht diese Kunst ihre stärksten Wirkungen. Reichliche Gelegenheit zu ihrer Entfaltung fand die Plastik in großartig angelegten Lustgärten und Parkanlagen. Weißschimmernde Marmorstatuen stehen zwischen grünen Taxushecken, dazu Gruppenbilder mit dramatisch erregten und bewegten Gesten, als ein das Auge anregender lebhafter Kontrast, gegenüber den in geometrisch strengen Linien und steifen Figuren ausgeführten Gartenanlagen.

Auch im bürgerlichen Hause findet diese Kunst Aufnahme und mannigfaltige Anwendung an schön geschnitzten Toren und Türen, an reizvoll ausgeführten Stukkofassaden, an hübschen Zierbrünnchen und grotesk anmutenden Steinfiguren im Garten. Neben dieser dekorativen Kunst blühte auch noch ein anderer Zweig der Plastik: die Kleinplastik in Porzellan, Elfenbein, Alabaster und Holz. Ihren besonderen Charakter erhält diese Kunst in München durch das Schaffen und Wirken der Brüder Asam, des Johann Straub und des Roman Boos. Auf was es dieser Kunst zumeist ankommt, ist die ornamentale dekorative Wirkung. Sie knüpft an bestimmte örtliche Situationen, vor allem an die Ar-



Erwin Kurz: Brunnen in München.

chitektur an. Es ist angewandte Plastik. Der Übergang von Rokoko in Empire und Klassizismus erfolgte in der Plastik nicht mit derselben einseitigen Konsequenz und Strenge wie in der gleichzeitigen Malerei. In München trat die Plastik nach- wie vorher, wenn auch unter anderen Bedingungen, als angewandte Kunst auf. Nur änderte sie ihre Formensprache und suchte sich antiker Art zu nähern. Ein erster schüchterner Versuch ist die Statue eines Jünglings am Eingange des Englischen Gartens in München, ein Werk des älteren Schwanthaler. Viel gewandter im Umgang mit der antiken Formensprache zeigt sich Konrad Eberhard in einem Relief in der Theatinerkirche. Eberhard, den man den Canova der Nazarener nennen könnte, verfügte noch über die ganze handwerkliche Geschicklichkeit der Künstler aus dem achtzehnten Jahrhundert. Er war aus einer der Werkstätten der ihrer Handfertigkeit willen bekannten Allgäuer Holzbildhauer hervorgegangen. Holzbildhauer und Steinmetzen haben die Werkstatttraditionen am längsten bewahrt und mitten ins neunzehnte Jahrhundert herübergenommen. Noch an manchen Bauten Ludwigs I. erkennt man deutliche Spuren handwerksmäßig geschulter tüchtiger Hände. Erst die nächste Künstlergeneration von 1860 bis 1880 hat alles vergessen und nichts hinzugelernt, wozu die akademische Ausbildung des Künstlers nicht wenig beitrug.

Für die Entwickelung der Plastik in München ist das Auftreten König Ludwigs I. von Bedeutung. Ludwig I. hatte die Absicht, aus München eine schöne, sehenswerte Stadt zu machen. Er glaubte das zu erreichen, wenn er aus aller Welt und aus allen Zeiten und Kulturperioden das seinem Geschmacke Zusagendste auswählte und in München durch geschickte Baumeister und Bildhauer darstellen ließ. Sein Experiment, fremde Edelreiser auf unsere heimischen Wildstämme zu



Erwin Kurz: Bronzefigur.

pfropfen, wäre vielleicht gelungen, wäre, wie in früheren Zeiten, eine ununterbrochene Tradition und vor allem ein Stab geschulter und tüchtiger Künstler vorhanden gewesen. Da diese jedoch fehlten, war es nicht möglich, eine alte Kultur, die am Tiber und am Arno blühte, an die Isar zu verpflanzen. Wohl wurden mit dem romantischen Hellenismus jener Tage gewisse künstlerische Elemente in unser Kunstleben getragen, die seitdem immer fortwirkten und zu eigenartigen Stilbildungen Anlaß gaben, und die man am besten mit einem ins Oberbayerische übersetzten Klassizismus bezeichnet. Daß die Plastik damals durch das Zusammengehen mit der Architektur gefördert wurde und die Bildhauer einen ziemlich sicheren Blick für das Wesentliche der monumentalen Erscheinung erhielten, ersieht man aus der Betrachtung von Schwanthalers Bavaria, Bruggers Viktoriagruppe auf dem Siegestor, Sanguinettis Steinfiguren vor der Staatsbibliothek und aus einem von Schwanthaler gefertigten Relief an dem Gebäude des Anatomischen Instituts in München.

Als Ludwig I. starb, als die Künstler um ihn dahingegangen waren und ihre Werkstätten verstummten, da fehlte jede weitere Triebkraft; es begann eine unfruchtbare Zeit für die Münchener Plastik. Man darf nur das Gipsmuseum der Münchener Erzgießerei aufsuchen — ein Gähnen kommt den Kunstfreund an, der es durchwandert, und doch enthält es noch so ziemlich das Beste, was jene Zeit geschaffen. Eine Ausnahme macht nur der hübsche Zierbrunnen am alten Rathaus in München — eine äußerst reizvolle Schöpfung des Bildhauers Konrad Knoll. Dieses eine Werk eines einzelnen Künstlers kann aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Plastik jener Epoche statt in lebendiger Fortbildung künstlerischer Probleme oder auch nur Techniken in schwächlicher Nachahmung antiker Kopistenwerke ihr Heil suchte. Im Aufsuchen von neuen Motiven und Gegenständen erschöpften sich die künstlerischen Bestrebungen. Neben der antiken Mythe trat durch den Einfluß der Romantik das Mittelalter in den Vordergrund; wie in der gleichzeitigen Malerei bevölkerten Nymphen und Nixen, Ritter und Knappen, Landsknecht und Edelfräulein die Bildhauerateliers, bis schließlich der Naturalismus einzog und die Geister der Romantik daraus verscheuchte.

Von Frankreich ging die Bewegung aus, die sich sowohl gegen den Klassizismus als auch gegen die Romantik richtete. Flaubert in der Literatur und Courbet in der Malerei sahen in der unbedingten Nachahmung der Wirklichkeit das Ziel der Kunst. Beide nahmen in dieser Bewegung eine führende Stellung ein. Courbet verkündete: „Das Wesen des Realismus ist die Negation des Ideals; zu dieser haben mich seit fünfzehn Jahren meine Studien hingeführt, und noch niemals bis zum heutigen Tage hat irgendein Künstler sie kategorisch zu behaupten gewagt!" Zu einer derartigen programmatischen Kundgebung kam es in Deutschland nicht. Es fehlten durchaus originelle führende Geister; das Bedürfnis nach neuen Anschauungen äußerte sich vor allem in einer

Auflehnung gegen den toten akademischen oder bureaukratischen Geist der Kunstschulen, gegen Gips und Antikenklasse. Der Ruf Zurück zur Natur! bedeutete ein Abwenden vom toten Gipsmodell und ein Hinwenden zur lebendig-frischen Natur. Diese Hingabe an die Natur gab sich in Malerei und Plastik in einem im Anfange seines Entstehens sehr erfrischend auftretenden malerischen Realismus kund.

Die Künstler wandten sich mit Eifer der Natur zu und entdeckten in der nächstbesten Umgebung eine Fülle zeichnerischer, malerischer und plastischer Erscheinungen. Alles, das ganze Bereich der Natur, jedweder Gegenstand des Lebens wurde in den Kreis künstlerischer Darstellung gezogen, auch wenn er nur Gelegenheit zur Entfaltung neuer technischer Ausdrucksmittel gewährte. Dieser malerische Realismus, wie er in den Werken von Piloty, Makart, Lenbach und anderen in der Münchener Malerschule auftrat, beherrschte bald auch die Plastik. Michael Wagmüller (geb. 1839, gest. 1881), der Begas unter den Münchener Bildhauern, gibt seinen Figuren und Porträtbüsten eine Form, die durchaus malerisch anmutet. Die Formen fließen weich ineinander über, durch geschickte Akzentuirung entsteht ein lebhaftes Spiel von Licht und Schatten, fast zu viel des Malerischen für ein plastisches Werk. Fragt man sich, woher Wagmüller die Anregung für eine solche malerische Behandlung der Form erhielt, so muß man wiederum auf den Kreis Piloty und seine Schule hinweisen. Wagmüller selbst hat zuweilen hübsche Genrebildchen gemalt. Wilhelm von Rümann (geb. 1850, gest. 1906) ging in den Fußtapfen Wagmüllers weiter und versuchte den malerischen Realismus durch Hinzuführung mehr plastischer Stilelemente zu festigen, wodurch er sich unbewußt den Werken der Frührenaissance näherte, ohne jedoch ihre Bedeutung zu erkennen und sich ihre Stilwerte zu bemächtigen. Rudolf Maison (geb. 1854, gest. 1904) zog nur die letzten Konsequenzen aus dieser Richtung, wenn er, zum Positivismus übergehend, volle „Naturwahrheit" anstrebte. Maison verstand darunter die genaue Wiedergabe der Oberfläche. Modellierte er z. B. ein Pferd, so imitierte er aufs genaueste die Haare am Körper, ahmte jedes Fältchen der Haut, ja sogar den Schmutz und Staub an den Füßen des Pferdes nach, so daß man wohl glauben konnte, ein ausgestopftes Tier vor sich zu haben.



Herman Hahn: Lisztdenkmal in Weimar.

Es entsprach ganz seiner Anschauung und seiner Vorstellung von Plastik, wenn er auch die Farbe als einen wesentlichen Bestandteil der plastischen Erscheinung ansah und seine Büsten und Statuen naturwahr bemalte, so daß an Stelle der Plastik die Pseudokunstform einer dreidimensionalen Malerei in die Erscheinung trat. Bei solchem Streben darf es nicht wundernehmen, wenn er auch gegen die Grundgesetze der Plastik verstößt. Bei einer bekannten, ganz naturalistisch gedachten Gruppe („Überfall eines Negers durch einen Leoparden") will er gerade den Moment des Aufspringens und Stürzens darstellen. Figur und Tier können natürlich nur durch eiserne Stangen und Gerüste im Körper in dieser Stellung erhalten werden. Maison gelangt mit solchen Experimenten und Werken bisweilen hart an jene Grenze, wo das Panoptikum beginnt und die Kunst aufhört. Mit



Theodor von Gosen: Bildnisbüste. (Max Reger.)

dieser konsequenten Naturnachahmung wäre die Plastik allmählich auf dem Niveau des Naturabgusses angelangt. Daß sich aber auch auf dieser Stufe die Phantasie nicht ganz zum Schweigen bringen läßt und sich immer wieder Bahn bricht, sehen wir auch bei Maison, indem er sich bemühte, seinen Arbeiten durch interessante Techniken gewisse Reize zu verleihen oder das Interesse des Beschauers durch das Gegenständliche in Anspruch zu nehmen. Er wählte seine Stoffe am liebsten aus der alten nordischen Mythologie oder aus exotischen Ländern. Wenn man sein Atelier durchwanderte, glaubte man sich in eine anthropologische Sammlung oder in ein zoologisches, überhaupt in ein Naturalienkabinett versetzt.

Dachte nun der Naturalismus in bloßen technischen Spielereien zu entarten oder in der nüchternen Wiedergabe des Gegenständlichen zu verflachen, so erstand doch bald wieder ein Künstler, ja er ging sogar aus dieser Richtung hervor, der einen Spritzer romantischen Blutes in den Adern hatte, und der, von der Gegenwart angewidert, sich mit leidenschaftlicher Liebe der Vergangenheit und den Schätzen der altdeutschen Kunst zuwandte.

In München, wo die Liebhaberei für Antiquitäten zu Hause ist, war für eine rückwärts gewandte Kunstrichtung der Boden bereitet. Bei Gedon (geb. 1843, gest. 1884), einem Tändlerssohn, der viel Schönes von alter Kunst vor Augen hatte, wirkten diese Eindrücke bestimmend und richtunggebend. Er selbst besaß eine große Sammlung prächtiger Altertümer, Meisterstücke deutschen Kunstfleißes. Er kannte alle die besonderen Schönheiten und Reize alter süddeutscher Städte und Kleinstädte mit ihren so malerisch anmutenden Architekturbildern, Kirchen und Kapellen, die Höfe und Lauben alter Patrizierhäuser, die anheimelnden altdeutschen Stuben mit ihren geschnitzten Stühlen, Tischen, Bänken und Schränken, Butzenscheiben und Lüsterweibchen. Die ganze Welt der Renaissance und des Rokoko mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Schmuckformen war ihm vertraut. Er lebte und fühlte im Geiste von Wendel Dietrich, Peter Flötner, der Sustris, Asam und Boos, als wären diese alten Meister seine Zeitgenossen. Wie diese Künstler, wollte auch er Bildhauer, Maler und Architekt in einer Person sein. Aber mit den Ausdrucksmitteln Wagmüllers und Maisons, deren sich auch Gedon bediente, konnte er unmöglich erreichen, was er wollte. Die Aufgaben, die ihm durch Ludwig II. wurden, die über Nacht entstehenden Schlösser und Gärten des phantastisch veranlagten Königs mit Bildwerken auszustatten, ließen sein Talent zu keiner ruhigen Entwickelung kom-




Herman Hahn: Plakette.



Ludwig Habich: Goethedenkmal in Darmstadt.

men. Das Ideal, das ihm vorschwebte, unserer Väter Werke für unsere Zeit nutzbar zu machen, ließ sich nicht ohne weiteres verwirklichen. So lebt Gedon eigentlich weniger durch das, was er geschaffen, als durch das, was er erstrebt und gewollt hat, fort. Als genialer Anreger im Sinne der modernen angewandten Kunst und als Förderer des Kunstgewerbes ist Gedon ein Vorläufer der „Moderne" gewesen.

Offen bleibt nun die Frage, was der moderne Naturalismus denn eigentlich auf dem Gebiete der Plastik Positives geschaffen hat, ob er mehr als fruchtbare Anregungen gegeben hat. Die führenden Künstler, meist temperamentvolle Vertreter dieser Richtung, waren mit gesundem sicherem Instinkt und Empfinden ausgestattet, doch nicht imstande, die Kunst neuen Bahnen zuzuführen oder ihr die rechten Wege zu weisen.

Die Plastik war übel daran. Wohl gelang es diesen naturalistisch arbeitenden Bildhauern öfters, interessante Einzelheiten oder auch intim empfundene Züge vom Modell auf ihr Werk zu übertragen, selten aber daß eine als harmonisch empfundene und einheitlich gestaltete plastische Schöpfung strengen Anforderungen an plastische Schönheit zu genügen vermochte. Das Vorwalten bloßer subjektiver, meist unkontrollierbarer Empfindungen erschwerte eine objektive Würdigung und klare Darstellung der Form. Das künstlerische Gefühl und Schauen dieser Naturalisten beruhte doch nur auf augenblicklichen subjektiven Eindrücken und Wahrnehmungen. Diese mußten sich als ein sehr unsicherer schwankender Boden erweisen, sobald man versuchte, eine bestimmte künstlerische Anschauung und Richtung aufzubauen. Es fehlte gänzlich an Maßstäben und einem sicheren Kriterium, ja es herrschte selbst Unklarheit über Wesen und Charakter der Plastik. Das Problem der Form war nicht einmal in seinem vollen Umfange geahnt, geschweige denn begriffen und erfaßt worden. Der künstlerischen Anschauung mangelte eine auf der Grundlage objektiver Gesetze künstlerischen Schaffens ruhende Erkenntnis. Es war daher ganz natürlich, daß einige Künstler ein starkes Bedürfnis nach Klärung der durch



Josef Floßmann: Beethoven.

empfand diese Verwandtschaft. Er ging in die Schule dieser Meister, deren Wollen und Streben er in seinem eigenen Schaffen und in seiner eigenen Entwickelung bis zu ihrem Höhepunkte in Michelangelo nachfühlte und künstlerisch erlebte. Als dann Hildebrand mit seinen in der fruchtbaren Stille seines Florentiner Aufenthaltes herangereiften Werken an die Öffentlichkeit trat, war er ein fertiger Künstler. Von seiner Kunst ist bereits an dieser Stelle (Friedrich Fuchs: Adolf Hildebrand, Januarheft 1903) ausführlich die Rede gewesen, deshalb mag es genügen, hier auf seine Stellung und sein Verhältnis zur Plastik in München hinzuweisen.

Hildebrands Stellung und Bedeutung im Rahmen der modernen Plastik in München wird vielleicht am besten gekennzeichnet, wenn man sagt: daß er es eigentlich war, der die in ihren ersten Anfängen steckengebliebene naturalistische Bewegung zu Ende führte, indem er das Problem der Form und seine Beziehungen zur Natur im allgemeinen in den Mittelpunkt des künstlerischen Interesses und Schaffens

die vielen Strömungen im Kunstleben gänzlich verwirrten und verworrenen Anschauungen empfanden. Sie mußten sich nach guten Vorbildern umsehen; sie fanden diese in den Werken des Florentiner Quattrocento. In den Werken der Robbia, Mino da Fiesole, Donatello und Verrocchio mit ihrem so anziehenden, fesselnden Ausdruck naiver Anmut und naturfrischen Empfindens hatte sich eine Formensprache entwickelt, die von den modernen Naturalisten nur aufgegriffen und richtig angewendet zu werden brauchte. Wir haben es schon gesagt, daß keiner unserer Künstler tiefer in diese knospende, blühende Formenwelt eindrang. Nur einer, Adolf Hildebrand, dessen ursprünglich starkes künstlerisches Empfinden von einer intellektuellen Anschauung getragen und sicher geleitet wurde,

rückte. Die durch Hildebrands Problem der Form festgelegte künstlerische Erkenntnis lehrt: nicht bloße, zufällig gesehene, sondern künstlerisch geschaute Natur, nicht momentane Wahrnehmungen und Empfindungen, sondern bestimmte, bildmäßig verarbeitete Vorstellungen sollen den Künstler bei seiner Arbeit leiten. Dürers Worte kommen einem dabei in den Sinn: „Die Kunst liegt in der Natur, und wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ Hildebrand hat zuerst wieder auf die Grundlegung der künstlerischen Gestaltung hingewiesen und gezeigt, wie sich klare Erkenntnis und intuitive Anschauung im künstlerischen Darstellungsprozesse gegenseitig durchdringen.

Um dies so recht einzusehen, darf man sich nur vor Hildebrands Marmorstatue „Nackter Mann“ in der Nationalgalerie in

Berlin oder vor seinen Wittelsbacher Brunnen in München stellen. Vor uns steht die Figur eines jungen Mannes mit kräftigen Gliedern. Man fühlt das in der Erscheinung ruhende Sein, die verborgene Statik im festen Stande der Füße und in der Lage des Beckens, das in den Muskeln latent wirkende Leben, kurz gesagt, die unmittelbare Nähe der Natur. In dieser Natur tritt uns das Menschenbild in seiner seelisch animalischen Wesenheit, losgelöst von momentanen zufälligen Äußerungen des Lebens, in Ruhe und Einzelheit entgegen.


Georg Schreyögg: Grabmal.

Im Wittelsbacher Brunnen kommt das architektonische Moment in Hildebrands Kunst zur Geltung. Man muß diesen Brunnen mit anderen modernen Schöpfungen vergleichen, der Gegensatz ist auffallend. Man nehme z. B. Maisons Teichmannbrunnen in Bremen oder Begas' Schloßbrunnen in Berlin. Besonders der erste Brunnen mit seinem völligen Mangel an Konzentration und ruhigem Aufbau, mit der Fülle seiner Gestalten und Gegenstände, die keinem einheitlichen Maßstab unterstehen, von keiner einheitlichen Anschauung zusammengefaßt oder einheitlich gestaltet werden, bietet ein direktes Gegenbeispiel. Der Wittelsbacher Brunnen wächst aus seiner Umgebung unmittelbar hervor, so daß der Platz erst durch den Brunnen ein charakteristisches Aussehen erhält. Das Auge empfängt ein geordnetes Bild, wohin es schaut. Der Gegensatz zwischen Ruhe und Bewegung, Architektur, Plastik und strömenden Wassern ist zu klarster Bildwirkung gebracht. Bei den in München häufigen, unbeschreiblich schönen Licht- und Luftstimmungen, besonders am Abend und in milden an den nahen Süden gemahnenden Sommernächten erscheint der Brunnen mit seinen herrlichen Steinbildern, rauschenden Wassern, hohen zypressenartigen Pappelbäumen, grünen Büschen und blühenden Blumen unserem Auge wie ein Böcklinsches Bild. Wie Hildebrand hier einen Brunnen geschaffen hat, der alle seine Schönheit nach außen entfaltet, so hat er in dem neuerdings errichteten Hubertusbrunnen eine neue Raumschöpfung hervorgebracht, bei der aller Ausdruck und alle Stimmung im Innenraum konzentriert ist. Von ganz hervorragender Schönheit ist die Figur eines jungen Jägers in einer Nische.

Hildebrands Brunnenschöpfungen haben geradezu vorbildlich gewirkt. Es kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß durch klare Einsicht in das Wesen der Form und durch die sichere Beherrschung aller künstlerischen und technischen Ausdrucksmittel die Plastik in München große Fortschritte gemacht hat. Dazu hat die Münchener Bildhauerschule, seitdem



Josef Rauch: Gartenplastik.

nun auch die Steinbildhauerei an der Akademie eine Pflegestätte gefunden hat, das ihre beigetragen. Der junge Künstler lernt im vertrauten Umgange mit der Natur zugleich die Grundlagen seiner Kunst, die objektiven Gesetze der Darstellung und ihre Ausdrucksbedingungen kennen. Er lernt ferner die durch das Material gebotenen Schranken achten, ohne der bildnerischen Phantasie Zwang anzutun oder der individuellen Eigenart Fesseln anzulegen. Zu weit gehenden Neigungen nach der stilistischen Seite hin tritt allemal als das wirksamste Korrektiv die Liebe zur Natur und das intime Schauen gegenüber; eine Art Naturwiedergabe, wie sie der leider so früh verstorbene August Hudler (geb. 1868, gest. 1905) in seinen hier erst kürzlich (Juniheft 1907) ausführlich gewürdigten Arbeiten zum Ausdruck gebracht hat. Die in der Münchener Plastik in allen Schattierungen zahlreich auftretenden Talente bekunden eine ausgesprochene Neigung zu origineller Auffassung und zu charakteristischer Behandlung des Stofflichen.

Von den Künstlern, die ähnlich wie Hildebrand ihre ersten nachhaltigsten Anregungen aus der Natur und unter dem Einflusse der alten Meisterwerke Italiens empfingen, ist vor allem Erwin Kurz zu nennen, ein Künstler, dessen Werke auf eine überaus feinsinnige und abgeklärte Natur- und Kunstanschauung schließen lassen. Seine formvollendeten Statuen, Büsten und Reliefbildnisse zeigen einen ausgebildeten Formensinn und Energie des bildnerischen Ausdruckes: Eigenschaften, wie man sie sonst nur bei Hildebrand wiederfindet. Kurz ist vor allen Dingen Steinbildhauer, seine Figuren sind aus dem Stein heraus konzipiert, echt plastische Gebilde, und doch von Leben erfüllt und durchdrungen. Man muß die liegende Frauengestalt auf der Prinzregentenbrücke in München oder die Figur einer knienden Jungfrau auf dem Weizmannbrunnen sehen; ein Hauch antiker Schönheit ist darüber gebreitet. In dem Bronzefigürchen eines jungen Weibes, das sich die Haare auswindet, ist die zeichnerische Schärfe der Form betont, was dem besonderen Charakter der Bronze entspricht. Wenn man bei moderner Plastik von Stil sprechen kann, so bei diesen Arbeiten — Stil wohlgemerkt als das naturgemäße Ergebnis plastisch empfundener und plastisch dargestellter Form.

Welche durchgreifende Umwandlung die konventionelle Statuar- und Denkmälerplastik erfährt, ersieht man am besten aus zwei in den letzten Jahren ausgeführten öffentlichen Denkmälern von Herman Hahn und Ludwig Habich. Hahn hat für sein Lisztstandbild den charakteristischen Habitus, das Abbégewand, geschickt zu benutzen verstanden. Man erinnert sich vielleicht aus älteren ästhetischen Zeitschriften, wie diese Frage früheren Künstlern zu schaffen machte. Hahn hat einfach durch eine entsprechend stilvolle Behandlung der Statue, die er durch eine architektonische Anlage mit der Umgebung befestigte, diese in die Sphäre rein bildlicher Idealität emporgehoben. Hahn gelingt es überhaupt gut, individuelles Leben, das doch im Bildnis vorwaltet, in entsprechender Form wiederzugeben.

Wie sich auch andere Bildner die Natur des Materials dienstbar machten und seine besonderen Eigentümlichkeiten benutzten, um das Charakteristische in der Erscheinung hervorzukehren, das zeigt am besten die Büste Max Regers von Theodor von Gosen.

Ludwig Habich gelingt es oft, unmittelbar Geschautes in frischen Zügen auf die Form zu übertragen. Ein andermal versteht er es wieder, das Charakteristische im Formbild dem besonderen Charakter des Materials



Hubert Netzer: Narzißbrunnen.

anzupassen — also die Eindrücke zu übersetzen. Seine Büste des Großherzogs von Hessen ist geradezu typisch für das Bestreben, den charakteristischen Ausdruck der Form ins Plastische zu übertragen und dabei den besonderen Wirkungen des Materials — Bronze — gerecht zu werden. Er strebt sichtbar nach einem plastischen Stil, wobei er die ausgetretenen Pfade traditioneller Formensprache vermeidet. Wie viele Goethedenkmäler sind in den letzten Jahren entstanden, und wie wenig sind sie des großen Künstlers würdig! Habich, als er den Auftrag erhielt, ein Goethedenkmal für Darmstadt zu schaffen, sah von der Wiedergabe einer Porträtfigur ab. Er schuf eine Art Pergola von Stein und stellte darin das Bronzestandbild eines schönen Jünglings auf. Ein echt Goethischer Gedanke, ein schön geformtes Menschenbild dem Andenken seines Genius zu weihen.

In einer ganz anderen Weise und in anderer Formensprache löste ein ähnliches Problem Bildhauer Floßmann in seinem Beethoven in der Nische. Der Kopf oder eigentlich nur das Gesicht wird von einer Nische umschlossen. Es ergibt sich der fesselnde Eindruck des weltabgeschiedenen, nur noch inneren Melodien lauschenden Tondichters. Klinger in seinem Beethoven suchte diese Wirkung zu erreichen durch äußerste Prachtentfaltung mittels buntfarbiger Steine, Metall, Elfenbein, Gold, Emaille usw. Man sollte diese beiden Werke einmal nebeneinander aufstellen.

August Drumm hat diese Form des plastischen Bildnisses bei dem Grabmal seiner Eltern angewandt und eine sehr stimmungsvolle Wirkung erzielt. Es wäre eine sehr fruchtbringende Nutzanwendung für die Grabmälerplastik daraus zu ziehen. Man fragt sich oft, warum nur das gemeißelte Menschenbild, das in allen möglichen Formen und Darstellungen auf Gräbern vorkommt, so selten eine tiefere Wirkung hervorbringt; doch nur weil diese Aufgabe so selten im künstlerischen Sinne gelöst wird. Daß unter



Düll und Petzold: Rotkäppchenbrunnen in München.

den neueren Künstlern der Sinn für eine würdevolle monumentale Grabmalsplastik vorhanden ist, bezeugen die vielen schönen Grabmale, die Hildebrand, Kurz, Hahn, Römer, Schmitt, Waderé, Pfeifer, Beyrer usw. geschaffen haben.

Welche großartige Wirkungen durch richtig angewandte Statuarplastik erzielt wurden, dafür gibt ein Grabmal, das Fritz Behn für einen Privatfriedhof in Bremen schuf, ein Beispiel. Die Statue ist aus einem mächtigen Marmorblock gemeißelt. Räumliche Ausdehnung und Großzügigkeit der Formbehandlung verleihen ihr einen monumentalen Ausdruck. Man denke sich dieses Totenmal in seiner Ruhe und Einzelheit inmitten eines einsamen Parkes aufgestellt. In noch reicherem Maße als die auf die Darstellung der Einzelfigur beschränkte Statue gibt die Kunstform des Reliefs dem Bildhauer ein Ausdrucksmittel, selbst dramatisch bewegtes und erregtes Leben darzustellen. Das schöne, in schwarzem Marmor ausgeführte Relief von Schreyögg zeigt eine Gruppe ineinander verschlungener, bewegter Figuren. Schreyögg vermied geschickt die Klippen, die sich der plastischen Gestaltung bewegten Lebens entgegenstellen. Sein Material, spröder, harter Marmor, zwang ihn, überquellendes Gefühl zurückzudämmen und die Lebhaftigkeit des mimischen Affektes in plastischer Ruhe ausklingen zu lassen. Ein ganz ähnliches Motiv hat Hermann Lang in der Art antiker Grabmalsplastik in der Form einer Stele behandelt.

Wie rasch die Steinbildhauerei als die natürlichste, rationellste Ausdrucksweise bei den Bildhauern zu Ehren gelangt ist, zeigt die vielfache Anwendung dieser Kunst. Auf hohen Gerüsten sind Meister und Gesellen tätig, um an Ort und Stelle aus dem Stein allerlei plastische Gebilde herauszumeißeln: reges bildnerisches Leben entfaltet sich an allen Baustellen. Die Plastik tritt in der Verbindung mit der Architektur auf; diese bildet gleichsam ihren natürlichen Nährboden. Es entwickelt sich eine besondere Art von Formbehandlung — die tektonische Plastik. An öffentlichen Bauten, an den neuen Schulhäusern, Banken und Privatbauten und den neuen Isarbrücken kommt diese Kunst zur Geltung. In den vier großen Steinfiguren auf der Prinzregentenbrücke, die die Bildhauer Kurz, Hahn, Schmitt und Drumm ausführten, zeigt sie monumentalen Charakter. Diese Figuren sind mit ihrem Standorte innig verwachsen; sie sind der architektonischen Umgebung angepaßt; das statische, ruhende Moment der Brückenpfeiler und Stützmauern kommt in den breit hingelagerten Figuren trefflich zum Ausdruck. Auch die Reliefplastik findet an diesen Brücken reichliche Verwendung. Die Bildhauer Heilmeier, Düll und Petzold, Bradl, Floßmann, Pfeifer, Dasio erzählen in steingemeißelten Flachbildern oder in stark erhobenen Reliefs von der fernen Bergheimat der Isar, von ihren Quellen, vom Wassermann und von der Wasserfrau, vom Froschkönig und vom eisernen Heinrich. Eine köstliche Gruppe ist die mit dem fetten Wassermann, zu dem ein echter Isar-Münchener Modell gestanden hat. Auf seinem breiten Rücken hat er ein Nixlein sitzen, das sich schüchtern an ihn schmiegt; schmunzelnd sieht er nach ihr hin und trägt sie über die wogende Flut. Dem Wanderer, der über die Brücke geht, mag es beim Anblick dieser Bilder gar heimlich und wohlig zumute werden, besonders wenn die Isar dazu rauscht, immer dieselbe Melodie, ihr uraltes Wanderlied.

Nicht weniger reizvoll und anheimelnd sind die vielen Brunnen und Brünnlein, die dem Münchener Stadtbild ein so schmuckes Aussehen verleihen. Gar nicht weit von der Isar entfernt, an der Gartenmauer des neuen Nationalmuseums findet der Durstige



Hubert Netzer: Nornenbrunnen. (Nach einer Aufnahme von Jaeger u. Goergen in München.)

ein heiter anmutiges Brünnlein mit frischem sprudelndem Wasser. Das Brünnlein ist von demselben Künstler geschaffen, der auch die originelle Gartenplastik auf der Mauer hergestellt hat. Allerlei fabelhaftes Getier und mythologisches Gesindel hockt, steht und liegt hier oben in der Sonne. — Im Schatten der kühlen Halle der nach dem Garten zugekehrten Seite ist Hubert Netzers prächtiger Narzißbrunnen aufgestellt. Das schöne Haupt mit den losen Locken erscheint in verträumter Stimmung über dem blanken Wasserspiegel. Das ruhige Antlitz, das sich in dem stillen Wasser bespiegelt, und die schweigsame Pracht des Gartens ringsum gewähren einen zauberischen, fesselnden Anblick. In der Einsamkeit eines großen Parkes würde auch der Nornenbrunnen besser am Platze sein als auf dem von unruhevollem Leben erfüllten Karlsplatz in München. An die Märchenwelt der Brüder Grimm erinnert der Rotkäppchen-Brunnen von Düll und Petzold. Überall treffen wir solche Brunnen. An den Straßen, wo die Fuhrleute einherziehen, steht eine ragende Säule mit dem St. Georg oder Martin darauf; das Auge des Vorübergehenden freut sich an dem reizvollen Wasserspiel, an köstlich erdachten, in Stein gemeißelten oder in Metall gegossenen Figuren, in denen alle möglichen Beziehungen zwischen den Menschen und der Mutter Natur und ihren Kräften und Gewalten zum Ausdruck kommen. Unter den Münchener Bildhauern, die in origineller Erfindung solcher Brunnen sich besonders hervortaten, ist Georg Wrba zu erwähnen. In seinen und in den Werken von Ignatius Taschner spiegelt sich der volkstümliche Charakter dieser Kunst am besten. Taschner mit seiner etwas manierierten, aber köstlich eigenartigen, originellen Formensprache, die sich zur akademischen Formensprache verhält wie gemütlich anheimelnder Dialekt zur Schriftsprache, erinnert in vielem an die alten, biederen Bildschnitzer, die Stein, Holz, Metall, Bein, kurz jedes Material gleich gut zu bearbeiten verstanden und dabei doch jedem Ding eine eigene Form und Gestalt zu geben wußten.

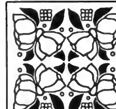
Diese gediegene handwerkliche Bearbeitung des Materials und ein bereits zu ziemlicher Reife entwickeltes Stilgefühl begünstigten auch das Aufblühen der Kleinplastik in München. Man müßte gar viele Namen aufzählen, die sich auf diesem Gebiete hervorgetan haben. Wir erinnern aber nur an Werke von Stuck, Kurz, Römer, Habich, Hahn, Wrba, Gosen, Ebbinghaus, Vierthaler und Beyrer. In einem besonderen Zweige der Kleinplastik, in der Herstellung von Münzen und Medaillen, ist Georg Römer tätig. Nach antiker Art schneidet er das Negativ, die Stempel, in Stahl und gibt ihnen ein den besonderen Wirkungen der Münze oder Medaille entsprechendes Relief. Wie in der Monumentalplastik wird hier auf klare Gegenständlichkeit

Georg Wrba: Diana. (Bronze.)

und spezifisch plastische Wirkungen hingearbeitet. Es geht derselbe künstlerische Geist durch die Kleinplastik wie durch die großen monumentalen Werke.

Man kann von Münchener Bildhauern wieder alles fordern, weil sie alles erfüllen können. Auf gediegener handwerklicher und künstlerischer intellektueller Grundlage erblüht eine Kunst von kräftiger Eigenart. Es ist kein Atelierprodukt, keine im akademischen Treibhaus gezüchtete Pflanze, die man in Töpfe versetzen und an beliebigen Orten als Dekoration aufstellen kann, sondern es ist eine, wir glauben es bewiesen zu haben, in alten künstlerischen Traditionen wurzelnde, „bodenständige Kunst" mit einem leichten Einschlag aus der Vergangenheit. Münchener Plastik erkennt man sogleich an ihrem ausgesprochen künstlerischen Charakter und an einer bestimmten lokalen Färbung.



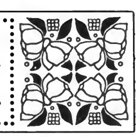


# Der arme Hans

**Roman von Albert Geiger**

III

## Der arme Hans



**Ein Sonntagnachmittag** ¤ ¤ ¤ ¤

Es war wieder einmal Kirchweih in Oberweidental. Ein herrlicher Herbstsonntag. Was Beine hatte in Hinterpappelbach und nicht gerade krank oder altersschwach war, das war hinausgepilgert. So war das Städtchen ziemlich öde und verlassen. Die Hunde lagen gähnend im warmen Sonnenlicht, und die Katzen schlichen mit gekrümmtem Rücken über die Straßen. Ab und zu rollte ein Charaban mit Kirchweihlustigen durch die Straßen, sie stiegen an einem Wirtshaus ab, nahmen lärmend einen Schoppen, weiter ging's wieder, und Stille war wie vordem. Der Bärenwirt mit seinem gestickten Käppchen stand in Pantoffeln auf seiner zweiseitigen Treppe und schaute das Städtchen hinauf und hinab. Innen saßen zwei oder drei Gäste und langweilten sich.

Auch die Schneiderin war hinausgezogen zur God, die, wie sich der Altgeselle wenig respektvoll ausdrückte, nicht einmal der Teufel gewollt hatte, und die so munter und geschwätzig wie nur jemals war. Der Altgeselle war talabwärts zu einem Wanderfreund aus früheren Tagen gepilgert. Niemand war zu Hause als der Schneider, der bleich, müde und hustend im Lehnstuhl saß und in der „Gartenlaube" las, und der kleine Hans, der sich eine Brille aus den langen Stielen der abgefallenen Kastanienblätter gemacht hatte und mit ihr bewaffnet auf dem Fensterbrett stand und hinaussah auf die Straße, wo des Schreiners Bernhardiner, der Leo, in die blaue Luft gähnte und ab und zu nach den Fliegen schnappte.

Der kleine Hans schaute nachdenklich, fast traurig darein. Früher hatte ihn der Vater des Sonntags ab und zu auf einen kleinen Spaziergang vors Städtchen hinaus mitgenommen. Wohl waren beide schweigsam nebeneinander hergegangen, da der Schneider-Bohnert meist mit seinen recht trüben Gedanken beschäftigt war und der verschlossene Knabe wenig Lust zum Fragen hatte. Aber man hatte doch gewußt, daß es Sonntag war. Auch diese bescheidene Erquickung unterblieb seit langem. Der Schneider konnte es nicht verwinden, daß alles im Städtchen seinem Adoptivkind so feindlich war, und so blieb er, zumal nach der Episode mit dem Sauhirt, zu Hause. In diesem Jahre war er obendrein oft bettlägerig gewesen. Von einem Hustenfieber hatte er ein Brustweh überbehalten, das ihn besonders des Nachts aufs schmerzhafteste plagte. Die Stas war die halbe Zeit nicht zu Haus. Im übrigen war sie aufgeräumter denn früher, ging ihre Schwabenliedchen singend umher und quälte auch den Kleinen weniger. Der Grund zu dieser Fröhlichkeit war ziemlich allgemein bekannt, und er gereichte dem Schneider nicht zur Ehre. Aber man gönnte ihm heimlich und offen diesen Schimpf. Was hatte der alte Gackel wegen seiner dummen humoritären Ideen noch einmal zu heiraten brauchen, und obendrein eine junge, stramme Wittib, die er vernachlässigte! Es geschah ihm ganz recht, wenn sich die Stas anderweitig tröstete! Und in der God hatte sie die richtige Vermittlerin dazu ...

So waren es denn öde, traurige Sonntage für den Schneider und noch mehr für den Knaben; wenn sie auch wenigstens die Annehmlichkeit besaßen, daß Ruhe und Friede im Hause waren. Gerade heute dachte der Knabe daran, daß alle seine Kameraden mit auf die Kirchweih gedurft hatten, und daß er, er allein zu Hause bleiben mußte. Er dachte daran, daß das Leben nun immer so weiter gehen werde, und obgleich reifer im Verstand, beneidete er den Sauhirt, der, aus dem Gefängnis entlassen, seinen Posten nach eindringlicher Verwarnung wieder hatte einnehmen dürfen, sintemalen man keinen anderen fand, der dieses Geschäft übernehmen wollte. Der war frei ... frei ... frei! Niemand plagte ihn. Er war immer draußen in Licht

und Lust. Bei ihm aber war's tagaus, tagein derselbe öde Gang: vom Haus in die Schule, von der Schule ins Haus.

Aber er hatte ja jetzt ein Kamerädle. Wie er an die kleine Lélie dachte, huschte es einen Augenblick wie Sonne über sein blasses, verkümmertes, altkluges Gesicht, aus dem die Augen mit einer seltsamen Wehmut in die Welt hinaussahen. Schon die warmlebendige Nähe dieses zarten, feinen, ihm so viel mehr als die anderen Kinder verwandten Wesens tat ihm wohl. Und es war merkwürdig: wie auf ein geheimes Kommando, eine stille Verabredung waren die Kinder auch seiner Bankgenossin ausgewichen. Er konnte sich nicht erklären, wie das kam. Aber es war so. Und so war die Kleine notwendig auf ihn angewiesen. Sie war zuerst scheu, dann aber ward sie freier und freundlicher. Sie hatte es gern, wenn Hans sie bis an die alte Holzbrücke begleitete, die zum anderen Ufer und zu dem Haus des Wasenmeisters hinüberführte. Er schaute ihr dann nach, und sie sah noch einmal herum. Und er ging dann etwas froher heim. Ein einziges Wesen unter allen den Kindern hatte er nun, das seinetwegen den Kopf drehte.

Was ihn abhielt, dem Vater und der Mutter von der neuen Kameradschaft zu erzählen, er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt. Der Vater war immer schweigsamer geworden. Er drückte sein Weh in sich hinein, und es gab Tage, wo er Gewissensbisse empfand, wenn er den Jungen so bleich und verkümmert von der Schule kommen, so geduckt umhergehen sah. Was hatte er sich untermessen, die Vorsehung zu spielen! Der unerforschlichen Macht, die so gelassen und oft so völlig unbegreiflich Lust und Weh austeilte, in den Arm zu fallen. Tief auf des Wassers Grunde wäre dem armen Teufel sicher wohler gewesen, als ihm jetzt war. Und dann: er wurde die Furcht nicht los vor dem Augenblick, da der Sohn ihn fragen würde: Du, wie ist das mit mir? Warum hast du mir das verheimlicht? Er meinte zuweilen: jetzt, da der Bub älter und größer ward, müsse er es ihm sagen. Aber er bracht' es nicht übers Herz. Und so schloß ihm eine Gewalt den Mund, die ihn beinahe stumm machte. Höchstens daß er mit heiserer Stimme den Sohn fragte, wie es in der Schule gegangen sei. Oder daß er ihm Vermahnungen gab, wenn er im Winter nicht warm genug gekleidet schien. Diese Art der Schweigsamkeit und Verheimlichung nahm dem Knaben den Mut, dem Vater etwas zu sagen. Er sprach nur noch gefragt. Selbst jetzt, wo er wieder im Begriffe stand, eine Heimlichkeit zu haben, konnte er nicht reden. Eine ihm unerklärliche Furcht beherrschte ihn, man könne ihm diese Freundschaft zu stören suchen. Und es war so süß, etwas Geheimes für sich zu haben!

Inmittelst, da der Knabe von dem Fensterbrett auf die Straße hinausschaute, bemüht, in seiner Brille von Kastanienstengeln möglichst wichtig auszusehen, und des Schneiders trockenes heiseres Hüsteln ab und zu die Sonntagnachmittagsstille aufstörte, kam der Bärenwirt um die Ecke, schlürfend in seinen Pantoffeln, und unter dem Arm hatte er ein Ding, das zwei Weinflaschen ähnlich sah. Er winkte von weitem. Und als er vor das Haus gekommen war, rief er mit seiner lustigen Stimme: „He, Bohnert-Schneider, was ist? Warum nicht auf der Kirchweih?"

Der Bärenwirt hatte den Schneider in Jahr und Tag nicht gesehen. Er ärgerte sich im stillen, daß er so eine Memme vor seinem Weibe war, wenn er ihn auch bemitleidete. Freilich im stillen, denn die Hinterpappelbacher von ihrer Ansicht über den närrischen Schneider abzubringen, schien ihm ebenso unersprießlich wie für ihn als Wirt unzweckmäßig. Vor einigen Tagen nun war der Physikus zu einem Schoppen bei ihm gewesen und hatte ihm auch vom Schneider-Bohnert erzählt, und es ginge ihm schlecht, und er habe nicht mehr allzulange zu leben. Das hatte den gutmütigen Bärenwirt betroffen. Und heute, da er sich langweilte und die Wirtschaft für eine Stunde auch ohne ihn sein konnte, gedachte er einmal nach seinem einstigen Stammgast zu sehen. Er hatte zwei Flaschen Klingelberger aus dem Keller geholt und der Theres anbefohlen, achtzugeben. Und nachdem er etwas Schweinernes und Schinken beigepackt hatte, war er zum Erstaunen der Kellnerin um die Ecke verschwunden.

Der Schneider, als er die ihm bekannte Stimme hörte, schrak auf. Was wollte der? Ihn uzen? Wahrscheinlich. Obzwar er vom Bärenwirt es am letzten gedacht hätte. Er stand auf und war unschlüssig, was er tun solle. Da pochte es schon. Und der Bärenwirt trat ein. „So, so! Ei, ei!" sagte er lustig. „Ihr seid mir ein Schöner, Schneider-

Franz Simm: Damenbildnis.



Bohnert! Bei dem schönen Tag muß höchstens ein armer Gastwirt daheim bleiben. Aber Ihr seid doch mobil. He!"

Der Schneider erhob sich mühsam und hustend. Ein Schimmer ging über sein ausgemergeltes Gesicht. Er trat auf den Bärenwirt zu und reichte ihm die Hand. „Kann's nicht eben sagen: mobil. Muß besser kommen. Aber daß Ihr mir einen Besuch macht, Bärenwirt, das freut den alten Franz."

„Ei, ist ganz auf meiner Seite. Jetzt wollen wir zwei auch Kirchweih feiern in aller Stille. Sehet! Euer Liebling!"

Der Schneider lächelte wehmütig. Er rieb sich verlegen die Hände. Es flimmerte ihm vor den Augen. Das war lange her, daß jemand in der Stadt so freundlich zu ihm gesprochen hatte.

Der Bärenwirt mochte fühlen, was in dem alten Mann vorging. Aber er wollte keine Rührung aufkommen lassen. So stellte er denn die Flaschen auf den Tisch und legte das Schweinerne und den Schinken, die in die letzte Nummer vom „Aachtaler Boten" gewickelt waren, daneben. „Ich hab' gedacht: die Frau ist doch fort. Da bring' ich das Vesper gleich mit. Nichts für ungut. Nun müsset Ihr fürs andere sorgen, Schneider." Er sagte es fast verlegen.

Aber der Schneider freute sich viel zu sehr über den Besuch, als daß er in diesem Mitbringen der Eßwaren etwas Unschickliches gefunden hätte. Er klapperte mit Geschirr und Messern und Gabeln.

Der Bärenwirt sah unterdes den kleinen Hans wohlwollend an. Er trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf den Kopf. Hans zog den Kopf sachte weg. „Er ist groß geworden, der Bub! Aber ein bissel scheu. Na, das gibt sich. Wißt Ihr noch, Schneider-Bohnert, wie Ihr ihn gefunden habt, und wie Ihr ihn bei mir im ‚Bären' ..." Er hielt inne. Der Schneider hatte ihm einen flehenden Blick zugeworfen. „Ja, so!" sagte der Bärenwirt. Es war ein schwüles Schweigen. „Na, also jetzt zur Attacke, meine Herren! Laßt's Euch schmecken, Schneider!"

Der Bohnert-Franz richtete zuerst dem Knaben ein mächtiges Brot mit Schinken und Ripple. „Da, Hans, iß!" Er schenkte ihm auch ein Glas Wein ein. Was tat's, wenn der Bursch einmal so was schmeckte! „Das mußt aber mit Verstand trinken und nicht auf einmal hinunter."

Der Knabe aß mit Wohlbehagen und trank den goldigklaren, öligen Wein in kleinen Schlücken.

„Wollt Ihr den Buben nicht ein wenig springen lassen, Schneider?" fragte der Bärenwirt augenzwinkernd.

Der Schneider fühlte wohl, daß der Bub nicht allem zuhören sollte, was etwa gesprochen würde. „So geh in Gottes Namen, Hans. Mach' keine dummen Streiche, und um sechs bist wieder da."

Die Augen des Knaben glänzten. Es lockte ihn zu schön und sonnig hinaus.

Als die beiden Männer allein waren, griffen sie zu. Eine Weile hörte und sah man nur Essen und Trinken. Auch dem Schneider schmeckte es in der ungewohnten, altvertrauten Gesellschaft. Er vergaß sein Elend auf kurze Zeit. Eine leichte Röte erschien auf seinen Backen, und die kleinen Äuglein gingen lebhafter hin und her.

Der letzte Bissen war verschwunden. Der Bärenwirt streckte sich behaglich. „So, das war besser als mit einer Heugabel ins Bein gestochen!" Dies war sein Lieblingsausdruck, wenn es ihm gut geschmeckt hatte. Er schenkte die Gläser wieder voll. „Prost, alter Schwede! Könntet auch hie und da einmal zu einem Schöpplein herüberkommen, statt immer in Eurem Mausloch herumzusitzen! Da wird der Mensch nur mauderig. Essen und Trinken hält Leib und Seel' zusammen. Und ein Trunk auf den Salat schad't dem Doktor einen Dukat. Eine Sach' wird nicht besser, wenn man sie auch hundertmal im Tag hin und her dreht."

Der Schneider, dessen Geist in entfernten Zeiten geschwärmt, ließ, auf einmal wieder in die trostlose Gegenwart versetzt, den Kopf sinken. Aus den brennenden Augen tropfte ihm langsam Träne auf Träne.

„Schneider! Mann! Bohnert!" sagte der Bärenwirt, fast erschüttert durch das, was er da sah. „Was macht Ihr denn! Das hat ja kein' Wert. Kopf hoch! Kalt Blut und warme Unterhosen!"

Der Schneider schüttelte den Kopf, als wolle er etwas wegschütteln. „Ah was," sagte er. „Ihr habt recht. Es wird doch nicht besser. Aber —" Er verstummte und nahm einen Schluck. Er kostete ihn auf der Zunge. Er atmete tief. Dann fuhr er leise fort: „Es ist halt alles gar nicht so gangen, wie ich gemeint hab'. Ganz

und gar nicht so! Nichts ist mit der Humorität. Alles dummes Zeug! Und ich bin ein alter Narr, der eitel Unheil gestiftet hat. Aber das ist halt so!"

Der Wirt füllte die Gläser von neuem. Der Schneider trank sein Glas hastig aus und setzte es schwer auf den Tisch.

„Ja, der Mensch denkt, und Gott lenkt. So war's immer!" meinte der Bärenwirt beschwichtigend.

Der Bohnert-Franz sah den Bärenwirt groß und eigentümlich an. „Gott!" sagte er mit heiserer Stimme. „Gibt es einen?"

„Schneider-Bohnert!"

„Habt Ihr ihn gesehen?" fuhr der Schneider fort. „Ich weiß nichts von ihm. Ich habe ihn nicht gesehen. Aber viel anderes. Wenn es aber einen Gott gibt, so muß er partout mich vergessen haben. Denn ich merke gar nichts, aber ganz und gar nichts von ihm."

Die Worte verhallten. Und es war wie ein Schrecken in dem schweigenden Zimmer darob.

„Ihr sagt große Dinge, Bohnert! Aber Ihr waret ja von jeher ein Atheist und Revoluzzer."

„Sei's drum! Ich mach' auf nichts mehr in der Welt Anspruch, als so lang zu leben, bis der Bub alt genug ist, allein fertig zu werden."

„Ich hätt's Euch sagen können!" begann der Bärenwirt wieder. „Es tut so was kein' gut bei uns. Die Leut' sind hierzuland zu eng und zu dumm. — Aber Ihr habt ja Euer Herz daran gehängt."

„Hab' mein Herz daran gehängt. Ja! Und war doch nichts! Ah was! Da geig' ich Euch den Kopf voll! Wie's ist, so ist's. Wie einer sich bettet, so liegt er. Sela!"

„Habt Ihr dem Hans das — das mit seiner Geburt schon gesagt? Und daß Ihr nicht sein rechter Vater seid?"

„Um Gottes willen!" sagte der Schneider erschrocken. „Um Gottes willen! Nein! Nein!"

„Ja, und wann wollt Ihr's ihm denn sagen?"

Der Schneider antwortete nicht sogleich. Die ganze Heimlichtuerei, die er in all der Zeit hatte durchführen müssen, kam ihm aufs neue und schwerer denn je zu Sinne. „Es ist — wißt Ihr, Bärenwirt: da ist halt so viel, das man gar nicht sagen kann. Ganz und gar nicht. Das — ich denk': wenn er zwölf Jahr ist, will ich's ihm sagen. Eher nicht. Eher nicht ..."

„Und wenn er's vorher erfährt?"

Es war wieder Stille im Zimmer.

Ja, da war wieder die ewige Angst des Schneiders. Zusammengeduckt saß er da. Und in dieser Zusammengeducktheit sah er trostlos, erbarmungswürdig aus. Endlich brachte er mühsam die Worte heraus „Es wird's ihm schwerlich jemand sagen. Es spricht ja kein Mensch mit ihm!"

Der Bärenwirt hatte dem Schneider noch etwas von wegen der Frau sagen wollen. Aber er wagte es nicht angesichts dieses gebrochenen Menschen. Darum versuchte er eine andere Tonart anzuschlagen. „Na, es wird schon noch alles gut werden! Nur nicht verzweifelt! Kopf hoch!"

„Kalt Blut und warme Unterhosen!" sagte der Schneider mechanisch.

„Wißt Ihr was? ich habe schon gedacht, den Hans schickt Ihr später als Garçon nach Straßburg. Da bleibt er eine Weil'. Dort weiß niemand was von seiner Geburt, und man nimmt's bei den Franzosen auch nicht so genau. Und später geht er nach Nizza und Paris und wird ein geschickter Kellner und Wirt. Empfehlen will ich ihn schon!"

„Dank' Euch!" stammelte der Schneider mit zitternder Stimme. „Ihr seid gut! Es gibt noch Leut' mit der höheren Humorität. Das freut den alten Franz!"

„Und jetzt gehen wir an die zweite Flasch'! So ein guter Tropfen ist besser als Flennen und Trübsalblasen. Prost!"

„Prost! Ihr habt recht, Bärenwirt. All eins!" Der Schneider trank rasch und ward wirklich lustig, bis zu einem kleinen Räuschlein.

„Sehet, was Ihr jetzt für ein anderer Kerl seid! Ihr müßtet es halt doch wieder einmal packen. Bei mir ist alleweil eine lustige Gesellschaft!"

Hier verzog sich des Schneiders Gesicht. „Nein! Und aber nein! Die Birnen sind gegessen! Daß sie sich über mich lustig machen — nein! Nein! Aber ich dank' Euch! Dank' Euch!" Und er trank wieder und wieder. Er vertrank sein Elend.

Endlich, da schon die Abendsonne ins Zimmer schien, begann er auf die Aufforderung des Bärenwirts zu singen: „Der Sänger saß, als kühl der Abend taute —"

Aber mit einem schrillen Klang brach die Stimme ab. Ein heiserer, langer Husten

folgte. Und auf seiner Unterlippe erschienen einige rötliche Tropfen. „Das macht nichts!" sagte er, das Blut wegwischend. Das kommt hie und da."

### Bei der Wasenmännin

Der Knabe war raschen Fußes die Gasse hinabgegangen. Als er an die Quergasse kam, die zur Aachbrücke hinabführte, hielt er still. Wo wollte er hin? Er setzte sich auf eine Staffel. Sein Herz hämmerte. Seine Pulse flogen. Eine seltsame und doch süße Unruhe war in ihm. Der Geist des Weines. Jetzt hätte er mit Gespielen so recht herumrasen mögen und sich dann irgendwo an den Waldrand ins Gras werfen, den Himmel anschauen und einschlafen. Ob das Kamerädle wohl da mitgemacht hätte —? Und indem er an das kleine, gebrechliche, zarte Geschöpf mit den großen blauen Augen dachte, überkam ihn stärker denn je vorher die Süßigkeit, daß Lélie ihm gut war.

Er erinnerte sich, daß Lélie so eine merkwürdige, halb singende Sprechart hatte, und daß sie oft französische Brocken in ihre Worte mischte. Das erfüllte ihn mit Staunen, ja beinahe Ehrfurcht. Ferner, daß sie Sommersprossen hatte, und daß ihm das doch gefiel. Der Lehrer nannte sie Malefizblonde. Aber gerade das reiche rote Haar, das den zarten Kopf schier erdrückte, schien ihm etwas ganz Besonderes und Geheimnisvolles. Dergleichen aber wogte nur ganz unbestimmt vor ihm, wie ein zerfließender farbiger Nebel.

Dann war es gerade wie ein Schlag. Ihm fiel in die Ohren, was der Bärenwirt gesagt hatte: der Vater habe ihn gefunden. Wie war das? Er erinnerte sich nicht, daß ihn der Vater einmal gesucht und gefunden habe. Es war vielleicht, daß er als kleines Kind von Hause fort und in den „Bären" gelaufen war, und daß ihn der Vater gesucht und dort gefunden hatte. Ja, so mochte es wohl sein. Oder —? Das mißtrauische Denken des Knaben suchte schon immer und überall nach dem Ungewöhnlichen. Aller Ende, wenn er es recht bedachte, so war doch etwas ganz anderes im Spiel. Irgend etwas von dem Merkwürdigen, von dem er nichts wußte, und das ihm der Vater nicht sagen wollte oder durfte —? Er seufzte. Dann stand er auf. Und nun ging er doch die Gasse nach der Brücke hinab. Einmal an der Brücke, schritt er weiter. Durch das Ballengitter sah er hinaus und hinab auf das träge Wasser, das in kleinen Wasserläufen blaugrün zwischen den großen, reingewaschenen, weißen Blöcken dahinfloß. Kleine Fische, aber auch größere, Forellen und Hechte, schossen blitzschnell hin und her oder standen reglos in der durchsonnten Flut.

Da spürte er eine leichte Berührung und schrak auf.

Neben ihm stand Lélie. Sie war in ihrer großstädtischen Art gekleidet, hatte einen Strohhut an einem Band am Arm hängen, und neben ihr stand ein großer, weißer, zottiger Schäferhund. Der sah den Hans aus grünen und nicht gerade freundlichen Augen an. Auch ließ er ein leises Murren hören. Hans wich zurück. Er faßte fest den Ballen, als könne der ihm Schutz gewähren.

Die Kleine lachte hell auf. Es war ein silbernes, übermütiges Lachen. Es klang gerade wie kleine Glöcklein, so fein und lieblich. Wie sie lachte und die roten Lippen sich öffneten, wurden die schönsten weißen Zähne sichtbar. Und in den Augen kam ein Licht, ein Blitz, und ging. „Peter, couche! Er tut nichts. Couche-toi!" Sie hob den Finger. Der Hund legte sich schweifwedelnd nieder. In diesem Augenblick hatte das Kind etwas Herrisches.

Nun standen die Kinder kurze Weile einander gegenüber.

Hans sagte zuerst, ohne eigentlich zu wissen, was er sagen wollte: „Es ist schön Wetter heute." Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Heute ist Kirchweih in Oberweidental."

Die Kleine schnippte geringschätzig mit den Fingern. „Kirchweih. C'est sale. Das mag ich nicht. Wüste Leute. Fi!"

Hans dachte über ihre Worte nach. Sie meinte wohl die Betrunkenen. Ihm kam es dennoch absurd vor, daß jemand nicht auf die Kirchweih wolle. Er fühlte: nun müsse er von was anderem sprechen. Aber von was? Er gab sich eine wichtigtuerische Miene und sagte endlich: „Bei meinem Vater ist der Bärenwirt." Aber kaum hatte er das gesagt, so kam es ihm höchst albern vor. Auch gar nicht so stark und bedeutend, wie er es gewollt hatte. Er fuhr daher fort: „Wenn ich groß bin, trink' ich jeden Tag so viel Wein, als ich will."

„So?“ erwiderte die Kleine gleichgültig.

Da erinnerte er sich mit einemmal, daß er ja die Brille aus Kastanienstengeln im Sack habe. Das war vielleicht etwas, das ihr Eindruck machte. Er zog sie also heraus, ziemlich zerknittert, richtete sie zurecht und sagte, sie ihr reichend: „Da! sieh!“

„Qu'est-ce que ça? Was ist das?“

Nun setzte er die Brille auf.

Die Kleine sah ihn an und schien ihn sehr komisch zu finden. Denn sie lachte hell hinaus und klotschte in die Hände. Dann streckte sie die Hände aus. „Tiens! Ich will das auch aufsetzen. Jetzt bin ich der Lehrer!“ Sie gab sich in der Brille ein sehr würdevolles Aussehen und spazierte gravitätisch hin und her. „Du bist lieb!“ sagte sie endlich aufatmend. „Willst du mir das schenken?“

Er nickte mit dem Kopf. Dabei ward ihm der Hals trocken, und er schluckte.

„O que c'est joli! Tu viendras avec moi. Du mußt mit mir noch Haus kommen. Ich schenk' dir was. Willst du?“

Er zögerte einen Augenblick. Ob der Vater das erlauben würde?

„Viens!“ sagte sie herrisch. „Es ist sehr schön bei uns!“

Da folgte er ihr ohne Widerstreben.

Sie gingen die Brücke zu Ende. Dann an der alten Wallfahrtskapelle, der Herz-Jesu-Kirche vorbei. Keines der Kinder sprach ein Wort.

Da, wo ein kleines Seitental ausmündete, neben einem verlassenen Sandsteinbruch lag das Haus des Wasenmeisters.

Es war alt und machte einen ziemlich verlotterten Eindruck. Ehemals Besitztum der Domäne, welche hier ihren Förster sitzen hatte, war es in die Hände eines reichen Sonderlings gekommen, den man eines Morgens im Bett ermordet aufgefunden hatte. Daraufhin wurde das Haus gemieden. Niemand wollte es beziehen, und es stand eine Weile leer, bis eine Diebesbande hier unter dem Schutze der allgemeinen Scheu ihre Niederlage errichtete und nächtlicherweile heimliche Gelage wüstester Art veranstaltete. Als die Bande endlich aufgehoben ward, machte das Städtchen im Verein mit den umliegenden Orten die Wasenmeisterei für das Tal daraus. In seinen jungen Tagen mochte das Haus recht schmuck unter dem Buchengrün des Berges hervorgeschaut haben. Jetzt waren die roten Dachziegel graubraungrün geworden, mit Moos und Mouerpfeffer bewachsen oder in stürmischen Nächten herabgerissen. Der weiße Verputz war schon seit ewig langer Zeit nicht mehr erneuert, an vielen Stellen abgefallen und sah schmutzig und unordentlich aus. Die Läden mit ihrem verblichenen Grün hingen lose in den Angeln. Unten waren die Fenster vergittert, was dem Hause ein unangenehm drohendes Ansehen gab. Eine breite Steintreppe führte hinauf. Neben dem Hause war ein Gärtchen. Gleichfalls recht verwahrlost. Hinter dem Hause wurden die Tiere verlocht.

Wer in Hinterpappelbach nichts in dem Hause zu tun hatte, der ging nicht hinein. Daß die Wasenmeisterei da war, brachte das Haus in keinen besseren Geruch. Die Kinder wollten in der Dämmerung nicht um alles an dem Haus vorbei. Wenn sie es aber mußten, so beteten sie in Hast und großer Angst ein Vaterunser und sprangen mehr vorbei, als daß sie gingen. Auch Hans ging an der Hand seiner kleinen Freundin nicht ohne ein innerliches Zagen dem Hause zu. Dabei aber pochte sein Herz auch vor Erwartung. Sicher gab es da Wunderdinge zu sehen. Man faselte noch jetzt im Städtchen von Männern mit feurigen Augen und von solchen, die, den abgeschlagenen Kopf in der Hand, spazieren liefen. Freilich, heute, in der freundlichen Herbstsonne, die alles schön und lieb und warm machte, mit dem rotleuchtenden Sandstein dahinter und den vergilbenden Buchen hochoben, sah es gar nicht unheimlich aus. Wie Gold lag's auf den Ziegeln, und die Läden und der Verputz schienen verjüngt. Obendrein hörten die Kinder, als sie näher kamen, von einer etwas brüchigen, aber nicht unangenehmen Männerstimme ein französisches Lied singen, das von einigen Griffen auf einer Gitarre begleitet wurde.

Trois jeunes tambours
Revenant de la guerre
Trois jeunes tambours
Revenant de la guerre
Rataplan rataplan
Revenant de la guerre

Der Gesang hörte auf, als sie vor dem Hause standen. Man hörte innen Schritte, dann die Stimme rufen: „Karoline“ und eine weibliche Stimme antworten: „Was willst?“

Lélie aber stellte sich gerade vor dos Fenster und fuhr mit ihrem feinen klaren Stimmchen fort:

Le plus joli
Porte à sa bouche une rose
Le plus joli
Porte à sa bouche une rose
Rataplan rataplan
Porte à sa bouche une rose.

„Lélie!“ rief es drinnen. Ein olter Monn erschien im Rohmen des Fensters. Er war sehr häßlich, hatte graues, struppiges Haar, ein von zahllosen Fältchen bedecktes Gesicht, aus dem die hellen Augen fast stechend hervorsahen, ein graues Knebelbärtchen und in den kleinen Ohren goldene Ohrringe. Hans trat etwas zurück, da ihn der Mann verwundert und eher feindselig als bewillkommnend ansah. Lélie aber brach in ein Gelächter aus, tanzte im Kreis herum und klatschte in die Hände.

„Sacre bleu!“ rief der alte Mann. „Hab' ich dir nicht immer gesagt, das ist kein Lied pour des enfants!“

„N'importe! Ich sing's doch!“ rief die Kleine dagegen. „Mama hat's ouch immer gesungen.“

„Ah, ça! Mama ... gerade darum ...“ Der Alte sprach nicht weiter, sondern knurrte einige unverständliche Laute zwischen den Zähnen. „Was bringst du denn da?“

„Das ist mein ami!“ sagte die Kleine.

„Wos brauchst du einen ami! Bist besser für dich! Mit den vielen Gefreundschoften! Wird einen Wert haben!“

„Er ist aber doch mein ami!“ gob das Kind verzogen und trotzig zurück.

In diesem Augenblick erschien im anderen Fenster die Wasenmännin. „Ei, sei doch nicht so grob mit dem Kind! Du bist alleweil so wüst mit ihr! Komm, Léliechen! Bring deinen Freund nur mit! Der sitzt ja mit ihr auf der gleichen Bank. Es ist der Sohn vom Schneider-Bohnert.“

Der Alte musterte den Jungen. Dem ward unheimlich unter seinen scharfen Blicken. „So, so!“ murrte er. „C'est ça! hat sie nichts Besseres finden können!“

„Geh zu deinen Vögeln! Der Dompfaff hängt ouf feinem Stengel herum, als wollt' er Verreckerles spielen. Und du hoft ihn doch schon dem Oberförster verfprochen.“

„M'est bien égal. Sie soll mir das Raibenlied nimmer singen!“

„Dann fing du's selber nit! Was man den Kindern verbietet, dorf man nit selber tun. Und jetzt gib einmal Ruh, alter Kracher! 's ist Sonntag und nicht Schimpftag! Komm herein, Léllechen! Und du nur auch, kleiner Bohnert! Wir sind keine Menschenfresser!“

Lélie nahm ihren ami wieder bei der Hand und wollte mit ihm die Staffel hinaufsteigen. Da spazierte mit einem Male ein großer Storch ous dem Hausgang und stellte sich auf die Treppe. Er schlug mit den Flügeln, klopperte mit dem Schnabel und tat höchst aufgeregt. Dabei stellte er den Kopf schief und sah argwöhnisch auf Hans herab. Krah, krah! schrillte es zu gleicher Zeit. Ein Rabe kam herausgeflogen und setzte sich dem Storch auf den Kopf. Dann hörte mon innen das Geschnarr eines Papageien: „Mama! Mama! Sacre bleu! Quel cochon! Dummer Kerl! Dummer Kerl! Hohaha!“ Ein heiseres Lachen, dem ein gelles, langgezogenes Pfeifen folgte. Und nun ward wie auf ein Signal das ganze Haus lebendig. Ein ganzer Chor von Vogelstimmen schrie und lärmte um die Wette. Ein Eichhörnchen hüpfte heraus und verschwand im Garten. Angebundene Hunde heulten hinter dem Haus. Eine Elster lief herzu und schwatzte dem Popagei noch: „Dummer Kerl! Dummer Kerl!“ Es war ein Höllenspektokel. Hans stand verwundert und fast vergälstert da.

Die Kleine schüttelte sich vor Lachen. Und dabei bekam dieses zarte Wesen für einen Augenblick etwas Gewöhnliches und für Hans beinahe Unheimliches. „Toute la boutique! Toute la boutique!“ rief sie, immer in die Hände klatschend. „Wollt ihr ruhig sein, ihr Bande! Komm nur! Es tut dir keiner was!“

Der Lärm verstummte etwas. Nur der Papagei im Hause lachte, pfiff und wiederholte unaufhörlich sein: Oh quel cochon! Oh quel cochon!

So gingen die Kinder denn hinauf. Als Lélie an dem Storch vorbeischritt, kraute sie ihm den Kopf. „Pierrot, dummer Kerl!“ Der aber schielte noch den Waden des kleinen Hons. Und ols der an Lélies Hond in den Hausgang trat, da pickte er heimlich schnell danach. Hans tat einen Hupfer, und Lélie drehte sich um und gob dem Storch einen Klaps. Der schlug wieder mit den Flügeln und stellte sich dann steif und ernst auf ein

Bein. Es war ein weißgetünchter Hausflur, von dem der Belag aber vielfach abgefallen war. Überall hingen Vogelhecken voll aller möglicher Vögel, die nun aufs neue einen großen Lärm verführten. „Das ist lustig hier, n'est ce pas?" sagte die Kleine. „Möchtest du so einen haben?"

„Ja, schon!" erwiderte Hans etwas zaghaft."

„Bien!" Die Wasenmännin stand auf der Schwelle. „So, so! Ei, ei! Jetzt nur schnell herein! Milch und Butterbrot steht schon auf dem Tisch und ein Mus auch dazu. Alles für die jungen Herrschaften!" Die Kleine sprang der Alten mit einem Satz an den Hals, umarmte sie und küßte sie ab. „Na, na," wehrte die Großmutter. „Nicht so gispelig. Du kleiner Wispel. Machst einen ja tot!" Dabei strahlte sie aber über das ganze häßliche Gesicht. Und es war sichtlich, wie die Liebe das alte Weib verschönte.

Der Wasenmeister saß drinnen auf dem Fensterbrett in Hemdsärmeln, hatte eine alte Zuavenmütze auf und rauchte einen wahlriechenden, aber scharfen Tabak aus einem hölzernen silberbeschlagenen Pfeifchen. Er brummte ein kurzes „Bonjaur!" Nachdem die Kinder sich an den Tisch gesetzt hatten, verließ er langsam das Zimmer.

„So, Lélie," sagte die Wasenmännin, die Kinder bedienend, „der Großvater ist bös, weil du wieder das Lied gesungen hast!"

„Er singt's ja selbst!"

„Das ist was anderes! Er weiß es noch aus seiner Saldatenzeit her, in Afrika."

Hans horchte auf, als er von Afrika hörte. Der alte Mann war alsa Soldat in Afrika gewesen. Vor seinen Augen stieg eine ganze Welt von Bildern auf. Szenerien aus der „Gartenlaube". Palmen, nackte Felsen, Moscheen, enge Straßen mit buntem Leben, hochragende Minaretts, verschleierte Weiber, Karawanen, die Wüste, das Meer. Alles das in buntem Wirbel. Wieder zog ein Glücksgefühl in sein einsames Herz. Ja, hier würde er ganz andere Dinge hören und sehen als zu Hause in den öden grauen Räumen.

Die kleine Lélie sah, dieweil sie ihre Milch trank, in seine träumenden Augen. Und mit großer Wichtigkeit sagte sie: „Ja, er war chasseur d'Afrique! Vraiment!"

„Wie alt bist du, Schneiderbüble?" fragte die Alte nach einer Pause, die Kinder wohlgefällig betrachtend.

„Zehn Jahr."

„Da bist aber noch klein! Mußt mehr essen und springen."

„Ja!" seufzte Hans.

„Gelt, wenn du halt rechte Eltern hätt'st!"

„Hab' ich keine rechte Eltern?" fragte der Knabe langsam.

„Ja, ja, sie sind schon recht, deine Eltern! Will nichts gesagt haben. Beileibe nicht!"

„Komm jetzt!" rief Lélie. „Jetzt gehen wir in den Garten und spielen. Vite!"

Hans ging ihr langsam nach. Die Worte von der Wasenmännin summten ihm in den Ohren. Er hatte keine rechten Eltern! — Aber Lélie ließ ihm keine Zeit. Er mußte mit ihr „Fanges" spielen durch einige Krautländer, um große Sonnenblumen, in denea schwärzlich die Samen standen, um ein Beet mit schwer- und süßduftenden Teerosen herum, an einer großen Glaskugel varbei, die noch aus besseren Zeiten her dastand, eine Hecke von Buchs und stinkender Hoffart entlang, nach dem Steinbruch zu, und die ganze Tiergefolgschaft jagte mit herum. Endlich sankea beide erschöpft auf einige alte Steine des Steinbruchs.

„Bist jetzt müde, ami?" fragte Lélie, ihren Kopf an seine Brust legend. „Ja, er ist müde, der arme Kerl!" sagte sie spöttisch bedauernd, aber doch zärtlich und zag seinen Kopf auf ihren Schoß. Dann sang sie, während sie ihn in den Haaren kraute, was er mit einem Erschauern geschehen ließ, ein altes französisches Wiegenlied, das man ihr oft gesungen hatte:

> Fais dodo, ma petite fille!
> Maman le veut,
> Papa l'a dit.
> Fais dodo, ma petite fille!

Das sang sie mit einer süßen, leisen, spätischen Stimme. Hans klang es wie ein Engelsgesang. Er hatte die Augen geschlossen und dünkte sich geradeswegs im Himmel. Einmal öffnete er die Augen und sah in die ihrigen. Das vergaß er nie mehr in seinem ganzen Leben.

Drinnen schrien der Papagei und die Elster um die Wette: „Dummer Kerl! Dummer Kerl!"

**Reif**

Draußen in den Reben steht irgendwo ein blühendes Pfirsichbäumchen. Es wiegt das zarte Rosa seiner Blüten in der lauen

Lenzluft. Es ist erst über diese Nacht und an diesem Tag zum Blühen erwacht. Erschauernd steht es da in seiner jungen Schönheit, in dieser unbeschreiblichen Reinheit und Süßigkeit, die nur die erste Blüte kennt, und die Gott der Erde verliehen zu haben scheint, auf daß sie in die Zeit des Reifens und Welkens die Ahnung jenes ewigen Frühlings mitnehme, der in der Wirklichkeit nicht zu finden ist.

Da kommt der Frost, das Bäumchen zieht sich ängstlich in sich selbst zusammen, es läßt seine Blüten fallen wie ein erschrecktes Kind seine Spielsachen. Es sind noch manche geblieben. Aber der Frost hat es doch getroffen. Der Frost hat es getroffen. Nur eine Nacht und einen Tag hat es diese unangetastete Reinheit des Blühens erfahren.

Man spricht oft von der Liebe des erwachenden Jünglings, der aufblühenden Jungfrau. Und man denkt nur selten an jene ersten Schauer einer Kinderliebe, die so rein sind wie die ersten Blüten eines Pfirsichbaumes. Wenn aber im vollsaftigen Blühen Geschlecht sich zu Geschlecht findet, dann streifen zuweilen diese süßen Schauer ahnender und doch bewußtlos glücklicher Kinderliebe die Stirnen und die Lippen der Liebenden. Mitten im heißesten Glück schweigen sie und versinken und sinnen und träumen und lächeln in holder Kinderei. Und ihre Liebe erscheint dann schöner und sie selbst lichter und feiner. Der Genius der Kindheit hat sie gestreift, und ihre Stirnen, ihre Augen, ihre Lippen leuchten von seinem heiligen Zeichen.

Kinderliebestraum! Wer vermöchte deiner Süßigkeit Worte zu geben? Wer kann ein Glück schildern, das so scheu und flüchtig ist wie jene unbestimmten Träume, die uns zwischen Schlaf und Erwachen durchbeben, und von denen wir nichts wissen, die uns aber mit einer uns unerklärlichen Heiterkeit erfüllen. Wir sind dann so grundlos, so kindisch-glücklich wie das Kind. Wir pfeifen ein Liedchen vor uns hin. Wir lachen harmlos über eine Dummheit, die uns sonst vielleicht zu einem Achselzucken gebracht hätte. Es fällt uns mit einem Male ein, zu springen, zu tanzen, zu singen. Und die äußerst vernünftige Welt sieht uns höchst erstaunt an. Ja, wir machen an diesem Tag eine Menge verkehrtes Zeug und sind doch seelenvergnügt. Gerade deshalb, weil es uns möglich ist, so dumm zu sein.

Kinderliebestraum. Die erste Blüte. Und darauf der Reif.

* * *

Hans war noch lange auf der Brücke gesessen. Da, wo Lélies Hand ihn berührt hatte. In der zunehmenden Dämmerung war es dunkler und dunkler um ihn geworden. Aber seine Seele nahm nichts davon wahr. Sie war wie ein Johanniswürmchen, das erst im Dunkeln leuchtet. Und sie leuchtete von jener Reinheit und Schönheit eines gefühlten, aber nicht erfaßten Glückes, wie sie nur der Kinderliebestraum kennt. In ihr, um sie war ein Glanz, in den sie verwundert hineinstarrte. Es war lautlos stille in ihr. Zusammengeduckt in rätselhaften Schauern saß der Knabe da, gleich den alten Hirten, die auf Asiens Höhen das heilige Feuer regungslos anstarren, das ihnen Gott und All ist. Ein leiser und doch starker, süßer Klang war in ihm. Es schmerzte ihn etwas in der Brust. Aber der Schmerz war hold. Er hatte ihn gern. Wenn er seine Lippen öffnete, summte er ungeschickt etwas vor sich hin. Es klang wie: Oh dada — ah doda — immer dasselbe. Seine rechte Hand hielt einen kleinen Weidenkäfig. Darinnen flatterte zuweilen ein Vögelchen. Ein kleiner Buchfink. Er streichelte dann zärtlich den Käfig. Es war das Geschenk, das Lélie ihm für die Kastanienstengelbrille geschenkt hatte, das sie dem murrenden Wasenmeister abgetrotzt hatte.

Er kam sich unbeschreiblich reich vor. Und er war unbeschreiblich reich. Er hatte jenen Reichtum, jenes frischgemünzte Gold des Lebens, das eben erst den Prägestempel des Schicksals verlassen hat, und das noch so unberührt, so unbeschmutzt ist. Er war glücklich und wußte es nicht. Und er war glücklich, weil er es nicht wußte. Er war reich, weil sein Reichtum ein Nichts und ein Alles war. Weil dieses im Dunkeln aufleuchtende Glühwürmchen seiner Seele so klein war wie ein flimmerndes Pünktchen im Weltall und doch so groß wie ein unfaßbar großer Weltkörper. Ja, was ist alles, was wir noch erraffen können, gegen dieses Aufglimmen! Dieses Nichts und Alles!

Ein Betrunkener taumelte vorüber und schreckte ihn auf. Die Sterne standen feucht

im kühlen Herbsthimmel. Drüben im Haus des Wasenmeisters glomm ein mattes Licht.

Er faßte den kleinen Käfig fester. Rasch stand er auf. Langsam ging er. Im Städtchen war es lebhaft. Aus dem „Bären" ertönte eine Gitarre und eine Ziehharmonika. Scheu drückte er sich an den Häusern hin. Noch immer in seinem Traum.

Als er zu Hause ankam und im Hausflur stand, hörte er eine laute Stimme. Seine Mutter.

Seine Mutter!

Ja, es war seine Mutter! Zwar hatte er in der Schule gelernt, daß die Mütter die Kinder liebhaben. Daß sie den Vater liebhaben. Und daß der Vater die Mutter liebhabe. Von alledem sah er nichts.

In diesem Augenblick fühlte der Bub zum erstenmal, wie fremd ihm doch eigentlich alles hier war.

War das seine Heimat?

Nicht einmal der Vater, so häßlich ihn das bedünkte, war ihm so recht lieb. So wie Lélie. Der Vater war nichts als Trauer. Als Sorge. Als Schatten. Nichts Lustiges, Helles, Warmes. Dort bei Lélie war alles neu. Fein. Seltsam. Sonne. Leben.

Hans stand eine ganze Weile an der Tür. Sie war halb angelehnt. Er stand da mit seinem Vogelkäfig, und der Vogel flatterte aufgeregt hin und her wie seine eigene hin- und herirrende Seele. In dieser Weile hörte er immer die scharfe Stimme der Mutter. Und da — was war das? Da schrie auch der Vater. Der Vater, der stille, schrie. Die Stimme überschlug ihm, so schrie er. Und die Mutter dawider.

Der Knabe horchte. Er vernahm Dinge, die er zuerst nicht verstand. Die langsam heller wurden. Er stand immerzu und wagte nicht einzutreten. Er verstand, daß man von ihm sprach. Und er verstand, daß ...

Er lauschte.

Die Mutter schrie: „Und wenn du ihn zehnmal als dein Kind anerkannt hast, er ist und bleibt ein Bankert. Wär' besser, tätest mir für ein Kind sorgen, das dann ein rechtmäßiges wär'! Die ganz' Stadt lacht sich den Buckel voll über uns. Ja, die ganz' Stadt, du! Und was für einen keinnützigen Bankert hast du mir und dir aufgebunden! Der wird im Zuchthaus enden. Jetzt ist Nacht, und er strolcht noch herum. Schöner Zigeuner- und Teufelssamen! Was braucht so was Vater und Mutter! Der ist nur eine Plag' und eine Schand' für uns. Hättest ihn gelassen, wo er war! Der hätt' seine Mutter und seinen Vater selber suchen können, und du hättest ihm nicht immer vorlügen brauchen, daß er unser Kind sei. Pfui Teufel! Ich dank' für die Ehr'! So ein Heckenkind aus dem Straßengraben!" Die Schneiderin war wütend. Ihre Bekanntschaft hatte in Oberweidental sechsmal mit einer anderen und nur dreimal mit ihr getanzt. Und obendrein hatte sie noch Stichelreden hören müssen. Nun strömte sie ihre ganze Wut hinaus. „Aber gleich morgen sag' ich's ihm. Er muß es einmal wissen, was er ist, und wie dankbar er zu sein hat!"

„Was? Was willst du? Das — das!" schrie der Schneider mit heiserer Stimme. „Du! Dich hab' ich genommen, wo dich keiner mehr gewollt hat. Den Drachen hab' ich mir ins Haus gesetzt! Du hast dich und deine sauberen Anhängsel gemästet und bist dick und feist geworden wie eine bauchete Spinn. Du! Und jetzt willst du — mir — den Buben — den armen Kerl — den willst du mir elend machen. Eher — eher — Mutter hättest ihm sein sollen! Aber du — du Schandweib du!"

Es war dadrinnen wie ein Ringen. Und dann ein Fall. Das Kanapee krachte. Ein Ächzen. Und des Schneiders verlöschende, keuchende Stimme: „Du! Du! Ich hab' dir's einmal gesagt! Ich hab' — dir's — einmal gesagt! Du Teufels—weib! Ich hab' Abrechnung — gehalten —"

Hans stieß die Tür auf.

Die Mutter stand mit wogender Brust und vorgestreckten Händen. So, als hätte sie eben mit aller Gewalt etwas von sich gestoßen. Der Vater lag auf dem Kanapee, keuchend. Mit stieren Augen, in denen der Wein flackerte. Der eine Arm hing herab auf den Boden. Mit der Hand des anderen hielt er den Mund.

Es war eine ungeheure Stille.

Jenes Schweigen, in dem die Schicksale sich entscheiden. Und aus dem der dunkle Gesang der Geister lautlos strömt. Der Geister, die unser Leben regieren.

Der Schneider-Bohnert streckte abwehrend die Hand aus. „Fort! Fort!" ächzte er.

Der Knabe sollte nichts sehen — er sollte nichts hören von dem, was da geschah. Was

da endlich hatte geschehen müssen. Er sollte nichts wissen von dem Gerichtstag zweier Leben. Das wollte er sagen. Aber der Knabe verstand es anders. Der Vater jagte ihn fort. Mit dem Weidenkäfig in der Hand und dem unruhig flatternden Vogel darin stand er da und starrte. Starrte in dieses Zimmer hinein, in dem so seltsame, ihm unbegreifliche und furchtbare Dinge geschahen.

Die Frau, die er für seine Mutter gehalten hatte, lachte gell auf. „Da ist er ja, der saubere Herr! Wo hast du dich so lang' herumgetrieben, du Nixnutz! Und was hast du denn da? Wo warst du? Wo hast das her? Gestohlen? Ja, gestohlen! Solch Bankertzeug wie du, das einen ehrlichen Namen gar nicht verdient, das — das — solch Hundezeug — das — das —" Sie konnte nicht weiter. „Wo warst?" schrie sie nach einer Pause, in die das Keuchen des Schneiders, das schwere Ticken der Wanduhr und das unruhige Flattern des Vogels hineintönte.

„Sag's! Oder —"

Es war merkwürdig. Der Knabe hatte mit einemmal gar keine Furcht vor dem häßlich verzerrten Weibergesicht vor ihm. Die Frau da vor ihm hatte ihm ja gar nichts zu sagen. Noch weniger als der Lehrer. Sie war ja gar nicht seine Mutter. Sie war ja eine ganz fremde Person. Daß er sich das gar nicht gedacht hatte! Und so sagte er, aus dieser neugewonnenen Erkenntnis heraus, kühl, es konnte wie verstockt erscheinen, indem er am ganzen Leibe zitterte: „Ich war bei meinem Kamerädle! Und wir haben zusammen gespielt."

„Wer ist dein Kamerädle?"

„Sie ist bei der Wasenmännin. Und die ist ihre Großmutter. Und das hat sie mir geschenkt."

Ein seltsamer Ton kam vom Kanapee. Ein Ton, der den Knaben aufhorchen machte. Es war des Schneiders letzter Klagelaut: was er einst hatte abwehren wollen von dem Kind, den schlechten Verkehr im Hause der Wasenmännin, das war nun doch gekommen. Und dieser letzte Laut enthielt eine furchtbar ergreifende Anklage wider das Schicksal.

Und der Knabe starrte immer mit den großen Augen.

Die Frau, die seine Mutter war, aber riß ihm das Weidenkörbchen aus der Hand. „Hahaha! Hast du's gehört! Bei der Wasenmännin war er. Und das Schandkind von der Straßburgerin ist sein Kamerädle. Gleich und gleich gesellt sich. Ein nettes Kamerädle. Eines wie das andere. Alle zwei auf einer sauberen Bank gefunden. Brüderle — Schwesterle! Da! Da hast deinen Vogel!" Und damit schleuderte sie den Käfig in eine Ecke, daß er in Fetzen fuhr. Der Vogel fand so seine Freiheit und flatterte wie ein ruheloser, gescheuchter Geist im Zimmer hin und her. Er flatterte an der Kommode, am Schrank, an der Decke, an der Lampe herum.

Der Mann auf dem Kanapee, der so leblos gelegen war, suchte sich zu erheben. Aber er fiel schwer zurück. Und die ausgestreckte Hand, die ein Krampf spannte, sank starr hinunter.

„Vater!" schrie der Knabe. Und im nächsten Augenblick fuhr er wie eine Katze an der Frau empor. Er schlug sie ins Gesicht. Er biß sie. Er kratzte sie. Eine Wut war ihn überkommen, der er blindlings gehorchte. Auch hier wurde für Jahre schweigender Qual eine Abrechnung gehalten.

Die Schneidersfrau, zuerst verblüfft über diesen Angriff, schleuderte den Knaben mit roher Kraft von sich. Der Knabe fiel. Und sein Kopf schlug an die Kanapeekante. Und fiel schwer herab. Gerade in den Arm des Schneiders.

Wieder kam die große, schwere Stille. Und der eintönige und grausame Gesang ertönte lautlos.

Der Vogel, der sich einen Augenblick am Boden geduckt hatte, flatterte von neuem umher.

Die Stas besah den alten Mann und den Knaben. Ein unwillkürlicher Schauer erfaßte sie. Denn der Schneider reckte mit letzter Kraft den Arm um den Knaben, als könne er ihn schützen. Und dann sank der Arm wieder herab.

Da befiel die Stas ein Grauen, und sie lief davon und lief, lief das Tor hinaus wie wahnsinnig nach Oberweidental. Sie klopfte der God. Und diese Nacht über blieb sie bei ihr. Sie hatte sich in ihrer Verstörung gleichwohl schon eine Fabel zurechtgemacht. Der Schneider hatte sie mißhandelt. Und der Bub hatte dazwischenspringen wollen. Und so war's gekommen. Das erzählte sie der God. Die hörte diese Schauergeschichte mit großer Befriedigung. —

Eine Weile darauf erwachte Hans aus seiner Betäubung. Er sah wirr um sich. Die Frau, die seine Mutter gewesen war, sie war nicht mehr da. Ohne Zweifel war sie weggegangen.

Aber — der Vater —?

Er berührte, als er sich aufrichtete, seine Hand. Da schrak er zurück. Sie war so kalt wie ein Stein auf der Straße. Er richtete sich auf. Er stellte sich ängstlich vor ihn hin. Er sah ihn an.

Der Schneider hatte die Augen weit aufgerichtet. Aber sie sahen so merkwürdig aus. Wie von Glas. Der Unterkiefer hing herunter. Und auf der Unterlippe stand wieder der Tropfen Blut.

„Vater!"

Es kam keine Antwort.

Aber in dem Hirn des Knaben war es wie ein Dröhnen. „Vater! Vaterle! Sprich doch!" Und das Dröhnen ward stärker. Es schwoll und schwoll. Er bekam Angst. Es trieb ihn fort. Er lief und lief. Die Gasse hinab. Die Brücke hinüber. Dort verließen ihn die Kräfte. Er stürzte zusammen.

In der Stube flatterte noch immer der Vogel herum. Ruhelos.

— — — — — — — — — — —

In der reifigen Frühe des Herbstmorgens kam ein alter Scherenschleifer daher, der aus dem Schwäbischen ins Elsaß wollte. Er sah den Buben im Straßengraben. Er rüttelte ihn. Er schüttelte ihn. Er flößte ihm einigen Schnaps ein. Hans erwachte. Er sah wirr um sich. War alles — ein Traum — gewesen?

Der Scherenschleifer fragte ihn. Er gab keine Antwort. Endlich, da der Mann freundlich auf ihn eindrang, ersann er ein Märchen. Denn er hatte nur eine wilde Angst: er müsse noch einmal in die furchtbare Stube zurück. Er log also: er sei aus dem Waisenhaus. Sei aber fortgelaufen. Weil er nichts als Prügel und schlechtes Essen bekommen.

„Das glaub' ich gleich!" sagte der alte Scherenschleifer grinsend. „Mir haben sie's auch nit besser gemacht. Da hab' ich die Schlappen gelupft. Und bin los. Die Welt ist weit und nährt ihren Mann, wenn er's nur versteht. Scherenschleifer ist ein gut und einträglich Handwerk. Könnt' grad' so ein Büble brauchen wie dich. Das mir die Scheren und Messer in den Häusern holt. Weil ich halter alt bin und mir schwer tu' mit dem Rumgelauf. Willst? Sollst es nit schlecht haben!"

Hans sann eine Weile. Nein, hier konnte er nicht bleiben! Jetzt gewiß nicht! Alles war hier für ihn schrecklich! Lieber fort — in die weite Welt! Nur nicht mehr hier! Aber das Kamerädle? Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Sie mußte jetzt allein auf der Bank sitzen. Allein — bei dem wüsten Lehrer und den gleichgültigen Kindern! Er wollte nur eine Zeitlang fort sein und dann wiederkommen. Ihr Haus wollte er umschleichen. Ihr Lachen hören. Fais dodo — doda — Aber hier nicht mehr bleiben. Um nichts auf der Welt mehr zurück zu dem Weib, das sich seine Mutter genannt hatte. Und auch nicht zum Vater. Der hatte ja gerufen: Fort! Fort! Also fort! Und er fragte zaghaft: „Wenn ihr mich gebrauchen könnt?"

„Schlag ein, Büble! Sollst's nit bereuen!"

So zog denn Hans als Scherenschleifersbüble mit einem ihm weltfremden Menschen in die Welt hinaus.

Der Morgen war schön. Dampfende Nebel stiegen auf. Die Wälder hatten alle bunte Pracht angetan. Die weißlich blaue Ferne lockte. Die Welt war schön.

Als sie an dem Haus des Wasenmeisters vorbeikamen, stand der Wasenmeister im Gärtlein und fütterte die Hunde. Er sah nach den beiden, die da vorbeigingen.

„Scherefchliff? Scherefchliff?" rief der Alte.

„Nix Scherefchliff!" murrte der Wasenmeister. Hans duckte sich hinter seinen neuen Wandergefährten. Der Wasenmeister sah ihm neugierig und argwöhnisch nach, während er dem Schäferhund, der den beiden an die Beine wollte, einen Tritt in die Seite gab, daß er heulend kuschte. „Gamin ça!" murrte er vor sich hin.

Drinnen im Zimmerlein schlief die kleine Lélie in ihrem weichen Bettlein. Sie hatte eine große Puppe im Arm. Ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, und die weißen Zähnchen sahen hervor. Eine rotgoldene Strähne fiel über ihr Gesichtchen. Fais dodo — Lélie — ma petite fille —

Das neue Scherenschleifersbüblein drehte sich draußen auf der Landstraße noch einmal herum und sah nach dem einsamen Haus. Und mit einem Male fielen ihm die Worte der Frau ein: Brüderle! Schwesterle! Da liefen ihm die heißen Tränen herab.

„Mußt nit weinen, Büble!" tröstete ihn der alte Scherenschleifer. „'s ist nit der Müh' wert!"

Um dieselbe Zeit nahm der Schreiner das Maß für den Sarg des Bohnert-Franz.

### Wanderschaft

Die zwei, der Alte und der Junge, wanderten also in die Welt hinein. Das „Scherefchliff! Schereschliff!", das Hans bald mit ebenso vollendeter Fertigkeit wie der Alte in singend-schnurrendem Tone durch die Gassen und Straßen der Dörfer, Städtchen und Städte erschallen ließ, ertönte landauf, landab. Unzählige Treppen hinauf und hinab klomm der kleine Hans. Enge winkelige, breite freundliche. Alle möglichen Gesichter sah er: mürrische, gleichgültige, lustige, bescheidene, aufgeblasene, zornige, langweilige. Hier gab ihm die runzlichte Hand eines zitternden Mütterchens seinen Kreuzer oder Groschen. Dort die fleischige eines dicken Weibes. Hier die niedliche eines hübschen Mädchens. Dort die von Tintenflecken beschmutzte eines Schulkindes. Oft, wenn er bei dem Alten auf dem Marktplatz stand und die Kinder, dicht ringsherum gedrängt, das Surren des Rädchens und das Sprühen des Steines beim Schleifen unermüdlich wahrnahmen, überkam Hans ein süßes, wehmütiges Doppelgefühl. Alle diese Kinder, die da ab- und zusprangen, hatten ihre Heimat, Vater und Mutter. Sie wußten, wohin sie gehörten. Wurden sie krank, so kümmerte man sich um sie und pflegte sie. Starben sie, so weinten Menschen um sie. Er hätte aus der Welt verschwinden können. Es hätte kein Hahn um ihn gekräht. Aber wenn er dann dachte, daß er so frei war wie ein Vogel in der Luft, wie ein Fisch im Wasser, wie die Wolken, der Wind, schweifen konnte wie sie durch die Welt, überkam ihn ein Glücksgefühl, daß er hätte aufjauchzen mögen. So hatte er zwei Gesichter: ein trauriges und ein frohes. Und diese Stimmungen wechselten oft sehr jäh bei ihm. Der Alte, der immer seine Gleichmäßigkeit bewahrte, sagte manchmal in der ersten Zeit, wenn er sah, daß Hans jählings das Wasser in die Augen schoß, seinen Leib- und Magenspruch: „Büble, mußt nit greine! 's ist nit der Müh' wert!" Und Hans trocknete dann schnell die Tränen und machte ein trotzig-tapferes Gesicht.

Wenn sie abends in die Herberge kamen, da knüpfte der Alte sein großes rotes Nastuch auf, das den Feldmarschall Radetzky mit einem martialischen Backenbart zeigte, und zählte den Tageserlös nach. Manchmal war er zufrieden. Manchmal schüttelte er den Kopf. Aber nie hörte ihn Hans schelten oder klagen. Einmal langte es zu einer warmen Wurst mit Kartoffelsalat. Ein andermal nur zu einem Handkäs, den der Alte mit Kümmel, Senf, Pfeffer und Zwiebeln bereitete. Das nannte er dann einen „Handkäs mit Musik". In der Herberge ging es bunt zu. Es wurde viel gesungen und gelacht. Grobe und artige Schnurren wurden erzählt. Man nahm das Leben, wie es kam, und grübelte nicht. Es gab Ausgelassene, Verdrückte, Gleichmäßige, Ernsthafte, Gallige. Allerlei Temperamente mischten sich da. Man sah Toren und Philosophen. Weiche und Hartgesottene. Muttersöhne und Eisenfresser. Solche, die was auf sich hielten. Und andere, denen alles „wurscht" war. Unter allen diesen Menschen, die kamen und gingen, saß der alte Mann mit dem jungen Burschen still und abseits. Zuweilen kannte ihn der eine oder andere. Warf ihm einen Gruß oder ein Witzwort zu, das der Alte brummend erwiderte. Auffallend war es, daß ihn keiner mit Namen anredete. Er selbst sprach dem Knaben nie von seiner Vergangenheit. Einmal hatte Hans die Neugier geplagt, und er hatte in schüchternem Tone gefragt: „Warum nennt Euch denn niemand mit Eurem Namen? Möcht' doch wissen, wie Ihr heißt!"

„Ei was!" entgegnete der Alte, dieweil er den Knoten seines Radetzkynastuches zusammenknüpfte, „was brauchst das zu wissen! Was man nicht weiß, macht ei'm nicht heiß, Büble. Wenn wir gut Freund bleiben sollen, so laß das unnütz Gefrag!" Und nach einer Weile hatte er hinzugesetzt: „Ich hab's einmal gewußt, hab's aber wahrhaftig wieder vergessen. Man wird halter alt." Und dabei blinzelte er verschmitzt mit den kleinen Äuglein. „Aber wenn dich die Müh' nit verdrießt, gehst ins Tirol hinein. Da liegt irgendwo in einem Nest ein Kirchenbuch in der Kirch'. Dasselbige wird es schon wissen. Da steht's sauber eingeschrieben vom Kuraten."

Mehr wollte er nicht verraten, und auch von dem „Büblein" begehrte er nicht, was zu wissen. So zog denn Hans mit einem Namenlosen durch die Lande, und zuweilen war es ihm, als müsse er sich Mühe geben,

seinen eigenen Namen nicht zu vergessen. Manchmal dachte er an den Schneider. Wie es ihm wohl gehen möge. Und an die kleine Lélie. Ach, das lag alles so fern! Sie wanderten durch das Elsaß, in die Schweiz hinein, das Badnerland und Hessen hinauf bis Frankfurt und Fulda. Dann dem Bodensee entlang bis ins Bayerische. Aber in die Gegend seiner Heimat kamen sie so rasch nicht wieder. „Hab' genug von dem Volk dort!“ murrte der Alte. In Wahrheit war auch eine Spur von Egoismus dabei. Der Bub war ihm liebgeworden. Er war fleißig, bescheiden, geschickt mit den Leuten. Wie leicht möcht' es geschehen, daß man in der Heimat ihn anhielt und ihm den Buben wieder abnahm!

Und Hans selbst wollte nicht so rasch wieder heim. Sein Sinn hatte sich geändert. Zwar die liebe kleine Lélie hätte er gern wieder gesehen. Oft, wenn er des Abends in seinem harten Bette lag, war es ihm ein gern geträumter Traum: Der Scherenschleifer und er ziehen in aller Stille und Eile das Tal hinauf. In der Nacht bleibt er vor dem Haus des Wasenmeisters stehen und schaut nach den Fenstern. Vielleicht hört er ihre Stimme. Und dann schleicht er sich wieder fort. Aber da der Scherenschleifer keine Lust erzeigte, wieder in die Heimat zu wandern, und Hans selbst den Tod nicht mehr gefürchtet hätte als die Möglichkeit, ergriffen und wieder in die Schule geschleppt zu werden, so blieb der Traum denn ein Traum.

Und sie wanderten und wanderten. Hans fror und schwitzte. Er hatte einmal genug zu essen. Ein andermal schnallte er den Riemen fester. Einmal war man grob gegen ihn. Einmal freundlich. An Palästen und Kirchen, an Burgen und Kapellen, an Staatshäusern und Bauernhütten zog er vorbei. Durch Tore und über Brücken. Auf gebahnten und ungebahnten Straßen. Er hörte den Rhein rauschen und sah die Donau fließen. Er sah das ewige Schneegebirge und blaue Seen darunter. Schwindelnde Klüfte und dunkle Wälder. Menschen aller Art und jeden Standes. Die Reichen in Karossen und die Armen mit Karren. Heute war's eine große lärmende Stadt. Morgen ein kleines Städtchen oder ein Dorf. Dann wieder ein stiller, tiefer Wald. Er schlief im Korn, und manchmal nahm er auch eine reife Traube aus einem Weinberg, einen Apfel oder eine Birne vom Baum. Es war das sein Wegrecht, wie der Alte sagte. Gott hat seine Früchte für alle wachsen lassen. Die feine Dame in Sammet und Seide, der große Herr im Staatsfrack, der Handwerker im Schurzfell, der Bauer im Drillich, die Bettlerin in Lumpen, der Pfarrer mit dem Andachtsbuch, der Soldat mit rasselndem Säbel, alles zog ihm in buntem Wechsel vorbei. Er wanderte mit Mausfallenhändlern, mit Korbflickern, mit Schirmmachern, mit Siebhändlern, mit aller Art fahrendem Volk. Lernte ihre Ausdrucksweise und Gebräuche kennen. Und alles sah er mit seinen tiefen, schwermütigen Augen halb gleichgültig, halb erstaunt an. Das war also das Leben und die Welt. Wie bunt! Wie reich! Wie weit! Und alles trieb sich auf diesem Erdboden und in diesen Häusern und Straßen hin und her. Wenn er nur auf einem mäßigen Berg stand, sah er kaum mehr etwas davon. Und er selbst war nur ein Pünktchen. Ein ewig wanderndes namen- und heimatloses Pünktchen darin. Ein Etwas, das tagaus, tagein sein „Schereschliff!“ in die Welt hinausrief. Er war auch äußerlich als der fahrenden Sippe angehörig erkenntlich. Er hatte gleich dem Vater ein Gewand von gestreiftem braunem grobem Sammet, wie ihn so viele seiner Genossen trugen. Um den Hals ein rotes Halstuch. Auf dem Kopf ein rundes Filzhütchen. Gleich dem Alten schneuzte er die Nase, ohne ein Nastuch zu gebrauchen. Und wie er, benützte er das seinige nur, um die paar Kreuzer und Groschen, die er tagsüber verdiente, hineinzubinden. Er hätte ein Sohn oder Enkel des Alten sein können. Und die Tracht stand ihm gut. Einmal hatte ihn sogar ein Maler auf der Landstraße abkonterfeit. Es war der Zug von stiller Schwermut, der ihn gefesselt hatte.

Manchmal, wenn der Alte bei einem Kirchlein oder Münster seine Stätte hatte, ging er hinein in das Dunkel des Gotteshauses. Stille war es. Die farbigen Fenster warfen ein seltsames Licht herein. Aus dem Gedämmer des Hintergrundes leuchtete mit blassem Gold ein Heiland. Blumengeruch und Weihrauchduft. Bilder der Qual an den Säulen: die Leidensstationen Christi. Einige saßen da und beteten. In einem Beichtstuhl sah er den Priester, sein weißes Tuch vor dem Haupt, durch das Gitter, und ein altes Mütterlein kniete und beichtete zum fünfzigsten Male dasselbe. Beten — Beichten! Gott!

Sünde! Vergebung! Alle diese Begriffe aus früherer Zeit, die er nicht mehr kannte, diese Gebräuche, die er nun nicht mehr übte, diese Gebete, die halb entfallen noch wie Fledermäuse blind und scheu in seinem Inneren hin- und herflatterten, der ganze mystische Schauer der dem Menschen eingeprägten Furcht vor dem Unbekannten faßte ihn dann zuweilen. Aber er schüttelte ihn ab und trat hinaus. Da war die Kühle und der Schauer verschwunden und zerronnen wie ein Spuk. Das Rädlein des Alten schnurrte. In den Bäumen schrien die Spatzen. Der Marktbrunnen floß. Die Höckerfrau hielt ihre Äpfel, Birnen und Nüsse feil. Die Buben balgten sich. Die Leute gingen ab und zu. Es war alles so anders wie drinnen. Eine ganz andere Welt.

Der Alte fragte ihn dann ab und zu: „Warst in der Kirch'?" Und wenn der Bub nickte, dann murrte er vor sich hin: „Was willst mit der Kirch' und Gott? Das ist für die anderen Leut'. Was uns angeht, wir hab'n keinen Gott. Uns hat er vergessen, weißt! Wir sind ihm aus der Hand g'fallen. Irgendwohin. Und jetzt weiß er nix mehr von uns. So ist's!"

Hans dachte über diese Worte nach. Sie waren gleichmütig wie etwas Selbstverständliches gesagt. Ohne Trauer. Ohne Bitterkeit. Und hatten doch so viel davon in sich. Eine stumme, schwere Klage. Dann aber, wenn sie wieder weiterwanderten, warf er den Kopf hoch, freute sich seiner Freiheit und sang hell ein altes, gutes Wanderlied:

Seid lustig und fröhlich,
Ihr Handwerksgesellen,
Denn es kommt die Zeit,
Die uns all erfreut:
Sie ist schon da.

Wir haben uns besonnen,
Feierabend genommen
In der Still',
Reden nicht zu viel,
Brauchen nicht viel Wort'.

Wir haben uns besonnen,
Wo wir hinkommen,
In das Österreich,
Gilt uns alles gleich,
Wien ist die Hauptstadt.

Preßburg in Ungarn
Hat uns bezwungen,
Breslau in Schlesing
Bin ich schon gewesing,
Das gefällt mir wohl.

Moskau in Rußland,
Allerlei Leder sind mir da bekannt,
Juchten und Korduan.
Zucker und Marzipan
Ißt man allda zum Frühstück.

## Brüderlein — Schwesterlein

An einem heiteren Wintertag waren die beiden gehörig durchfroren in Straßburg angekommen. Der Alte fühlte sich schon seit einigen Tagen sehr schlecht. Er stöhnte zuweilen beim Gehen. Sein Atem rasselte. Und man sah ihm an, daß ihn Frost auf Frost schüttelte. Aber er beklagte sich nicht und arbeitete nach wie vor. Nur zuweilen fiel wie von ungefähr sein Blick traurig auf seinen kleinen Gehilfen. Was würde der arme Teufel ohne ihn anfangen? Und er fühlte es nur zu gut, daß ihm der Tod in der Brust sitze.

Hans wunderte sich, daß sie in Straßburg nicht in der Herberge einkehrten, sondern in einem kleinen Weinhaus. Fast getraute er sich nicht hinein.

„Was wellen Ihr, Scherefschliffer?" rief die Wirtin, eine dickbauchige, rotwangige Frau, die den Alten mit seinem Schleifstein hatte daherkommen sehen. „Mer han nix zu schliffe."

Der Alte setzte sich bescheiden an einen Tisch. Er erörterte der Wirtin in seinem ruhigen Tone, daß er keine Geschäfte machen, sondern etwas essen wolle. Daraufhin ward sie freundlicher. Der Wirt, ein echter Wackes, mit dem Tonpfeifchen im Mund, trat aus der Einschenke hervor und fragte, was er essen wolle. Zur erneuten Überraschung des Jungen bestellte der Alte ein richtiges Mittagessen mit zweierlei Fleisch und allerlei Zubehör.

„Wißer oder roter?" fragte der Wirt in seiner lakonischen Art.

Der Alte wünschte zwei Gläser Glühwein.

„Vous avez la fièvre?" fragte der Wirt. „Ihr hant's Fieber?"

„'s geht allewil in der Stadt erum. Im ganzen Land," mischte sich die Wirtin ein. „'s schterwe vil Lüt."

Der alte Scherenschleifer machte ein philosophisches Gesicht und begann seine Suppe zu essen. Aber er ließ sie halb ausgelöffelt stehen. Auch von dem Essen nahm er nur wenig, und sein Teller wurde nicht leer.

„Ihr müent asse! Diß ist das Bescht bi dere wüeschte Krankheit. Asse und Trinke

halt Lib und Seel' z'samme. Noch e Glehwin, s'il vous plait?"

Der Alte bestellte noch einen Glühwein. Den Jungen aber schickte er auf Kundschaft. Nach beendigtem Rundgang solle er wieder daherkommen.

Dann machte er sich selbst an die Arbeit, frierend und hustend. Der Wirt hatte ihm den Vorschlag gemacht, seinen Scherenschleiferskarch in die Einfahrt zu stellen. Der Alte aber hatte ablehnend mit dem Kopf geschüttelt. In der Nähe der Wirtschaft an einem Brunnen stellte er sich auf, ließ das Rädchen schnurren und rief sein heiseres „Scherenschliff! Scherenschliff!" in die Winterluft. Bald war der Alte von Kindern umringt, die ihm eifrig zusahen.

„Het er bezahlt?" fragte die Wirtin. „Bi sollichem Volk mueß mer vorsichtig si!"

„Er het e Napoleon wechsle lon."

„Diß isch jetzt singulier, daß die Schereschliffer so riche Lüt sin."

„Wißer oder roter?" fragte der Wirt einen Gast, einen wohlgesetzten Bürgersmann.

— — — — — — — — — — —

Indessen ging der Junge munter in den winkeligen Gassen herum, aus denen das Münster so stolz und gewaltig aufsteigt, und ließ mit heller Stimme das „Scherenschliff! Scherenschliff!" von Haus zu Haus ertönen. Ihm war prächtig zumute. Der Glühwein, das wohlschmeckende Essen, der Kuchen obendrein — so hatte er in langer Zeit nicht mehr gespeist. Wärme und Fröhlichkeit war in ihm. Schon hatte er an seinem Ring einige Scheren und ein paar Taschenmesser im Sack. Da öffnete sich in einer neuen Gasse das Fenster eines stattlichen Hauses. Zugleich kamen die Klänge eines Liedes heraus, das ihn so seltsam bekannt und doch so lang vergessen anmutete:

Joli tambour
Donnez moi votre rose ...

Er sah erstaunt um, da der Ruf und das Lied von einem Hause kamen, an dem er schon vorbei war. Da war es ihm, als ob sein Herz mit einem Ruck jählings stillstünde. Guckte nicht da leibhaftig die Wasenmännin heraus? Ja, sie war es wahrhaftig! Er ließ vor Staunen den Scherenring fallen und sperrte weit den Mund auf.

Da erschien ein Mädchenkopf neben der Alten. Ein silberhelles Lachen ertönte. „O que c'est drôle! Großmutter, guck: das ist ja mein ami! Das Scherenschleifersbüble ist mein ami. Ami, komm rauf! Vite!"

„Gemach, Lélie!" sagte die Wasenmännin würdevoll. „Die Zeiten sind vorbei! Das Scherenschleifersbüble ist nit mehr der Schneidersbub. Er ist jetzt ein Vagabond. Weißt nit, wie er bei Nacht und Nebel verwichen ist? Und daß du im Frühjahr in das groß' Institut in Paris kommst? Das ist jetzt anders, Lélie! Der ist der, und du bist du! Aus ist's mit dem Kamerädle!"

„M'est bien égal! Ich will halt mein ami wieder einmal sehen! Er g'fallt mir noch besser wie vorher. C'est ça!" Sie stampfte mit dem Fuß.

„Nixnutz, kleiner!" brummte die Alte. Doch gefiel es ihr auch wieder, daß sie noch so warm an den Gespielen dachte. Sie hat ein gutes Herz! meinte sie im stillen. Und wenn ich ihr den Wunsch nicht erfülle, plagt sie mich wochenlang damit. Sie kannte schon den kleinen Quälgeist. Daher rief sie hinunter: „Komm herauf, Büble!"

„Viens donc, ami!" schrie die Kleine aus vollem Halse. „Vite! Vite!"

'Hans stand noch unten, wie betäubt. Ihm sang es in den Ohren. Ein Schwindel erfaßte ihn. Eine geheime Hand schob ihn vorwärts. Und doch war es ihm, als solle er nicht gehen. Als würde er da oben noch elender denn vorher. So hatte er dem Kamerädle nicht gegenübertreten wollen. Nein, später. Viel später. Als einer, der was war und der was konnte. Nicht so als halber Zigeuner. Und dennoch konnte er der süßen Lockung nicht widerstehen. Und so hob er den Scherenbund auf und ging mechanisch in das große Haus mit den Spiegelscheiben hinein.

Oben stand schon die kleine Lélie und erwartete ihn. Sie war noch feiner angezogen als vorher und hatte offene Haare. Auf dem Arm hatte sie eine große Pariser Puppe. So sah sie aus wie ein Christengel.

Es war ein feines Haus mit gebohnter, breiter Treppe und weißer Täfelung.

Hans überkam es wie Ehrfurcht. Er blieb zögernd stehen.

„Vite! Vite!" rief die Kleine noch einmal mit ihrer hellen Stimme.

Nun stand er oben. Sie zog ihn rasch herein. Dann, da sie sah, daß sein Sammetwams nicht eben sehr fein war, wich sie

einen Schritt zurück, betrachtete ihn und sagte endlich, halb lustig, halb spöttisch: „Armer Kerl, armer ami! Wo kommst du her, daß du so aussiehst?“ Als sie aber sah, daß bei diesen Worten ein Schatten über sein ehrliches, gutes Gesicht ging, da reute sie das, was sie gesagt hatte. Sie faßte aufs neue seine derbe, abgearbeitete, verwitterte und verfrorene Hand mit ihrer weichen weißen Hand eines verwöhnten Kindes. „Eh bien! Wo kommst du her, Hans Bohnert? Sei lustig! Wir haben uns ja wieder, ami!“

Da meinte er auch einen lustigen Ton anschlagen zu müssen und sagte zuversichtlich: „Von Sixen, von Saxen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen!“

Die Kleine klatschte nach ihrer Art in die Hände und wiederholte, herumtanzend: „Von Sixen, von Saxen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.“ Dann knixte sie spöttisch und sagte lachend: „Merci! Da brauchen Sie mich nicht mehr, mein Herr!“

Indessen war die Wasenmännin herausgekommen und sagte: „Lélie, mach' doch kein so Geschrei! Weißt nit, daß der Herr Hemmerlé droben es nit leiden kann! Allez, du bist doch gar zu wild!“

„Er soll hereinkommen, der ami! Er soll mit mir Kaffee trinken und von meinen Méringues essen. Und verzählen soll er mir. Viel! Lang!“ Und sie stampfte wieder mit dem Fuß.

Die Wasenmännin war unschlüssig. Den armen, kleinen Burschen abzuweisen, ging ihr gegen den Strich. Aber wenn Lélies Mutter heimkam und das Scherenschleifersbüble da fand, so gab es eine böse Szene. Denn seitdem sie sich rangiert hatte und die Freundin eines reichen Junggesellen geworden war, der sie sogar heiraten und die kleine Lélie adoptieren wollte, sah sie außerordentlich auf die Dehors. Sie hatte das behaglichste Los auf der Welt und saß fest „im Schmalzhafen“, wie die Wasenmännin drastisch sagte. Nun wollte sie denn auch etwas Feines vorstellen, wenn sie's auch nicht war und niemals werden konnte.

Die Wasenmännin, die ihr bis zur Hochzeit die Wirtschaft führte, überlegte. Es war jetzt vier Uhr, und vor fünf Uhr konnte Lélies Mutter nicht zu Hause sein. Also einige Augenblicke konnte sie der Kleinen die Freude gönnen. „So komm denn, Schneidersbüble!“ sagte sie halb mitleidig, halb wohlwollend. Seitdem ihre Tochter so gute Aspirationen hatte, war sie vornehmer geworden.

Alle drei traten in ein Zimmer, dessen städtische Einrichtung: die feinen weißen Gardinen, die Palisandermöbel mit den vergoldeten Schlössern und Henkeln, der große, goldumrahmte Pfeilerspiegel, das Klavier, der Kamin, in dem ein lustiges Feuer loderte, die höchste Bewunderung des armen Hans hervorrief.

Es war eine Einrichtung, die einem nach Paris verzogenen Franzosen gehört, und die der Freund von Lélies Mutter bei der Versteigerung gekauft hatte.

Alles war elegant — selbst die farbigen, koketten Lithographien: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, die das Leben und Werden weiblicher Schönheit durch alle Phasen darstellten und so recht in dieses Zimmer paßten.

Hans blieb also wiederum stehen. Der Teppich, auf dem er stand, war so weich. Nie vordem hatte er etwas derartiges gefühlt. Etwa — wie wenn er im Frühling über das junge Gras gesprungen war.

Er mußte sich auf einen der feinen Stühle setzen. Nun wußte er nicht, was er mit seinem Scherenring anfangen sollte. So legte er denn den Drahtring behutsam auf den Boden. Die Scheren klapperten ein wenig. Sie mußten noch geschliffen werden. Sie waren noch nicht scharf genug, um allerlei zu zerschneiden …

Inmittelst, während Lélie ihn betrachtete, wie er größer und brauner geworden war und sein schwarzes Haar sich noch mehr gekräuselt hatte, daß er fast aussah wie einer der orangenverkaufenden Italiener, nur feiner, inmittelst ging die Wasenmännin hin und her. Sie brachte Kaffee, Groschestückle aus der Konditorei, Savarins, Méringues und wie man diese Leckereien alle heißt. Der Kaffee dampfte. Das Gebäck lockte. Die Kinder saßen wie einst im Hause des Wasenmanns. Ach, das war lange her! Wie lange? Wohl an die drei Jahre.

Und die Kinder aßen und tranken. Lélie mehr wie so ein knabberndes Mäuschen. Hans mit Hunger. Er konnte immer essen. Auch jetzt gleich nach dem Mittag. Und das schmeckte noch viel besser als der Kuchen im Wirtshaus. Die Alte setzte sich dazu. Und nachdem die Kinder gesättigt waren, sagte sie:

„Du bist aber schnell auf und davon gangen, Büble! Na, 's war auch besser so!"

Der Knabe wußte nicht, solle er fragen: warum? Warum es besser gewesen sei. Was sollte er überhaupt mit der Heimat? Sie war für ihn versunken. Vergessen. Was kümmerte sie ihn, der sich draußen in der Welt herumtrieb? Er wollte nicht fragen — aber dennoch — die verhängnisvolle Gewalt, mehr, alles zu erfahren über das Rätsel seiner Jugend, trieb ihn. Sie leuchtete aus seinen Augen, und die Wasenmännin sah diese scheubegehrliche Flamme und dachte: einmal muß er es ja doch wissen —

„Ja, weißt du, Büble, du bist ja jetzt älter und gescheiter. Da kann man so ein vernünftig Wort mit dir sprechen. Dein Vater —"

Die ganze Gewalt der nächtlichen Szene vor seiner Flucht fiel dem Knaben auf das Bewußtsein. Er sagte mit scheuer Stimme: „Ich hab' kein' Vater."

Die Wasenmännin sah ihn mitleidig an. Es lag so viel stumm ertragenes Elend in dem Gesicht. So viel Qual und so viel Trotz zugleich. „So! Du weißt's also? Ja, du bist ein angenommen Kind. Und dein Vater war ein guter Mensch. Er hat viel ausstehen müssen. Gott hab ihn selig. Er ist tot. In jener Nacht, wo du fortg'laufen bist, ist er g'storben. Er hat's gut mit dir gemeint. Er hat dich aus dem Wasser g'fischt — ja, guck nur! 's ist so! — wo die bösen Leut' dich ausg'setzt haben wie den Moses im Weidenkorb, und hat dich an Kindes Statt aufgenommen und erzogen. Und ein übel Weib hat er dazu nehmen müssen. Die war der längst' Nagel zu sei'm Sarg. Nun, jetzt ist er von allem erlöst."

Hans war in sich zusammengesunken. In der rasch hereinbrechenden Dämmerung bemerkte es die Wasenmännin nicht. Und sie fuhr fort, alles bis ins kleinste zu erzählen. Sie schenkte dem Knaben vor ihr nichts. Und sie beging diese Brutalität nicht aus Übelwollen, sondern aus purer guter Absicht und Dummheit. Die sich seine Mutter genannt hatte, führte ein liederliches Leben und verpraßte das Besitztum, das ihm, dem armen Hans, einst hätte gehören sollen. Und wenn er zurückgekehrt wäre und sein Recht hätte geltend machen wollen, was hätt' es ihm geholfen! „Bist halt ein armer Kerl!" sagte die Wasenmännin halb mitleidig, halb erhaben. Dazwischen ertönte das Stimmchen Lélies: „Ich — ich hab' einen Papa. Er ist sehr fein. Très charmant, vraiment. Er bringt mir immer Spielsachen und Puppen. Des poupées magnifiques. Schlafpuppen. Und sie schreien: Mama und Papa. Fais dodo, ma petite fille ..." Und dann zeigte sie ihm alle ihre Kostbarkeiten. Alles schleppte sie herbei. Muschelkästchen voller Korallenketten, Armbänder, Ringe und allerlei Tand. „C'est beau! N'est ce pas? Das ist fein! Wenn ich aber groß bin, krieg' ich noch viel mehr. Und jetzt geh' ich bald nach Paris und werde eine feine Dame und komme ganz lange nicht mehr. So sag' doch was!" Aber das Scherenschleifersbüble blieb stumm. Und da dachte Lélie, er sei neidisch, und schmollte.

Das Scherenschleifersbüble wußte nicht, was es sagen sollte. In seinem Hirn sauste und brauste es. Und dann war eine Totenstille und Leere in seinem Kopf, in die nur das Geschwätz der Alten und Lélies Geplauder und Gesinge hereintönte. Das alles tat ihm weh. Ihn faßte eine Angst wie damals in dem Zimmer in dem Schneidershause, an das er nun mit einem schütteln den Grausen zurückdachte. Nein, jetzt mußte er aufspringen und fortgehen. Denn hier war ihm doch alles ganz fremd. Und alles, selbst Lélie, kam ihm hier so gleichgültig und erbarmungslos vor. Es war wohl besser, er ging gleich. Er schluckte ein paar Tränen, verkrümelte mechanisch die letzten Krümelchen Torte auf seinem Teller, rückte hin und her und stand endlich auf. Er mußte gehen. Für ihn gab es kein Heim. Er konnte nicht wie Lélie und die Wasenmännin hier sitzen bleiben in aller Behaglichkeit. Er hatte es ja nun völlig ausgekostet: er war vater- und mutter-, heim- und namenlos. Wie der alte Scherenschleifer.

„Willst schon gehen, Scherenschleifersbüble?" fragte die Wasenmännin. Aber in dem Ton ihrer Frage lag mehr eine Bitte: Geh! Es ist Zeit für dich. Denn es war fünf Uhr, und die Mutter Lélies konnte nun jeden Augenblick kommen. Er gab der Wasenmännin die Hand. Dann, zögernd und wieder tränenschluckend, der kleinen Lélie. Dem Kamerädle. „Brüderlein — Schwesterlein —"

Es war so dämmerig, daß man die Gesichter kaum zu unterscheiden vermochte. Von der Straßenlaterne herauf kam ein Lichtstrahl. Er verweilte an der Decke. Er würde nach

Dinkelsbühl: Segringer Tor. (Nach einer Aufnahme von Friedrich Frölich, photographisches Atelier in Dinkelsbühl.)
Zu Dr. Christian Meyer: Das Ries.



kurzer Zeit verschwinden, wenn es hier im Zimmer hell würde. Und würde immer nur da sein, wenn es dunkel wäre. So ungefähr mochte noch kurze Zeit die Erinnerung an den kleinen Vagabunden da vor den beiden im Zimmer sein, wenn es verlassen und voller Nacht war.

An der Tür fiel ihm ein, daß er seinen Scherenring vergessen habe. Er ging noch einmal zum Tisch, unsicher, bückte sich und hob den Drahtring mit den Scheren auf. Sie klirrten ein wenig. Vielleicht waren sie indessen scharf genug geworden, um allerlei zu zerschneiden. — Er ging hinaus. Und zugleich tönten Schritte außen auf der Treppe. Rasch ging er.

Unten auf der ersten Treppe standen zwei Damen in jener etwas schreienden Mode, die Eleganz mit Aufgedonnertheit verwechselt. Aber alles war gut und teuer. Es waren Lélies Mutter und eine Freundin. Das Scherenschleifersbüble duckte sich scheu um die feinen Damen herum. „Que veux-tu?“ fragte Lélies Mutter.

„Scherenschliff!“ sagte Hans mechanisch. Und einen Augenblick hob er die müden Lider zu Lélies Mutter auf.

Die sah in die schwarzen melancholischen Augen und das verdüsterte Gesicht. Und irgend etwas ganz Entferntes, halb mit Gewalt, halb mit Leichtsinn von ihr Vergessenes sah in diesen Augen, in diesem Gesicht ihr entgegen. Es heftete sie an die Treppenstufe, auf der sie stand. Und es war so stark, daß es noch in ihr wach war, als der arme Hans schon draußen auf der spärlich erleuchteten Straße stand. „Tu n'es pas bien?“ fragte die Freundin.

„O, fait rien!“ Aber es war merkwürdig: das so seltsam lebendig Gewordene machte sie noch eine volle Stunde nachdenklich. Eine volle Stunde. Dann ward der Eindruck schwächer und schwächer. Und da auch Lélie von dem Besuch nichts sagte, so geriet ihr das Gesicht rasch aus der Erinnerung. Sie rangierte sich ja jetzt. Was brauchte sie durch Zufälligkeiten an dumme Geschichten aus der Vergangenheit erinnert zu werden! Und lächerlichen Ähnlichkeiten nachzugrübeln ...

Abends kam Lélies Papa. Er brachte eine große Puppe mit. Einen prächtigen Kameraden. Er war in Zuaveuniform gekleidet, hatte kohlschwarze Augen und einen herrlichen Schnurrbart. Auch konnte er laufen und salutieren, wenn man eine Feder am Rücken aufzog. Lélie hatte die größte Freude daran. Und Großmutter, Mutter und Kind verbrachten einen sehr vergnügten Abend. — Und sie sangen unablässig das Lied:

> Joli tambour, .
> Donnez moi votre rose —
> Rataplan — rataplan —

⌘ ⌘ Der arme Hans ⌘ ⌘

Hans ging zuerst langsam. Er sah einigemal zurück. Dort war es, wo jetzt das Licht hell aufleuchtete. Nun war der kärgliche Widerschein der Straßenlaterne im Zimmer verschwunden. Dann lief er schneller. Die Scheren klapperten. Sie erinnerten ihn daran, wie nahe er dem alten Mann verpflichtet war, der auf ihn wartete. Vielleicht schon ungeduldig war. Und es nicht zeigte. Wahrlich, das war noch sein einziger Freund. Dann blieb er einen Augenblick stillstehen. Es zwang ihn, stillzustehen. Also um seinetwillen war der Schneider so unglücklich geworden. Hatte das böse Weib genommen. Und — war dann — gestorben? — In jener schrecklichen Nacht — um seinetwillen! Aber er konnte ja doch nichts dafür! Hätte der Schneider ihn ertrinken lassen! Ihm wär' jetzt wohler! Und schneller trieb es ihn fort. Er sprang fast. Als wolle er seinen Gedanken entlaufen.

„Scherenschliffer, wetz, wetz, wetz!“ sangen ihm ein paar Kinder nach, die sich noch spät auf der Gasse tummelten. Zuletzt verirrte er sich im Gewirre der Gassen und Gäßchen. Atemlos kam er endlich an dem Brunnen an. Der Alte war nicht da. Er stand eine Weile unschlüssig. Dann ging er zu dem Wirtshaus, in dem er heute morgen so fröhlich getafelt hatte. Innen lag warmer Lichtschein. Und er, der ewig Verstoßene, wagte sich nicht hinein. Endlich ging er doch.

In der Stube saßen einige Blusenmänner und politisierten. Dabei ein paar Bürger und lasen Zeitungen. Er blieb an der Tür stehen. Der Wirt sah ihn an. Dann sah er die Frau an. Und dann sie ihn. Und beide wußten nicht, was sie sagen sollten. Hans ward es in diesem Schweigen bange. Endlich schlürfte der Wirt schweren Trittes aus der Einschenke heraus und trat auf Hans zu. „Du kummsch spöt, Scherenschliffersbüble. Diner Vatt'r isch nimme do. Vraiment. Wenn i dir g'rad erüs die Wahrheit sage

mueß: er isch krank gewore — und — enfin — es isch halt emol eso — der Schlag het ihn troffe — er isch glich dod g'sin — und sie han ihn ins Spital. Du mueß'sch dich halt mit Gedud ins Malheur schicke. Enfin. C'est ça! Und 's ischt nix dran zu ändern ... Wißer oder roter?" fragte er den nächsten Gast.

Hans starrte noch eine Weile in die Stube hinein.

„D'r Scherescchliffferskarch hat der Jean in die Infahrt gschtellt. Du kannsch en hole!"

Hans ging hinaus. Er stolperte in der dunklen Einfahrt. Er stolperte an dem treuen Werkzeug, an dem der Alte so oft gestanden hatte. Er fiel an ihm nieder. Er küßte den kalten Stein, an dem die alten, zitternden Hände so oft geschafft hatten. Er küßte ihn unter heißen Tränen. Vielleicht hatte der Alte sich über sein langes Ausbleiben geärgert und deshalb —? Gleichviel! Aber was jetzt —? Sollte er ins Spital gehen? Den alten Mann, seinen letzten Freund, noch einmal ansehen? Er wußte ja, wie Tote aussehen. Er wußte es, daß der Schneider damals in jener furchtbaren Stunde gestorben gewesen war. Nein, er wollte diese Kälte nicht mehr. Wozu war er in der Welt?

Er stand endlich auf. Er ging langsam hinaus. Er ging die Straßen weiter. Es wäre gut gewesen, jetzt aus der Welt gehen zu können. Da er doch nur Unheil angerichtet hatte, wozu sollte er noch hier bleiben? Für ihn und seinesgleichen war ja doch kein Platz da. Für ihn war offenbar die Welt nicht gemacht. Er strich hin und her die Straße. Und es fiel ihm der verscheuchte und verflatterte Vogel ein, wie er im Zimmer der Schneidersleute hin- und hergeirrt war. Hier waren glänzende Restaurants, hier feine Cafés. Da eine Confiserie. Er blieb davor stehen, blickte hinein und sah die Pärchen darin sitzen. Es war nicht mehr weit bis zur Weihnacht. Und die Leute, Frauen, Männer, Kinder, drängten sich um die hell erleuchteten Läden voller Eßwaren und Spielsachen. In einem stand ein Weihnachtsengel. Fast glich er Lélie, wie sie auf der Treppe gestanden hatte. Dann ging er mehr ins Halbdunkel unbelebter Gassen hinein. Hoch ragte der Münsterturm. Dort war Gott. Er sah hinauf. Dort war Gott. Er sah unzählige Sterne flimmern. Sie flimmerten sehr kalt. Sehr gleichgültig. Es sah so aus, als hätten sie nichts, auch nicht das geringste mit ihm zu tun. Ihn fror — und er ging immer weiter. Er kam an einen Staden, wo der Fluß zugefroren war und lange, schlecht beleuchtete Häuserreihen sich hinzogen. Dann ging er noch weiter hinaus. Er blieb wieder stehen. Und er wußte nicht, wie lange er gestanden war. Es war eine stumpf machende Kälte. Ihn schläferte. Er setzte sich auf eine Bank, tief im Dunkel und kauerte sich ganz in sich zusammen. Die Müdigkeit und das Frieren zugleich taten ihm wohl. Es war wie ein süßer Krampf ...

Es war ihm wieder so wie damals auf der Brücke, als er von Lélie gekommen war. Er lächelte. Es war doch schön gewesen. Wenn es damals weiter hätte gehen können! Ja, wenn —! Eine unendliche Müdigkeit überkam ihn. Er war nun so viel gewandert — immer hin und her — landauf — landab. Und sein Wandergeselle, sein guter, schweigsamer, alter Freund war tot. Sollte er jetzt allein „Schereschliff! Schereschliff!" durch die Straßen rufen? Nein! Ihm graute vor dem Gedanken. Fais dodo — Und er schlief ein. Er konnte sich nicht mehr wehren.

Er sah noch den Schneider. Er sah ihn im Lehnstuhl sitzen und lesen. Und auf einmal war es ihm, als wäre der Schneider kein anderer als der alte Scherenschleifer. Er sah ihn freundlich lächelnd vor sich. Es ward ein seltsamer Glanz vor ihm. Vielleicht kam da der liebe Gott —

Aber da stand wieder der Scherenschleifer und sagte: „Wir hab'n kein' Gott. Wir sind ihm aus der Hand g'fallen. Irgendwohin. Und jetzt weiß er nix mehr von uns und hat uns vergessen."

Da schüttelte er im Traum den Kopf. Und wie sein Kopf herabsank, klirrten leise die Scheren in seiner Hand. Er ließ den Ring fallen. Und nun waren die Scheren wirklich gut geschärft. Ohne Schleifstein. Sie schnitten, von einer unsichtbaren Hand in Bewegung gesetzt, ganz sachte alle Bande los, die den armen kleinen Hans in dieser unbarmherzigen, grausamen Welt festgehalten hatten.



Dinkelsbühl: Nördlinger Straße.

# Das Ries

**Von Staatsarchivar Dr. Christian Meyer**

Das Ries — schon der Name dieser merkwürdigen Gegend des Schwabenlandes deutet auf ihre alte geschichtliche Bedeutung hin, indem Ries nichts anderes ist als das alte Rätien. Diese römische Provinz reichte zu den Zeiten des Augustus von den Quellen der Donau über den St. Gotthard längs dem Inntal bis zur Donau und diese rückwärts bis zu ihrem Ursprung. Im Laufe der Jahrhunderte erhielt jedoch der Name mehr und mehr eine begrenztere Bedeutung; doch heißt noch in Aventins Chronik Augsburg „Augspurg im Rieß". Heutzutage umfaßt das Ries nur noch die große kesselförmige Ebene zwischen Öttingen und Harburg einerseits, Markt Offingen und Wemding anderseits. Der größte Teil gehört zum Königreich Bayern, der kleinere, an der West- und Nordgrenze, zum Königreich Württemberg. Den Charakter ihrer Bewohner, ihre Denk- und Lebensweise hat niemand tiefer erfaßt und anmutiger geschildert als der so früh heimgegangene sinnige Melchior Meyr. In einer seiner reizenden Rieser Dorfgeschichten steht die folgende treffende Bemerkung: „Das Ries ist eine kleine Welt für sich und birgt eine bedeutende Mannigfaltigkeit von Lebenserscheinungen in sich. Alle Farben der Konfessionen, Christen und Juden, Protestanten und Katholiken, findet man dort, schwäbisches und fränkisches Element reiht sich hier aneinander."

Das Ries zeichnet sich durch Fruchtbarkeit, sorgsamen Anbau des Landes und zahlreiche schöne Ortschaften, aber auch landschaftlich vor vielen Gegenden aus. Die weite, wasserreiche Fläche, rings von schönen Anhöhen umschlossen, überrascht aufs angenehmste. Den schönsten Überblick über den gesegneten Gau genießt man vom Harburger Schlosse aus, namentlich von dem nahegelegenen sogenannten Bock. Nördlich überschaut man da das Wörnitztal beim Katzenstein und Hoppingen und weiterhin das Ries bis Öttingen, den Hesselberg, Spielberg usw.; gegen Westen Schloß Baldern, den Nipf, den Breitwang (einen Teil des Schlachtfeldes von 1634) und das Härdtfeld; gegen Osten den Hahnenkamm bis zu den hochliegenden Dörfern



Nördlingen: Treppenaufgang am Rathaus.

Mindlingen und Buchdorf; gegen Südosten aber, nach Wörnitzstein und Donauwörth hin, die Hochebene zwischen Lech und Isar, Augsburg und dahinter die Zugspitze, von der weg sich zur Rechten und Linken die Allgäuer und Bayerischen Alpen in vollständiger Kette aneinanderreihen. Groß ist die Zahl der schönen, oft uralten und geschichtlich denkwürdigen, zum Teil an die Römerherrschaft anknüpfenden Punkte im Ries; Klöster und Schlösser, Städte und Dörfer übersäen den Plan, und da, wo scheinbar die Ränder der Berge oft in einförmigen Linien den Gesichtskreis abschließen, drängen sich noch die lieblichsten Täler zwischen den Vorbergen einwärts. So gelangt man von Nördlingen über Hertheim und das Schlachtfeld von 1634 einwärts in das enge, stillfriedliche Karthäuser Tal, wo frisches Grün und das klare Forellenbächlein zwischen den schattigen Laubhallen majestätischer Buchen laben, wenn im Hochsommer draußen im Ries die gelben Saaten schattenlos und ohne erquickendes Grün das Auge ermüden. Weiter das Tal entlang fällt unser Blick auf drei Burgruinen, genannt das „Hohe Haus", das „Niedere Haus" und das „Rauhe Haus". Das „Hohe Haus", das sich am längsten als bewohntes Schloß erhalten hatte, steht als gewaltige Ruine rechts auf steiler, bewaldeter Höhe; ihm gegenüber, durch ein schmales Tal getrennt, sehen wir auf kahlem Felsvorsprung die Reste des „Niederhauses", links aber zeigt sich eine Bergplatte, die ehedem das jetzt gänzlich zerstörte „Rauhe Haus" trug.

Anmutig ist auch ein Gang an der alten Reichsfeste Flochberg bei Bopfingen, wo noch im neunzehnten Jahrhundert die sogenannten „Freileute", eine Art privilegierter Bettler, saßen, und an dem Dorfe Trochtelfingen aufwärts zu der Felsenquelle des Egerflüßchens. Und auch hier wieder winkt die malerische Ruine des Schenkensteins, der kegelförmige Ripf, der sich 800 Fuß steil über den Spiegel des Egerflüßchens erhebt und dem, der ihn ersteigt, mit einer entzückenden Aussicht auf das Ries und seine hundert Ortschaften lohnt.

Dieses von der Natur so merkwürdig begrenzte Ländchen war seit der frühesten Zeit



Nördlingen: Reimlinger Tor.


Nördlingen: Partie an der Stadtmauer.

der Schauplatz der wichtigsten Ereignisse. Hier war einst die Grenze des römischen Weltreiches, Harburg, der Schlüssel zur Donau, eine Grenzfeste. Durch das Ries wollte


Nördlingen: Löpsinger Tor.

Karl der Große mit Benutzung der Wörnitz Rhein und Donau verbinden. Ein großer Teil des Landes gehörte zum Dominium der königlichen Kammer; schon sehr früh wurden jedoch daraus Schenkungen an weit entlegene Klöster gemacht. Andere Reichsgüter gelangten, namentlich durch Verkauf oder Verpfändung, in die Hände der Grafen von Öttingen, welche zu ihren Allodien und zu den Lehen des Gaugrafenamtes sich allmählich ein ungeheures Besitztum weit über die Grenzen des alten Riesgaues hinaus erworben hatten. Außerdem war der Bezirk von den Burgen des Adels übersät.

Dagegen faßte das Städtewesen weniger Fuß; nur das bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts reichsfrei gebliebene Nördlingen kam zur Blüte. Obgleich das heutige Ries mehrere Städte zählt, so ist doch für den Rieser Nördlingen die Stadt par excellence. Zwischen Stadt und Bahnhof ist in neuester Zeit eine Vorstadt mit hübschen Anlagen entstanden, in deren Mitte die Büste Melchior Meyrs sich befindet. Wir überschreiten auf einer Brücke den verwachsenen Stadtgraben und gelangen durch das ganz



Dinkelsbühl: Rothenburger Tor.

vier Wächtern ein Schanddenkmal errichtet, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich einem Grafen von Öttingen verpflichtet hatten, ihm nächtlicherweile das Tor zu öffnen. Der Anschlag ward entdeckt, die Bürger warfen, wie Graf Eberstein die Streiter des Kaisers, den Grafen vom Wall in die Gräben hinab und ließen die Verräter mit dem Tode büßen.

Behaglich und freundlich mutet ein Gang durch die Straßen an. Noch genügt der Raum innerhalb der alten Ringmauer, noch hat man nicht das Bedürfnis gefühlt, die Gassen zu verbreitern oder ihnen schnurgerade Richtung zu geben. Die mäßig hohen Giebelhäuser sind häufig noch in alter Weise durch schmale Höfe getrennt, im Mittelpunkt der Stadt, um Markt und Hauptkirche her, rücken noch die Obergeschosse in dem sogenannten Überhang über die unteren hinaus, in den Nebengassen schaffen Vorgärtchen mit leuchtenden Blumen und die Fenster umspinnenden Reben freundliche Bilder. Am meisten malerisch hebt sich von den Bürgerhäusern das Rathaus ab mit Staffelgiebeln, Türmen, fünfeckigem Erker und überdachter Freitreppe. Von besonderem Interesse ist die Unbefangenheit, mit der bei dem Ausbau des alten Hauses zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch Zierformen der Gotik und der Renaissance miteinander verbunden worden sind. Auf dem Ruheplatz der Treppe befindet sich ein Wandgemälde der Justitia mit dem bekannten Rechtsspruch: „Ein Mannsred' ein Halbred', man soll sie hören beed", und im Hauptgeschoß Hans Schäufelins großes Bild „Die Belagerung von Bethulia", dessen landschaftlicher Teil wieder recht augenfällig zeigt, daß die Hintergründe auf den biblischen Bildern aus jener Zeit uns richtige Vorstellungen von den damaligen Städten in der Heimat der Künstler geben. Dieses Gemälde ist der Glanzpunkt der städtischen Sammlung, die noch eine Reihe trefflicher Stücke von Schäufelin, Herlin u. a.

prächtige Reimlinger Tor in die eigentliche Stadt. Wie jenes von Südosten, so führen drei andere Tore von Nordosten, Nordwesten und Südwesten in die Stadt, alle stattlich und noch fest und wohlerhalten, als wollte heute noch der Torwart ausspähen nach fremdem Kriegsvolke oder, wozu häufiger Anlaß war, nach den Reitern schlechter Freunde und ungetreuer Nachbarn, in deren Reihe die Grafen von Öttingen den ersten Platz behaupteten. Daß die Gefahr nicht mehr groß ist, zeigen die Holzstiegen, die neben jedem Tor emporführen. Aber die Mauer umschließt noch das ganze Nördlingen; man kann auf dem Wehrgange die ganze Stadt umwandern, auf der inneren Seite den Blick über die Häuser hinschweifen lassen, während auf der anderen die Lücken und Schießscharten nur spärliche Blicke ins freie Feld gestatten. Sogar das hölzerne Schutzdach für die mit ihren Hakenbüchsen wachehaltenden Bürger steht noch. Und ernst genug ist es dort oft hergegangen. An dem Deininger Tor, das gleich dem Löpsinger einen mächtigen Rundturm mit mehreren Stockwerken trägt, ist

und außerdem eine Menge künstlerisch oder ortsgeschichtlich merkwürdiger Dinge umfaßt. Die Wände zieren Geschlechterwappen, meist mit Schnitzwerk, und sehr gut gemalte Zunftwappen vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an; sie hängen friedlich nebeneinander, während die Stadtchronik doch auch dort von lebhaften Kämpfen zwischen Patriziern und Handwerkern zu berichten weiß.

Die Maler Schäufelin und Herlin sind auch für den Schmuck der mächtigen Hallenkirche beschäftigt gewesen, die aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammt, und deren vor die Westseite gelegter Turm wohl von jedem Punkte der Stadt aus sichtbar ist. Er soll nach den Domtürmen in Landshut, Regensburg und München der höchste im ganzen Bayerlande sein.



Dinkelsbühl: Bäurlinsturm (Hauketurm.)

Die früheste Erwähnung Nördlingens geschieht am Ende des neunten Jahrhunderts. Damals war der Ort ein königliches Hofgut, das von Kaiser Arnulfs natürlichem Sohne Zwentibald oder dessen Mutter der bischöflichen Kirche zu Regensburg überlassen wurde. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelangte die unterdessen zu einem lebhaften Verkehrsmittelpunkt aufgeblühte Stadt in den unmittelbaren Verband des Reiches. Dieses alte Nördlingen stand aber nicht auf der Stelle der heutigen Stadt, sondern war über die Anhöhe gegen Klein-Erdlingen hingelagert, welche jetzt den städtischen Friedhof trägt. Eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte nämlich im Jahre 1238 die alte Stadt bis auf wenige Häuser; beim Wiederaufbau verließ man ihre bisherige Stätte, und das neue Nördlingen erhob sich östlich unter jener Anhöhe in der Ebene. Im sechzehnten Jahrhundert trat die Stadt frühzeitig der großen Glaubensneuerung bei.

Wer dächte endlich, wenn er den Namen Nördlingen hört, nicht an jenes weltgeschichtliche Ereignis der blutigen Schlacht, welche am 6. September 1634 vor den Toren der Reichsstadt tobte und den herrschsüchtigen Bestrebungen der Schweden ein furchtbares Ende bereitete? Am 26. Juli 1634 war Regensburg in die Hände der Kaiserlichen gefallen. Bald darauf zogen diese unter dem Oberbefehl des Königs von Ungarn längs der Donau aufwärts, um den von den protestantischen Ständen Schwabens und Frankens mit den Schweden geschlossenen Bund zu sprengen. Am 17. August öffnete Donauwörth nach kurzer Belagerung die Tore, und noch am Abend dieses Tages rückte die Hauptmacht in das Ries ein. Nahe der Stadt Nördlingen, auf dem Plateau über dem Dorfe Reimlingen, schlug das Heer sein Lager auf. Gleichzeitig rückte, nachdem Horn und Bernhard von Weimar ihre Heeresteile bei Günzburg vereinigt hatten, die schwedisch-deutsche Armee von da aus gegen das Ries vor; am 22. August bezog sie auf der Hochfläche Breitwang bei Bopfingen ein Lager. Schon nach wenigen Tagen kam es zu Gefechten an der Eger um Utzmemmingen. Beide Heere verstärkten sich, die Schweden auf 25000, die Kaiserlichen auf 33000 Mann. Die



Dinkelsbühl: Russelberg.

Lage der zwischen den beiden Heeren eingekeilten Stadt war die bedrängteste. Zweimal gelang es den Schweden, durch einen kühnen Handstreich Verstärkungen in die Stadt zu werfen. Mit Heldenmut schlugen die Bürger die Tag für Tag anstürmenden Kaiserlichen zurück; doch erlahmte allgemach die Kraft des Widerstandes. Der hartbedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen, setzten sich Horn und Bernhard von Weimar gegen Nördlingen in Bewegung. Der Vormarsch geschah in südlicher Richtung auf der Neresheimer Straße bis gegen Dehlingen; hier wendete sich das Heer östlich gegen die von Neresheim nach Nördlingen führende Straße und zog auf ihr durch den Wald in der Richtung gegen die Stadt weiter. Am 5. September nachmittags vier Uhr rückte Bernhard von Weimar mit der Avantgarde aus dem Walde den Abhang herab, welcher, heutzutage der Kampf genannt, in die Ebene überleitet. Auf ihm stand die Vorhut des kaiserlichen Heeres. Von Bernhard angegriffen, zogen sich die Kaiserlichen in östlicher Richtung unter eine Anhöhe zurück, welche, nördlich über Ederheim gelegen, den Namen Lachberg führt. Dieser Lachberg ist nach den Untersuchungen von Professor Fraas in Stuttgart der montagne d'Arensberg, der in der Relation Horns an Oxenstierna eine so bedeutende Rolle spielt. Der Name Arnsberg ist heutzutage aus dem Volksmunde entschwunden; im Jahre 1685 war er noch bekannt, was deutlich aus einer im Nördlinger Archiv aufbewahrten Aufzeichnung des Superintendenten Haak hervorgeht.

Der Verlauf und Ausgang der Schlacht bei Nördlingen ist bekannt. Wäre Bernhard von Weimar bei seinem ursprünglichen Plane stehen geblieben, sich nämlich auf dem Lachberg zu verschanzen und von da Verbindung mit der belagerten Stadt zu gewinnen, so würde eine Entscheidung noch lange hinausgezogen worden sein. Aber der

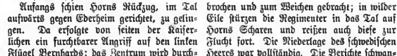


Dinkelsbühl: Dreikönigskapelle mit Segringer Tor.

ungestüme Bernhard rückte über den Lachberg hinaus in die Ebene vor und griff die feste Stellung der Kaiserlichen auf dem Albuch an. Auf diese Höhe warf Gallas in der Nacht vom 5. auf den 6. September furchtbare Streitkräfte; unter Leitung des Jesuitenpaters Gamassa wurden die Nacht hindurch Schanzen aufgeworfen. Mit dem grauenden Morgen eröffnet Horn mit dem rechten Flügel den Angriff auf die verhängnisvolle Anhöhe. Er wird zurückgeschlagen. Bernhard ordnet das Leibregiment Gustav Adolfs zur Unterstützung ab. Umsonst! Nach fünfzehn vergeblichen Angriffen sieht sich Horn genötigt, an den Rückzug zu denken. Auch der linke Flügel und das Zentrum waren am Mittag bereits stark erschüttert worden.



Dinkelsbühl: Georgskirche.



Anfangs schien Horns Rückzug, im Tal aufwärts gegen Ederheim gerichtet, zu gelingen. Da erfolgte von seiten der Kaiserlichen ein furchtbarer Angriff auf den linken Flügel Bernhards; das Zentrum wird durchbrochen und zum Weichen gebracht; in wilder Eile stürzen die Regimenter in das Tal auf Horns Scharen und reißen auch diese zur Flucht fort. Die Niederlage des schwedischen Heeres war vollständig. Die Berichte schwanken über die Zahl der Gefallenen; nach mäßigen Angaben verloren die Schweden 12000 Tote und 6000 Gefangene, nach anderen aber lagen 8000 Schweden allein am Albuch, und 9000 wurden auf der Flucht niedergemacht. „Die guten wirtemberger Bauern sein in großer menge und ganz gliederweis dagelegen in ihren weißen zwilchkitteln und ränzlein auf dem rücken," berichtet ein Zeitgenosse. Horn fiel als Gefangener in die Hände bayerischer Reiter; Bernhard von Weimar rettete sich, am Halse verwundet, mit genauer Not in eiliger Flucht durch das Remstal nach Schorndorf. Die Trümmer des Heeres warfen sich in voller Auflösung nach Neresheim und Aalen zu. So endete der Tag von Nördlin-



Dinkelsbühl: Partie am Stadtpark



Dinkelsbühl: Wörnitztor.

Reichsstädte und an ihren Fehden mit den Fürsten und dem beutegierigen Adel. 1387 ging auch hier das Stadtregiment aus den Händen des Patriziats an die Zünfte über. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war die Stadt bereits von der starken Mauer umfangen, deren Türme (ehedem vierundzwanzig, heute noch dreizehn) ihren auszeichnenden Schmuck bildeten. Mit den Glaubenskämpfen des nächsten Jahrhunderts erbleichte jedoch der alte Glanz der Stadt. 1532 wurde zunächst die neue Lehre in sämtlichen Kirchen eingeführt, doch mußten schon sechzehn Jahre später nach dem Siege Karls V. über den Schmalkaldischen Bund, dem sich Dinkelsbühl angeschlossen hatte, die protestantischen Geistlichen die Stadt verlassen, und die Hauptkirche wurde den Katholiken zurückgegeben; auch

gen, der blutigste und entscheidendste des ganzen Dreißigjährigen Krieges. Er hat die Gedanken Gustav Adolfs und Oxenstiernas, eine Union aller protestantischen Stände Deutschlands unter dem Direktorium der Krone Schweden herzustellen, vereitelt und dem Hause Habsburg seine Stellung im Reiche gerettet. Am 9. September erschlossen sich dem König von Ungarn die Tore Nördlingens; er zog im Siegesglanz in die Stadt, und Bürgermeister und Rat lagen vor ihm auf den Knien, als er die Stadtkirche betrat, um mit Hochamt und Tedeum den Dank für solchen Sieg darzubringen. —

Fünf Stunden nördlich von Nördlingen, an der Grenze Schwabens und Frankens, liegt die ehemalige Reichsstadt **Dinkelsbühl**. Dinkelsbühl ist ohne Zweifel ein sehr alter Ort, wird jedoch mit Namen erst im Jahre 1188 das erstemal genannt als zum Hausgut des staufischen Kaiserhauses gehörig. Seit 1305 steht die Stadt ohne Unterbrechung unmittelbar unter dem Reiche. Schon damals blühte zu Dinkelsbühl das Gewerbe der Tuchmacherei, das späterhin der Stadt einen weithin reichenden Ruf brachte. Sie beteiligte sich an den Bündnissen der schwäbischen

das Stadtregiment geriet wieder in katholische Hände. Erst 1552 gelang es dann den weit in der Mehrzahl befindlichen Protestanten, mit der Spitalkirche wieder ein eigenes Gotteshaus zu erlangen. So blieb der Stand der Dinge, bis 1632 Gustav Adolf von Schweden seinen Einzug in die Stadt hielt, der katholische Rat durch einen protestantischen ersetzt und die Hauptkirche neuerdings den Evangelischen eingeräumt wurde. Aber schon zwei Jahre später, nach der für die Protestanten so unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, mußten die Schweden die Stadt nach heftiger Beschießung an den kaiserlichen General Piccolomini übergeben, welcher Regiment und Hauptkirche wieder den Katholiken überwies und die Protestanten schwer die Gewalt des Siegers fühlen ließ. Im nächsten Jahre rafften Hungersnot und Pest zwei Drittel der Einwohnerschaft hinweg. Dreimal noch wurde die Stadt von den Bayern, einmal von den Franzosen, zweimal von den Schweden genommen, bis endlich der westfälische Friedensschluß dem schrecklichsten aller Kriege ein Ende machte. Jetzt wurde die Parität zwischen den beiden Konfessionen wieder hergestellt, doch hat es

auch in der Folgezeit an Zwistigkeiten innerhalb der Bürgerschaft nicht gemangelt. 1802 fiel die Reichsstadt an Bayern, 1804 an das preußische Ansbach, 1806 mit diesem wieder an Bayern.

Auch dieses Dinkelsbühl hat wie Nördlingen ein stattliches Rathaus und zahlreiche hübsche Giebelhäuser, deren Holzarchitektur und Bemalungen leider meistens unter der Tünche versteckt sind. Auch diese Stadt ist jetzt eine Landstadt, Feldbau treibend, woran schon ihr Name erinnert (Dinkel = Spelt; Bühel = Hügel). Aber auch sie hat eine bewegte Vergangenheit, und verhängnisvoller als die Zwistigkeiten mit ritterbürtigen Nachbarn und die Bedrängnisse im Schmalkaldischen und im Dreißigjährigen Kriege wurden für sie die Zerwürfnisse zwischen Protestanten und Katholiken, von denen die einen die Mehrheit, die anderen aber mächtige Beschützer hatten. Die alte Ringmauer steht auch noch mit nicht weniger als siebzehn Türmen und Türmchen, alle mit verschiedenem Abschluß, zum Teil notdürftigen Ausbesserungen der Schäden, die die Kugeln aus aller Herren Ländern angerichtet hatten. Unter den Toren und Türmen der Umfassung ragen hervor das Wörnitztor (vom Bahnhof her), der Grüne Turm, der Hohe Turm, das Rothenburger Tor, in welchem hoch oben ehemals die städtischen Gefängnisse eingerichtet waren, der Faulturm am Stadtpark, das Segringer Tor, an welches sich eine Anzahl reizender, turm- und zinnengeschmückter Zwingergärtchen anschließt, das Nördlinger Tor mit der alten Stadtmühle, die durch ihre Türmchen und Schießscharten noch heute einen sehr wehrhaften Eindruck macht, und der Hauleturm. Auf der Mauer kann man freilich nicht spazieren gehen, sie ist abgedeckt, weil die Unterhaltung des Wehrganges zu kostspielig wurde. Aber der Weg um die Tore, bald auf dem Wall, bald in dem Graben mit seinem „Stadtpark", ist sehr angenehm und bietet wie in Rothenburg eine Menge hübscher



Dinkelsbühl: Stadtmühle.

Blicke in Winkel, auf Stiegen, überhängende Häuser usw., mit den Türmen die rechte Szenerie für „Götz von Berlichingen" und „Faust". Und eine einsichtige Verwaltung versteht es vortrefflich, die Pflege der Hinterlassenschaft anderer Zeiten mit der Rücksicht auf die Anforderungen der Gegenwart zu vereinigen. Muß ein altes Bauwerk dem Untergang geweiht werden, so läßt man die künstlerisch wertvollen Bestandteile, z. B. Portale, in die Stadtmauer einfügen, wo sie dann gegen Zerstörung und Verschleppung gesichert sind.

Architektonisch noch bedeutender als die Nördlinger Stadtkirche ist die ebenfalls dem heiligen Georg geweihte Dinkelsbühler Hauptkirche, doch beeinträchtigt hier das Langhaus mit seinem hohen Dache die Wirkung des Turmes. Von dem schönen rundbogigen Portal bis zu der Haube eines achteckigen Aufsatzes über den quadratischen sechs Geschossen kann man von dem Turm eine Bauzeit von mehreren Jahrhunderten ablesen. Als Baumeister werden Vater und Sohn Niklas Esser genannt, ein Name, der in verschiedenen Schreibweisen auch bei der Nördlinger und anderen Kirchen erscheint.



Dinkelsbühl: Drechsel-(Deutsches) Haus.

Nahe der Kirche erhebt sich jetzt ein in seiner Schlichtheit sehr anmutendes Denkmal für den Verfasser der „Ostereier", den aus Dinkelsbühl gebürtigen Christoph von Schmid. In den „Erinnerungen aus meinem Leben" hat er seine Vaterstadt sowie heimatliche Personen und Zustände aus seiner Jugendzeit in köstlichen Schilderungen gezeichnet. Ebenfalls nahe der Kirche steht ein anderes Denkmal, wie es unseren alten Städten niemals fehlte. Es ist ein reizvoller Renaissancebrunnen in Gestalt einer schlanken Säule, deren korinthisches Kapitell einen ruhenden Löwen mit dem Wappen der Stadt trägt.

Westlich von der Kirche, an der Ecke des Marktplatzes, ragt das stattliche Rathaus empor, ein reizender Renaissancebau, der etwa gleichzeitig mit dem Brunnen um 1540 entstanden sein mag. Es hat an der Fassade einen hohen Staffelgiebel und einen hölzernen Dachreiter für die Glocke. Nächst dem Rathaus steht das Stammhaus der Patrizierfamilie Drechsel-Dehnstetten, eines der schönsten und großartigsten Fachwerkgebäude Süddeutschlands, schon aus vorgeschrittener Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, also ein vereinzeltes Beispiel von der in dieser schlimmen Periode hie und da sich noch hervorwagenden Bautätigkeit. Aus ähnlicher Spätzeit datiert die Kornschranne der Stadt, ein mächtiger, ganz in Sandsteinquadern ausgeführter Bau.

Nächst dem Segringer Tor steht die uralte frühgotische Dreikönigskapelle, jetzt leider profaniert, und daneben das altertümliche ehemalige Meßnerhaus, das in neuester Zeit der historische Ortsverein erworben hat, um darin seine orginellen Sammlungen (Strumpfwirkerstube, Zunftstube mit Küche, Empirezimmer mit Schlafstube und Studier- oder Musikzimmer) aufzustellen.

Alljährlich im Monat Juli wird in Dinkelsbühl das mehrtägige Fest der Kinderzeche begangen. Ursprünglich wohl ein uraltes Kinder- und Schulfest, wird es nun mit geschichtlichen Ereignissen während des Dreißigjährigen Krieges in Verbindung gebracht und zum Danke für die Errettung der Stadt gefeiert. 1632 lagert der Schwedenoberst Sperreut vor der Stadt und droht ihr, da sie die Übergabe verweigert, mit dem Schicksal Magdeburgs. Da kommen noch zur rechten Zeit sämtliche Kinder der Stadt unter Führung der „Kinderlore" und flehen um Gnade. Es gelingt der unschuldvollen Schar, das Herz des Feindes zu rühren, und die Stadt ist durch die Kinder gerettet. Aus diesem Stoffe hat nun der Münchener Dramaturg Ludwig Stark sehr geschickt ein Festspiel geschaffen. Es zerfällt in das Vorspiel im Schrannensaal und das Nachspiel auf dem Altrathausplatz. Daran schließt sich der farbenprächtige Festzug mit seinen vielen Gruppen an. Vor der Schrannenhalle trägt der kleine „Oberst" hoch zu Roß den altherkömmlichen „Spruch" vor, worauf sich nach Gesang und einer patriotischen Huldigung der Festzug auflöst. Unser letztes (November-)Heft hat in der Dramatischen Rundschau mehrere Szenen daraus in Abbildungen gezeigt. Dieser offiziellen Kinderzeche folgt ein mehrtägiges luftiges Treiben auf dem sogenannten Schießwasen mit seiner Budenstadt.



Maurice Maeterlinck.

# Maurice Maeterlinck als Dichter der neuen Frau

Von Dr. phil. Helene Stöcker

Von allen Schlagworten, die das Wesen Maeterlincks zu kennzeichnen suchen, wird ihm, scheint mir, das am gerechtesten, das ihn den Dichter der Seele nennt. In einer Welt, in welcher man vor allem nach äußerer Macht, nach äußeren Kulturgütern strebt, weist er immer wieder auf die innere Kultur, auf das mächtigste Besitztum, das der Mensch sich erwerben kann: auf eine große Seele. So erscheint er, der auch Künstler und Philosoph zugleich ist, wie der jüngere und mildere Bruder eines Größeren, dessen Stimme in leidenschaftlichem Prophetentone über die moderne Welt dahingrollte. Nur daß in Maeterlinck der Künstler, in Nietzsche der Philosoph zu überwiegen scheint. Maeterlinck macht den Eindruck eines sanft und eben dahinfließenden Stromes, verglichen mit dem brausenden Meere Nietzsche. Gemeinsam ist ihnen das Beste, was sie haben. Beide sind aus einer anfänglich düsteren, verneinenden Weltanschauung zu einer starken, freudigen Bejahung des Lebens durchgedrungen, eines Lebens, das nicht ohne Leid und Schmerz ist, aber eines Lebens, das sich vor dem Schmerz nicht mehr fürchtet. Manche Kapitel von Maeterlinck, besonders in seinem philosophisch vielleicht bedeutendsten Werke „Weisheit und Schicksal“ muten an, als seien sie geradezu aus Nietzsche entnommen, als sei es eine Übertragung aus der starken Seele des Einsiedlers von Sils-Maria

in die weichere, träumerische seines vlämischen Geistesverwandten Maeterlinck.

Es kann den Frauen nicht gleichgültig sein, daß eine der vornehmsten Erscheinungen der heutigen Kultur, wie Maurice Maeterlinck es ohne Zweifel ist, dieses tiefe Verständnis für die Seele und damit auch für die Frau beweist, deren Wert für die Welt, neben ihrer physischen Mutterschaftsleistung, gerade in ihrem verfeinerten Seelenleben ruht.

Als in der „Freien Bühne" etwa vor einem Jahrzehnt „Prinzeß Maleine" erschien, eins der Erstlingsdramen Maeterlincks, konnte man vielleicht lächeln über die seltsam hilflose Art, mit der hier der Märchenton des Grauens und des Schreckens getroffen war. Auch hier schon ist die Heldin ein Weib: eine arme kleine Prinzessin, die als Magd ihrer Nebenbuhlerin dient, um dem Geliebten nahe zu sein, und die von der schlimmen Königin meuchlings ermordet wird.

In „Prinzeß Maleine" wie in allen seinen ersten Dichtungen steht Maeterlinck dem Schicksal noch gegenüber, wie früher auch die Frau dem Schicksal noch gegenüberstand: ohne den Mut, etwas zu wagen, völlig unbekannt mit den Gesetzen, die über sie herrschen, und bereit, immer eher an einen unbekannten bösen Willen als an einen guten zu glauben. Diese trostlose Lebensanschauung, in welcher nur der Tod und die Vernichtung sicher scheint, hat dem Dichter nicht genügen können; er hat versucht, dem Unbekannten, das uns alle umgibt, ein anderes Aussehen zu geben und einen neuen Grund zum Leben und Arbeiten zu gewinnen. Man hat ihn damals wohl spöttisch den Dichter der Demut, den Dichter der geistig Armen genannt. Wenn er es war, so ist er inzwischen längst ein Dichter des Lebens, des Mutes und der Freude geworden. Und es sind die Frauen in seinen Dichtungen, in denen sich nun dieser Mut, diese Freude verkörpert.

In „Aglavaine und Selysette", das gerade in der Mitte zwischen der alten und der neuen Auffassung steht, hat sich der brutale Kampf zweier Frauen um einen Mann in den Kampf um die höchste Höhe seelischer Schönheit verfeinert. Aglavaine weiß, sie kann deshalb besser lieben als andere, weil sie unglücklich gewesen ist. Sie ist glücklich, gelitten zu haben, weil das Schicksal nun nichts mehr zu fordern hat. Meleander aber spürt die Wirkung von Aglavaines Seele so tief, daß ihm plötzlich klar wird, daß auch seine anscheinend glückliche Ehe mit Selysette noch viel tiefer und inniger hätte sein können, als ob die Seele sich vor etwas mehr Ernst, etwas mehr Wahrheit in der Liebe gefürchtet habe. Aglavaine erscheint als eines der Wesen, die es verstehen, „die Seelen an ihrer Quelle zu vereinen". Aber wenn Meleander auch nicht ihre seelische Macht besitzt, so hat er doch das Gefühl, daß ihrer beider Leben dasselbe Ziel hat. Wir wissen nicht, wen wir mehr lieben sollen, die kindlich opferwillige Selysette oder die stolze, klare, vornehme Aglavaine, von der Meleander sagen kann: „Sie gleicht anderen Frauen nicht, es ist eine eigene Schönheit, eine seltsamere und geistigere Schönheit, eine Schönheit, die sozusagen veränderlicher und vielfältiger ist, eine Schönheit, welche die Seele durchscheinen läßt, ohne sie je zu trüben. Es ist nicht möglich, in ihrer Gegenwart etwas zu sagen, was man nicht denkt oder was nicht unnütz ist. Sie löscht alles aus, was nicht wahr ist." Zwischen Meleander und Aglavaine steigt jene tiefe Sympathie der Seelen empor, in der es ihnen scheint, als hätten sie in einer Wiege gelegen und sich einander gekannt, bevor sie sich selbst kannten. Aber Aglavaine will, daß Selysette nicht darunter leiden soll; wenn jemand leiden solle, so müsse sie selbst es sein. Angesichts dieser großmütigen Seele Aglavaines wächst auch die kleine Selysette. Sie wird trauriger und glücklicher zugleich, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie sie in ihrer Opferfreudigkeit sich über sich selbst hinaus entwickelt. Sie ist es dann, die das Opfer der Trennung zuerst vollzieht. — Noch vermag der Dichter den Konflikt nur durch einen Opfertod, durch den Tod von Selysette zu lösen.

In „Schwester Beatrix", die gleichfalls über deutsche Bühnen gegangen ist, hat Maeterlinck die jugendliche, asketische Auffassung seiner ersten Periode auch noch nicht völlig zu überwinden vermocht. Man braucht nur einmal zu vergleichen, wie köstlich Gottfried Keller als reifer Mann denselben Stoff in seinen „sieben Legenden" behandelt hat. Bei Keller kommt die aus dem Kloster entflohene Schwester stolz und froh mit sieben Söhnen zurück, während sie bei Maeterlinck arm und elend, an Leib und Seele gebrochen ist. Steht Schwester Beatrix stofflich ganz unter

der alten Weltanschauung, so kann Maeterlinck doch wohl auch hier schon in einem anderen Sinne verstanden werden. Die heilige Jungfrau, die für die entflohene Beatrix den Klosterdienst versieht und ihr zu dem Ruhm einer wundertätigen Heiligen verhilft, ist wohl auch das Symbol für die verstehende Liebe der Frau, die alle zu sich ruft, die ihrer bedürfen. Für sie ist immer die Stunde der Liebe, und ihre Liebe hat keine Grenzen. So beweist sie das tiefste Verständnis für die Lebens- und Liebessehnsucht der jungen, schönen Beatrix, die, an ihrem Altar kniend, ihr alle Zweifel und Sehnsüchte ihres heißen Herzens anvertraut. In der Gestalt der Schwester Beatrix ist sie fünfundzwanzig Jahre lang die Heilige des Klosters, während die Entflohene draußen alle Sünden, allen Jammer des Lebens kennen lernt. Als sie arm und elend, in Lumpen, als Verzweifelnde und Sterbende zurückkehrt, darf sie in Frieden und Ruhe sterben, da niemand ihr Sündenbekenntnis glaubt. In ihr ist das größte, froheste Staunen, daß man ihr zu verzeihen scheint: „Wie wißt ihr denn, daß die Seele unglücklich ist? Man verzieh doch nicht, als ich noch hier war. Ehedem kannten die Menschen die Trübsal nicht, ehedem verdammten sie die Sünde. Jetzt verzeiht alles." So stirbt sie in einer Welt, in der sie nicht weiß, wo Liebe und Güte mit ihr hinauswollen.

Auch in „Joyzelle", dem alten Merlindrama, ist die Naturkraft, die Lebenskraft der Seele, wieder symboliert in einer Frau: in Arielle. Joyzelle, die Titelheldin, muß die schwersten Prüfungen bestehen, ehe sie dem Geliebten gehören darf. Von ihr hängt es ab, ob ihre Liebe wirklich die wundersame Liebe sein wird, von der der Dichter wollte, daß sie allen Menschen zuteil würde. Merlin lebt auf einer einsamen Insel als Meister der Natur, der Vögel und der Blumen, als Meister jener inneren Kraft, die in jedem Menschen schlummert, und die Merlin in Arielle zu eigenem Dasein erweckt hat. Er weiß, daß seinem einzigen Sohn in Joyzelle die große Liebe geschenkt wird, die auch Merlin sich einmal für sein Leben ersehnt hatte. Aber er selber muß den Liebenden die schwersten Prüfungen auferlegen, ehe sie einander gehören dürfen. Joyzelle und Lanceor lieben sich von dem Augenblicke an, wo sie sich sehen; aber Merlin macht seinen Sohn Lanceor zum Gefangenen und verbietet ihm bei Strafe des Lebens, Joyzelle wiederzusehen. Sie lehnt sich gleich offen dagegen auf. Trotz des Verbotes öffnet sie Lanceor die Tür, und sie sinken einander in seligstem Rausch in die Arme. Die Natur um sie her verwandelt sich, die armseligsten Räume entfalten sich zu voller Pracht, Schmetterlinge und Vögel fliegen in strahlendem Licht umher: aus einer Wüste sind sie in den Garten des Lebens getreten. Lanceor erliegt dann den Versuchungen einer Truggestalt, Versuchungen, die Merlin ihm gern erspart hätte, da es ihn schmerzt, eine edle und schöne Liebe, eine Liebe, die sich vorher bestimmt und einzig glaubt, so scheitern zu sehen. Joyzelle besteht die Prüfung dieses Abfalles; sie will alles verzeihen, wenn er nur die Wahrheit sagt. Die größte Schuld, in einem aufrichtigen Kuß gebeichtet, würde zu einer Wahrheit, die schöner sei als Unschuld. Selbst seinen harten, verzweifelten, spöttischen Hohn überwindet sie; denn sie weiß, daß nicht er selber, sondern eine fremde, unbegreifliche Gewalt ihn so hat sprechen und handeln lassen. Sie nimmt den Kampf auf gegen eine ganze Welt, und sie rettet ihn dank ihrer unzerstörbaren Liebe und Hoffnungsfreudigkeit, die den Irrenden immer wieder zu ihrer großen, starken Liebe hinaufläutert.

Am stärksten aber empfindet man den Fortschritt der Weltanschauung in bezug auf die Frau, wenn man Hebbels finsteres, enges Keuschheitsdrama „Gyges und sein Ring" und Maeterlincks Behandlung desselben Problems in „Monna Vanna" vergleicht.

Man hat dem Dichter oft vorgeworfen, in „Monna Vanna" sei er sich selbst nicht treu geblieben; er habe dieses Drama der geliebten Frau, der französischen Schauspielerin Georgette Leblanc, zuliebe geschaffen. Bei allem Berechtigten, das eine solche Kritik haben mag, scheint eins immer übersehen: der Seelenadel und die Größe einer Monna Vanna, wie Maeterlinck selbst sie sich gedacht haben mag, wird von der einzelnen Schauspielerin nur unvollkommen, nur unzulänglich wiedergegeben. Vielleicht könnte sie uns nur ein Mensch glaubhaft machen, dessen seelische Höhe in der Tat, im Wesen und Sein die der geträumten Monna Vanna erreichte! Wer, außer dem alten Marko,

hätte das hochherzige Opfer Monna Vannas ganz begriffen, ohne es durch kleinliche und zynische Nebengedanken zu entweihen? Nur wenige scheinen empfunden zu haben, daß es sich hier um einen höheren Keuschheitsbegriff handelt, als der ist, der bei Hebbel noch die Königin zu Mord und Selbstmord zwingt. Gerade hier hat man, so scheint mir, Maeterlinck bisher immer nur sehr schlecht verstanden. Der Dichter der absoluten Innerlichkeit wollte eine Reinheit darstellen, die so echter, innerer Natur ist, daß sie durch kein äußeres Geschehnis beschmutzt und verletzt werden kann. Es ist kein Wunder, daß der in seinem brutalen Besitzrecht gekränkte Guido, daß selbst die Masse derer, die Monna Vanna ihr Leben danken, für eine solche Höhe der Auffassung kein Verständnis, ja keinen Glauben haben. Sie glauben ihr erst, als sie ihnen vorlügt, es sei alles so verlaufen, wie der gemeine Durchschnittsverstand es sich denkt. Nur Marlo, der Weise, der Dichter, begreift: „Ich verstehe deine Lüge, du hast das Unmögliche vollbracht — es ist gerecht und höchst ungerecht, wie alles, was wir tun. Und das Leben behält recht. Du mußt noch lügen, da man uns nicht glaubt." Und Monna Vanna ruft bitter: „Ach, die Männer sind Toren, es ist recht und billig, daß sie betrogen werden! Sie beten die Lüge an! Wenn man ihnen das Leben zeigt, so glauben sie, es sei der Tod! Und bietet man ihnen den Tod, so halten sie ihn für das Leben!"

Für sie ist in dieser Erschütterung klar geworden, auf welcher Seite der Mensch steht, gegen den sie schon wahr sein darf. Sie weiß, alles bisher war ein böser Traum — der schöne fängt jetzt an.

So wie hier der grobe Massenbegriff von „Reinheit" äußerlich über die höhere Auffassung gesiegt, aber die Heldin nicht überwunden hat, so ist es ähnlich mit der Auffassung der Liebe. Als Prinzivalli Monna Vanna von seiner Liebe spricht, da macht es ihr Mühe, an diese Liebe zu glauben. Denn diese Liebe hat ja verzichtet, ehe sie nur eigentlich die Hand ausgestreckt hat. So scheint es ihr, als ob auch ihr Begriff von Liebe höher wäre als der der anderen: „Wie schwach und feige sind doch die Männer, wenn sie lieben," sagt Monna Vanna. „Irret euch nicht, ich liebe euch nicht, und ich kann nicht sagen, ob ich euch geliebt hätte. Aber da schreit in meinem Herzen die Liebe selbst entrüstet auf, wenn ich sehe, wie ein Mann, der mich so heiß zu lieben wähnt, wie ich ihn hätte lieben können, so wenig Mut zu seiner Liebe hat." Und als Prinzivalli meint, es war zu spät, da hält sie ihm wieder entgegen: „Es ist nie zu spät für eine Liebe, die ein Leben füllt. Sie verzichtet nicht; wenn sie nichts mehr erwartet, sie hofft doch noch. Wenn sie nicht mehr hofft, sie rafft sich doch noch einmal auf. Wenn ich geliebt hätte wie ihr, so hätte ... o, man kann nie sagen, was man hätte können ... aber das weiß ich, ohne Kampf hätte mir der Zufall mein Hoffen nicht geraubt! Ich wäre Tag und Nacht gewandert ... ich hätte zum Schicksal gesprochen: Mach' Platz, ich komme! Die Steine selbst hätte ich gezwungen, für mich einzustehen, und der, den ich liebte, hätte mich hören müssen; er selbst hätte den Spruch fällen müssen — und mehr als einmal fällen müssen."

Dieser Mut, sich dem Schicksal entgegenzustellen, ist auch das Motiv von Maeterlincks Leben und Lehren geworden. Und wie er in der wunderschönen Vorrede zu „Weisheit und Schicksal" betont, daß er selber diese herrliche Lehre einer Frau verdanke, so hat er sie auch in seinen dramatischen Dichtungen immer wieder einer Frau in den Mund gelegt. Am schönsten ist diese Umkehr von düster entsagender Weltbetrachtung zu sieghafter Weltüberwindung vielleicht symbolisiert in dem kleinen Drama: „Blaubart und Ariane", von dem einige Szenen zu dem Entzückendsten und Poesievollsten gehören, was er als Dichter geschrieben. Er hatte schon vorher, in „Aglavaine und Selysette", darzustellen versucht, „daß der Tod der Liebe, der Weisheit und dem Glück einen Teil seiner Macht abträte". In „Blaubart und Ariane" aber sieht er die ersten tastenden Schritte zu einer Darstellung des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen. Wie bewußt sich Maeterlinck war, daß hier eine entscheidende Umwälzung seiner Lebensauffassung und damit auch seines Frauenideals zum Ausdruck kommen soll, zeigt sich darin, daß in diesen Dramen alle Frauengestalten außer Ariane die Namen früherer Dramengestalten des Dichters tragen. Melisande aus „Pelleas und Melisande", Ygraine und Bellangère

aus „Tod des Tintagiles", Alladine aus „Alladine und Pallomides" und Selysette aus „Aglavaine und Selysette". Ariane dagegen, die Befreierin aus selbstverschuldetem Kerker, trägt den Namen einer Heldin Corneilles. Hier ist Wahrheit und Dichtung, Symbolik und eigenes Erleben des Dichters reizvoll gemischt. Blaubart selbst trägt freilich kaum Züge des Dichters. Er scheint mehr der Typus eines brutalen Durchschnittsmannes zu sein, der gewohnt ist, alle Frauen nach seinem Willen zu lenken, der einen Widerstand überhaupt nicht kennt. Und alle diese Melisandes und Selysettes, die Ygraines und Bellangères haben ebensowenig daran gedacht, daß eine solche Auflehnung möglich oder notwendig wäre. Unter falschen Begriffen einer sinnlos gewordenen Askese und Opferbereitschaft haben sie bisher in fast pflanzenhafter Bewußtlosigkeit gelebt, im Dunkel des Hauses wie in einem Kerker begraben. Selbst das, was sie an Reiz und Schönheit äußerer oder innerer Art besitzen, haben sie noch ungenossen verborgen. In diese trostlose Welt tritt Ariane als die Befreierin und Lichtbringerin herein — stärker noch und froher als ihre Vorgängerin Aglavaine, die ein schweres Schicksal wohl bitterlich schmerzen, aber niemals vernichten konnte — mit der starken, heißen Flamme einer frohen Botschaft im Herzen, die sie den Menschen zu bringen hat. Zu ihren im Keller begrabenen Schwestern dringt Ariane vor, um ihnen die Freiheit zu bringen, um sie das eigene Glück zu lehren. Aber deren arme, erschreckte Seelen können die Botschaft noch nicht fassen, die Ariane ihnen zu bringen hat. Ariane fragt sie voll schmerzlichen Erstaunens: „Lebt ihr immer so im Schrecken? Ihr lächelt kaum und folgt meinen Bewegungen mit ungläubigen Augen. Wollt ihr denn nicht an die frohe Botschaft glauben? Seht ihr denn nicht das Licht und die Tür weit offen und die Treppe, die zu weiten, großen Gärten hinausführt, die oben blühen? Wißt ihr denn nicht, daß es „Frühling" ist?" Diese armen Eingekerkerten haben nie versucht, ihr Gefängnis zu öffnen, haben nie daran gedacht, die Riegel fortzuschieben, die sie dort halten. Als es Arianens Tatkraft gelingt, wenigstens ein Fenster zu öffnen, durch das die Sonne eindringen kann, da weichen sie zuerst entsetzt zurück: „Meine armen Schwestern," sagt Ariane, „warum wollt ihr denn, daß ich euch befreie, wenn ihr die Finsternis so liebt? Und warum weintet ihr doch, wenn ihr glücklich waret?" Aber Ariane will ihnen nicht nur die Befreiung aus düsterem Kerker bringen; sie will sie lehren, Freude an sich selbst zu haben, an der eigenen Entwickelung, Freude an allen Reizen körperlicher und seelischer Art, wie sie einer jeden verliehen sind. Als sie alle diese blassen, zitternden Geschöpfe mit sich heraufgeführt hat in das Licht der Sonne und sie sich zu schmücken beginnen, da ist es wieder Ariane, die ihnen rät und hilft. Sie schilt Melisande, die ihr schönes, goldenes Haar auch wie in einem Kerker verbirgt, und befreit es noch einmal, sie läßt Selysettes holdselige Arme frei, die diese eben in lange Ärmel gesteckt hatte, wie Ygraines liebliche Schultern. Denn ihre Meinung ist wie die Aglavaines, als dort die alte Großmutter fragt: „Ist es denn erlaubt, so schön zu sein?" — „Es ist im Gegenteil geboten, so schön wie möglich zu sein."

Als Blaubart zurückkommt, den die Bauern verwundet und gefangen haben, da muß Ariane freilich erkennen, daß man im Grunde nur die befreien kann, die selber innerlich schon frei sind, die selber die Kraft haben, sich zu befreien. Diese kleinen schüchternen Seelen aber sind zu lange in Nacht und Dunkel, in hilfloser Abhängigkeit gewesen, als daß sie schon stark und froh mit Ariane sich behaupten könnten. Noch fallen sie in die alte Abhängigkeit zurück, während Ariane weiterzieht, um anderswo ihre frohe Botschaft zu verkünden. Vielleicht wird aber auch über dem dunklen Leben dieser Frauen fortan ein Schimmer von dem Licht ruhen, das Ariane darüber ausgegossen hat.

In keiner anderen modernen Dichtung, so scheint mir, ist die Mission der neuen Frau, wie auch wir sie verstehen, schöner und reiner dargestellt worden.

So steht Maeterlinck vor der Frau fast immer wie ein Liebender, ob er sie nun als die zarte, leicht verletzliche, demütige Seele faßt, wie in seiner Frühperiode, sie in selbstvergessener Hingebung als Geliebte, als Schwester, als Tochter sterben oder sie in seiner neuen Auffassung als Schaffensfrohe dem Schicksal trotzen läßt.

Nicht nur in Maeterlincks Dramen, auch in seinen philosophischen Schriften finden wir

die Frau mit einer Hingebung und seelischen Vertiefung gezeichnet, die ihresgleichen sucht. Erfaßt man doch sein Wesen und seine Bedeutung für unsere Kultur schlecht, wenn man in ihm nur den Schöpfer träumerischer Dichtungen sieht. Er will mehr sein als ein Führer im Reiche der Kunst; er will vor allem ein Führer in der Kunst des Lebens sein. Er sagt das für einen Künstler unerhörte Wort: „Besser ein unvollkommenes Werk als ein unvollkommenes Leben." Mit diesem Bekenntnis steht er auch wieder der Eigenart der Frau nahe, deren Leistungen wohl auch immer mehr auf dem Gebiet des Lebens als auf dem abstrakter, objektiver Schöpfungen liegen werden. Auch in seinen philosophischen Schriften läßt sich der tiefe Wesensunterschied zwischen seiner alten und neuen Auffassung deutlich konstatieren. War es im „Schatz der Armen" noch die alte Demut der Frau, die ihn anzog, so treffen wir in „Weisheit und Schicksal" ein aktiveres Frauenideal. Sehr charakteristisch ist da zum Beispiel, was Maeterlinck über die von ihm sehr verehrte Schriftstellerin Emily Brontë sagt, deren äußeres Leben ohne jedes Ereignis dahinfloß. Diese Frau habe trotz dessen alles in ihrer Seele erlebt. Sie habe nie die Liebe kennen gelernt, nicht ein einziges Mal den wundersamen Schall der Schritte des Geliebten vernommen — und doch habe sie die Liebe gekannt. Ihr bescheidenes Leben lehre mehr als ein Ding. Man solle es nicht denen zum Vorbild setzen, die Neigung zur Entsagung hätten; es würde sie irreführen. Es scheine ganz und gar im Warten zu verfließen, und es habe nicht alle Welt das Recht, zu warten. Emily Brontë sei als Jungfrau von neunundzwanzig Jahren gestorben — und man tue Unrecht, als Jungfrau zu sterben. Sei es nicht die erste Pflicht jedes Wesens, seinem Geschick alles darzubieten, was man einem menschlichen Geschick darbieten könne? Vielleicht habe ihr im Leben der Schwung gefehlt und sie die Ängstlichkeit besessen, die sie in ihrem Denken verachtete.

In der Essaysammlung „Der doppelte Garten" schildert der Dichter sein Frauenideal, wie er es wohl in Georgette Leblanc gefunden zu haben glaubt. Diese Frau seines neuen Ideals besitzt alle Leidenschaften und Schwächen der Frau wie einen Schmuck und nicht jene erstorbene Vollendung, die alle Tugenden an sich hat, ohne daß ein einziger Fehler sie belebte. Eine Tugend sei nichts als ein Laster, das emporwachse, statt herabzusinken, und jede gute Eigenschaft nur ein Laster, das sich nutzbar zu machen verstehe. Wer dächte da nicht an Nietzsches Wort: „Du legtest dein höchstes Ziel deinen Leidenschaften ans Herz, da wurden sie deine Tugenden und Freudenschaften." Wie könnte die Frau die erforderliche Tatkraft haben, wenn sie des Stolzes und des Ehrgeizes bar wäre? Wie könnte sie ungerechte Hindernisse überwinden, ohne einen Vorrat von Selbstsucht, der den berechtigten Forderungen ihres Lebens entspricht? Wie könnte sie zärtlich und leidenschaftlich sein, wenn sie nicht sinnlich wäre? Wie gut, wenn sie nicht etwas schwach wäre? Wie wäre sie hochherzig, wenn sie nicht etwas unvorsichtig wäre? Und wie mutig, wenn nicht unbesonnen?

Wie völlig aber Maeterlincks neues Frauenideal dem entspricht, was auch uns als das Ziel unseres Strebens erscheint, geht daraus hervor, daß er meint, wenn man die Tugenden eines Mannes schildere, so zeige man ihn im Ringen, in der Tat; aber die, welche man an einem Weib bewundere, gingen immer von einem unbeweglichen Vorbilde aus, von einer schönen Marmorstatue in einem Museum. Es sei ein inhaltloses Bild, aus schlafenden Lastern, trägen Leidenschaften, schlummernden Ruhmestiteln, passiven Bewegungen und negativen Kräften gewoben. Es sei keusch, weil es keine Sinne habe, gut, weil es keinem Menschen Schaden tue; gerecht, weil es nicht handle, geduldig und ergeben, weil es jeglicher Tatkraft entbehre. Versöhnlich, weil es nicht die Kraft habe, zu widerstehen, treu und aufrichtig, demütig und ergeben, weil alle diese Tugenden im Leeren leben und auf einer Leiche leben können. Er erkennt mit uns die Haltlosigkeit und Gefährlichkeit eines solchen Daseins. Er weiß, daß, wenn dieses Bild sein Museum verläßt und ins Leben tritt, es dort zum treibenden herrenlosen Gute wird, wie alles, was nicht an der ringsum flutenden Bewegung teilnimmt. Es sei keine Tugend, einer schlecht gewählten oder moralisch erloschenen Liebe die Treue zu halten, einem beschränkten oder ungerechten Herrn ergeben zu bleiben. Unschädlich sein, sei nicht gut sein; und nicht lügen, sei nicht aufrichtig sein.

Maeterlinck beweist das feinste psychologische Verständnis dafür, warum das Bild der alten Frau noch so viel reizvoller erscheint, und warum das der neuen noch so häufig abstoßend wirkt. Es sei leicht, ein Bild zu geben von der Entsagung, der Selbstverleugnung, Hingabe, jungfräulichen Scham, Opferwilligkeit und der ganzen verschwiegenen Schar der weiblichen Tugenden, die in den stillen Winkeln des Daseins sich ängstlich verbergen. Hier finde das Auge voll Rührung vertraute und durch die Zeit verblichene Farben, und das Gemälde sei durch sie immer mit schmerzlicher Anmut erfüllt. Dagegen, welches ungewohnte, undankbare Aussehen hätten jene anderen Tugenden, die hervortreten, die bejahen und darum kämpfen. Ein Nichts, ein rebellisches Löckchen, eine Falte des Kleides, die nicht an ihrem gewohnten Platze sei, eine Muskel, die sich spanne, läßt sie unliebsam oder verdächtig, anspruchsvoll oder hartherzig erscheinen. Die Frau habe so lange im Schatten gekniet, daß unsere Augen nur mit Mühe die Harmonie ihrer ersten Bewegungen zu erkennen vermögen, die sie stehend im hellen Lichte des Tages mache.

Wie Nietzsche weiß Maeterlinck, daß man nur dann seinen Nächsten wirklich lieben kann, wenn man zuerst einmal sich selber auf eine weitherzige, gesunde Weise in vollkommener Art liebt. Die Selbstsucht einer starken und hellsichtigen Seele ist von viel wohltätigerer Wirkung als alle Hingebung einer blinden und schwachen Seele. Ehe man für die anderen daist, muß man für sich selber dasein; ehe man sich weggibt, muß man sich selbst erwerben. Hätte man nicht die Lehre des Bergpredigers falsch verstanden, so würde man vielleicht auch in ihr schon das gleiche Gebot finden. Heißt es doch auch dort, daß man seinen Nächsten lieben solle, wie man sich selbst liebt: man soll auch sich selber in einer echten, starken Weise lieben. Die Entsagung, die man die Frau immer als höchste Tugend gelehrt hat, sieht bei einer solchen Betrachtung des Lebens minder tugendhaft aus. Die Entsagung ist gut und notwendig bei unvermeidlichen Akten des Lebens; aber auf allen Punkten, wo Kampf möglich ist, besteht die Entsagung nur aus Unwissenheit, Ohnmacht oder verhehlter Faulheit. Die Welt sei voll von Schwachen und edlen Seelen, meint Maeterlinck, die sich einbildeten, das letzte Wort der Pflicht läge im Opfer. Die Welt sei voll von schönen Seelen, die, weil sie nichts Besseres zu tun wüßten, ihr Leben zu opfern trachteten, und dies werde dann als die höchste Tugend angesehen. Die höchste Tugend aber sei, zu wissen, was man tue, und wählen zu lernen, für was man leben könne.

Wählen zu lernen, für was man leben könne: das ist eine Aufgabe, die besonders eindringlich den Frauen ans Herz gelegt werden muß. Alle, die nach diesen Geboten zu leben versuchen, werden erfahren, welche Macht in uns selbst liegt, unser Leben zu gestalten. Und die königliche Freiheit eines solchen Lebens wird nicht nur das Leben der Frau, sondern auch das der anderen verklären. Die Menschheit rückt immer nur um so viel weiter vor, als in ihr mehr Persönlichkeiten sich entwickeln, die sich zur sittlichen Selbstbestimmung durchgerungen haben. Daß dieses Ausreifen zur Selbstverantwortlichkeit dann für die Frau besonders auf dem Gebiet von Liebe, Ehe und Elternschaft zu einem ganz neuen, viel tieferen Erfassen ihrer alten Besitztümer führt, liegt auf der Hand. Nicht mehr wird die Frau, wie früher, sich auch hier ihr Leben von fremder Hand einrichten lassen, um darüber vielleicht die tiefsten Pflichten gegen ihre Kinder zu versäumen, weil sie die furchtbare Wirklichkeit des Lebens gar nicht kennt.

Nun wissen wir, daß unendlich vieles, wenn auch nicht alles, in unsere eigene Hand gegeben ist. Mit dieser Erkenntnis, daß wir das Schicksal zwingen können, ist aber auch eine neue Pflicht auf uns gelegt. Wir dürfen nicht mehr die Hände in den Schoß legen und untätig zusehen, wie sich unser Schicksal und das der Menschheit gestaltet. Wir haben die heilige Pflicht, nun in jedem Augenblick danach zu ringen, daß sich unser Schicksal, das Schicksal unserer Nächsten wie der Fernsten so gestaltet, das es „wert wäre, ewig gelebt zu werden."

Jeder, der versucht, aus seinem eigenen Inneren die Kraft zu holen, mit der er das Leben bezwingt, wird spüren: hier ist die eigentliche Quelle menschlichen Glückes. Wir glauben, daß auch für die Frauen die Zeit gekommen ist, sich dieses höchsten, allein menschenwürdigen Glückes, wie es Maeterlinck predigt, immer bewußter zu werden.


Charlotte Niese.

# Rikes Erbschaft

## Novelle von Charlotte Niese

Atje Lundgreen saß an seinem Kellerfenster und schlug so eifrig auf eine Stiefelsohle ein, daß er nicht hörte, wie sich die Tür öffnete und Rike Klindt eintrat. Aber sie redete ihn gleich an. „Gott, Lundgreen, ich denk', daß Sie auch mal zu mich kommen und mich grattelieren von wegen die Erbschaft!"

Und sie setzte sich ohne Einladung und sah den Schuster erwartungsvoll an. Der knipste mit der Zange einen Holznagel ab. „Ich grattelier' vielmals, Rike, und wünsch' Sie alles Beste!"

Seine Stimme klang trocken; aber Rike merkte es nicht. Sie faltete die Hände über ihrem besten schwarzen Kleid und sah mit schwimmenden Augen vor sich hin. „Ach, Lundgreen, wer das einmal gedacht hätt'! Mein' gute Frau Senator, die for meinswegen noch lang leben konnt', und die mit einemmal tot bleibt und mich ein Legat von zwanzigtausend Mark vermacht! Und ich krieg' gestern vormittag die Nachrich, grade wo ich von'n Hoppenmarkt komm' und mir ärger', daß die Kantoffelns so teuer sind. Denn das is doch ganz gewiß, daß es slimm for unserein is, wenn die Kantoffelns teuer sind. Da geht mein klein Kellerladen auch man slecht, und ich muß doch viel Miete bezahlen." Rike schöpfte Atem und sah Atje an, als sollte dieser etwas sagen. Aber er besah den neuen Stiefel, den er in der Hand hielt. Da begann sie also wieder zu sprechen. „Ja, Atje, Sie hätten mich gern grattelieren können, wo doch so'n Berg Menschen gekommen sind: sogar der Pollerzei is for einen Augenblick herübergekommen, und Herr Bitterlich, der sonst so stolz ist, und ich hab' den Brief woll an zwanzigmal lesen müssen, und nu weiß ich ihm auswendig, und sie nennen mir darin geehrtes Fräulein, und nach 'n Vierteljahr krieg' ich das Geld ausbezahlt. Kann vielleich noch ein büschen länger dauern; Herr Bitterlich sagt, das dauert manchmal ein Jahr, und ich soll man vorerst ruhig dem Kellerladen behalten, und später will er mich einen Käufer besorgen, damit ich kein' Umstände hab', weil ich doch nich mein Leben lang in den Keller bleiben und Kantoffeln und Kohlen verkaufen kann, und in letzter Zeit hatt' ich mich noch alte Konditorkuchen zugelegt, und gestern sind sie mich bei's Grattelieren alle verswunden."

Wieder schwieg Rike, als erwartete sie eine Antwort; aber der Schuster setzte den

Stiefel aus der Hand, um nach einem anderen zu langen. „Lassen Sie sich man nich den Kopf verdrehn!" sagte er kurz, und Rike warf den Kopf in den Nacken. „Gott, Lundgreen, das brauchen Sie mich nich zu sagen. Ich hab' mein büschen Verstand, und ich weiß, was ich tun und lassen soll. Als Wische Timmermann heut' zehn Mark von mich leihen wollt', hab' ich sie man eine gegeben, und sie war auch ganz zufrieden. Ich hab' noch nix, und denn kommt der Erbschaftssteuer: oha, was ist der einmal hoch in Hambuch, das is ja reinemang gräsig, und da sollt' man ein büschen gegen an gehn; abers ich muß doch ein neues Paar Stiefel haben, und Sie sollten mich das machen, Lundgreen!"

„Kriegten Sie nich letzte Weihnachten ein Paar neue Schuh?" Atje sah gar nicht von seiner Arbeit auf, und Rike wurde rot. „Nu ja, natürlicherweise, die sind noch nich slecht. Abers ich muß noch ein Paar mehr haben, mit Lackspitzen. Herr Bitterlich sagt auch, ein klein büschen muß man sich gönnen."

Atje erwiderte nichts; er nahm sein Maß und hielt es einen Augenblick an Rikes Fuß, um dann bedächtig einige Zahlen in sein altes Notizbuch zu kritzeln. Während dieser Arbeit sah Rike in sein Gesicht, das voller Falten war und einen mürrischen Ausdruck trug.

„Gratteliereu hätten Sie mich doch können," begann sie noch einmal. „O, was sind for Menschens bei mich gewesen! Is doch zu gelungen. Einen Tag is man rein gar nix, und den anderen sind die feinsten Herrschaftens mit einen bekannt. Wische Timmermann sagt, daß es wohl noch ins Blatt kommen wird. Zwanzigtausend Mark. Ich hätt' das nie gedacht, daß meine Frau Senator noch an mich denken würd', wo sie doch zuletzt ein büschen swach in'n Kopp war und mir nich kannte, wenn ich mir bei ihr melden ließ; abers in ihr Testament hat sie nich vergessen, daß ich ihren jüngsten Jungen aus'n Wasser geholt hab'. Lundgreen, ich hab' Sie das oft verzählt; wissen Sie es noch? Das war, als wir auf'n Lande waren, wo der große Teich mitten im Garten lag und Frau Senator verboten hatte, daß die Kinder nahe bei's Wasser gehn sollten. Und der kleine Thedor tat es doch, und ich stand grade in die Küche und wollt' meinen Braten zurechtmachen. Und auf einmal schreit ein', und ich seh' bloß noch den Kopf von den Jungen —" Rike hielt inne und sah zum Schuster hinüber, der gleichmütig einen Pfriemen in ein Stück Leder bohrte. „Sie hören mich nich zu, Lundgreen," sagte sie beleidigt. „Die anderen haben mich ganz anders zugehört."

„Ich kenn' der Geschichte all," entgegnete Atje ruhig. „Sie haben mich oft von die Lebensrettung verzählt, und ich hab' mir immer gefreut, daß Sie so gut davongekommen sind."

„Ja, Gott sei Dank!" Rike seufzte befriedigt. „Es is allens gut geworden, und vielleich kommt allens noch besser!"

„Wo so?" fragte Lundgreen; aber sein Besuch stand auf.

„Nu adjüs auch, und wenn ich Zeit hab', dann komm ich bald mal wieder rüber. Bloß, daß ich jetzt so schrecklich viel Besuch krieg' und woll auch mehr Kundschaft. Herr Bitterlich sagt zum wenigsten, daß er mich noch welche verschaffen will. Er sagt, er hätt' es nich gewußt, daß ich so schöne Kantoffeln hätt', und er meint, ich sollt' da noch Gemüse zu nehmen. Nu, ich muß mal sehn, und ich sag' Sie Bescheid, Lundgreen, bei Sie kann man sich so fein aussprechen. Abers grattelieren hätten Sie mich können!"

Rike Klindt lief über die Straße nach ihrem Kellerladen zurück, der Lundgreens Werkstatt gerade gegenüber lag. Seit fünfzehn Jahren hatte sie den Handel mit Kartoffeln und Kohlen, der sie mühsam ernährte, gerade wie sich Atje durch seine Schusterei über Wasser hielt. Sie waren immer gute Nachbarn gewesen, und wenn Rike in Not war, kam sie immer herübergelaufen, um ihr Herz auszuschütten. Denn Atje war einer von den Klugen, die die Zeitung lesen und was von der Welt wissen, während Rike nicht für sehr verständig galt. Deshalb hatten die Leute in der Roten Straße es zuerst kaum glauben wollen, daß sie auf einmal reich werden sollte, viel reicher als einer von ihnen. Aber es war doch wahr gewesen, und dann war ihr Laden nicht leer geworden von Gratulanten; Atje, der an seinem Fenster saß, hatte es wohl gesehen. Aber er selbst war nicht hingegangen, sondern hatte ein Paar Stiefel besohlt, die gerade eilig waren. Nun beugte er sich von neuem so emsig über seinen Schustertisch,

daß er es nicht zu bemerken schien, wie eine starke Frau schon eine Weile neben ihm stand. „Ist es nicht großartig mit Rike Klindts Erbschaft, Lundgreen?“ fragte sie ärgerlich. „Solche dumme Person, die muß so'n Glück haben, und unsereins erbt niemals was!“

„Womit kann ich dienen, Frau Timmermann?“ fragte der Schuster kurz, und die starke Frau wickelte ein schmutziges Zeitungspapier auseinander. „Hier sind meine Schuhe, Lundgreen, machen Sie sie man recht schön und recht billig; lieber Gott, ich hab' nicht so viel Geld wie Rike Klindt! So 'ne alte Jungfer von fünfzig Jahren braucht doch kein Geld mehr. Was will sie damit? Bloß damit Herr Bitterlich es kriegt? Der ist ja so! Der ist gestern schon zweimal bei ihr gewesen, und er sucht eine Frau. Ich weiß es ganz genau, ich —“

„Wollen Sie hohe Hacken oder niedrige?“ fragte Atje Lundgreen, und Frau Timmermann mußte wohl oder übel auf diese Gewissensfrage antworten. Es war ihr auch einerlei, ob sie sich bei dem Schuster aussprach oder bei anderen. Sie war Botenfrau für zwei Vereine; da hatte sie genugsam Zeit, an den Türen zu stehen und über das zu schwatzen, was in ihrer Straße passierte. Die Erbschaft von Rike Klindt stand überhaupt schon am nächsten Tage in der Zeitung. Wie die ganze Rote Straße in Aufregung gekommen wäre, weil eine bekannte und beliebte Anwohnerin eine so große Erbschaft getan habe, und wie alle ihr das Glück eines sorglosen Lebensabends gönnten. Ja, in der Zeitung standen immer schöne Worte, aber im Grunde genommen gab es wohl nur wenig Menschen, die Rike Klindt nicht tüchtig beneideten und nicht begreifen konnten, daß gerade ihr ein solches Glück widerfuhr. Atje Lundgreen konnte davon ein Lied singen. Aber er sang nicht, sondern hörte nur mit seinem verschlossenen Gesicht zu, wenn seine Kunden über Rike sprachen. Es war im Sommer, und da passierte in der Stadt nicht allzuviel. Da war es denn ganz angenehm, einen Gesprächsstoff zu haben, über den man sich ein wenig aufregen konnte. Zwanzigtausend Mark sind kein Pappenstiel; mancher, der sie haben möchte, kriegt sie sein Leben lang nicht, und ob er sich auch ewige Mühe gibt. Und Rike waren sie mühelos in den Schoß gefallen; da war es natürlich, daß sie beneidet wurde, und daß es sogar Leute gab, die Böses von ihr sprachen. Einige sagten, sie wäre schrecklich dumm, andere, daß sie schon einmal gestohlen hätte, und wieder andere wußten zu berichten, daß sie jetzt mit aller Macht einen Mann suchte, denn sie hätte gesagt, sie wäre nun lange genug eine alte Jungfer gewesen. So schwatzte die Rote Straße; doch als vierzehn Tage vergangen waren, als das Dienstmädchen vom Gastwirt im Friderikengang mit Petroleum Feuer angemacht hatte und brennend auf die Straße lief, als gleich darauf ein Kind von der Straßenbahn überfahren wurde, da hatten die Leute anderes zu reden als über Rike Klindt. Sie wurde natürlich noch sehr beneidet, und Wische Timmermann sagte von ihr, daß sie gleich stinkend geizig geworden wäre; aber auch sie mußte über die Unglücksfälle weinen und sich über die Beerdigungen freuen, so daß sie Rike manchmal vergaß.

Nur Atje Lundgreen, der täglich an seinen Stiefeln klopfte, mußte an die Erbin denken. Er sah sie nämlich, sobald er die Augen hob, und dies mußte er doch öfters tun. Fast den ganzen Tag stand Rike an ihrer Kellertür und schwatzte mit den Vorübergehenden. Ehemals hatte sie dies niemals getan; ehemals hatte sie auch nicht jeden Tag ihr Sonntagskleid getragen, und ehemals hatte sie auch nicht schon um vier Uhr nachmittags ihren Laden verlassen, um mit Herrn Bitterlich auszugehen. Sie schloß ihr Geschäft dann allerdings noch nicht, sondern übergab es der Obhut eines halbwüchsigen Mädchens. Aber dieses schien die ganze Sache als einen Spaß anzusehen, hatte Freundinnenbesuch im Laden und bot ihnen von den alten Konditorkuchen an, mit denen Rike immer ein gutes Geschäft gemacht hatte. Atje sah dies alles; er bemerkte auch, daß Rike manchmal sehr spät nach Hause kam, und daß sie einen großen Hut mit roten Rosen trug, den sie früher nicht gehabt hatte.

Der Schuster sprach nicht über seine Beobachtungen. Er war von Natur schweigsam; daher eben kamen viele Leute zu ihm und berichteten ihm ihre Sorgen; aber er war fleißiger, als es sonst seine Art war, und die Stiefel wurden von ihm so derb geklopft, daß sie sich vielleicht über die Behandlung wunderten, wenn Stiefel sich überhaupt wundern können.

Aber als Rike eines Tages zu ihm kam und nach ihren bestellten Stiefeln fragte, waren sie doch nicht fertig.

„Die hab' ich ganz vergessen," sagte Atje gleichmütig; „mich deucht, die Schuhe von letzten Weihnachten müssen noch halten, oder sind Sie da so viel mit Bitterlich auf spazieren gelaufen?"

Rike bekam einen roten Kopf. „Gott nein, wo kommen Sie darauf? Ich bin woll mit Herr Bitterlich ein büschen in der Natur gegangen, weil daß ich in die letzten Jahrens gar nich aus'n Keller gekommen bin."

„Was nich wahr is," schob Atje ein. „All die zweiten Feiertagens bin ich mit Sie ausgegangen. Nach den Gänsemarkt hin und Pfingsten an der Elbe. Und im Sommer immer eine Tour nach Blankneſe."

„Nu ja." Rike zuckte die Achseln. „Da sag' ich nix gegen, das is ganzen nett gewesen; abers wo ich doch die Zwanzigtausend hab', da muß ich doch eine büschen mehr vom Leben haben. Herr Bitterlich sagt es auch, und er weiß was davon!"

„Das kann ich mich denken, wo er schon zweimal Bankrott gemacht und auch zwei Frauens gehabt hat, die vor Kummer tot geblieben sind, weil Bitterlich immer mit andern Mädchens lief."

„Was nich wahr is!" Rike, die sich gesetzt hatte, stand voller Entrüstung auf. „Lundgreen, ich wunder' mir über Ihnen! Sonsten haben Sie immer gesagt, daß man nich so viel Böses von andern Menschen snacken sollte, und nun tun Sie das in diese Weise. Herr Bitterlich sein' erste Frau hat Auszehrung gehabt, und die zweite hat sich bloß aufgehängt, weil das in ihre Familje war. Ihr Großvater hat es auch getan. Und Herr Bitterlich hat bloß einmal abgehandelt, weil es so furchtbar slechte Menschen gibt, die ihm sein Geschäft nich gönnten, und das andre Mal hat er es ganz von selbst aufgegeben." Rike wischte das heiß gewordene Gesicht und sah Atje triumphierend an. Aber er wichste ein Stück Draht und sah darauf hin, ohne ein Wort zu erwidern. Da setzte sie sich von neuem. „Lundgreen, Sie sollten mich mein büschen Glück gönnen. Früher, als ich Mutter zu Tode pflegte, da haben Sie oft gesagt, Sie wollten, daß ich noch meinen Lohn kriegte. Weil Mutter doch vier Jahre lag und ich nie von sie gehen konnte. Und nu, wo ich glücklich bin, schelten Sie mir aus. Herr Bitterlich is nich so; der sagt: Rike, Sie müssen noch was von Ihrem Leben haben!"

Der Schuster griff nach einem Stück Lackleder. „Wollten Sie die Stiefel ganz aus Lack haben oder nur mit Lackspitzen?" fragte er.

„Lackspitzen, Lundgreen," entgegnete Rike mit einem Seufzer der Erleichterung. „Die sind heutzutage ganz madern, und die stehen mich auch. Lundgreen, Sie sollten man auch man mal herauskommen und nich immer auf Ihren Schusterbock sitzen, das is nich gesund!"

„Wo sollt' ich die Miete herkriegen, wenn ich mir immer verlustieren wollt'?" fragte Atje, und Rike stand ziemlich eilig auf.

„Ach, sein Sie man nich so! Herr Bitterlich sagt auch, Sie haben Geld bei Leutens!"

„Was Bitterlich gewiß ganzen genau weiß!" lautete die kurze Antwort, und Rike ging kopfschüttelnd.

Seit der Zeit bekam Atje sie eine lange Zeit nicht zu sehen. Nur aus der Ferne, wenn sie mit Bitterlich von einem Spaziergang kam, oder wenn er sie abends abholte. Die Rote Straße steckte schon lange die Köpfe zusammen, und Wische Timmermann klatschte es von Tür zu Tür. Herr Bitterlich war hinter Rike ihrem Gelde her, und da er es nicht ohne Rike kriegen konnte, so nahm er sie in den Kauf. Bei dieser Gelegenheit wurde Herrn Bitterlichs bisheriges Leben einer scharfen Kritik unterworfen, und er kam nicht sehr gut dabei weg. Seine zwei Frauen, seine schlechten Vermögensverhältnisse, alles wurde besprochen, und wenn die Kunden in Atjes Laden kamen, dann hörte er oft, wie sie über Herrn Bitterlich redeten. Er sagte nichts dazu, und das fiel niemand auf. Weil er doch immer die Menschen reden ließ und selbst nur hin und wieder etwas Scharfes sagte. Und dies hatte oft keinen Bezug auf die Reden der anderen. Deshalb nannten ihn manche Leute ein wenig komisch im Kopf; sie kamen aber alle zu ihm, wenn sie etwas Besonderes wollten.

Auch Herr Bitterlich erschien eines Tages und wollte sich ein Paar sehr alter Lackstiefel von neuem besohlen lassen. „Sie sollen so etwas ja so gut machen, Lundgreen," sagte er etwas herablassend.

Der Schuster warf ihm einen schnellen Blick zu und betrachtete dann die Stiefel. „Das is Fabrikarbeit!" sagte er, und der neue Kunde lachte.

„Ja, mein Guter, sie waren damals nur billig; nun müssen Sie sie auch billig wieder instand setzen." Herr Bitterlich lachte viel beim Sprechen. Das paßte gut zu seinem roten, wohlgenährten Gesicht, seiner bunten Weste und zu der vergoldeten dicken Uhrkette, die über ihr hing. Er setzte sich neben Atje und zwinkerte ihm zu. „Das ist doch wohl richtig mit den Zwanzigtausend, wie?"

„Mit was for Zwanzigtausend?"

Bitterlich knotete an seiner Uhrkette. „Lundgreen, spielen Sie nicht dumm! Von allen Seiten hab' ich gehört, daß Sie Nile Klindt genau kennen. Sie sind ja auch Nachbarn von gegenüber, und Nile ist eine mitteilsame Natur. Ich meine, ob es mit der Erbschaft auch alles in Ordnung ist. Neulich habe ich gehört, daß die alte Senatorin, die Nile das Legat hinterlassen hat, nicht mehr ganz klar im Kopf gewesen wäre, und daß einige Verwandte das Testament anfechten wollten. Wenn das wahr wäre —" Herr Bitterlich drehte noch immer an seiner Kette.

Atje hatte seinen Pechdraht auf die Knie sinken lassen und sah seinen Besucher an. „Da weiß ich nix von!" erwiderte er. „Seitdem Nile Klindt geerbt hat, ist sie stolz geworden und geht nur noch mit Sie spazieren."

„Nun ja." Der andere lächelte selbstgefällig. „Das ist nun einmal so, Lundgreen, die Mädchen mögen mich nun immer gern leiden. Ich bin ja auch ein ganz feiner Kerl, und so 'ne alte Schartele —" Er hielt inne und lachte nur. „Nun, alte Scheunen brennen am hellsten, und ich hab' auch nichts gegen sie. Aber wenn es mit der Erbschaft nichts ist, dann will man doch nicht seine Zeit verschwenden. In Bargteheide soll auch ein altes Mädchen sein, das einen Mann sucht, und sie hat Vierzigtausend!"

„Da würd' ich doch gleich nach Bargteheide gehn," schlug Atje vor, und Herr Bitterlich nickte zerstreut.

„Gewiß, mein Guter, aber zwei von meinen Bekannten sind schon gestern gleich hinausgefahren. Einer ist ganz jung, mit einem glatten Gesicht; der kriegt die Vierzigtausend am ersten, und ich bin mehr für das Sichere. Nile ist ja gräßlich in mich verliebt. Die arme kleine Deern! Wenn sie die Erbschaft sicher hat, dann will ich sie wohl nehmen."

„Was 'n Glück!" murmelte Atje.

Bitterlich, der die Worte gehört hatte, seufzte tief. „Ja, Lundgreen, es ist auch ein Glück für sie, und ich hoffe, daß sie immer gut für mich sorgen wird. Aber sie kocht gut, nicht wahr? und das Geschäft kann sie meinetwegen behalten; da kommt doch auch noch etwas heraus, wenn Nile aufpaßt. Und Sie wollte ich bitten, Lundgreen, mir doch hundert Mark zu leihen. Sie sollen ja ein ganz wohlhabender Mann sein, und Sie kriegen es natürlich mit Zinsen wieder, sobald es mit der Erbschaft in Ordnung ist. Es ist nur eine augenblickliche Verlegenheit."

Aber Lundgreen schüttelte den Kopf. „Ich hab' kein Geld for fremde Leutens, und ich mag nix mit Geldleihen zu tun haben. Und nehmen Sie man Ihre Stiefelns gleich wieder mit. Mit Fabrikware mag ich auch nich anfangen."

Es nützte Bitterlich nichts, daß er Atje hohe Zinsen bot und durchblicken ließ, daß er ihm noch mehr Leihkundschaft als Flickkundschaft verschaffen könnte: der Schuster blieb fest, und sein Besucher verließ ihn mit beleidigtem Gesicht. Gleich darauf sah Atje ihn in Nile Klindts Laden gehen, und die Besitzerin kam ihm eilig und freudestrahlend entgegen.

Im Sommer ist für den Schuster stille Zeit; auch Atje hatte nach Pfingsten nicht mehr viel zu tun, und er gestattete sich manchmal einen Spaziergang. Oder er fuhr mit einem der Dampfschiffe auf der Elbe und freute sich an den großen Schiffen, die von allen Teilen der Erde kamen. Manchmal stieg er in einem Garten aus, wo er ein Glas billiges Bier trank und eine billige Zigarre dazu rauchte. Eines Nachmittags, als er wieder in seiner vorsichtigen Art Natur kneipte, saßen in seiner Nähe zwei Herren, die sich sehr eifrig über viele Dinge unterhielten. Über Politik und endlich auch über einige Privatangelegenheiten.

„Ist die Sache mit dem Testament der Senatorin eigentlich entschieden?" fragte der eine den anderen, und dieser erwiderte, daß dies wohl noch seine guten Wege habe. „Da kommt wohl noch erst ein Prozeß," setzte er hinzu, „aber es scheint doch ganz bestimmt, daß das zuerst veröffentlichte Testament für ungültig erklärt werden wird."

Die Herren sprachen wieder von anderen Dingen. Atje bezahlte seine Zeche und fuhr mit dem ersten Schiff, das an die Elbbrücke legte, nach Haus. Es war auf dem Dampfer sehr voll, und der Schuster fand nur einen

Stehplatz hinter einem ganzen Haufen von Gemüsekörben. Niemand beachtete ihn, auch Rike Klindt nicht, die mit Herrn Bitterlich und Wische Timmermann auf einer Bank saß und so laut lachte, als wäre sie fünfzehn und nicht fünfzig Jahre alt. Auch Wische Timmermann hatte einen heißen Kopf, und Herr Bitterlich schien einen Witz nach dem anderen zu machen. Und einmal drückte er sich so fest gegen Rike, als wollte er ihr einen Kuß geben.

Atje verließ den Dampfer ebenso unbemerkt, wie er ihn bestiegen hatte; als aber Wische Timmermann ihn am nächsten Tage besuchte, um einen gänzlich invaliden Schuh bei ihm abzugeben, da sah er sie mit seinen scharfen Augen zornig an. „So, nu soll ich Ihren Kram woll wieder for umsonst reparieren, und Sie bummelieren die ganzen Tagens mit Pack rum!"

Wische wurde beleidigt. „Och, Lundgreen, wo können Sie sowas sagen! wo ich doch 'ne anständige Frau bin und mir nichts zuschulden kommen lasse. Bloß gestern bin ich mit Rike und Herr Bitterlich ausgewesen. Rike hielt mich frei, und Herr Bitterlich ist doch ein sehr angenehmer Mann. Er ist gar nicht grob wie so manche andere, und ich denk', daß Rike glücklich mit ihm werden wird."

„Früher sprachen Sie anders," murrte Atje, aber Wische hob nur die Schultern.

„Ich denk', daß Rike noch glücklich wird, und ich gönne es ihr!" Sie ging, und Atje sah sie ebensowenig wieder wie Rike.

Die ließ ihren Laden nachmittags noch immer von dem halbwüchsigen Mädchen verwalten, und vormittags war sie nicht zu sehen. Atje gewöhnte sich ab, hinüberzusehen. Ehemals hatte er es gern getan, jetzt sah er lieber auf seine Arbeit, die sich mit dem kommenden Herbst häufte. Er machte daher ein ganz erstauntes Gesicht, als eines Morgens, Ende August, Rike zu ihm eintrat.

„Gu'n Tag, Lundgreen, ich wollt' doch mal sehn, wie es Sie geht."

„Vielen Dank for die Nachfrage. Mich geht es soweit ganzen gut."

„Das freut mir!" Rike setzte sich und wischte ihre Stirn, die voller Schweißperlen stand. „Lundgreen, Sie hätten mir ganz gern mal besuchen können. Ich hab' doch nix mit Sie gehabt, nicht wahr, oder sind Sie mich böse? Gott, ein klein bischen vom Leben will ich doch auch noch haben; früher hab' ich man doch nur Arbeit gehabt." Sie schwieg und wartete auf eine Antwort; aber Atje preßte die Lippen zusammen. Also begann sie von neuem zu sprechen. „Lundsgreen, Sie könnten mich einen Gefallen tun und mich mit hundert Mark unter die Arme greifen. Ich bin mit die Miete in Rückstand, und mits Geschäft hab' ich Unglück gehabt."

„Das haben Sie woll!" erwiderte der Schuster kalt, und Rike wischte sich wieder die Stirn.

„Sowas kann vorkommen; ich will mich da keine Sorge um machen; wenn ich die Zwanzigtausend krieg', will ich doch dem Keller hier aufgeben. Es is ja so gräsig, daß ich mein Geld noch nich hab'. Die Gerichtens sind hier slecht, das hab' ich schon gehört."

„Hat Bitterlich das gesagt?" fragte Atje spöttisch.

„Das kann sein; Herr Bitterlich weiß ja von vieles Bescheid, ganz anders als andere Leute."

„Sind Sie denn schon einig mit ihm?" Die Stimme des Fragers klang spöttisch, und Rikes Augen füllten sich mit Tränen. Aber sie bemühte sich, ruhig zu antworten.

„Sie sind ja gräßlich neugierig, Lundsgreen, leihen Sie mich man die hundert Mark, ich muß ihnen heute noch haben."

„Denn gehen Sie man ruhig zu Herrn Bitterlich. Der wird sie gern rausrücken. Oder, Sie holen sich das Geld von die Sparkasse, wo Sie letzten Weihnachten fünfhundert Mark stehen hatten: besser, eigen Geld nehmen, als was von andern Leuten."

„Die Fünfhundert hab' ich nich mehr."

„Die haben Sie nich mehr?" Der Schuster legte seinen Pfriem auf den Tisch. „Hat Bitterlich sie all aufgefressen?"

Rike fuhr auf; aber dann setzte sie sich wieder. „Ich mußt' Geld gebrauchen," erwiderte sie trotzig, „wenn das mit die Erbschaft so lang' dauert, denn mußt' ich was haben."

„Sonstens haben Sie das nich nötig gehabt."

„Nein, sonsten nich; da hab' ich mir geschunden, und hab' nix von den guten Leben gewußt, da konnt' ich auskommen. Abers nu —"

„Wo Bitterlich Sie das Geld abholte —"

Mit flammenden Augen sah Rike in Atjes Gesicht. „Sie sollen nix gegen Herr Bitterlich sagen! Der meint es gut mit mich;

und ich will ihm natürlicherweise heiraten, wenn ich mein Geld hab'. Der is anders als Sie; wo ich all die Jahrens auf Ihnen gelauert und gehofft hab', Sie würden mir nehmen. Wo wir uns doch an die fufzehn Jahrens kennen, und ich hab' Sie jeden Weihnachten was gestickt mit Vergißmeinnich und Rosen, und allens haben Sie angenommen, und haben mir jedes Jahr älter werden lassen und nie ein Wort von Heiraten gesagt. Und nu, wo ich noch auf meine alten Tagens glücklich werden kann, da gönnen Sie es mich nich!"

Rike schwieg atemlos, und Atje hatte seine Arbeit sinken lassen und starrte sie ungläubig an. „Sie haben gedacht, ich sollte Ihnen heiraten, wo wir doch beide in die Jahrens waren?"

„Das war doch nich so slimm, Lundgreen, vor fufzehn Jahrens, als mein' Mutter noch lebte und Sie mir oft trösteten, wenn es slecht mit sie ging. Du liebe Zeit —" Rike stand auf und lachte halb verlegen, „was snack ich da! Nu is ja allens vorbei, und ich bin ja auch sozusagen fest mit Herr Bitterlich, bloß daß er auf der Erbschaft lauert, weil er ja nich viel hat. Und die hundert Mark werden Sie mich nu natürlich nich leihen wollen, weil daß ich ein büschen offen mit Sie gewesen bin; aber es is so aus mich herausgekommen, und ich kann ja sehen, das Geld anderswo zu kriegen."

Der Schuster stand schon an seiner Kommodenschieblade und grub in einem schmutzigen Beutel. „Hier is das Geld!" sagte er kurz, und als Rike es mit einem zufriedenen Laut nahm, da blieb er einen Augenblick vor ihr stehen. „Ich hab' da nie an gedacht," sagte er zögernd. „Wenn man öllerhaftig wird —"

Rike unterbrach ihn. „Nu macht es ja nix mehr, nu bin ich so gut wie versprochen und kann mein' Meinung sagen. Abers ich glaub', grad' wenn man öllerhaftig wird, denn mag man nich mehr gern allein sein. Von wegen die Krankheit und von wegen den Sterben. Und adjüs, Lundgreen, und vielen Dank!" Sie schämte sich doch und machte, daß sie fort kam.

Atje stand am Fenster und sah ihr nach. Er hatte nie ans Heiraten gedacht, und daß andere daran denken konnten, hatte er überflüssig gefunden. Es war gemütlich gewesen, mit Rike zu verkehren und mit ihr zu sprechen. Als er sie kennen gelernt hatte, war sie noch ein ganz ansehnliches Mädchen gewesen, und einige Leute hatten sie hübsch gefunden. Die Schönheit war jetzt bei ihr vorbei, aber sie hatte noch ein gutes Gesicht, und sie hatte immer gut für ihre alte Mutter gesorgt. Und wenn Atje sie seit Jahren geheiratet hätte, dann wäre Bitterlich jetzt nicht hinter ihr her.

An diesem Tage arbeitete Atje Lundgreen nicht mehr. Er schloß seine Werkstatt, was er außer Sonntags noch niemals getan hatte, und ging lange spazieren. Aber trotz des Aufenthaltes in der frischen Luft fühlte er sich am anderen Tage so unbehaglich, daß er zum Kassenarzt ging und sich eingehend untersuchen ließ. Dieser konstatierte ein beginnendes Leberleiden und verordnete eine Badekur. An demselben Tage noch packte Atje seine Siebensachen zusammen, schloß seine Werkstatt auf einige Wochen und reiste nach Karlsbad. Bedächtig trank er seinen Sprudel, langsam ging er in den schönen Wäldern spazieren, betrachtete kritisch alle Läden mit Wiener Schuhwerk und schloß nach vier Wochen mit ebenso gleichmütiger Miene seinen Keller auf, als ob er gestern daraus weggegangen wäre. Die Rote Straße hatte sich auch nicht in den vier Wochen verändert. Hier und da lagen ein paar welke Blätter, die der Wind von anderswo hergeweht hatte und die das Herannahen des Herbstes meldeten. Gerade öffnete der Schuster die Fenster, um frische Luft in den Keller hereinzulassen, als Wische Timmermann des Weges kam und Atje laut begrüßte.

„Nun, Lundgreen, sind Sie wieder da? Sie haben wohl eine Badereise gemacht. Ja, wer's lang hat, der läßt's lang hängen! Unsereins kann sowas nicht. Und die Kundschaft ist Ihnen auch wohl einerlei. Da ist sonst ein sehr netter Schuster grade gegenüber gekommen, in Rike Klindts Laden." Und sie zeigte dorthin, wo Rike Klindt fünfzehn Jahre Kartoffeln und Kohlen verkauft hatte, und wo nun ein neuer goldener Stiefel hing.

„Wo ist Rike?" fragte Lundgreen kurz, und Wische zuckte die Achseln.

„Ja, wo ist sie? Nun sind's schon drei Wochen her, daß sie zu wissen kriegte, daß es nichts mit der Erbschaft war. Das Testament wurde angefochten, und da ist auch noch ein neueres gefunden, und in dem ist Rikes Name gar nicht einmal erwähnt. Und

das Gericht hat ihr einen langen Brief darüber geschrieben, daß sie vielleicht später mal was kriegen würde, aber daß es noch lange dauern könnte. Na, da ist Bitterlich natürlich gleich abgeschwenkt. Das war ja auch begreiflich, denn an Nike ist doch nicht viel. Er ist nach Bargteheide gegangen, wo er Aussichten haben soll, und hat einen Brief geschrieben, daß es ihm leid täte, daß er aber nach Geld sehen müßte. Und Nike hat ihn den ganzen Sommer freigehalten, ihm Geld geliehen und ihr Geschäft nicht mehr gepaßt. Nun hat sie die letzte Miete nicht bezahlen können und an allen Ecken Schulden gehabt. Vor acht Tagen sind alle ihre Sachen verkauft worden, und der Schuster ist eingezogen."

Wische Timmermann hatte die böse Nachricht mit Behagen erzählt, und als Atje nicht antwortete, setzte sie noch einige Worte hinzu. „Ja, so ist es, Lundgreen, Hochmut kommt vor dem Fall. Wie konnte so 'ne alte Person sich einbilden, daß Bitterlich sie wirklich leiden mochte? Und wie hat sie darauf losgewirtschaftet! Jeden Tag auf der Straße und jeden Tag Bier und Kaffee auf der Elbchaussee getrunken! Zuletzt hat sie Bitterlich noch hundert Mark gegeben, weil sie so gräßlich in ihn verliebt war. Und —"

„Wo ist Nike?" unterbrach sie der Schuster so laut, daß Wische zusammenfuhr.

„Gott, Lundgreen, ich komme da gleich darauf. Sie hat ja nun gar nichts und muß wohl ins Armenhaus. So flink geht das nicht, und ehe sie dahin kommt, kann sie noch lange Hungers sterben. Bäcker Klein in der Baumstraße hat sie vorläufig für seine Kinder genommen; aber er sagt, sie ist zu alt."

Der Schuster schloß mit einem Krach sein Fenster, und Wische Timmermann ging beleidigt davon. Nach ihrer Ansicht hätte sich Lundgreen viel mehr über die schlechten Nachrichten von Nike freuen müssen, denn ehe das Unglück über Nike kam, hatte diese selbst berichtet, daß der Schuster ihr mit hundert Mark unter die Arme gegriffen habe. Wische hatte deshalb nicht gezögert, alles, was sie wußte, gleich brühwarm zu erzählen. Lundgreen war gegen sie niemals so gefällig gewesen, und deshalb war es nicht mehr als recht, ihn gleich tüchtig zu ärgern. Leider konnte sie nicht merken, ob sie ihren Zweck erreicht hatte: eben schob der alte greuliche Schuster auch noch die Gardine vors Fenster.

Beim Bäcker Klein in der Baumstraße stand Nike auf dem Boden und probierte einen großen Zeughaken, der in einen Balken eingeschroben war. Sie hatte eine Wäscheleine in der Hand und zog sie zögernd durch ihre Finger. Es war um die Mittagsstunde; die Bäckersleute schliefen, und die Zwillinge der Frau Bäckerin hatten die ganze Nacht durch so gebrüllt, daß sie jetzt der wohlverdienten Ruhe pflegten. Ihr Wagen stand in Nikes kleiner Kammer; sie selbst konnte unbeachtet die steilen Stufen zum Boden hinaufschlüpfen und den Strick betrachten, zugleich mit dem Haken. Sie weinte nicht. Mit trockenen Augen starrte sie auf den Strick und dann wieder auf den Haken, bis sie begann, langsam, ganz langsam eine Schlinge zu drehen. So vertieft war sie in diese Beschäftigung, daß sie das Knarren der Bodentreppe überhörte und entsetzt zusammenfuhr, als Atje Lundgreen vor ihr stand. Aber sie erholte sich gleich.

„Lundgreen, was wolln Sie hier?" fragte sie so scharf, wie sie früher niemals hatte sprechen können. „Gehn Sie man wieder weg; ich kann Ihnen nich gebrauchen. Ich hab' was zu tun; ich soll der Wäsche von die Zwillinge aufhängen. So Kinder, die brauchen einen ganzen Berg."

„Nike —" begann der Schuster; aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Nu sind Sie also wieder da. Das war schade, daß Sie es nich erlebt haben, wie ich das Geld nich kriegte, und wie Bitterlich sagte, daß er mir nu nich nehmen könnte. Ich hab' ihn all mein Bares gegeben, und mein klein nüdliches Geschäft is vor die Hundens gegangen, all meine Sachens sind for ein Ei und Butterbrot verkauft worden, und wenn ich ein paar Jahrens mich gedulden kann, denn kann ich vielleich ins Armenhaus kommen. Und was hier die Frau von den Bäcker is, die hat mich all gesagt, daß ich zu alt for die Kleinens wär, und daß sie sich nach 'ner andern Wärterin umsehn wollt'. Was ich sie auch nich verdenken kann, da ich in Wahrheit den Kleinkinnerkram nich vertragen kann und ganz zufrieden bin, wenn ich zur Ruhe komm'!"

Und sie faßte den Strick in ihrer Hand fester, während Atje einen kleinen Holzbock nahm und sich darauf setzte.

„Ja, Nike, was Sie mich da eben sagen, is allens sehr vernünftig. For allens das

mit die Kinners. Ich for meine Person könnt' auch nich mit sie umgehn, weil sie mich zu knarrig sind. In unsre Jahrens muß man das nich mehr mit die Jungens versuchen; da muß man sich an die Altens halten. So zom Beispiel an einen alten Kerl, der noch gern ein büschen Pflege haben will, ehe daß der Tod kommt. Ich mein' mir," setzte er hinzu, als Rike ihn starr ansah, „Sie wissen woll noch nich, daß ich es in der Leber gekriegt hab', und daß der Doktor für mir nix mehr von die Schusterei wissen will. Abers er meint, bei'n vernünftige Pflege könnt' ich es noch lang' machen. Da wollt' ich nu vor die Stadt ziehn, wo es ein büschen grün is, und wo in Sommer ein paar Blumens blühn. Ich hab' ja so viel, daß ich ohne der Schusterei leben kann, und wenn es auch nich grad viel is, so is es genug for uns beide."

Er hielt inne, weil Rike abwehrend die Hände von sich streckte.

„Lundgreen, das tu' ich nie und nimmer! Sie meinen es gut, und ich bedank' mir von ganzen Herzen. Abers ich bin nu zu alt, um mir noch weiter zu verändern. In diese Wochen, da bin ich steinalt geworden, Lundgreen, und Sie würden das auch geworden sein, wenn alle Leute über Ihnen gelacht und Ihnen eine verrückte alte Jumfer genannt hätten. Und erst haben mich alle Leute gratteliert, und als ich keine Zwanzigtausend geerbt hatt', da haben sie mir nich mehr gekannt und haben bloß gesagt, ich hätt' die Schande und den Spott verdient. Und wenn Sie mir ins Haus nehmen, denn lachen die Menschens auch über Ihnen, und das kann ich nich vertragen."

Die Tränen waren ihr gekommen und rollten über den Strick, den sie noch in der Hand hielt.

Lundgreen räusperte sich. „Mein' beste Rike, Sie haben mir nich rech verstanden. Ich wollt' ja man bloß fragen, ob Sie mir nich ein büschen heiraten wollten. Ich hätt' Ihnen ja früher fragen können; aber ich muß aufrichtig sagen, daß ich da nie rech an gedacht hab'. Nu hab' ich es mich aber überlegt, und ich könnt' mich denken, daß es ganzen gut gehn würd'."

Aber Rike schüttelte den Kopf. „Vielen Dank, Lundgreen, Sie meinen es gut, abers aus Gnade und Barmherzigkeit —" Ihre Lippen zitterten so, daß sie kaum die Worte wiederholen konnte. „Aus Gnade und Barmherzigkeit —"

Da wurde Lundgreen böse, nahm ihr den Strick aus der Hand und schleuderte ihn weit über den Boden. „Dumme Deern!" rief er laut und ärgerlich. „Ich hab' dir ja lieb, und wenn du mir nich haben willst, denn muß ich mir noch am Ende aufhängen oder Wische Timmermann fragen, ob sie for mir und meine Leber sorgen will!"

„Du hast mir lieb?" Rike holte tief Atem und faltete dann die Hände. Aber sprechen konnte sie nicht und ließ es wortlos geschehen, daß Atje sie ganz vorsichtig, als wäre sie eine Prinzessin, die steilen Bodentreppen hinuntergeleitete. Gerade in dem Augenblick, als Wische Timmermann unten in die Haustür trat und somit die erste war, die dem alten Paar begegnete.

„Nu, Lundgreen," fragte sie neugierig, „wollen Sie auch mal nach die arme Rike sehn? Ja, wie man sich bettet, so liegt man, und ich hab' es Rike immer gesagt."

„Was haben Sie gesagt?" erkundigte sich der Schuster, und Wische bemerkte nicht sein spöttisches Gesicht.

„Ich hab' gesagt —" begann sie.

„Daß Atje Lundgreen und Rike Klindt sich noch vor den Winter heiraten würden. Nicht wahr, das haben Sie immer gesagt?"

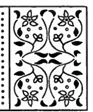
Wische Timmermanns Gesicht versteinerte vor Staunen, bis auf ihren Mund, der sich weit öffnete. Aber dann sah sie in Atjes funkelnde Augen und faßte sich bewundernswert schnell. „Ja, das hab' ich immer gesagt," versicherte sie und hat dies später auch allen Leuten gegenüber beschworen.

So also sind Atje Lundgreen und Rike Klindt doch noch zusammen gekommen, und Atje pflegte später immer zu sagen, daß es sehr nett von der Senatorin gewesen wäre, seiner Frau zwanzigtausend Mark zu hinterlassen, die sie nachher niemals erhielt. Denn ohne diese Erbschaft mit ihren Folgen hätte er wohl nie daran gedacht, Rike zu heiraten, und wenn sie sie erhalten hätte, hätte ein anderer sie heimgeführt. Aber von diesem anderen mag Rike nichts hören, und wir wollen daher auch nicht mehr von ihm sprechen.



# Ein altgermanisches Spiel
## (Das Glocke- und Hammerspiel)

Von Dr. Franz Winterstein (Kassel)



Gleich vielen Märchen und Sagen stammt auch manches deutsche Kinderspiel, mancher Ringelreihen aus der altgermanischen Zeit. Ebenso das dem Donnergotte geheiligte Kegelspiel. „Plumpsack" und namentlich das Spielen um Pfänder sind Erinnerungen an Gerichtssitzungen unserer Vorfahren. Auch da fragte man die beisitzenden Schöpfen oder Schöffen nach dem Urteil, und diese „fanden" dann den Spruch und „schöpften" oder schufen so das Recht. Im Gegensatz dazu haben unsere Tischspiele mit dem urdeutschen Volkstum im wesentlichen nichts zu tun. Nur die Grundlage vieler unter ihnen, das Würfeln, ist dorther überliefert. Eine besondere Ausnahme macht jedoch hier das „Glocke- und Hammerspiel".

Zu seiner Ausübung gehören fünf Bilder oder Karten, nämlich Wirtshaus, Schimmel, Glocke, Hammer, Glocke und Hammer, ferner ein richtiger Hammer und acht Würfel (nebst Becher), von denen sechs mit ein bis sechs Augen versehen sind, während von den beiden übrigen der eine das Bild einer Glocke, der andere das eines Hammers trägt. Somit sind bei jedem Würfel fünf Flächen leer und nur eine mit Zahl oder Bild bedeckt. Die Zahl der Mitspieler beträgt mindestens drei, ist aber sonst unbegrenzt.

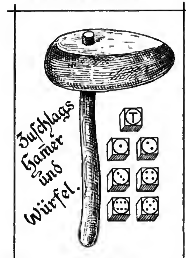
Einer übernimmt die Kasse, in die jeder den gleichen Betrag einzahlt. Außerdem aber werden vom Kassenwart die fünf Karten versteigert, unter Benutzung des Hammers; sie kommen also „unter den Hammer", mit dem der „Zuschlag" erteilt wird, nach uraltem germanischem Rechtsbrauche. Der Erlös fließt ebenfalls in die Kasse.

Nun kommt eine andere, ebenfalls schon bei unseren Altvordern sehr beliebte Unterhaltung an die Reihe: das Würfeln. Der Besitzer des Schimmelbildes beginnt damit. Jeder erhält so viele Marken aus der Kasse, als er Augen geworfen hat. Ist aber ein Würfelbild dabei, Glocke oder Hammer, so muß der Kassenwart den Besitzern der entsprechenden drei Karten den Gesamtbetrag der geworfenen Augen auszahlen. Für jeden „weißen Wurf", also ohne Augen, auch „Schimmel" genannt (er ist also gewissermaßen ebenfalls als Würfelbild vertreten, nicht aber das „Wirtshaus"), erhält der Besitzer des Schimmelbildes eine Marke vom Würfler, sofern aber nach ein Bild dabei war, von dessen Inhaber.

Nach längerer Dauer des Spiels wird in der Regel der Fall eintreten, daß die Kasse nur noch einen Teil der Zahlung leisten kann; dann beginnt der Vorteil für das Wirtshaus. Wenn z. B. jemand fünf Augen wirft und der Kassenbestand beträgt nur noch drei Marken, so muß der Gewinner zwei Marken, also den Zahlenunterschied, an den Besitzer der Wirtshauskarte zahlen. Wird dabei auch ein Bild gewürfelt, so muß der Inhaber der entsprechenden Karte blechen. Dasselbe liegt den folgenden Würflern ob, so lange, bis endlich der Rest glatt aufgeht, in unserem Beispiel also drei Augen oben liegen. Wirft aber während des Schlußkampfes einer den Schimmel, so bezahlt er nichts, der Besitzer des Schimmelbildes selbst dagegen oder der Inhaber des dabei vorkommenden Würfelbildes eine Marke an das Haus, so oft er den Schimmel wirft.

Das Spiel ist demnach sehr wechselvoll, sinnreich und anregend. Die davon abweichenden Spielregeln sind unrichtig und unzweckmäßig. Die folgenden Ausführungen beweisen das. Geradezu Unglaubliches aber wird an Verballhornung der Bilder geleistet. Da ist das Wirtshaus zum Kaufhaus oder gar zum neumodischen Warenhaus geworden, auf dem Schimmel sitzt ein französischer General mit wallendem Federbusch oder ein Jockey; eine Art Zuckerhammer mit bunten Schleifen schlägt an ein zierliches Tischglöckchen usw.

Das alles ist um so sinnloser, wenn man bedenkt, daß wir es hier im Grunde mit einem altgermanischen Kulturrest zu tun haben. Der erste, der darauf hinwies, war der rühmlichst bekannte Franz Reuleaux, Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Den Anlaß dazu gab der prachtvolle Spielschrein, der dem deutschen Kronprinzenpaare vom „Verein für deutsches Kunstgewerbe" überreicht wurde, und zwar zur silbernen Hochzeit am 25. Januar 1883. Den Inhalt bilden dreißig verschiedene Spiele mit allem Zubehör, nämlich zehn Karten-, sechs Brett-, elf Gesellschafts- und drei Geduldspiele. Der genannte Verein hat ein Werk darüber veröffentlicht: „Familienspiele aus dem im Besitz Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen befindlichen Spielschrein" (Berlin 1886, im Selbstverlage). Außerdem ist gerade vor zwanzig Jahren in „Westermanns Monatsheften" von 1887, 61. Band, Heft 361 und 362 von Professor









Reuleaux ein reich illustrierter Aufsatz über denselben Gegenstand veröffentlicht worden.

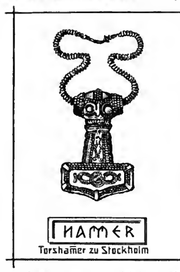
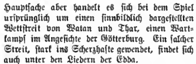
In diesem Spielschrein befindet sich auch ein Hammer- und Glockspiel, zum erstenmal wieder in seiner ursprünglichen Gestalt. Auf Anregung Reuleaux' wurden nämlich auf den fünf dazugehörigen Spielkarten die Symbole in ihrer Urform wiederhergestellt. Der Kunstmaler Ludwig Burger entwarf dazu Zeichnungen mit altnordischen Verzierungen, nämlich Wotans Schimmel, den achtfüßigen Sleipner, durch die Wolken sprengend; Thor auf seinem Ziegenbockwagen schleudert den Hammer und spaltet die dunkle Wetterwolke; die Glocke wird von Engeln übers Meer getragen, nach fernem Lande, wo bereits ein Kirchlein aufgerichtet ist; Walhall, die Halle der Auserwählten, mit den Einheriern an der Festestafel, von einer Wunschmaid, Walküre, bedient; die Glocke besiegt den Hammer, er prallt an ihr ab. Die Rückseite zeigt überall, als sechste Zeichnung, das christliche Kreuz, siegreich erhöht über den gefesselten Drachen des alten Glaubens.

Diese Entwürfe kamen dann auch in den Handel, aber leider in einer Ausgabe, deren ziemlich hoher Preis ihrer weiten Verbreitung von vornherein im Wege stand.

Außerdem hat Professor Reuleaux auch später noch, im Jahre 1890, über seine einschlägigen Forschungen im „Berliner Deutschen Sprachverein" einen Vortrag gehalten, über den die „Mitteilungen" dieses Vereins einen Bericht brachten. Seine wertvollen Anregungen waren aber wieder fast ganz in Vergessenheit geraten, bis sein Freund, Professor Dr. Jaensch in Halensee bei Berlin, zu Anfang dieses Jahres in der „Täglichen Rundschau" daran erinnerte und zugleich mein unten geschildertes Hammerspiel der Öffentlichkeit bekanntgab.

Auch das Glocke- und Hammerspiel selbst war bis dahin stark im Rückgange begriffen, innerlich zersetzt und durch neumodische Spiele von geringerem Wert äußerlich zurückgedrängt. In der Zeit, als Reuleaux mit seiner Ansicht zuerst hervortrat, war es in Norddeutschland noch sehr verbreitet. Das Spiel gehörte zu den stehenden Unterhaltungen an den langen Winterabenden und wurde von jung und alt gern ausgeübt, namentlich um die Weihnachtszeit, unter Einsatz von Pfeffernüssen anstatt der Marken. Sein Hauptverbreitungsgebiet war und ist nach allen Anzeichen zufolge, das niedersächsische Volkstum, vom Nordwesten bis zum Nordosten Deutschlands.

Darauf deutet auch die hervorragende Stellung, die das weiße Roß im Spiel einnimmt, also das Sachsenroß, im Grunde „Sleipner", der Schleifer, d. i. die tief herabhängende Wetterwolke. Der Hammer ist Donars furchtbare Waffe „Miölnir", der Zermalmer, Blitz und Donner, und das „Wirtshaus" die himmlische Herberge „Walhall", in der als Gäste des Göttervaters die Einherier, die gefallenen Helden, herrlich bewirtet werden, und die von den Sterblichen Steuer empfängt. Bei den Spielregeln sind die Opfer an den Göttervater noch deutlich erkennbar; hier sind es Spielmarken, dargebracht seinem Vertreter, dem Schimmel. Wer zuviel begehrt, muß in Walhall Zeche zahlen, außer dem Inhaber der Schimmelkarte. In der

Torshamer zu Stockholm



nach W. Weimar (Heimdall)

Hauptsache aber handelt es sich bei dem Spiel ursprünglich um einen sinnbildlich dargestellten Wettstreit von Wodan und Thor, einen Wortkampf im Angesichte der Götterburg. Ein solcher Streit, stark ins Scherzhafte gewendet, findet sich auch unter den Liedern der Edda.

An Stelle des Wettstreites zwischen diesen beiden trat der zwischen Hammer und Glocke, zwischen dem alten und dem neuen Glauben. Wie so vieles von den Überlieferungen und glaubenstümlichen Anschauungen, konnten die christlichen Sendboten bei den alten Germanen auch den Hang zum Würfelspiel nicht gänzlich ausrotten. Das hier in Rede stehende Spiel war nach dazu ausgesprochen heidnisch. So schoben denn jene die Glocke ein, als Wahrzeichen der Kirche. Noch jetzt sind in manchen Gegenden nach dem Volksglauben während der Karwoche die Glocken auf mehrere Tage verreist, nach Rom. Inzwischen werden sie durch den Hammer ersetzt, d. i. eine Klapper mit Schlagbrett. Erst am Ostersonntag sind die Glocken wieder da und machen der Herrschaft des Hammers ein Ende. Wären die Glaubensapostel dem Hammer Thors im Spiele nicht mit der Glocke, sondern mit dem Kreuz entgegengetreten, so hätten sie damit die höhere Stellung des Christentums beeinträchtigt. Es sollte auch weiter nur ein spielender, scherzender Wettstreit stattfinden; so wählte man denn ein untergeordnetes Wahrzeichen, die Glocke.

Das fünfte Kartenbild, auf dem Glocke und Hammer vereinigt sind, wäre das Sinnbild der Versöhnung des einheimischen Glaubens mit der neuen, fremden Lehre. Diese Vereinigung hat auch dem so umgestalteten Spiele den Namen gegeben. Bis dahin wird es als „Hammerspiel“ oder „Schimmel- und Hammerspiel“ bekannt gewesen sein. Im Grunde ist jedoch an ihm nicht viel verändert worden. Die Glocke steht zwar dem Hammer gleich, dagegen haben beide zusammen auf der Doppelkarte den geringsten Wert; diese erhält nur dann einen Gewinn, wenn der seltene Fall eintritt, daß beide Bilder auch gleichzeitig gewürfelt werden. Dagegen sind Schimmel und Walhall die einträglichsten Karten. Aus den Spielregeln geht schließlich auch klar hervor, daß die Glocke ohne jeden Schaden für das Spiel fehlen kann.

Im übrigen wird es wohl unverändert überliefert worden sein. Dafür spricht schon unsere Erfahrung mit anderen Spielen, namentlich der Kinder. Spielregeln gerade bilden einen in sich fest geschlossenen Bau, dessen einzelne Steine nicht leicht verloren gehen oder sich ändern, ohne daß das Spiel in sich zusammenbricht. Nehmen wir hier die Glocke heraus, so bleiben gerade drei Karten und sieben Würfel übrig, und diese Zahlen waren unseren Vorfahren besonders heilig. Daß die Bezeichnungen der Karten statt „Schimmel“ und „Hammer“ gelautet haben sollen „Wodan“ und „Donar“, ist nicht anzunehmen, da man es — schon aus religiöser Scheu — von Anfang an vorgezogen hatte, nur die Wahrzeichen der betreffenden Götter an Stelle ihrer Namen oder Gestalten in das Spiel hineinzuziehen. Vielleicht hat man auch schon damals aus demselben Grunde das „Wirtshaus“ an die Stelle von Walhall gesetzt, oder aber gleichzeitig mit der Einschiebung des Glockenbildes, um den tieferen Sinn zu verwischen oder zu „verhehlen“.

Auch sonst liegt dem Spiel ein tiefer Gedanke zugrunde. Der zweite Teil bildet gewissermaßen das Spiegelbild des ersten in ausgleichender Gerechtigkeit: was man im Diesseits geleistet hat, das wird einem im Jenseits (Walhall) wieder vergolten werden.

Wir haben somit ein uraltes Spiel vor uns, das wir noch heute in derselben Gestalt spielen können. Der Verfasser dieser kleinen Abhandlung hat es daher unternommen, die betreffenden drei Kartenbilder als Steinzeichnungen im nordischen Stile zu vervielfältigen und an Liebhaber zu versenden. Die Bilder nebst den gedruckten Spielregeln kosten insgesamt nur 30 Pf., in Geld oder Briefmarken, unter vorheriger Einsendung des Betrages; unter Nachnahme 60 Pf. Der Reinertrag soll deutschnationalen Bestrebungen zugute kommen.

Die Nachfrage nach dem Spiel nahm nach dem Bekanntwerden bald, sofort nach der Veröffentlichung durch Professor Jaensch, einen erstaunlichen Umfang an. Darauf übernahm die „Vereinigung deutscher Spielwarenhändler“ zu Witten a. d. Ruhr den Verlag dieses „Hammerspiels“, um es in schöner Ausstattung weiterzuverbreiten, und zwar schon von diesem Winter an. Dann werden es also die meisten deutschen Spielwarengeschäfte führen.

Möge die schöne und sinnreiche Unterhaltung, sei es mit oder ohne Glocke, nunmehr dauernd vor der Vergessenheit bewahrt bleiben, in der sie schon zu versinken drohte!

---

## An ihr Bild

Nun steht dein liebes Bild vor mir
So wie in alter Zeit,
Und alles Sehnen sag' ich dir
Und alle Heimlichkeit.

Da draußen fällt und fällt der Schnee.
Ich bin mit dir allein.
O Wonne mir und doch auch Weh,
Mit dir allein zu sein.

Der Zeiger schwingt. Es tickt die Uhr.
Die Bücher schau'n mich an.
Was träumt er nur? Was hat er nur?
Der einsam stille Mann.

O Rose du, in Winternacht
So leise aufgeblüht!
Du Liebe, die mir Sommer lacht
Ins herbstliche Gemüt!

Du Goldgeschöpf! Du Blumenblatt!
Du liebe Melodie!
O, was mein Herz für Worte hat!
Zu viel sagt' ich doch nie.

Du lieber, süßer Kindermund,
O, öffne dich und sprich
Und lache, lache mich gesund!
Und segnen will ich dich.

Dich segnen, wie den Frühlingstau,
Den ersten Sonnenstrahl
Die winterlich erstarrte Au,
Das nebelschwere Tal.

Du seidne Wimper, hebe dich,
Zeig' mir den Sammetstern,
Aus dem den Born der Lieder sich
Mein Auge trinkt so gern!

Es kam vom Paradies ein Strahl;
Dein Auge fing ihn ein.
O, laß ihn mir zu Lust und Qual
Im Herzen heimisch sein!

Vergeude deine Blicke nicht,
Hab' sorgsam sie in acht.
Ein jeder Blick wird ein Gedicht,
Wenn er mir Liebe lacht.

— Still ist's. Der weiße Wintertag
Webt schweigend sein Gewand.
Ganz einsam bebt ein Herzensschlag,
Der keine Antwort fand.

Mein Herzschlag pocht bei Tag und Nacht
Nur dich! Nur dich! Nur dich!
In deinen Traum noch. Bis erwacht
Du lächelnd denkst an mich.

Albert Geiger




Franz Simm: Studienkopf aus der Zopfzeit.



Der Krug zu Saara. Die Scheune rechts steht auf dem Platze, wo der ehemalige historische Kretscham zu Saara stand. An die Linde im Hintergrund soll der König sein Pferd gebunden haben, während der Wirt seine Laterne instand setzte. (Nach einer Originalaufnahme des Verfassers.)

# Die Schlacht bei Leuthen

## Ein Erinnerungsblatt auf den 5. Dezember 1757 von Theodor Rehtwisch (Friedenau)

Während die bei Roßbach geschlagenen Franzosen und Reichstruppen in wirrer Auflösung meilenweit die gen Westen führenden Landstraßen bedeckten, sammelte König Friedrich bei Leipzig eine Anzahl seiner siegreichen Bataillone und Schwadronen, um den Marsch nach Schlesien anzutreten. So erfreulich der glänzende Sieg bei Roßbach auch für den König gewesen war: er überschätzte ihn nicht. Er wußte genau, daß in Schlesien der schwerere Teil der Arbeit lag. Er kam sich vor, „wie ein irrender Ritter, der sich mit scharfer Klinge vor einem Feinde Luft geschafft hatte, um auf neue Abenteuer ausziehen zu können". Mit knapp 14000 Mann marschierte er am 13. November 1757 aus Leipzig. Aber diese 14000 Mann waren erlesene Kerntruppen, und der Sieg rauschte in ihren Fahnen. Trotz der aufgeweichten Landstraßen legte die gen Schlesien eilende Armee innerhalb vierzehn Tagen den weiten Marsch zurück. Am 28. November traf der König vor Parchwitz an der Katzbach ein, wo der erste Zusammenstoß mit österreichischen Vortruppen stattfand. Parchwitz wurde von den Preußen genommen und besetzt, und der österreichische Oberstleutnant von Gersdorff konnte nun an den Prinzen von Lothringen berichten, daß der König von Preußen zur Stelle sei.

Sehr zur Beruhigung des kaiserlichen Generalissimus hat die Nachricht von der bedenklichen Nähe des Königs gewiß nicht beigetragen. Der Prinz kannte diesen königlichen Gegner von Soor, von Hohenfriedberg und von Prag her. Dreimal hatte die eiserne Faust des Königs zerstörend in den Lorbeerkranz seines Feldherrnruhmes hineingegriffen. Vor kurzem noch hatte er dem kaiserlichen Bruder geschrieben, daß ihm bange um den Ausgang sei, wenn der König von Preußen sich mit ganzer Macht gegen ihn wenden würde. Jetzt nahte der Tag der Entscheidung rasch. Die Heere standen kaum sechs




**Prinz Karl von Lothringen. (Nach einem Gemälde Martin de Meytens gestochen von J. Daullé.)**

Meilen auseinander — allerdings zwei sehr ungleiche Heere.

König Friedrich verfügte, nachdem Generalleutnant von Ziethen ihm die bei Breslau am 22. November geschlagene Armee zugeführt hatte, im ganzen über ungefähr 33000 Mann. Im befestigten Lager vor Breslau aber sollten ihrer 100000 stehen! So viele waren es nun zwar nicht, die Österreicher renommierten. Die Belagerung von Schweidnitz, die blutige Schlacht von Breslau gegen die tapfere preußische Minderzahl hatte den Feldherren des Erzhauses viele Menschen gekostet. Aber einschließlich der leichten Truppen hatte Prinz Karl immerhin 70000 Soldaten dem preußischen Heer entgegenzustellen. Seine Infanterie war in ihren Bewegungen vielleicht etwas schwerfällig, aber von guter Manneszucht und tapfer; seine Kavallerie umfaßte eine Zahl berühmter, erfolgreicher Reiterregimenter, seine Artillerie war ausgezeichnet. Dazu stand die kaiserliche Armee in dem festen wohlverschanzten Lager vor Breslau, aus welchem sie die Preußen am 22. November herausgedrängt hatte. Die Front des Lagers wurde von den Lohegewässern geschützt, im Rücken lag die starke Festung Breslau. So konnten 70000 Österreicher wohl 33000 Preußen erwarten und hoffen, daß sie sich die Köpfe einrennen würden wie damals bei Kolin.

Indes König Friedrich wollte schlagen. Nur ein Sieg konnte ihm Schlesien zurückgewinnen: „Ich werde die Österreicher angreifen, und wenn sie auf dem Zobtenberge oder auf den Kirchtürmen von Breslau ständen."

Am Abend des 3. Dezember versammelten sich seine Generale im Hauptquartier zu Parchwitz. Manche von ihnen hatten den König seit dem August nicht gesehen. Es schien ihnen, als sei er ein anderer geworden. Die Strapazen und Sorgen der Thüringer Monate hatten ihre Spuren hinterlassen. Der König war sichtlich gealtert. Der Mund zeigte schon jenen scharfen Zug, wie er später dem alten Fritz eigen war, und die strenge Furche zwischen den Brauen hatte sich noch vertieft, das ganze Antlitz sah verwittert und abgemagert aus. Aber noch herrschten in diesem Antlitz die beiden großen sieghaften Königsaugen, und als der Mann in dem abgetragenen preußischen Generalsrock seine weiche melodiöse, schmiegsame Stimme erhob, bannte er alle Hörer an seine königlichen Lippen:

„Es ist Ihnen, meine Herren, bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Breslaus zu bemächtigen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlichen Kriegsvorräte sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher in dem Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch

van der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, haffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befalgung meiner Dispasitianen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, ader es ist alles verlaren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle var seinen Batterien begraben lassen. Sa denke ich — so werde ich handeln.

Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten var, die bald falgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedinglen Gehorsam van ihm zu fardern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Varzuges nicht unwürdig machen. Ist aber einer ader der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ahne van mir den geringsten Varwurf zu leiden."

Hier hielt der König einen Augenblick inne, als ob er den Zaghaften das Wort zur Bitte um den Abschied verstatten wollte. Aber ein heiliges Schweigen war die einzige Antwort, die alle diese rauhen Kriegsmänner ihrem König zu geben hatten. Nur der alte Major von Villerbeck platzte heraus: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein — jetzt wäre es Zeit!" Der König lächelte und fuhr fort:

„Schan im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde! Ich rechne alsa ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, sa muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederhalen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben."

Alles war bewegt, und Entschlossenheit und Begeisterung für diesen königlichen Herrn lebte in aller Zügen. Jetzt aber trat, nachdem der Patriot zum Patrioten gesprochen hatte, der König und Feldherr hervor:

„Das Regiment Kavallerie, welches nicht safort, wenn es befahlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisanregiment. Das Bataillan Infanterie, das, es treffe, warauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und Säbel, und ich lasse ihm die Barten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Am selben Abend unternahm der König einen Ritt durch das Lager. Die Desertionen nach der Schlacht von Breslau hatten



Graf Leopold von Daun. (Nach einem Gemälde von Wotinzki gestochen von Gabriel Bodenehr.)

die Truppen sozusagen gesiebt; was er jetzt an Regimentern bei sich hatte, war zum allergrößten Teile unbedingt zuverlässiges Menschenmaterial. Als er durch die Lagergassen ritt, wurde er von den Kürassieren des Gardedukorps-Regiments mit freundlichem „Guten Abend!" begrüßt. Ein alter Kürassier drängte sich an ihn heran und rief: „Was bringst du uns noch so spät, Fritz?" — „Eine gute Nachricht, Kinder, ihr sollt morgen die Österreicher brav zusammenhauen." — „Hol' uns der Teufel, das soll gewiß geschehen!" riefen die Kürassiere. — „Aber bedenkt nur, wo sie dort stehen und wie sie verschanzt sind!" — „Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir schmeißen sie doch raus!" — „Nun, ich werde sehen, was ihr könnt, legt euch nieder und schlaft wohl." — „Gute Nacht, Fritz!" riefen die Kürassiere.

Der König ritt weiter und unterhielt sich mit jedem Regiment. Auch zu den derben Pommern vom Regiment von Manteuffel kam er. „Nun, Kinder, wie wird's morgen aussehen, der Feind ist noch mal so stark als wir!" — „Das laß du nur gut sein, es sind doch keine Pommern drunter. Du



Graf Franz von Nadasdy. (Nach einem Stich von Johann Gottfried Haid.)

weißt ja wohl, was die können." — „Ja, freilich weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille ja gar nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl, morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind alle tot." — „Ja, tot oder die Feinde geschlagen," wiederholte das ganze Regiment. Dieses Regiment tat zwei Tage später Wunder der Tapferkeit.

Von einem Regiment sprangen die Worte, die der König zu ihm gesprochen hatte, aufs andere über, wie elektrische Funken. Viele dieser gemeinen Musketiere und Reiter verstanden ihren König, viele ahnten ihn, ahnten, daß durch die Zeltgassen des Lagers ein Mensch von ragender Größe ritt, wie ihn die Weißröcke da drüben in den Schanzen vor Breslau nicht besaßen.

Aber das österreichische Oberkommando machte dem König den Angriff selbst leichter, als er erhofft hatte. Prinz Karl beschloß nach einer stürmischen Kriegsratssitzung im Schlosse zu Lissa, das Lager vor Breslau zu verlassen und über die Weistritz dem König entgegenzugehen, um ihn seinerseits anzugreifen. Graf Leopold Daun, der Sieger von Kolin, hatte sich zwar dieser Taktik entschieden entgegengestemmt, auch der sonst löwenkühne General Graf Serbelloni hatte sich mit Daun zusammen für das „Kunktieren" erklärt, aber die angriffslustige Partei unter dem hitzigen Italiener General Graf Lucchesi drang beim Prinzen durch, da man nach Lucchesis Äußerung „doch die fünf Matadors und die Bole in Händen habe". So ging man vor. Natürlich in höchst gemütlicher Art und nicht sprungweise, wie es König Friedrichs Art war. In sicherer Erwartung, daß man den König überraschen und den Sieg bald in der Hand halten werde, schob man die Feldbäckereien bis Neumarkt vor. „Eine Avantgarde von Bäckern!" spöttelten die Einsichtigen im österreichischen Lager. Die Übermütigen aber, besonders unter den jüngeren Offizieren, ließen munter das Wort von „der Potsdamer Wachtparade, die man zum Frühstück aufessen werde" spielen. Der Prinz, Graf Daun und die erfahrenen Führer dagegen, die Friedrich kannten, waren nicht ohne Besorgnis für den Ausgang. Die große Nähe des gefährlichen Mannes im preußischen Generalsrock machte sie nervös und hemmte wohl in mancher Beziehung ihre Entschlüsse. Einige Tage später konnten sie sich das drollige Wort zu eigen machen, das die Hoheit von Soubise-Rohan nach Roßbach aussprach: „Unsere Dispositionen waren sehr gut, aber der König von Preußen hat uns nicht Zeit gelassen, sie auszuführen." So bei Roßbach, so auch hier.

Als der König erfuhr, daß seine Gegner das Lager vor Breslau verlassen hatten, sagte er vergnügt zum Prinzen von Braunschweig: „Der Fuchs ist aus seinem Loch gekrochen, nun wollen wir ihn für seinen Übermut bestrafen." Schon hatte er sich am 4. Dezember auf dem Vormarsch durch flinken Handstreich der Stadt Neumarkt bemächtigt, die überraschten Kroaten und Husaren mit blutigen Köpfen heimgeschickt und die Feldbäckereien mit 70000 Brotportionen aufgehoben. Als diese Kunde nach Lissa ins Hauptquartier des Prinzen drang, bemächtigte sich der kaiserlichen Generale eine merkbare Ratlosigkeit. Dennoch wurde der Übergang über die Weistritz vollendet, und das Heer nahm westlich von Deutsch-Lissa eine Stellung in drei Treffen ein, die sich von Nippern bis südlich über Leuthen erstreckte.

So hatte man zunächst dem König die über Frobelwitz führende Hauptstraße auf Breslau und die beiden nördlich und südlich davon laufenden Nebenstraßen versperrt; — ein Damm von 70000 Menschenleibern schob sich zwischen ihn und sein Ziel. Nur wenn er diesen Damm gewaltsam durchbrach oder ihn von einem der Flügel her aufrollte, konnte König Friedrich seine Hauptstadt zurückgewinnen. Der König war stets für die Flügel, und das wußte Graf Daun. Man muß gerecht sein und sagen, daß Daun dem Terrain, auf das des Prinzen Wille sehr gegen den seinen die Armee geschoben hatte, alle Vorteile abgewann, die sich boten. Die Stellung, die er schließlich in der Morgenfrühe des 5. Dezember zurechtgeduktert hatte, erstreckte sich vom Dorfe Nippern bis zum Sagschützer Kiefernberg und hatte zwei stark gesicherte Flanken. Der rechte Flügel bei Nippern wurde durch den Zettelbusch und die davorliegenden Sümpfe des Briegswassers vortrefflich gesichert. Die Mitte der Stellung wurde durch die mit Batterien und Grenadierkompagnien gespickten Dörfer Frobelwitz und Leuthen befestigt. Der linke Flügel südlich von Leuthen hatte starke Reitermassen unter dem Grafen Serbelloni und bog sich bei Sagschütz über den davorliegenden wallartigen Kiefernberg nach Osten mit einem Widerhaken in den Kaulbusch hinein. An diesem Flügel befehligte der ungarische Graf Nadasdy, in dessen Adern von der Elisabeth Bathori her polnisches Königsblut floß, ein stolzer, eigenwilliger Mann, der längst nicht immer das tat, was er sollte. Der Prinz hatte ausdrücklich gewünscht, daß Nadasdy seine württembergischen und bayerischen Hilfstruppen ins zweite Treffen stelle. Noch kürzlich hatte ein Brief des kaiserlichen Bruders vor der exponierten Verwendung der Württemberger gewarnt, da diese evangelischen Leute sämtlich gut preußisch gesonnen seien. Aber Nadasdy kehrte sich daran nicht und besetzte gerade mit diesen Hilfstruppen den Kiefernberg und den Kaulbusch. Übrigens hatten unter seinen Augen die braven Schwaben bei der Erstürmung von Schweidnitz tapfer gefochten, so mochte er anderer Meinung über sie sein.

Als Graf Daun an diesem Morgen die Stellungen abritt, befragte er einen Bauern aus Leuthen nach verschiedenen Punkten im Gelände. „Und dieser Berg, auf dem wir




**Prinz Moritz von Anhalt-Dessau. (Nach einem Stich von J. D. Philippin, geb. Sysangin.)**

stehen?" fragte Daun. „Das ist der Berg, Exellenza, von dem unser König in jedem Jahr die Österreicher herunterjagt," antwortete naiv der Bauer. Da mochte der Feldmarschall wohl merken, daß man sich hier in das Manöverterrain des Königs hineinoperiert habe. „Mais un mauvais augure, messieurs," sagte er zu den Offizieren seines Stabes.

In früher Dunkelheit des Wintermorgens am 5. Dezember trat die preußische Armee auf das Signal „Locken" ins Gewehr. Das Schlagen des Generalmarsches war verboten. Der König ritt bei der Vorhut. Er rief einen Husarenrittmeister zu sich und sagte dem: „Ich werde mich heute bei der Bataille mehr aussetzen als sonst. Er soll sich fünfzig Mann nehmen, um mir als Deckung zu dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen."

Von den Heeressäulen, die in ziemlicher Entfernung der Vorhut folgten, klang durch die Morgenstille ein Choral herüber, den die Feldmusik begleitete. Es waren Verse aus dem innigen Liede Johann Heermanns: „O Gott, du frommer Gott“:

Gib, daß ich tu' mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's tu', so gib,
Daß es gerate wohl.

Dicht vor dem Dorfe Borne stieß man auf die Vortruppen des Feindes, unter denen jene drei sächsischen Reiterregimenter waren, die bei Kolin die Entscheidung herbeigeführt hatten. Hier galt es, für Ziethen und seine Reiter Schulden zu bezahlen. In furchtbarem Anprall wurden die sächsischen Regimenter in buntem Melee mit ungarischen Husaren und Kroaten durch Borne gegen Frobelwitz zurückgeworfen, so daß in der Wucht der Verfolgung die Ziethenschen Reiter bis fast an die österreichischen Linien heranpreschten. Über sechshundert Gefangene konnte der König alsbald an den vormarschierenden Kolonnen vorbeiführen lassen. Das war der erste Prankenschlag des preußischen Löwen.

Vom Schönberge aus, der jetzt eine Siegessäule trägt, beobachtete der König die feindliche Stellung. Er beschloß nach genauem Studium — der Wintertag war so hell, daß man die österreichische Armee durch das Fernrohr fast Mann für Mann zählen konnte —, den linken Flügel bei Sagschütz anzugreifen und damit den stärksten Punkt zuerst zu überwinden. Alsbald gab er dem Prinzen Moritz von Dessau, seinem ersten General, die Befehle für den vorzunehmenden Anmarsch. Es wurde ein Scheinangriff gegen den rechten feindlichen Flügel veranstaltet, zu dem nur einige wenige Bataillone, hauptsächlich die Freibataillone, verwendet wurden, während die Armee selbst, sobald sie aus Borne herausgetreten war, hinter der sich von Groß-Heidau bis Kertschütz erstreckenden Hügelreihe in Kolonnen abbrach und, für die Österreicher unsichtbar, ihrem Ziel zu marschierte.

Auf österreichischer Seite blieb man über das Vorhaben des Königs ganz im unklaren. Daun meinte lakonisch: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie ziehen.“ Aber der Graf Lucchesi, der italienische Hitzkopf, der den Vormarsch durchgesetzt hatte, glaubte, daß er am rechten Flügel angegriffen werde. Er drängte unablässig um Unterstützung. „Der angegriffen?“ spottete der französische Bevollmächtigte Graf Montazet, „da müßten ja die Preußen Schnepfen sein, wenn sie über die Sümpfe gegen Nippern tournieren wollten.“ Aber Lucchesi ließ nicht nach, und der unentschlossene Prinz gab Befehl, daß die Reserven am äußersten rechten Flügel aufmarschieren und Nippern besetzen sollten. Ja, nicht genug damit: auch Graf Serbelloni, der die Kavallerie südlich von Leuthen kommandierte und die Verbindung zwischen dem Zentrum und Nadasdys Flanke herstellte, mußte mit einem großen Teil seiner Regimenter in Begleitung Dauns nach dem rechten Flügel abreiten. So standen die österreichischen Reserven und das Gros ihrer Kavallerie fast eine Meile von dem Punkt entfernt, wo die Entscheidung fallen sollte.

Um ein Uhr ritt Prinz Moritz von Dessau, seine Taschenuhr in der Hand, zum König, der auf dem Wachberg hinter Lobetinz Stellung genommen hatte, und bat um den Befehl zum Angriff, denn es seien nur noch knapp vier Stunden Tag. Friedrich stimmte zu. Alsbald gingen unter dem Generalmajor von Wedel vom rechten preußischen Flügel die ersten drei Sturmbataillone gegen den Kiefernberg vor: ein Bataillon vom Regiment Itzenplitz und zwei Bataillone vom Regiment Meyerinck. „Dem Regiment können Ew. Majestät Krone und Szepter anvertrauen; wenn die vor dem Feinde laufen, mag ich auch nit dort bleiben.“ So hatte einst Moritz stolz vom Regiment Meyerinck gesagt. Diesen Regimentern folgten, unter Anwendung der schiefen Schlachtordnung, vom rechten Flügel aus die Bataillone mit je fünfzig Schritt Abstand, halb rechts ihre Vorgänger überflügelnd. Der Angriff wurde von zwölf schweren Geschützen, die Ziethen von den Wällen von Glogau mitgeschleppt hatte, unterstützt. In dieser Leuthener Schlacht kam zum erstenmal schwere Artillerie in offener Feldschlacht zur Verwendung. Den wie auf dem Paradeplatz vorrückenden, geschlossenen, feuerspeienden preußischen Bataillonsstaffeln, die im gegebenen Moment auch blitzschnell das Bajonett



Die katholische Kirche von Leuthen mit dem historischen Kirchhofstor, das von der preußischen Garde unter Anführung des Hauptmanns von Moellendorf erstürmt wurde. (Nach einer Originalaufnahme des Verfassers.)

fällten und sich mit Berserkerwut dem Feinde an den Hals warfen, diesen verheerenden Geschossen der Festungsartillerie, überhaupt diesem gewaltigen Willen zum Siege, der vom König hinab bis zum letzten Grenadier in der preußischen Armee wohnte, konnten die tapferen Württemberger und Bayern im Kiefernbusch von Sagschütz, konnten die zur Hilfe herbeieilenden Regimenter des Erzhauses nicht widerstehen. Die blaugeröckten Linien preußischer Infanterie stießen ihre tapferen Gegner vor sich her, von Busch zu Busch, von Hügel zu Hügel. Moritz von Dessau war immer mitten im Treffen. „Bursche," rief er dem Regiment Meyerinck zu, als er mit einigen frischen Bataillonen herbeieilte, „Ehre genug für heute, geht zurück ins zweite Treffen!" Aber aus tausend rauhen Kehlen dröhnte im entgegen: „Da müßten wir ja Hundsfötter sein! Patronen her, Patronen her!" Und mit wildem Feldgeschrei bricht von zwei Seiten die Sturmflut gegen Graf Nadasdys letzten Stützpunkt vor; seine Infanterie, seine Artillerie ist zertrümmert, die Bataillone lassen sich nicht mehr halten, sie fliehen. Vergeblich hatte er seine tapfere Reiterei eingesetzt, vergeblich versucht, die angreifenden Bataillone niederzureiten.



Wichard Joachim Heinrich von Moellendorf. Späteres Bild. (Nach einem Gemälde von Cunningham gestochen von Townley.)

Ziethen war zur rechten Zeit auf dem Posten gewesen, und wenn auch der Ungar mit seinem ersten Reiterangriff einige Erfolge errang, er mußte schließlich weichen, und seine Scharen fluteten gegen die Weistritzbrücken und gegen Leuthen zurück. Der linke Flügel war aufgerollt.

Am Südende von Leuthen, das sich ungefähr zweitausend Schritt in der Front der preußischen Stellung hinstreckte, und dessen Kirchhof eine natürliche Festung mit Ringmauern und Schießscharten bildet, versuchten die kaiserlichen Feldherren, eine neue Stellung zu schaffen. Im Laufschritt und atemlos kamen die Reserven von Rippern heran, kamen an, um alsbald von preußischen Salven und Rottenfeuer dezimiert zu werden. „Das dritte Bataillon der königlichen Garde, welches schon verschiedene unserer anderen Regimenter Musterung hatte passieren lassen, gab in einer Entfernung von achtzig Schritt das lebhafteste Feuer auf uns, es stand wie beim Exerzieren und erwartete uns, ohne sich zu rühren," erzählt der Prinz von Ligne, der als junger Hauptmann das Regiment seines Vaters im Laufschritt herbeiführte. So wurden die Reserven zerrieben und das Dorf genommen. Nur der Kirchhof bot hartnäckigen Widerstand. Hier lag das Regiment Roth-Würzburg, nur eine Söldnerschar im Dienste des Erzhauses, aber ehrliche Leute, die ihren Sold verdienen wollten. Als angesichts der wütenden Gegenwehr am zertrümmerten Kirchhofstor der Angriff einen Augenblick stockte, sprang der Hauptmann von Moellendorf vor und schrie mit furchtbarer Stimme: „Hier ist nichts zu bedenken, einen anderen Mann her! Leute, folgt mir!" Mit dem Degen schlug er die Bajonette hoch und warf sich in die Bresche — der Kirchhof wurde genommen. Vier Offiziere und dreiundreißig Mann von Roth-Würzburg schlugen sich durch.

Schon neigte sich der Tag, denn es war inzwischen vier Uhr geworden. Die ganze preußische Infanterie war engagiert, und Friedrich hatte nichts mehr einzusetzen als die Zähigkeit und Unerschütterlichkeit seiner Leute, die im Feuer standen. Zwischen den Windmühlen auf dem Höhenzug nördlich von Leuthen stand, eng zusammengekeilt und geschoben, die kaiserliche Armee in Gliedern von hundert Mann hintereinander. An Zahl waren diese zum großen Teil frischen Truppen den Preußen noch weit überlegen, aber es war schwer, unmöglich sogar, eine geordnete Gefechtsformation zustande zu bringen. Graf Daun raffte einige Regimenter zusammen und versuchte, den linken preußischen Flügel, der Leuthen von Westen umklammerte, zurückzudrängen. Um diese Zeit stand die Schlacht auf einem toten Punkt: eine mörderische Kanonade von hüben und drüben, unaufhörliches Flintengeknatter, aber es wollte zu keinem Ende kommen.

Diesen Augenblick hielt der Graf Lucchesi, der mit seinen Schwadronen zwischen Heidau und Frobelwitz stand, für glücklich genug, den stark engagierten und augenscheinlich ohne Deckung bloßliegenden preußischen linken Flügel anzugreifen. Und in der Tat hätte ein wuchtiger Angriff für die preußische Linie die bedenklichsten Folgen haben können. Wohl mochte den tapferen, heißblütigen Italiener, der durch sein unzeitiges Drängen um Unterstützung die üble Lage zum großen Teil verschuldet hatte, der Wunsch beseelen, mit einer kühnen Reiterattacke alles wiederherzustellen oder gar den Erfolg für Österreichs Fahnen zu erzwingen. Hatte nicht auch die tapfere Kavallerie schließlich bei Kolin den Sieg gerettet?

Graf Lucchesi schiebt sich also sacht aus seiner Stellung vor und sucht ein Angriffs-




Friedrich und Ziethen, geleitet vom Kretschmer von Saara, auf dem Wege nach Deutsch-Lissa. (Nach einer Zeichnung von Hampe gestochen von Meno Haas.)

feld zwischen dem Butterberg und Leuthen gegen den ihm ungedeckt erscheinenden preußischen Flügel. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und dieser Wirt ist Georg Wilhelm von Driesen, seines Zeichens preußischer Generalleutnant, der mit seinen vierzig Schwadronen wohlgedeckt hinter dem Sophienberg steht und ein scharfes Auge auf den Gang der Dinge hat. Denn der König hat ihm auf die Seele gebunden, den linken Flügel der Infanterie unter allen Umständen zu decken, und Herr von Driesen ist ganz der Mann dazu. Ein gelehrter Mann, der seinerzeit Theologie studiert hatte, bis der Soldatenkönig den Sattel geeigneter für ihn hielt als die Kanzel. Aber er blieb zeitlebens ein Bücherfreund. Er war damals siebenundfünfzig Jahre alt, ein Choleriker mit gutmütiger Grundstimmung und stark beleibt, sein Pferd hatte an ihm zu tragen. Der König hielt große Stücke auf den Mann, hatte ihn nach der Revue von 1754 durch ein reiches Geldgeschenk ausgezeichnet und wußte wohl, daß er auch hier ein schweres Amt den besten Händen anvertraut hatte.

Unter Driesen ritten die Generalmajore von Bredow, von Normann und der alte von Krockow. Dieser Krockow war erst vor vierzehn Tagen bei Breslau am Fuß schwer verwundet worden. Er hatte den verletzten Fuß in den schweren Kürassierstiefel gezwängt und sich trotz seines Wundfiebers in den Sattel heben lassen. Wo solche Leute wachsten und ritten, durfte Lucchesi auf einen heißen Empfang gefaßt sein.

Graf Lucchesi glaubte inzwischen die richtige Höhe für seinen Angriff erreicht zu haben. Schon hat er seine Reiter aufmarschieren lassen, um zur Attacke anzureiten, nicht ahnend, daß er, der einen Gegner in der Flanke fassen will, seine eigene Flanke selbst wie auf dem Präsentierteller darbietet. Denn plötzlich brausen Driesens Schwadronen zwischen Radaxdorf und dem Sophienberg hindurch, den abfallenden Geländehang hinunter und fallen ihn wütend an. Ein pallasch-



Das Schloß zu Deutsch-Lissa. Links zwischen Laterne und Baum führt die Steintreppe hinunter, die der König benutzte. (Nach einer Originalaufnahme des Verfassers.)

schwingender, rasselnder, stampfender Halbkreis umfaßt seine Flanke und seinen Rücken, er wird völlig überrascht. Vergeblich versucht er, sich hinter die selbst im verzweifelten Kampf stehende Infanterie zurückzuziehen, vergeblich versuchen die braven Kürassierregimenter Erzherzog Leopold, Serbelloni und Benedikt Daun zur Front einzuschwenken und den Angriff abzuwehren. Für Augenblicke beginnt ein wütender Nahkampf, aber nur für Augenblicke. Dem gewaltigen Druck, den Driesen ausübt, kann niemand widerstehen. Baireuthdragoner in der linken Flanke, Puttkamerhusaren im Rücken und plötzlich heranrasselnd mit den dreißig Reserveschwadronen den Prinzen Eugen von Württemberg in der Front — das ist zu viel. Das wilde Getümmel und Schwertgeklirr wird gegen die österreichische Infanterie geworfen, die Hilfe, die Lucchesi bringen wollte, wandelt sich in unabwendbares Verderben. Der heißblütige italienische Graf will den Tag nicht überleben, er wirft sich selbst ins Handgemenge und findet den Tod, den er sucht.
Seine zersprengten Schwadronen, gegen die Infanterie geworfen und von den preußischen Reitern heftig verfolgt, tragen Verwirrung in die eigenen Reihen, und in diesem Augenblick greift mit vieltausendstimmigem Hurra auch die preußische Infanterielinie ein. Kolben und Bajonett brechen den letzten Widerstand. Auf der Windmühlenhöhe bei den Batterien halten sich noch als eiserne Legion einige Bataillone der Regimenter Wallis und Durlach. Aber die tapferen Soldaten ihrer Kaiserin kämpfen für eine verlorene Sache. Generalmajor von Meyer mit seinen Baireuthdragonern und Karabiniers überreitet sie, und zugleich sind von Borne her die drei Freibataillone unter Oberst von Angelelli im Laufschritt angelangt und werfen sich mit dem Bajonett gegen die Trümmer der braven Bataillone, die sich verzweifelt gegen die Reiter zu wehren suchen; was nicht tot am Boden liegt, fällt in Gefangenschaft. Ein gleiches Geschick bereitet das Grenadierregiment Schenckendorff den tapferen Weißröcken der österreichischen Artillerie.

die ihre Geschütze nicht verlassen wollen. Ehre diesen Männern, die für Österreichs Waffenruhm Leben und Freiheit opferten!

Als gegen fünf Uhr die Dunkelheit hereinbrach, war König Friedrich auf allen Punkten Sieger. „Hätte es den Preußen", sagte er später selbst, „zuletzt nicht an Tageslicht gefehlt, so wäre diese Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts gewesen." Als solche, als den größten Sieg des achtzehnten Jahrhunderts hat sie dennoch die Geschichte anerkannt.*

Der König brach noch am selben Abend mit einigen Regimentern gegen Deutsch-Lissa auf, um sich des Fleckens und der Weistritzbrücken zu bemächtigen. Die Kunde davon verbreitete sich im Heer, und bald folgte die ganze Armee ihrem König, und über die Walstatt brauste aus Tausenden von Kehlen gewaltig der Choral: Nun danket alle Gott ...

Im Krug zu Saara wurde der Kretschamswirt mit einer Laterne aufgeboten, um dem König, der mit Ziethen ritt, voranzuleuchten. Man zeigt dort im Hof der Wirtschaft noch den Baum, an welchen der König damals sein Pferd gebunden hatte, während der Kretschmer seine Laterne herrichtete.

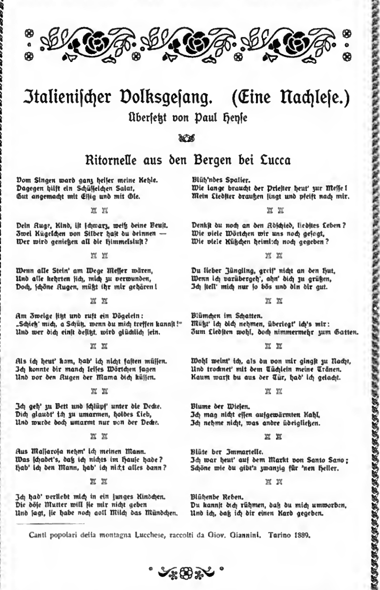
In Deutsch-Lissa gab es in der Dunkelheit noch eine scharfe Plänkelei, aber der König ritt unbeirrt dicht vor der Weistritzbrücke auf den Schloßhof, indem er zu seiner Umgebung sagte: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid." Er stieg vom Pferd und benutzte links von der Schloßbrücke eine kleine Steintreppe, die zu einer ihm bekannten Tür der Wirtschaftsräume führte. Von hier aus gewann er eine Wendeltreppe, die in den inneren großen Korridor des Schlosses mündete. Plötzlich stand er mitten unter einer Schar österreichischer Offiziere, die durch das lebhafte Schießen da draußen heftig erschreckt waren. Da war es, wo er, höflich den Hut ziehend, sein berühmtes „Bon soir, messieurs!" sprach. „Gewiß waren Sie mich hier nicht vermuten! Kann man denn hier auch noch unterkommen?" Verblüfft und erschrocken beeilen sich die abgeschnittenen österreichischen Herren, dem König zu leuchten, und führen ihn in den großen Speisesaal, wo ihrer noch mehrere sind, die alle starr von ihren Sitzen aufspringen, als so unvermutet der Gewaltige vor ihnen steht, der ihnen heute gezeigt hat, was ein König von Preußen mit seiner Wachtparade vermag.

Baron Mudrach, der Besitzer des Schlosses, der dem König gut bekannt war, eilte herbei und wurde von der hungrigen Majestät um etwas Abendbrot gebeten. Alles, was sich beschaffen ließ, war ein Ragout. Der König hatte vierzehn Stunden im Sattel gesessen und kaum etwas genossen, so schmeckte ihm das Essen vortrefflich. Als er damit fertig war, sah er seinen Wirt mit den großen Augen einen Augenblick fest an und fragte unvermittelt: „Kann Er Pharo spielen?" Baron Mudrach kannte des Königs Abneigung gegen Hazardspiele und stotterte erschrocken: „Früher — in meiner Jugend —", worauf der König rasch antwortete: „Nun, so weiß Er ja, was va banque ist. Das hab' ich heute gespielt." Und zum General von Driesen, der seinen Glückwunsch darbrachte, sagte er: „Das hat ein Höherer getan." — „Ja," entgegnete der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen." — „Ach, was will Er mit seinen Dispositionen! Na, es kommt wohl eins zum anderen."

Bald sammelten sich die Generale und Stabsoffiziere zur Paroleausgabe im Schloß. Schon auf dem Schlachtfelde hatte Friedrich den Fürsten Moritz von Dessau zum Feldmarschall ernannt. Nun sprach er all den treuen Männern seinen königlichen Dank aus und rief ihnen heiter zu: „Nach einer so getanen Arbeit, meine Herren, ist gut ruhen. Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen."

* Der Verfasser dieses Aufsatzes hat ein Buch geschrieben, das sich betitelt: Leuthen. Blätter der Erinnerung an den Großen König und das Jahr 1757. Mit achtundzwanzig Porträten, zehn historischen Darstellungen und zweiundzwanzig Terrainstudien nach Originalaufnahmen des Verfassers auf dem Schlachtfelde von Leuthen und einem Plan der Schlacht. (Leipzig, Georg Wigand. Geb. 9 M.) Diesem Buche sind etliche Episoden vorliegender Arbeit entnommen, sowie die hier verkleinert wiedergegebenen Bilder.





# Italienischer Volksgesang. (Eine Nachlese.)

Übersetzt von Paul Heyse

## Ritornelle aus den Bergen bei Lucca

Vom Singen ward ganz heiser meine Kehle.
Dagegen hilft ein Schüsselchen Salat,
Gut angemacht mit Essig und mit Öle.

⁂

Dein Auge, Kind, ist schwarz, weiß deine Brust.
Zwei Kügelchen von Silber hast du drinnen —
Wer wird genießen all die Himmelslust?

⁂

Wenn alle Stein' am Wege Messer wären,
Und alle kehrten sich, mich zu verwunden,
Doch, schöne Augen, müßt ihr mir gehören!

⁂

Am Zweige sitzt und ruft ein Vögelein:
„Schieß' mich, o Schütz, wenn du mich treffen kannst!“
Und wer dich einst besitzt, wird glücklich sein.

⁂

Als ich heut' kam, hab' ich nicht fasten müssen.
Ich konnte dir manch leises Wörtchen sagen
Und vor den Augen der Mama dich küssen.

⁂

Ich geh' zu Bett und schlüpf' unter die Decke.
Dich glaubt' ich zu umarmen, holdes Lieb,
Und wurde doch umarmt nur von der Decke.

⁂

Aus Massarosa nehm' ich meinen Mann.
Was schadet's, daß ich nichts im Hause habe?
Hab' ich den Mann, hab' ich nicht alles dann?

⁂

Ich hab' verliebt mich in ein junges Kindchen.
Die böse Mutter will sie mir nicht geben
Und sagt, sie habe noch voll Milch das Mündchen.

⁂

Blüh'ndes Spalier.
Wie lange braucht der Priester heut' zur Messe!
Mein Liebster draußen singt und pfeift nach mir.

⁂

Denkst du noch an den Abschied, liebstes Leben?
Wie viele Wörtchen wir uns noch gesagt,
Wie viele Küßchen heimlich noch gegeben?

⁂

Du lieber Jüngling, greif' nicht an den Hut,
Wenn ich vorübergeh', ohn' dich zu grüßen,
Ich stell' mich nur so bös und bin dir gut.

⁂

Blümchen im Schatten.
Müßt' ich dich nehmen, überlegt' ich's mir:
Zum Liebsten wohl, doch nimmermehr zum Gatten.

⁂

Wohl weint' ich, als du von mir gingst zu Nacht,
Und trocknet' mit dem Tüchlein meine Tränen.
Kaum warst du aus der Tür, hab' ich gelacht.

⁂

Blume der Wiesen.
Ich mag nicht essen aufgewärmten Kohl,
Ich nehme nicht, was andre übrigließen.

⁂

Blüte der Immortelle.
Ich war heut' auf dem Markt von Santo Sano;
Schöne wie du gibt's zwanzig für 'nen Heller.

⁂

Blühende Reben.
Du kannst dich rühmen, daß du mich umworben,
Und ich, daß ich dir einen Korb gegeben.

---

Canti popolari della montagna Lucchese, raccolti da Giov. Giannini. Torino 1889.

# Rispetti und Stornelli aus der Mark Ancona

Wenn du aan ferne kommst daher geschritten,
Grüß' ich dich mit den Augen still und scheu,
Und mit dem Munde fang' ich an zu bitten:
Du Schöner, liebe mich und bleib' mir treu!

* *

Auf stand ich gestern morgen in der Frühe
Und traf die Mutter dessen, den ich liebe.
Sie sagte: Wohin gehst du schan so frühe?
Warum tust meinem Sohn du nichts zuliebe?
Und ich antwortete, zu Tad betrübt:
Wie kann ich lieben den, der mich nicht liebt?

* *

Will deine Mutter mich zur Tochter nicht,
Lieb' eine andre dann und laß mich gehen.
Lieb' eine andre dann, die heißt wie ich,
Daß ich dir immer mag im Herzen stehen.

* *

Giuseppe heißt der Bursch, der mir gefiel,
Er spielt mit allen Spielern um die Wette.
Den Sonntagshut aerlor er schon im Spiel,
Verspielte selbst sein Weib, wenn er eins hätte.

* *

Sag' mir, mein Holder, wie du's nur gemacht,
Als du aus meiner Brust mir nahmst das Herz?
Du kamst mit einer Hand so leicht und sacht
Und nahmst es mir — ich fühlte keinen Schmerz.

* *

Der du ja oft vorbeigehst, junger Knabe,
Es scheint dich irgendwas gar sehr zu kränken,
Es scheint, daß du mir was zu sagen hättest —
Wenn du mein Herz verlangst, will ich dir's schenken.

* *

Dies Tüchlein, liebstes Herz, sollst du mir geben,
Damit ich dir's im Flusse waschen kann.
Weiß von der Seife sall es wieder werden,
Und blütenblank im Wasser wird es dann.
Auf einer Rasenhecke breit' es hin,
Doch ich behalt' es hast du falschen Sinn.
Auf eine Lilienhecke sollst du's legen;
Du kriegst's nur wieder nach des Priesters Segen.

* *

Sieh nur, was für ein Unglück mir geschehn:
'ne Junge haben und verstummen müssen,
An meinem lieben Schatz vorbeizugehn,
Ihn anzusehn und doch ihn nicht zu grüßen!

* *

Wahl schaut' ich heimlich grüßend nach ihm um —
O, arme Junge, warum bliebst du stumm!
Dann, immer heimlich grüßend, ging ich fart —
O, arme Junge, und du sprachst kein Wart!

Habt ihr den Toten sehn vorüdertragen?
Er liebte mich, und ich wollt' ihn nicht lieben.
Wie ditter muß ich weinen nun und klagen!
Mein Undank hat ihn in den Tod getrieben.

* *

Blühender Rosmarin.
Wie hättest du das Herz, mich zu aerlassen,
Da ich verliebt bis an die Haare bin!

* *

Blühender Fliederstrauch.
Wenn Ihr mich liebt, tut Ihr's aus lauter Güte,
Da ich nur arm bin, und das wißt Ihr auch.

* *

Blüh'nde Syringe.
Sagt mir, mein Liebster, wie Ihr Euch befindet.
Was mich betrifft, ich bin sehr guter Dinge.

* *

Blüte des Oleanders.
Ich sage nein und nein und lieb' dich doch.
Es kammt mir wirklich vor, ich kann nicht anders.

* *

Sprecht doch mit mir nicht immer nur von fern!
Habt Ihr nicht auch ganz nah mir was zu sagen?
Ganz sacht mal mit Euch plaudern möcht' ich gern.

* *

Blühender Majaran.
Wenn Ihr mir untreu würdet — meinetwegen!
Ins Paradies käm' ich als Jungfer dann.

* *

Blühender Enzian.
Du machtest mich verliebt und brachst die Treue —
Was würd'st du sagen, hätt' ich dir's getan?

* *

Danato hab' ich mir zum Schatz erkoren.
Er schenkte mir sein Herz, ich nahm es an,
Nun redet er, ich hätt' es ihm gestohlen.

* *

Wär' ich ein Veilchen und du eine Rase,
Wir würden beide stehn in einer Vase.
Wer neben dir steht, ist im Paradiese.

* *

Sa aft das Meer auch stürmisch ist und wild,
So oft wird sich's zur Ruhe dann bekehren.
Sa sind auch wir, mein Lieb, zu tun gewillt,
Zu unsrer Liebe stets zurückzukehren.

---

Canti popolari Marchigiani raccolti da Antonio Gianandrea. Torino 1875.

# Seelenforschung und praktische Menschenkenntnis

Von Privatdozent Dr. phil. et med. Willy Hellpach

Die Anteilnahme der Gebildeten an den Fortschritten der Seelenforschung bewegt sich in einer Wellenlinie. Zeitweise ist das psychologische Interesse gleich Null. Dann aber gibt es irgendeine Sensation, die psychologische Fragen aufrührt, und wochenlang wird sogleich alles mit Heißhunger verschlungen, was an tatsächlichen oder angeblichen Entdeckungen der Psychologen dem Publikum dargeboten wird. Eine solche Sensation war in den letzten Monaten der *Prozeß Hau*, und wer irgendwie im Verdacht stand, sich mit Psychologie zu befassen, der konnte nicht genug Fragen, die auf ihn losstürmten, beantworten. In der Tat hat dieser Prozeß die mannigfachsten Probleme der Kriminalpsychologie (also desjenigen Zweiges der Seelenwissenschaft, dem die Durchforschung der Verbrecherpsyche obliegt) aufs neue unserem Durchdenken empfohlen und uns vor allem die fast völlige Ignorierung der psychologischen Wissenschaft durch unsere Rechtspflege wieder einmal recht deutlich zu Gemüte geführt. Eine Fülle von sachlichen Bemerkungen ließe sich daran knüpfen: und doch müssen wir es uns versagen, ihn schon jetzt in den Kreis unseres Rundblickes zu ziehen. Sensationsbedürfnis, Parteileidenschaft, Einmischung Unberufener und zweifellos auch Taktfehler, die von den Berufenen begangen worden sind, haben die Erörterungen über diesen Prozeß in ein so unerquickliches Fahrwasser getrieben, daß der rein sachlich Interessierte einstweilen noch darauf verzichten muß, sich daran zu beteiligen. Wenn die letzte Entscheidung über das Schicksal des Angeklagten gefallen und die öffentliche Erregung geebbt sein wird, dann mag die Gelegenheit kommen, um diese Affäre im psychologischen Lichte zu betrachten.

Immerhin können wir das allgemeinste Problem herausschälen, das für den Psychologen der Prozeß Hau bietet, und es befreit aus solch aktueller Einkapselung ins Auge fassen: es ist *das Verhältnis der wissenschaftlichen Psychologie zur praktischen Menschenkenntnis*. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß diese Frage für die nächsten Jahre im Brennpunkt der psychologischen Interessen stehen wird. Um die Wende des Jahrhunderts etwa war es, als eine Welle der Unzufriedenheit, der Enttäuschung, der Skepsis aus den Schichten der an der Psychologie Interessierten herausschlug und bedenklich die Füße der mit der Psychologie beruflich Beschäftigten umspülte. Man redete von einer Krisis in der Seelenforschung. Fünfzig Jahre waren seit deren Erfüllung mit dem Geiste moderner Wissenschaft durch den unvergeßlichen *Fechner* vergangen, eine große Zahl von Instituten, von Zeitschriften, eine unübersehbare Masse von Büchern waren geschaffen worden, es tagten Kongresse für Psychologie — und doch schien das praktisch nützbare Ergebnis über die Maßen dürftig: zwischen der Psychologie der Laboratorien und Lesebücher und der Kenntnis der lebendigen Menschenseele klaffte ein Abstand, der den Nachdenklichen die Frage aufdrängte, ob man mit den großartigen wissenschaftlichen Methoden, die so viel Geld, Zeit und Arbeitskraft verschlangen, nicht sinnlos in den Nebel hineintappe.

Diese Skepsis ist heute schon wieder überwunden. Sie hat das Gute gehabt, daß sie auf allen Grenzgebieten zwischen rein wissenschaftlicher und mehr praktischer psychologischer Betätigung zu verdoppelter Arbeit anspannte und überdies eine ruhige Betrachtung dessen herausforderte, was in Wirklichkeit die praktische Menschenkunde der forschenden Seelenwissenschaft an Bereicherungen bereits verdankt. Und heute, kaum ein Jahrzehnt nach jenen Tagen des Zweifels, tritt die „angewandte Psychologie" bereits mit achtunggebietender Kraft in den Vordergrund und fügt unserem Erfahrungsschatz in der Rechtspflege, der Erziehung, der Völkerkunde beständig neue, wertvolle Einsichten hinzu. Vor kurzem ist eine besondere Zeitschrift für angewandte Psychologie ins Leben getreten, und Zeitschriften für die Einzelressorts dieses Forschungszweiges, also für die Kriminalpsychologie, die Religionspsychologie, die pädagogische Psychologie bestehen bereits seit mehreren Jahren unter regem Interesse wissenschaftlicher und gebildeter Kreise.

Allerdings verlangt der Laie von dem, was die Seelenwissenschaft praktisch leisten soll, oft ein bißchen zuviel, und er ist leicht geneigt, seine Sympathien dorthin zu wenden, wo seiner überschraubten Forderung am ehesten Befriedigung verheißen wird: zum Scharlatanismus und zur Schrulle. Solcher Scharlatanismen und Schrullen fallen uns im Bereiche der angewandten Psychologie hauptsächlich drei ins Auge, die immer noch oder immer wieder einmal ihr Wesen treiben und eine lichte Zukunft der tiefgründigsten und unfehlbarsten Menschenkenntnis heraufzuführen sich anheischig machen. Es sind die *Graphologie*, die *Phrenologie* und die *Physiognomik*, zu deutsch: die Erdeutung der seelischen Eigenart eines Menschen aus der Handschrift, aus der Schädelbildung, aus den Gesichtszügen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß jedem dieser Zweige der Menschenkunde ein an sich richtiger und fruchtbarer Gedanke zugrunde liegt. Bei der Physiognomik leuchtet das ohne weiteres ein, denn unsere Erlebnisse, die ja zum guten Teil wieder von unserer Charakteranlage bestimmt werden und unsere Charakterentfaltung ihrerseits mitbestimmen, graben sich in unsere Mimik ein und meißeln unseren Gesichtsausdruck. In der Tat bildet das Studium der „Ausdruckserscheinungen" seit langem eine Aufgabe der Seelenforschung, der sie mit großem Eifer obliegt; aber es ist noch nicht so weit vorgeschritten, daß aus dem Antlitz, den Zügen im einzelnen Falle eindeutige Schlüsse auf die seelische Eigenart gezogen werden könnten. Bei der Phrenologie liegt die Sache schon verwickelter. Daß gewisse geistige Funktionen an bestimmte Teile des Gehirns gebunden sind, hat die Forschung sichergestellt. Zahlreiche Behauptungen über diese „Lokalisation" des seelischen Lebens aber haben sich als bloße Annahme erwiesen. Daß weiter der Schädel vom Gehirn seine Gestalt empfängt, ist auch gewiß; ob aber alle Einzelheiten der Hirnbildung einen wahrnehmbaren Ausdruck in Unebenheiten der äußeren Schädeloberfläche finden, muß bezweifelt werden. Für den Rückschluß von einer solchen Unebenheit auf eine geistige Eigentümlichkeit ist also ein weiter, mit Fehlschlußmöglichkeiten reich gepflasterter Weg. Vielleicht kommen wir einmal dazu, gewisse derartige Schlüsse sicher fundieren zu können; aber so mechanisch und schablonenhaft, wie es der alte, in vieler Hinsicht hochverdiente Gall sich gedacht hat, liegt der Zusammenhang gewiß nicht. Schon darum nicht, weil dieser Forscher wie seine Nachfolgerschar bis heute geistige Funktionen lokalisiert hat, die gar keine geistigen Einheiten sind, sondern aus dem Zusammenwirken anderer seelischer Eigentümlichkeiten hervorgehen.

Am meisten ad absurdum geführt durch ihre Erfolglosigkeit ist die Graphologie, und trotzdem taucht immer wieder ein System auf, das den allein passenden Hauptschlüssel zu allen Geheimnissen des Seelenlebens gefunden zu haben vorgibt. Der Grundfehler ist auch hier leicht zu sehen: es soll mit einem von heute auf morgen herausgetüftelten „System" ein Riesenkomplex von Problemen gelöst werden, dessen Studium in Wahrheit die mühevolle Arbeit von Jahrzehnten, vielleicht von Jahrhunderten kosten mag. Denn die Beziehungen zwischen dem Seelenleben eines Menschen und seinen Schreibbewegungen sind sicher, wenn sie überhaupt bestehen, äußerst verwickelt. Die Wissenschaft kann diese Fragen nur so in Angriff nehmen, daß sie planmäßig die Veränderungen der Schrift bei gewissen, künstlich erzeugten Veränderungen des seelischen Zustandes studiert. Dabei geht es nicht an, einzelne Biegungen oder Sonderbarkeiten der Schriftzeichen mit komplizierten Charaktereigenschaften in Parallele zu setzen. Sondern es gilt zuerst einmal, über die grundlegenden Eigenschaften der Schrift und ihrer Veränderungen bei bestimmten seelischen Veränderungen Aufschlüsse zu sammeln. Geschwindigkeit und Druck zum Beispiel sind zwei Momente, von denen zahlreiche Besonderheiten der Schrift, das Verhältnis dicker und feiner Striche, die Verbindungsstriche und dergleichen abhängen. Man hat eine „Schriftwage" erfunden, um diese beiden Eigenschaften zu untersuchen: die schreibende Hand ruht dabei auf einer Platte, die (ähnlich wie bei unserer allbekannten Briefwage) mit einem Hebelwerk verbunden ist, das die Druckschwankungen registriert. Um es nun gleich zu sagen: die Ergebnisse der Untersuchungen, die man mit diesem Apparat angestellt hat, sind bis heute recht dürftig, aber gerade in ihrer Dürftigkeit zeigen sie die ganze Verwickelung und Schwierigkeit des Problems.

Daß zwischen dem allgemeinen Charakter der Handschrift eines Menschen und dessen seelischen Eigenschaften gewisse Beziehungen bestehen, ist anzunehmen. Völlig fraglich aber ist es, ob diese Beziehungen so spezieller Natur sind, daß sie jemals einen eindeutigen Schluß auf einzelne Wesenszüge ermöglichen, und daß sie umgekehrt in einzelnen Besonderheiten der Schrift hervortreten. Das bleibt abzuwarten, und nur von mühseliger, unverdrossener Arbeit, nicht aber von einem mit kühnem Wurf hingeschleuderten „System" der Schriftdeutung kann die Entscheidung erwartet werden. Ein wesentlicher Irrtum der heute beliebten Graphologie besteht auch darin, daß sie gar nicht auf die seelischen Grundeigenschaften des Menschen, deren Ausdruck allein doch die Handschrift sein kann, sondern auf eine Seite des seelischen Wesens, den sogenannten „Charakter" ihre einseitige Betonung legt und hier mit Begriffen operiert, die dem Zufall der Umgangssprache entnommen sind. Begreiflich genug, weil eben diese Deutungskunst in erster Linie nach Brot geht, und weil es den Menschen praktisch mehr interessiert, ob der Mitmensch edelmütig oder heimtückisch, kleinlich oder weitherzig, empfindlich oder dickfellig ist — als ob er eine verminderte oder vermehrte Assoziationsgeschwindigkeit, eine vorwiegend muskuläre oder sensorielle Reaktionszeit, eine größere Veranlagung zu gleichmäßigen oder zu zyklischen Stimmungen aufweist. Jene Charakterzüge aber können Ergebnisse des Zusammenwirkens der verschiedenartigsten Grundeigenschaften sein („Edelsinn" kann ebensowohl Zeichen einer starken wie einer schwächlich-weichlichen Anlage sein u. dgl. mehr), und sich vorzustellen, daß bestimmte Krümmungen und Anhängsel der Schrift der eindeutige Ausdruck so verwickelter Ergebnisse der seelischen Veranlagung

und Lebensentfaltung sein könnten, das ist nichts mehr und nichts weniger als Mystik, Phantasterei — wo es nicht überhaupt einfache Scharlatanerie, auf gut deutsch Schwindel ist.

Die Seelenwissenschaft darf schon heute getrost damit rechnen, daß aus der Schädelbetastung und der Handschriftenuntersuchung auch bei fortgeschrittenerer Einsicht in die tatsächlichen Zusammenhänge, die es da geben mag, praktisch doch recht wenig Belangreiches ersprießen wird. Aber auch für ihre eigenen Untersuchungen mag die Mahnung gelten, nicht voreilig praktische Ergebnisse zu verheißen. Man denkt dabei besonders an das Prinzip der „Assoziationendiagnostik", das neuerdings in kriminolpsychologischen Besprechungen eine gewisse Rolle spielt. Es handelt sich dabei um folgendes: Die Anknüpfung weiterer Vorstellungen und Vorstellungsreihen an eine in uns vorhandene (das „Weiterdenken") vollzieht sich bei den verschiedenen Menschen offenbar nach verschiedenen Typen. Als äußerste Gegensätze hat man da seit längerem die inhaltliche und die klangliche Assoziation erkannt: bei jener treten vorzugsweise Vorstellungen auf, die mit der ersten logisch verwandt sind (etwa auf „Leim" folgt „Tischler" oder „Knochen" oder „kleben"), bei der anderen dirigiert die Klangähnlichkeit den Vorstellungsaufstieg (auf „Leim" folgt „Reim" oder „Schleim"). Wir wissen, daß es krankhafte Seelenzustände gibt, die „maniakalischen" oder wie man jetzt lieber sagt „manischen", in denen das Assoziieren nach Klang das ganze Denken beherrscht; wir wissen, daß auch ein gewisses Stadium des Alkoholrausches das Seelenleben in diese Richtung drängt. Schon unsere angeführten Beispiele haben aber gezeigt, daß es auf jede Vorstellung fast ein paar, in Wahrheit eine ganze Menge inhaltlicher wie klanglicher Assoziationsmöglichkeiten gibt: auf Leim etwa Tischler, kleben, Gestank, sieden, Topf, Nagel, Gelatine usw., oder aber Keim, Reim, Schleim, Honigseim usw. Es erhebt sich die Frage, warum eine bestimmte von diesen Möglichkeiten gewählt wird, und welche? Hierfür kommt nun, wie man sich ja leicht sagen kann, die momentane Denkrichtung in Betracht, und die ist wiederum bestimmt durch die Erlebnisse, die den Menschen in der letzten Zeit am meisten innerlich beschäftigt haben. Und zwar scheint vielfach dieser Zusammenhang so fest zu sein, daß (wenn nur schnell genug assoziiert werden muß, so daß eine absichtliche Vermeidung einzelner und ein erzwungenes Suchen anderer Assoziationen vereitelt wird) immer nur eine ganz bestimmte assoziative Weiterbewegung erfolgt. Studiert man nun ganze Assoziationsreihen, die man auf solche Weise erhalten hat, (also z. B.: Leim, Tischler, Stuhl, Polster, Bett, Schlaf, Traum, Angst usw.), so gelangt man zu überraschenden Einblicken in den Vorstellungsaufbau; es markieren sich in den einzelnen Assoziationsfolgen die Erlebnisse, die die Psyche am stärksten beschäftigen. Unser Innerstes verrät sich, ohne es zu wollen. Bezeichnend ist ganz besonders, daß dann, wenn die Gefahr, sich zu verraten, geahnt wird, eine Stockung eintritt und das anfangs prompte Assoziieren durch stotterndes Herumsuchen nach Assoziationen ersetzt wird: man unterdrückt die sich aufdrängende Assoziation, um eine „harmlose", willkürlich gewählte an ihre Stelle zu bringen.

Diese Assoziationsexperimente sind nun sowohl an Nervenleidenden wie an Verbrechern probiert worden. An Nervenleidenden, um Vorstellungen aufzudecken, die gewaltsam zurückgedrängt worden sind und (wie wir wissen) gerade dadurch vielfach nervöse Beschwerden, namentlich solche hysterischer Färbung, erzeugen können. An Verbrechern, um ein Geständnis wider Willen zu erzielen. Ein paar besonders flagrante Fälle dieser Art haben ja vor Monaten auch ihre Runde durch die Tagespresse gemacht. Und in der Tat, wenn die Sache so liegt, daß ein Verbrecher durch die assoziative Entschleierung seiner Gedanken sich zum Geständnis getrieben fühlt, so wird man unumwunden den Nutzen der Assoziationsmethode für die Kriminalistik einräumen müssen. Aber das darf uns um Gottes willen nicht verführen, nun etwa zu meinen, die Zeit des Leugnens sei für die Verbrecher vorüber, und mit Hilfe des Assoziationsexperimentes werde es gelingen, den Schuldigen auch dann zu überführen, wenn er ein Geständnis verweigere. Dazu sind diese Zusammenhänge denn doch viel zu unsicher. Wir müssen immer mit der Möglichkeit rechnen, daß der Assoziierende auf dem Umwege über ganz andere Gedankenketten zu Assoziationen geführt werden kann, die gerade zufällig „verdächtig" sind, und daß das Stocken im Assoziieren nicht sicher auf das Konto der Verlegenheit, sondern ebensogut auf das Konto der Aufregung gesetzt werden muß. Wir haben heute schon gerade genug Momente in der Strafrechtspflege, die dahin führen können, daß ein bloß Verdächtiger zum Schuldigen gemacht wird, und es könnte für die wissenschaftliche Psychologie nur einen bösen Rückschlag in ihrer öffentlichen Wertschätzung geben, wenn sie jene Momente durch die voreilige Darbietung der Assoziationsmethode zu praktischer gerichtlicher Verwertung noch um eines vermehren wollte. Ist doch schon mancher wissenschaftliche Fortschritt um seinen Kredit gebracht worden, allein deshalb, weil man zu hastig praktische Nutzanwendungen aus ihm folgerte!

Immerhin dürfen wir uns der Tatsache freuen, daß die Seelenforschung uns Mittel zu liefern anfängt, die dazu geeignet sind, die bloße praktische, meist mehr oder minder angeborene „Menschenkenntnis" methodisch zu unterstützen. Und diese Unterstützung beschränkt sich durchaus nicht




Mathäus Grünewald: Karlsruher Kreuzigung. (Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.)
Zu Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Mathäus Grünewald.

darauf, daß wir in die Lage versetzt werden, unmittelbar an dem in seinen seelischen Eigentümlichkeiten zu ergründenden Individuum herumzuexperimentieren. Vielleicht wird die Zahl solcher Methoden überhaupt immer spärlich, ihre Ausbeute immer dürftig bleiben. Stehen wir doch hinsichtlich derjenigen seelischen Erscheinungen, die das praktische Verhalten eines Menschen am allerstärksten bestimmen, nämlich der Gefühle und Gemütsbewegungen, noch ganz an der Schwelle methodischer Erforschung. Was aber ebenso wertvoll wie die Möglichkeit eines unmittelbaren Experimentes an jeder Person ist, das sind die Aufschlüsse, die uns die Fortschritte der Laboratoriumsforschung über die Zusammenhänge im seelischen Leben vermitteln und mit denen ausgerüstet wir zu einer viel schärferen und richtigeren Beurteilung menschlicher Persönlichkeiten gelangen: die Täuschungen des, wenn man so sagen darf, psychologisch unbewaffneten Menschenkennerblicks werden durch die Forschungsergebnisse der Psychologie reguliert.

Ein Beispiel! — Jahrhundertelang haben die besten Pädagogen der Ansicht gehuldigt, körperliche Bewegung sei der günstigste Auftakt für geistige Arbeit — denn es zeigte sich doch, wie frisch und vergnügt sie machte. Dann kam die experimentelle Psychologie und wies nach, daß geistige Arbeitsleistung, durch physische Arbeitsleistung, die ihr vorausgeht, ausnahmslos beeinträchtigt wird.* Und nun fiel es auch den Pädagogen auf, daß die vielgerühmte Frische doch eigentlich nur äußerlich, nur scheinbar sei, daß in Wahrheit Zerstreutheit, Ablenkbarkeit, Ermüdung herrsche — wenn man nur „tiefer" blicke. Aber dieses Tieferblicken war uns erst durch das unumstößliche, immer wiederkehrende Ergebnis der entsprechenden Laboratoriumsexperimente gelehrt worden. Noch die Schulreform von 1892 verordnete Turnstunden mitten in den wissenschaftlichen Unterricht hinein — aber aus der vermeintlichen, durch die Jahrhunderte geheiligten Erfahrung heraus; dann kamen die überraschenden Untersuchungen der Psychologen; und nun waren sich bald auch alle Pädagogen über die Unhaltbarkeit der alten Meinung und der neuen Einrichtung eins, und diese mußte rasch wieder das Feld räumen.

Ein anderes Beispiel! Daß der Alkohol den Geist zu erhöhter Leistung anrege, mindestens bei vielen Leuten, war früher ein unumstößliches Dogma. Des Psychiaters Kraepelin berühmte Experimentalforschungen über die Beeinflussung seelischer Vorgänge durch Giftstoffe warfen es über den Haufen: total! Der Alkohol setzt die höheren geistigen Leistungen bei jedem Menschen auch in der kleinsten Dosis herab. Die Anregung, die er gibt, kommt nur dem Gefühl und der Beweglichkeit, und auch denen nur für eine rasch versiegende Zeitspanne, zugute. Die Anregung des Denkens u. dgl. ist eine Selbsttäuschung. Zuerst schüttelte alles die Köpfe ob dieser „Laboratoriumsweisheit". Aber jeder neue Versuch bekräftigte nur die vorausgegangenen. Und heute? Man lese die Antworten auf die Umfrage, die vor einiger Zeit ein Psychiater über Alkoholgenuß und dichterisches Schaffen bei mehr als hundert Schriftstellern veranstaltet hat: fast alle enthalten die Beobachtung, daß der Alkohol nur scheinbar anrege, in Wahrheit hemme, lähme und selbst bei kleinen Dosen die Qualität des Geleisteten erheblich verschlechtere. Die Ergebnisse der Forschung haben die Menschen eben auch hier besser „sehen", besser den eigenen Zustand beurteilen gelehrt, die Selbsterkenntnis gefördert.

Ein drittes Beispiel! Wie oft hat man früher die Ansicht hören müssen, es sei zweckmäßig, die Tagesarbeit möglichst zu verteilen, und die sogenannte englische Arbeitszeit sei eine Marotte, an der sich die Gesundheit aufreibe. Wieder haben psychologische Experimentaluntersuchungen erwiesen, daß die Konzentration der Arbeit ohne lange Pause und die Trennung der Arbeitszeit von der Schlafzeit durch eine ausgiebige Mußezeit sowohl die Arbeitsleistung als auch die Schlaftiefe auf ein Maximum bringt; daß überdies die Muße dabei am besten wegkommt, ist ja selbstverständlich. Die englische Arbeitszeit ist also experimentalpsychologisch als das Ideal der Tageseinteilung erwiesen. Und nun schwindet denn auch das alte Vorurteil dagegen zusehends, und einigermaßen unbefangene Beobachter geben die Wohltat dieser Ökonomie der Arbeit schon jetzt einwandslos zu. Wiederum hat die wissenschaftliche Untersuchung uns erst für die Erkenntnis der wahren seelischen Wirkungen einer Einrichtung die Augen geöffnet. Und denselben Dienst hat sie unserer praktischen Menschenkunde noch in vielen, vielen Einzelfragen geleistet, die wir hier nicht alle aufrollen können. Wir hätten, um nur noch zwei Gebiete solcher Nutzanwendungen zu streifen, niemals den seelischen Krankheitszustand der Ideenflucht in seinem wahren Charakter durchschaut ohne das Experiment des Laboratoriums, und wir müßten heute noch vor manchen Vorgängen, auf die Spiritismus und Okkultismus sich gern berufen, verlegen dastehen und vermöchten die Möglichkeit des Wunderhaften nicht zu bestreiten, wenn uns nicht sinnvolle Experimente an raffiniert feinen Apparaten jene Erscheinungen in ihrer Natürlichkeit enträtselt hätten: sie sind eben nur zu leise, zu unscheinbar, um dem harmlosen Beobachter ihre Spuren zu offenbaren.

Selbstverständlich kann keine Seelenforschung jemals die praktische Menschenkenntnis ersetzen wollen. Es wird immer Menschen geben, die

* Vergl. des Verfassers Aufsatz „Geistige Arbeit und ihre Gesetze" im Septemberheft 1905.

von Haus aus mit einem intuitiven Blick auch für feine und versteckte Züge des seelischen Charakterbildes eines Mitmenschen begabt sind, und andere, denen dieser Blick selbst für grobe Eigenarten abgeht. Aber die Erforschung zeigt eben, daß es Dinge gibt, die auch der geborene Menschenkenner gar nicht erspäht oder unzulänglich, irrtümlich, verzerrt sieht. Hier tritt dann die forschende Psychologie ihre bedeutsame Rolle an. Wird sie dem Menschenunkundigen in seiner praktischen Verlegenheit nur wenig nützen können, so bildet sie für den Menschenkundigen eine wertvolle Ergänzung und Verfeinerung seiner natürlichen Fähigkeiten: als Pädagoge, als Arzt, als Richter, als Seelsorger, überhaupt als Mensch, den seine Lebensaufgabe auf den Einblick in menschliches Seelenleben hinweist, wird er von den Ergebnissen der Laboratoriumsforschung den größten praktischen Nutzen ziehen können.

Und ist das etwa eine andere Sachlage, als wir sie auf allen Lebensgebieten vorfinden? Es könnte sehr wohl einer sagen: laßt euch begraben mit eurer ganzen modernen Statik und Mechanik! Einfach mit ihrem „statischen Sinn“ haben die Baumeister des Altertums und Mittelalters Werke geschaffen, die wir heute noch mit schwindelndem Staunen betrachten. Gewiß! Auch keine Nahrungsmittelchemie befähigt ihren Kenner, ein schmackhaftes Diner zu bereiten, und unsere Farbentechnik mit ihrer kolossalen Entwickelung vermag die verlorenen Farbrezepte der großen alten Meister der Malerei nicht zu ergrübeln. Kein Musikstudium macht, daß dem Unmusikalischen eine einzige neue Melodie einfällt, und der gelehrteste Nationalökonom wäre vielleicht als Kaufmann oder Fabrikant ein Stümper, den seine Buchhalter und Werkmeister verlachen würden. Umgekehrt aber ist es ganz anders! Kein Architekt, dem das technische Wissen nicht Nutzen spendete, kein Komponist heutzutage ohne theoretische Durchbildung, kein Kaufmann, dem volkswirtschaftliche Kenntnis nicht den Blick weitete und vertiefte. Darüber ist eigentlich nur eine Stimme.

Mit der Psychologie und der Menschenkenntnis steht's ebenso. Wer mit noch so heißem Bemühen Seelenwissenschaft studiert, wird darum kein Menschenkundiger, wenn der Funke nicht in ihm schlummert. Aber wer ein Menschenkenner ist, den trägt psychologisches Wissen nunmehr den bloß praktischen Menschenkennern meilenweit voran. Und damit hätte unser Gedankengang uns eigentlich wieder bis hart an die Schwelle der aktuellen gerichtlichen Vorgänge, von denen wir unseren Ausgang nahmen, zurückgeführt. Doch wir bleiben fest und widerstehen der Versuchung, heute eine Nutzanwendung zu machen. Ein andermal vielleicht.

## Alte Briefe

Es regnet, und ich liege schon im Bett
Und lese deine altgewordnen Briefe.
Der Regen klopft ans leere Blumenbrett,
Und wie ich lausche, klingt's, als ob es riefe.
Ein Schritt wird auf der dunklen Treppe laut,
Und eine Hand greift tastend nach der Klinke.
Du trittst herein, dein Auge blickt vertraut
Nach mir, ob ich wie einst Willkommen winke.
Wie kalt ist deine Hand, wie regennaß.
Komm, ruh' dich aus und laß uns selig schlafen
Und stumm vergessen jene Zeit voll Haß
Und all die Worte, die wie Peitschen trafen.
Und schließe deine Lippen nicht so fest
Und weine nicht. Du liegst bei mir geborgen
So dachrandheimlich wie im Schwalbennest ...

Maschinenschrei. Im Vorhang glüht der Morgen.
Verstreut, zerknittert liegen deine Briefe.
Vorbei. Von meinem Herzen dringt kein Schlag
Zu deinem Herzen in die Todestiefe.

Friedrich Otto



Hinter dem Françoispaß. (Aus dem „Deutschen Kolonialblatt“, Nr. 13, 1907.)

# Naturwissenschaftliche Rundschau

## Neueste Ergebnisse und Forschungen auf geographischem Gebiete mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien

Von Prof. Dr. Max Eckert

Die Erde kennen wir nur so weit, als wir sie bewohnen. Dieses Wort ist nur bedingt richtig; richtig insofern, als das vollständige Auskennen des Erdbodens nur bei einem dauernden Wohnen möglich ist, unrichtig insofern, als der Wirtschafts- und der Ausbeutungstrieb auch Flächen der Erde in Angriff nimmt, die weder bewohnt noch bewohnbar sind. Insonderheit greifen die kulturell hoch entwickelten und sich jährlich mehr und mehr völkisch verdichtenden Staaten weit über die Grenzen ihrer Wohnsitze hinaus. Ihr Streben geht einmal darauf hinaus, neue Wohnsitze in weniger dicht oder auch noch nicht bewohnten Gebieten zu gewinnen, ein andermal darauf, wirtschaftlich und kapitalistisch in fremden Staaten festen Fuß zu fassen, um so fremde Märkte zu beherrschen und die einheimischen zu stärken, fernerhin die nationale Auswanderungspolitik, Schiffahrt, Seemacht, Ausfuhr und Einfuhr zu fördern und zu regeln. Eng damit verbunden ist die kräftige Unterstützung der Reichskolonien und der Interessensphären.

Es kann darum auch nicht wundernehmen, wenn gegenwärtig die Mehrzahl der Expeditionen, die in mehr oder weniger bekannte Länder führen, einen wirtschaftlichen Zweck verfolgen. Solche Expeditionen werden in der Hauptsache von den Kolonialmächten gefördert und ausgerüstet, zu denen ja nun auch das Deutsche Reich gehört.

Im Vordergrund des öffentlichen Interesses in Deutschland steht die Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Der Krieg mit den Hereros und Hottentotten hat das Schutzgebiet dem Volke näher gebracht als offizielle Kundgebungen und Forscherberichte. Daß Frenssen durch den Feldzugsbericht „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ ein gut Teil Verdienst an dem erwachenden Interesse des deutschen Volkes für seine Kolonien hat, sei auch an dieser Stelle gebührend hervorgehoben. Naturgemäß stehen in der Literatur



Omarurubrücke im Bau. (Aus: Wechster, „Die Otavibahn". Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure.)

die mannigfachen Feldzugsberichte ebenan. Bei einem so verschiedenartig aufgebauten Land wie Deutsch-Südwestafrika müssen in den Berichten die geographischen Eigenheiten eine weitgehende Berücksichtigung finden. Dies bekundet sich auch in den schlichten Erzählungen der heldenmütigen Frauen, die teilweise den Krieg miterlebt haben. Ich gedenke hier vor allem der Frau von Eckenbrecher, der Frau von Falkenhausen und der Frau Else Sonnenberg.

Von den jüngsten Veröffentlichungen zu unseren Kolonien ist wohl keine so hervorragend und verdient wohl keine eine derartige Beachtung wie das Werk des Generals Leutwein, des früheren Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika. („Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika"; Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) Aus jeder Seite sprechen die reichen Erfahrungen einer elfjährigen mühevollen Tätigkeit in einem der Kultur erst zu erschließenden Lande. Zugleich aber erhalten wir einen trefflichen Einblick in elf Jahre deutscher Kolonialpolitik, die wohl vielfach von Erfolgen gekrönt, aber auch von Rückschlägen begleitet war und von Fehlern und Irrtümern nicht freigesprochen werden kann. Allüberall hin leuchtet Leutwein mit seinen offenen, auch eigene Fehler eingestehenden und stets begründenden Worten. Wo es ihm nötig scheint, zieht er die Meinung anderer maßgebender Persönlichkeiten heran. So ist nach allen Seiten das Werk gut fundiert und wird zu einer Quelle, aus der viele noch schöpfen werden, die sich zur harten Arbeit da drüben in Südwest rüsten.

Der Einleitungsgedanke zu Leutweins Werke, daß, unbeschadet der höheren Stellung der kolonisierenden Rasse, das Ziel einer großzügigen Kolonialpolitik die Angliederung der in den erworbenen Ländern vorhandenen Urbevölkerung und nicht deren gewaltsame Unterdrückung oder gar Vernichtung sein muß, spinnt sich wie ein roter Faden durch die ganze Darstellung. „Eine andere Kolonialpolitik lohnt die Opfer nicht." Die Behandlung der Eingeborenen, das ist der wunde Punkt, an dem jede Kolonialpolitik bisher gekrankt hat. Und eine Regel paßt auch hier nicht für alle. Jedes Volk, jedes anders gelegene Gebiet will anders angefaßt sein. Selbst innerhalb von Deutsch-Südwestafrika weist Leutwein auf die verschieden zu behandelnden Völker hin, besonders dort, wo er die Ovambos eingehender charakterisiert; bei ihnen spielt die Person des Häuptlings eine weit größere Rolle als bei den Hereros und Hottentotten, die leider eine für Eingeborene fast zu freie Regierungsform besitzen. Dort gilt es daher für die kolonisierende Macht, die Autorität der Häuptlinge zu brechen, hier dagegen zu stärken. Noch immer hat das altbewährte Mittel, eine Völkerschaft gegen die andere auszuspielen, die kolonisierende Macht unterstützt. Unter Umständen ist auch der Besitz von Bundesgenossen auf gegnerischer Seite von großem Wert.

Wichtig sind auch die Worte, die Leutwein der Tätigkeit der Mission zollt. Das Für und Wider wird sorgfältig abgewogen. Auf Grund seiner Beobachtungen und Erfahrungen kommt Leutwein zu dem Schluß, daß die Mission in Südwestafrika trotz kleiner anfänglicher Schattenseiten, z. B. Handelsgeschäfte der Mission, nur Gutes gewirkt habe, und daß sie auch fernerhin kräftig zu unterstützen sei. Mit den Missionaren ist die Regierung fast immer gut ausgekommen, nicht immer jedoch mit vielen von den anderen Weißen. Sicher muß eine gewisse Herrenstellung der Weißen gewahrt bleiben, indes vergessen viele zu leicht, daß der Gouverneur auch für die Rechte der Eingeborenen zu sorgen hat. Leutwein warnt mehr als einmal vor der Gefahr der Verheiratung mit den Eingeborenen.

Das Lied, das er über die Konzessionsgesellschaften singt, ist in der Hauptsache mehr ein Klage- als ein Loblied auf die Gesellschaften. Am meisten hält er noch von der Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft und von der Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft. Von einem Geschäft insonderheit sollen die Konzessionsgesellschaften ihre Hände lassen, und zwar von der Siedelungstätigkeit, das ist Sache der Regierung. Die Zukunft der Kolonie sieht Leutwein neben einer Friedenspolitik mit den Eingeborenen in der Entwickelung der Viehwirtschaft und des Bergbaues.

Ähnliche geographische und wirtschaftliche Punkte wie Leutwein berührt Oberleutnant K. A. Wettstein in seinen interessanten „Streiflichtern zu

der Frage: „Was kann aus Deutsch-Südwestafrika gemacht werden?“ (Zürich, Zürcher u. Furrer). Auf jeder Seite des Wettsteinschen Buches offenbaren sich die reichen Anschauungen und Erfahrungen eines fünfjährigen Aufenthaltes in Deutsch-Südwestafrika. Mit scharfem und offenem Wort faßt der Verfasser die deutsche Kolonialpolitik an, beleuchtet das frühere Kolonialsystem in Deutsch-Südwestafrika mit seinen Licht- und Schattenseiten und dringt in Ursache und Wirkung unserer bisherigen kolonialen Erfahrungen ein. Wettstein versteht aber nicht bloß negativ zu urteilen, sondern auch mit einer großen Reihe positiver Vorschläge aufzuwarten. Ich wüßte kaum etwas Wichtigeres, was in Deutsch-Südwestafrika bisher getan worden, das Wettstein nicht vor seinen kritischen Richterstuhl zöge. Die Eingeborenenfrage, die Besiedelung, insbesondere durch das Proletariat der gebildeten Stände, das Farmerleben, die Preisfrage der Lebensmittel, die Verwaltung, das für Deutsch-Südwestafrika nicht angebrachte Zollwesen, die Gesellschaften, das Beamtenwesen, die Schutztruppe und die Frage nach einer Kolonialarmee, die Landwirtschaft, die Industrie, die Zahlungsmittel und die Verkehrsmittel, unter diesen besonders ein unseren Machtmitteln angepaßtes Eisenbahnprojekt, die Kirche, die Schule, die Frauenfrage, die Entsendung von Strafgefangenen, der für Deutsch-Südwestafrika nur für „Strafknechte“ (bestimmt zu harter, schwerer Arbeit) das Wort geredet wird, alles dies wird in den Kreis der Erörterung gezogen.



Ochsenwagen auf der Fahrt. (Aus: Wechsler, „Die Otavibahn“. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure.)

Lediglich vom wirtschaftlichen Standpunkt aus hat Semler in seinen „Beobachtungen in Südwestafrika, Tagebuchnotizen und Schlußfolgerungen“ (Hamburg, Hermanns Erben) unser Kolonialgebiet charakterisiert.

Da die Entwickelung unserer Kolonien zunächst ein verkehrswirtschaftliches Problem ist, so müssen alle Kraftanstrengungen zunächst der Erschließung durch Verkehrswege gelten. In raschem Tempo ist die 570 Kilometer lange Otavi-Eisenbahn bis zur Endstation Tsumeb geführt worden. Sie ist standhafter und besser gebaut (von der deutschen Firma Arthur Koppel) als die Regierungsbahn nach Windhoek. Erfreulicherweise soll auch die Südbahn von Lüderitzbucht über Aus nach Keetmanshoop verlängert werden und späterhin von da aus eine Verbindung nach Windhoek finden.

Auch in unseren tropischen Kolonien ist ein erfreulicher Zug des Fortschrittes im Wegebau zu verspüren. In Togo ist die Bahn von Lome nach Palime fertiggestellt worden. Sie erfährt vorläufig eine Fortsetzung in einer vier Meter breiten Straße über Misahöhe, Françoispaß nach Kame, wo sich der Weg gabelt; die eine Linie führt nach Kpondo, die andere nach Kete-Kratschi und weiter nach Jendi und Sansane-Mangu.

In Kamerun wird tüchtig an der Bahn nach den Manengubabergen gebaut. Hoffentlich erreicht sie dort nicht ihr Ende, sondern wird weitergeführt bis zum Tsadsee, damit sie die weiten fruchtbaren, noch ganz unkultivierten Gebiete von Adamaua erschließt. Für Südkamerun ist leider bis jetzt noch wenig geschehen. Erfreulicherweise scheint aber in unserer größten Kolonie, in Deutsch-Ostafrika, die Zeit des Schneckentempos vorüber zu sein. Mit der Verlängerung der Nordbahn über Mamba hinaus wird Ernst gemacht, bald wird die Zentralbahn Mrogoro erreichen, und die Südbahn ist vollständig trassiert.

Je mehr die deutschen Kolonien in den Vordergrund unserer wirtschaftlichen und geographischen Interessen treten, desto wichtiger und notwendiger wird auch das Studium der in den Kolonien herrschenden Landessprachen, der Sitten und Gebräuche überhaupt, der Volksseele. Insbesondere haben Missionare und Beamte, die jahrelang an ein und demselben Orte verweilten, ganz bemerkenswerte wissenschaftliche Kleinarbeiten geliefert. So gab uns Westermann ein Eweleхikon, Spieth ein großartiges Werk über den gesamten Ewestamm, Mischlich ein Wörterbuch der Haussasprache. In die Prosa und Poesie der Suaheli führt Prof. Dr. Velten ein, und eine wertvolle umfangreiche Sammlung von sprichwörtlichen Redensarten der Samoaner hat uns Dr. Schultz beschert.

Unter den neuesten Monographien, die der Erforschung irgendeines Volksstammes gelten, hat die von Hauptmann M. Merker über die Masai in Deutsch-Ostafrika berechtigtes Aufsehen erregt. Merker war es gelungen, durch mehrjährigen Aufenthalt unter den „semitischen“ Masai sich deren volles Vertrauen zu erwerben und Mittei-



Überreich tragender Kaffeebaum. (Aus: Paasche, „Deutsch-Ostafrika“. Wirtschaftliche Studien. Berlin, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn.)

lungen über ihre sonst so schwer zugänglichen religiösen Vorstellungen zu erhalten. Da fand er zu seiner Überraschung, daß die Masai die ältesten Überlieferungen über Schöpfung usw. in einer scheinbar ursprünglicheren Form besitzen, als sie in der Bibel und in Babel erhalten sind. Er sucht nachzuweisen, daß die Masai schon vor der altägyptischen Herrschaft in Afrika lebten, und glaubt, daß die Masai-, Bibel- und Babelüberlieferung aus einer weit älteren gemeinschaftlichen Quelle fließen. Indessen neigt man in wissenschaftlichen Kreisen nicht zu der Annahme eines selbständigen Religionsherdes bei den Masai, sondern erblickt in dieser gewiß sehr interessanten Erscheinung nur einen Einfluß Äthiopiens.

Ganz Neues für den Naturfreund und Zoologen wie für den Photographen brachte C. G. Schillings mit seinen Beobachtungen und Erlebnissen in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika. Von seinen beiden Veröffentlichungen „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Der Zauber des Elelescho“ (Elelescho ist ein Charakterstrauch der Masaisteppe) ist das erstere das wissenschaftlich gehaltvollere (beide bei Voigtländer in Leipzig; reich illustriert). Klassisch sind die Schilderungen des afrikanischen Elefanten, des Nashorns und des Löwen und unerreicht die photographischen Aufnahmen aus der afrikanischen Tierwelt. Das zweite Buch verfolgt in der Hauptsache den Zweck, für den Schutz der durch die Kultur aussterbenden Tierwelt einzutreten und Reservate und geregelte Jagdgesetze anzuregen.

Die parlamentarischen Studienreisen nach unseren afrikanischen Kolonien haben viele gute Früchte gezeitigt. Unter den Veröffentlichungen, die von verschiedenen Parlamentariern herausgegeben wurden, ragen die wirtschaftlichen Studien über Deutsch-Ostafrika von Prof. Dr. Paasche, dem Vizepräsidenten des Deutschen Reichstags, hervor. (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.) Wohl tritt in diesen Studien überall der Volkswirtschaftler in den Vordergrund, aber auch der gute Beobachter landwirtschaftlicher Schönheiten, des Lagerlebens in der Baumsteppe, der Volksszenen der einheimischen Bevölkerung kommt zur Geltung. Die Bedeutung dieser Studien liegt in der Auseinandersetzung der verschiedenen Kulturen, wie Baumwolle, Hanf, Kautschuk, Gerbstoffgewinnung, Kaffee, und des durch die Kulturen bedingten ungeheuren Wertes der Kolonie für die Erhaltung des Nationalvermögens. Paasche verschweigt jedoch auch nicht verfehlte Versuche, so die Zuckerfabrik von Pangani. Des weiteren wird von ihm nachgewiesen, wie die deutsche Herrschaft den Eingeborenen zum Segen geworden ist; standen früher die Dörfer der Eingeborenen in Westusambara aus Angst vor den Masai auf Bergkuppen, von Steinmauern umgeben, so ziehen sie sich jetzt infolge der pax germanica als offene



Tunguten vom Huyuyung. (Aus: Wilhelm Filchner, „Das Rätsel des Matschu“. Berlin, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.)

Im äquatorialen Afrika hat der deutsche Ethnograph Leo Frobenius das Kassaigebiet durchstreift und den Übergang des südafrikanischen Plateaus zu den äquatorialen Afrikagebieten erforscht. Der Prinz Luigi von Italien, Herzog der Abruzzen, führte eine trefflich ausgerüstete Expedition nach dem Vulkanmassiv Ruwenzori, dessen höchste Erhebung (5800 Meter) zu erstei-



Das Tal des Dachoba. (Aus: Wilhelm Filchner, „Das Rätsel des Matschu“. Berlin, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.)

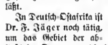
gen ihm als ersten gelungen war (Juni 1906). Poulett-Weatherley hat sich viele Jahre in Afrika aufgehalten. Seine wichtigste Tätigkeit galt der Erforschung des Bangwéolosees, dessen Durchmesser er auf etwa fünfundsechzig Kilometer bestimmt, und den er als den am schönsten gelegenen See der ganzen Erde bezeichnet.

Professor Uhlig hat mit großer Sorgfalt den Großen ostafrikanischen Graben zwischen Magad (Natronsee) und Lauaya Mueri (Mangarasee) er-

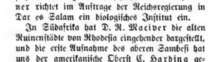


Die bisher unbekannte Laguna del Hule. (Aus: Johannes Wilda, „Amerika-wanderungen eines Deutschen“. Bd. I. Allgem. Verein für Deutsche Literatur.)

forscht. Der Große Graben stellt sich als eine Rinne dar, von zwei ungefähr dreißig Kilometer voneinander entfernten und etwa zweihundert Meter hohen Felsmauern eingefaßt. Der Verlauf der Grabenwände wurde eingehend untersucht, ebenso das zwischen den eben erwähnten Seen gelegene Vulkangebiet, welches an Großartigkeit der erstarrbenen Krater nicht viel hinter dem Kilimandscharo zurücksteht und sich nach seiner Bodenplastik mit der Insel Hawai vergleichen läßt.



In Deutsch-Ostafrika ist Dr. F. Jäger noch tätig, um das Gebiet der abflußlosen Seen zu durchforschen, und Dr. A. Büttner richtet im Auftrage der Reichsregierung in Dar es Salam ein biologisches Institut ein.



In Südafrika hat D. R. Maciver die alten Ruinenstädte von Rhodesia eingehender dargestellt, und die erste Aufnahme des oberen Sambesi hat uns der amerikanische Oberst C. Harding gegeben.

Asien bleibt wie vordem ein bevorzugtes Forschungsgebiet, und innerhalb Asiens wiederum die zentralen Gebiete. Über die neueste Reise Sven von Hedins habe ich schon im Oktoberheft 1906 berichtet. Unter den neuen Expeditionen steht die des bayerischen Offiziers Wilhelm Filchner mit an erster Stelle. Er hatte in den Jahren 1903 bis 1905 eine Forschungsreise nach China und Tibet unternommen, die wegen ihrer Schwierigkeiten und Gefahren eine ungewöhnlich rege Teilnahme in weiten Kreisen des deutschen Volkes fand. Das flott geschriebene Werk über diese Reise: „Das Rätsel des Matschu“ (Berlin, Mittler u. Sohn), berichtet in eingehender Weise über die gefahrvollen Erlebnisse auf jener Expedition zum Oberlauf des Gelben Flusses (Matschu), auf der es dem tüchtigen und unerschrockenen Forschungsreisenden gelungen ist, den unbekanntesten Teil Zentralasiens, Nordost-Tibet, diagonal zu durchqueren. Die nordost-tibetanischen Gebiete sind berüchtigt durch ihre Unwirtlichkeit und besonders durch den räuberischen Sinn der dort wohnenden Ngolok. Bisher hatte noch kein europäischer Fuß die gefürchteten Gebiete betreten. Geradezu staunenerregend ist, was die Expedition trotz außerordentlicher Hindernisse wissenschaftlich geleistet hat. Eine Reihe bedeutender Aufgaben vermochte sie zu lösen, deren wichtigste wohl die kartographische Aufnahme der ganzen Strecke Scharaku-tu Sungp'an-t'ing ist. Man erkannte in der Heimat sofort die hohe Bedeutung der Filchnerschen Expedition und ihrer Ergebnisse.



Die bisher unbekannte Laguna des Kongo. (Aus: Johannes Wilda, „Amerika-wanderungen eines Deutschen“. Bd. I. Allgem. Verein für Deutsche Literatur.)



Ochsenkarren. (Aus: W. Vallentin, „Paraguay. Das Land der Guaranis". Berlin, Verlag von Herm. Paetel.)

Mit Freuden begrüßte man es in geographischen Kreisen, daß der verstorbene große Geograph F. von Richthofen sogleich Filchners Versetzung nach Berlin beantragte, um ihm eine sachgemäße Verarbeitung des ganzen Materials, in naher Fühlung mit den wissenschaftlichen Gesellschaften und Instituten der Reichshauptstadt, zu ermöglichen. Der frühere Chef des Generalstabes, Exz. Graf von Schlieffen, ließ durch Mittel des Großen Generalstabes der Herausgabe der Filchnerschen Forschungen besondere Förderung zuteil werden, während die Königl. Preußische Landesaufnahme die Drucklegung des Kartenmaterials tatkräftig unterstützte. Wer die kartographischen Aufnahmen Sven von Hedins aus Tibet kennt und sie mit denen von Filchner vergleicht, der wird bald inne, wie weit die Filchnerschen Karten sich über die von Hedin erheben, und was wiederum einmal deutsche Gründlichkeit geleistet hat.

W. F. Norickij hat während des russisch-japanischen Krieges die Mongolei, die von demselben Klima wie die Mandschurei beherrscht wird, dreimal gequert. Er stellt sie als sehr einförmig hin; Sandhügel und Flugsandbildungen sind häufig und charakteristisch für die südliche Mongolei. Von dem großen Reisewerk über die Mongolei von Kozlov ist der erste Teil jetzt veröffentlicht worden. Mehr sportliche als von wissenschaftlichen Motiven und Ergebnissen erfüllte Leistung ist die Hochzeitsreise des französischen Gesandtschaftsattachés in Peking, des Comte De Lesdoin. Er reiste mit seiner jungen Gattin von Peking nach der Gobiwüste; beide gingen bei Liongtschou über das Richthofengebirge, drangen bis zu den Quellgebieten des Jantsekiang vor, erreichten den Tengrinor in Tibet und zuletzt Dordschiling.

1903 bis 1905 war eine englische Kommission unter der Leitung des Obersten Mac Mahon beschäftigt, die persisch-afghanische Grenze in der Landschaft Seistan zu vermessen. Mac Mahon fand, daß der Hilmend mindestens drei verschiedene Deltas abwechselnd benutzt habe. Diesen drei Deltas sollen drei Seebecken entsprechen, deren mittleres gegenwärtig vom Hamum ausgefüllt wird. 1906 begann die vorderasiatische Reise zwecks geographischer, ethnographischer und handelsgeographischer Forschungen von Dr. Hugo Grothe. Der südliche und zentrale Antitaurus wurde durchquert, ebenso der Binbogha zum erstenmal von West nach Ost. Das Becken von Marasch und die umgebenden Höhen und Pässe brachten reiche paläontologische Funde. Durch Grothes Itineraraufnahmen werden die letzten Kiepertschen Karten Kleinasiens recht gut ergänzt werden.

Die meisten Expeditionen im nordamerikanischen Kontinent sind in letzter Zeit nach nördlichen Gebieten gegangen; hauptsächlich ent-



Guaranimädchen. (Aus: W. Vallentin, „Paraguay. Das Land der Guaranis". Berlin, Verlag von Herm. Paetel.)

wickelte sich in Alaska eine große Forschertätigkeit. Viele Gebiete hat dort der Geologe Brooks aufgehellt. Immerhin bleibt noch die Hälfte des Landes unerforscht. Dr. Cook, der Begleiter Pearys nach den Nordpolargebieten und Teilnehmer an der Belgica-Expedition nach der Antarktis, hat den mächtigsten Bergriesen Nordamerikas, den 6240 Meter hohen, erst 1896 entdeckten Mt. Mac Kinley, glücklich bezwungen.

Kurz nach der weltgeschichtlichen Losreißung Panamas von Kolumbien bereiste Johannes Wilda Mittelamerika, um an Ort und Stelle eine politisch und wirtschaftlich richtige Anschauung von der Länderbrücke zwischen Nord- und Süd-



Rancho einer neuen Estancia. (Aus: R. von Fischer-Treuenfeld, „Poraguoy in Wort und Bild“. Berlin, Verlog van E. S. Mittler u. Sohn.)

amerika zu gewinnen. („Amerikawonderungen eines Deutschen“; Berlin, Allgem. Verein für Deutsche Literatur.) Mit gewissenhostem Ernst paart sich die schöne und gewandte Darstellungsgabe des Gesehenen und Beobachteten. Bei der großen Rolle, die Mittelamerika im Wirtschaftsleben Deutschlands spielt, nimmt es nicht wunder, daß hier gerade die Bedeutung und die Entwickelung des deutschen Elements in den Vordergrund gerückt ist. Von großem Optimismus sind Wildas Darlegungen über die Zukunft des Deutschtums in Mittelomerika nicht gerade beseelt. Nur zu oft klingt es anklagend, wenn er erklärt, was Deutschland in Mittelamerika besitzen könnte, und wos es durch das Unterlassen eines energischen Vorgehens in Süd- und Mittelamerika verfehlt hat. Wir wollen nicht mit dem Verfasser rechten, ob er überall alle Konsequenzen einer überseeischen Politik durchdacht hat. Wie dem auch sei, jedenfolls geben die Wildaschen Darlegungen heimischen wie fremden Gebieten neue Betrachtungsrichtungen. Wilda dringt aber auch in Gegenden vor, die bisher von einem Reisenden weder betreten noch beschrieben worden sind; salche unbekannte Gebiete waren die Wälder des Sarapiqui und verschiedene Logunenlondschaften von Castarica.

Der Geologe Dr. H. Stille besuchte 1906 die Ostkordillere von Kolumbien und erkannte das Ria-Magboleno-Gebiet als eine der großartigsten Grabensenkungen zwischen der Zentral- und Ostkordillere. Die Rondbrüche dieses Grabens wurden zum größten Teil kartagraphisch aufgenommen. Kaum hatte der weitgereiste Großkaufmann Prof. Dr. H. Meyer sein Afrikawerk über den Kilimandschara abgeschlossen, als er sich schon wieder einem neuen Farschungsabjekte zuwandte, nämlich den hochandinen Gebieten von Ecuador, um seine in dem astafrikanischen Trapenlande gewannenen eiszeitlichen Erkenntnisse auf ähnlich hohe Gebiete in den Anden onzuwenden. Wohl besitzen wir bereits Beobachtungen über Schnee- und Eisbedeckung aus den Hochlanden von Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Peru und Bolivio, indessen fehlte uns nach eine vergleichende systematische Darstellung der eiszeitlichen Verhöltnisse für Ecuabar. Diese hat uns Meyer nun gegeben.

Das allgemeine Bedürfnis nach erfalgreicher Tötigkeit auf neuen Wirkungsfeldern, die Notwendigkeit neuer Absatzmärkte für Handel, Industrie und Gewerbe machen sich immer störker fühlbar. Von nationalem Interesse ist es, beizeiten auf jene Länder hinzuweisen, die unserem Wirtschaftsleben ergiebige und aussichtsreiche Gebiete eröffnen. Ein solches Lond ist Paraguay. Dr. W. Vallentin, der bereits die Aufmerksomkeit maßgebender deutscher Kreise auf „Chubut“, Mittelpatagonien, gelenkt hat, übergibt ein weiteres Werk mit den Ergebnissen seiner mehr-



Ansiedelung auf Waldboden. (Aus: R. von Fischer-Treuenfeld, „Paraguay in Wort und Bild". Berlin, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.)

jährigen Forschungsreise durch das Innere Südamerikas der Öffentlichkeit. Es ist dies seine Studiensammlung über Land und Leute von Paraguay (Berlin, H. Paetel). Ebenso wie in „Chubut" ist es ihm auch in dem Buche über Paraguay darum zu tun, die herrschenden verkehrten Urteile und Anschauungen über dies alte, wichtige Kulturland zu zerstören, dessen wirtschaftspolitische Bedeutung von deutschen Kreisen leider noch immer unterschätzt wird.

Noch bedeutungsvoller für die wirtschaftliche und landeskundliche Erkenntnis Paraguays als das Werk von Vallentin ist das von R. von Fischer-Treuenfeld („Paraguay"; Berlin, E. S. Mittler u. Sohn), das sich aus einer wirtschaftlichen Studie (erste Auflage) zu einem geographischen Handbuch (zweite Auflage) ausgewachsen hat. Das Werk umfaßt die Geographie, die Geophysik und Klimatologie des Landes, die Naturreiche, die historische Entwickelung, die Bevölkerung, die Landwirtschaft und die für Paraguay ganz besonders wichtige Waldwirtschaft. Der Verfasser beleuchtet ferner Kolonisation und Einwanderung, die Preise der Ländereien, Löhne und Lebensmittel, die einzelnen Kolonien, Industrie, Handel, Finanzen, Verkehrsmittel, Maße und Münzsorten. Allüberall wird nachgewiesen, daß die natürlichen Reichtümer des Landes noch nicht annähernd erforscht, geschweige denn ausgebeutet sind, so daß hier auch für deutsches Kapital ein vielversprechendes Feld ist.

In der polaren Forschung ist das wichtigste Ereignis der letzten Jahre die glückliche Beendung der nordwestlichen Durchfahrt um Nordamerika durch den norwegischen Kapitän R. Amundsen auf der „Gjöa", einem kleinen Schoner. Vierhundert Jahre mußten vergehen, und viele Opfer hatte das Problem der Nordwestdurchfahrt schon gefordert, bevor es ein und derselben Mannschaft und ein und demselben Schiff gelang, die ganze Reise zurückzulegen. Am 31. Juli 1903 lief die Expedition aus: dreimal mußte überwintert werden, davon zweimal am King William Land und das drittemal am King Point an der Nordküste von Alaska. Am 20. November 1906 lief die „Gjöa" glücklich wieder in Christiania ein. Der unermüdliche amerikanische Nordpolfahrer R. E. Peary erreichte 1906 die höchste nördliche Breite von 87 Grad 6 Min., hat also den Erfolg Cagnis um 32 Grad und den Nansens um nahezu einen Grad (52 Min.) übertroffen. Jetzt verbleiben also nur noch 2 Grad 54 Min. oder 322 Kilometer bis zum Nordpol. Peary widerlegt durch seine Beobachtungen auch die Annahme Sverdrups, nach der es im Norden der von ihm entdeckten Inseln kein Land mehr gebe; denn bei einem Ausflug nach Westen sichtete er unter 100 Grad westlicher Länge neues Land.



# Dramatische Rundschau

❀ ❀ ❀ Von Dr. Friedrich Düsel ❀ ❀ ❀

„Was ihr wollt“ im Deutschen Theater. „Viel Lärm um nichts“ im Königlichen Schauspielhause zu Berlin — „Der letzte Funke“ von Blumenthal u. Kadelburg — „Die große Gemeinde“ von Lothar u. Lipschütz — Von der Psychologie unseres Theaterpublikums — Militärstücke — „Vom anderen Ufer“ von Felix Salten — Zwei Toten zum Gedächtnis: Karl Hänßer und Georg Engels



Die dramatische Unfruchtbarkeit der Zeit hat auch ihre versöhnlichen Seiten. Zumal die eine Tatsache, daß die Klassiker jetzt wieder einen so breiten Raum auf unseren Bühnen einnehmen dürfen, wollen wir ihr ins Verdienstbuch schreiben. Denn seien wir ehrlich: Würden unsere Direktoren halb so viel Lust und Zeit finden, ihre Shakespere, Schiller, Kleist, Grillparzer und Hebbel zu pflegen, wenn der Ansturm unserer Gegenwartsdramatik nur um die Hälfte stärker wäre? Die Pietät ist so oft eine Tochter der Not — am häufigsten auf der Bühne. Diese mageren Jahre müßten nun, sollte man denken, eine ausgesucht fette Weide für unsere Hoftheater werden, die ja fast alle über reiche Ausstattungs- und Darstellungsmittel verfügen und sich einer alten, festgegründeten Tradition erfreuen. Aber bei Lichte besehen, hat die Sache doch ihren Haken. Auch die Klassiker bleiben nicht ewig die alten, auch für sie gilt es, aus dem Geiste jeder neuen Zeit heraus gleichsam einen neuen Stil zu finden, sollen sie als Brüder unserer Tage zu uns sprechen. Selbst Shakespere, ihr Größter, ist von diesem Gesetz nicht entbunden. In ihm so gut wie in jedem anderen ist das Wandelbare, das *Wandelfähige* das Ewige. Ein *toter* Stein, aus dem jede neue Zeit nicht neue Funken zu schlagen vermag! Und wo die Regie und Schauspielkunst dieses Stirb und Werde nicht hat, ist sie jedem Klassizismus nur ein halber Diener.

Das ist es ja, worin Reinhardts eigentliches Verdienst besteht, und weshalb wir ihm immer wieder, trotz mancher Gesuchtheiten und gelegentlicher Versündigungen gegen Natur und Schlichtheit, den Kranz der Regiekunst zuerkennen müssen. Seine neueste Shakespereaufführung, die des Lustspiels „*Was ihr wollt*“ im *Deutschen Theater* war keineswegs hervorragend, aber auch sie ließ doch wieder erkennen, wie sorgsam man zunächst den innersten Kern, das geistige Erdreich und die poetische Atmosphäre der Dichtung aufzuspüren sucht, um ihr erst von hier aus und in stetem Einklang mit diesen beiden Wesentlichkeiten etwa neue Belebungs- und Verjüngungsmittel zu finden. Die Seele dieses „Was ihr wollt“, dessen dichterische Werte wir im übrigen nicht unterschätzen wollen, ist seine pflanzenhaft naive Heiterkeit und Sorglosigkeit, offenbart einmal in dem lyrisch-musikalischen Element, das — bei Reinhardt mit den Fäden Humperdinckscher Musik — sein feines Gespinst durch die ganzen fünf Akte webt, zum anderen in der saftig-sinnlichen Fastnachtslustigkeit, von der namentlich die Szenen zwischen Sir Toby Rülps und Junker Christoph von Bleichenwang, dem Narren, Fabian und Mary überquellen. Erkannt und gepflegt waren *beide* Elemente, recht zur Entfaltung gebracht freilich nur das der sich austobenden Fastnachtskomik. *Hans Waßmann* als flachshaariger, schläfrig-melancholischer Bleichenwang neben *Wilhelm Diegelmanns* breitbeinig plumper Saufausbehaglichkeit (Rülps), dazu noch *Hedwig Wangels* urgesundes, kerniges Lachen — das wirft auch den griesgrämigsten Hypochonder schließlich auf die lachende Seite. Dieses Trio stellte selbst den Malvolio (Rudolf Schildkraut) in den Schatten, der sonst doch in „Was ihr wollt“ den Ausschlag zu geben pflegt. — Ein übel angebrachter Sport war es, der genauen Szenenfolge des Originals zuliebe das Prinzip der offenen Verwandlung auf die Drehbühne zu übertragen und die leeren Bühnenausschnitte, die dabei am Auge des Zuschauers vorüberwandeln, mit Intermezzi der heiteren Handlung (Malvolio bei der Toilette, die Junker beim Punschbrauen usw.) zu füllen. Das zwingt das Auge zu Intimitäten mit den Eingeweiden eines verwickelten Mechanismus, die auf die Dauer peinlich wirken, zumal wenn die gesuchten Übergänge manchmal widerwillig stocken.




Prof. Max Thedy: Mein Töchterchen. Pastell.

Es wäre töricht, behaupten zu wollen, Reinhardt habe das Monopol für diese Art von innen heraus wirkender Erneuerung der Klassiker. Auch andere Bühnen arbeiten mit Ernst und Glück daran. Selbst das Königliche Schauspielhaus, die älteste und repräsentativste Bühne Berlins, macht neuerdings unverkennbare Anstrengungen, diesem Gebot der Verjüngung zu entsprechen. Die Stücke — wir haben es am „Götz", am „Tell", am „Wallenstein" und am „Hamlet" erlebt — werden nicht mehr wie eine ganze Zeitlang einfach aus dem Theaterarchiv hervorgezogen, „wieder aufgenommen", wie der schöne Fachausdruck lautet, sondern auch von innen her besehen, neu besetzt und neu eingerichtet. Doch scheint es noch immer, als sei die Rüstung der Überlieferung und vielleicht auch der Rücksichten zu schwer, als daß man durch sie hindurch zu rechter freier, ungezwungener Bewegung kommen könnte. Der äußeren Inszenierung, die oft vortrefflich, manchmal musterhaft ist, entspricht nur selten ihre geistige Schwester, die innere Regie. Der alte Fontane, der Theaterkritiker Fontane, dem das Schauspielhaus nahezu zwei Jahrzehnte hindurch (1870 bis 1889) auf die Knie gelegt war, und der es an Liebe für diese Bühne weiß Gott nicht fehlen ließ, gebrauchte einmal das für den Schauspielhausstil jener Zeit höchst bezeichnende Wort: „Hier macht nicht das Stück die Szene, sondern die Szene das Stück." Dies ironische Lob auf den Dekorationsmeister heute noch uneingeschränkt zu wiederholen, würde ungerecht sein; aber ein Körnchen Wahrheit steckt noch immer darin, und der neue Direktor, Ludwig Barnay, der frühere Meininger und spätere Gastspielvirtuos auf eigene Rechnung, ist sicher im Grunde seines Herzens am allerwenigsten gesonnen, mit diesem geheiligten Herkommen zu brechen. So kommt es, daß wir am Schillerplatz in Berlin fast immer Klassikeraufführungen erleben, von denen wir sagen müssen: durch und durch tüchtig, würdig, vornehm, harmonisch, im einzelnen wie im ganzen sicher, fest, fertig, geschlossen; bei denen wir aber alsbald hinzufügen: so war es gestern, so ist es heute, so wird es morgen sein. Man denkt an imprägnierte Pfähle, denen kein Regen und Sonnenschein etwas anhaben kann.

Diesen Eindruck empfing man auch wieder bei der jüngsten Shakespeareaufführung des Schauspielhauses, dem Lustspiel „Viel Lärm um nichts". Da hatte all und jeder, vom Prinzen von Aragon herab bis zum letzten Mann des Gefolges, seinen höchst trefflichen, würdigen Vertreter; die Dekorationen waren funkelnagelneu, die Requisiten von erlesener Kostbarkeit oder unantastbarer Echtheit — und doch! ihr eigenes Gesicht und ihre eigene Farbe ging der Aufführung ab, und so stellte sich auch hier jener eigentümliche Zauber nicht ein, den heute noch der schöpferische Regisseur mit ein bißchen Genie aus jedem Shakespeareschen Lustspiel zu erwecken vermag — trotz der Verblichenheit so vieler ihrer Späße. Vielleicht hatte man den Mangel dieses Je ne sais quoi im Regiekollegium der königlichen Bühne selbst gespürt und war deshalb auf den Gedanken gekommen, die Trauszene des vierten Aktes „In der Kirche", die Shakespere ohne jede weitere Einleitung flugs mit dem Worte des Leonato beginnt: „Wohlan, Pater Franziskus, macht's kurz; nichts als was zur eigentlichen Trauung gehört", durch eine umständliche Zelebration kniender Ministranten und weihräuchernder Chorknaben, vor allem aber durch einen feierlich langschwänzigen Aufzug der Festgäste und Trauzeugen zu einem Akt im Akte zu machen. Sieh da, eine Frucht vom Baume Beerbohm-Trees! hieß es da wohl nicht mit Unrecht, und es tat einem fast leid um all die kostbare Mühe und Zeit, die an diese Äußerlichkeit verschwendet worden war. „Verschwendet" muß man sagen, wenn man daran denkt, was in der Auffindung des rechten Tempos, mehr noch der inneren Melodie des Stückes statt dessen an anderem Orte Innerliches hätte geleistet werden müssen und nicht geleistet wurde. Daß die Aufführung schließlich doch noch von einem festlichen Schimmer überflogen wurde, ist fast allein das Verdienst Arthur Vollmers, dieses phantasievollen, um nicht zu sagen genialen Humoristen, der aus den Szenen, die Holzapfel mit seinem Gevatter Schlehwein beherrscht, jenes unsterbliche, weil echt menschliche Komödienlachen herausholte, das einen Shakespere — neben einigem anderen — von den modernen Hausdichtern des Königlichen Schauspielhauses unterscheidet.

Diese modernen Hausdichter heißen Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, und ihr neuestes Stück, dem die Ehre der Aufführung am Schillerplatz zuteil wurde, nennt sich „Der letzte Funke", ein Lustspiel in drei Akten. Der letzte Funke ist der einer einst lichterloh brennenden Liebe, einer bis auf den winzigsten Stumpf herabgebrannten Ehekerze — wie könnte es in einem Lustspiel, an dem die beiden Schäker ihr Dioskurentalent erprobt haben, wohl anders sein? Und sein sittlicher Unterschied von ähnlich scheinenden (nur scheinenden!) französischen Schwänken besteht darin, daß hier bei den Deutschen kunstvoll wieder zusammengeflickt wird, was dort drüben im „Lande der Frivolität" heillos in die Brüche zu gehen pflegt. Freiherr von Zechlin, ein unverbesserlicher Schwerenöter, dem seine Frau deshalb auch längst den Rücken gekehrt hat, soll auf seine alten Tage noch saniert werden. Am Beutel wie am Herzen. Das Werk nimmt der Schwiegervater seiner Tochter, ein in derartigen Geschäften erfahrener Kommerzienrat, in die Hand, indem er den Bankeratierer auf seinen Landsitz lädt und ihn dort unter



Hans Waßmann als Junker Bleichenwang. (Nach der Aufführung von „Was ihr wollt“ im Deutschen Theater aufgenommen von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

gelinde Kuratel stellt. Doch so leicht geht das nicht. Eine Weile scheint es, als werde der eingesperrte Lebemann ganz Nieder-Gellersdorf auf den Kopf stellen und zu seinem Champagnerleichtsinn bekehren, vom jovialen Doktor angefangen bis zum Kommerzienrat, dem allzeit Korrekten und Nüchternen. Dann aber heilt die Liebe alle Wunden, die sie schlug. Auf dem Schloß des Kommerzienrats ist auch des Freiherrn einstige Frau angekommen, bald nach ihr der gute Theodor, der sie — wieder ganz anders als bei den verworfenen Franzosen — schon seit Jahren als ein hoffnungsloser Ritter Toggenburg angehimmelt hat. Jetzt aber scheint es ernst zu werden mit den beiden. Da entdeckt der Bedrohte von neuem die Schönheit seines Besitzes, und an der Eifersucht, die bei ihm, aber zugleich auch — durch ein anderes gesättigtes Mißverständnis — bei ihr zutage tritt, entzündet sich Hymens Fackel aufs neue. Viel Witz und Phantasie hat das Duumvirat just nicht aufgeboten, die simple Geschichte zu würzen; die Eifersucht, die Stiefschwester der Liebe, für den Bund der Herzen mobil zu machen, ist ein Einfall, den gewiß auch schon vor Pailleron („Der zündende Funke“) dieser oder jener Lustspielverfasser gehabt hat. So schien denn selbst dem bescheidenen Hoftheaterpublikum die Tafel zu mager, wie es in höflich kühler Reserviertheit deutlich zu erkennen gab.

Wien liegt der großen Liebes- und Eheschwanksmetropole Paris auch auf der Karte immer noch um ein Stück näher als Berlin, und so kann es weiter nicht wundernehmen, daß zwei Wiener Autoren, wenn sie sich die Hand zum Bunde reichen, dem bewunderten Ideal näher kommen als ihre norddeutschen Kollegen. „Die große Gemeinde“, die Rudolf Lothar und Leopold Lipschütz in ihrem früher schon (unter einem italienischen Pseudonym!) im Wiener Burgtheater, jetzt im Berliner Neuen Schauspielhause aufgeführten Lustspiele aufs Korn nehmen, ist jene über die ganze Erde verbreitete beklagens- oder beneidenswerte Gesellschaft von „Eheblinden“, die es niemals merken, wenn ihnen ihre Frau von einem dritten weggefischt wird, die in ihrer töricht verblendeten Sicherheit vielmehr ihr Liebstes ausgesucht dem zur Hut anvertrauen, der längst seine Netze danach ausgestellt hat. In diesem Falle befindet sich zunächst der Bankier Lardana, dessen hübsches, elegantes Weibchen Fiametta der Staatssekretär Conte Ettore Mariani mit einer so skrupel- und sorglosen Verwegenheit umwirbt, daß er sich einen Extraspaß daraus macht, just dem Gatten in Gegenwart seiner Frau jene Thesenpredigt von den „Eheblinden“ zu halten. Der Übermütige muß seine Tollkühnheit bald bitter büßen. Lardana hat seine Spione, und so ist es ihm ein leichtes, seine Frau bei ihrem Liebhaber in flagranti zu ertappen. Die große Szene, die sich da nun abspielt, zunächst zwischen den beiden Männern, dann zwischen den dreien, sucht ihre Reize darin, daß sie es gründlich anders macht als das stirnrunzelnde, pistolenspannende Rache- und Sühnedrama, aber auch nicht ganz so wie der Pariser Leichtfertigkeitsschwank. Zwar unterhält der betrogene Ehemann seinen glücklicheren Rivalen eine Zeitlang mit den neuesten Kursen und Klubwitzen, dann aber läßt er allmählich, ganz allmählich, so daß der gefolterte Zuschauer aus dem Was nun? Was nun? nicht herauskommt, die Maske der Wurschtigkeit fallen und fordert mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt, daß die beiden sich vor seinen Augen — erschießen, vergiften, erdolchen? O nein, daß sie sich verloben! Der Champagner, den der Fiamettas längst überdrüssige Liebhaber für das Abschiedssouper hat kalt stellen lassen, muß nun den Kuppler spielen, und der „Eheblinde“ sitzt dabei und stößt mit den Verlobten an. Aber sein Glas zerbricht, so heftig hat es seine geballte Faust niedergesetzt. Dann empfiehlt er sich, denn er möchte gern noch rechtzeitig zu Leoncavallos „Bajazzi“ kommen. Merkt der Zuschauer und der Leser den feinen, verborgenes Weh nur leise andeutenden Zug? Das Theaterpublikum soll sein Ergötzen haben an dem kühl überlegenen Ironiker und an der chevaleresk-

diabolischen Art, mit der er die Ertappten behandelt; dem literarischen Feinschmecker soll aber auch sein Bissen werden: für ihn ist das blutende Herz, die schmerzlich stöhnende Seele da, die sich hinter dem lachenden Antlitz verbergen. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diesen melancholisch-tragischen Einschlag auf Lothars Rechnung setze, der ja in seinem „König Harlekin" ein ähnliches Motiv mit freilich weit ernsterer Kunst bis in seine letzten tragischen Konsequenzen verfolgt hat. An solchen schielenden Halbheiten leidet das Stück auch sonst keinen Mangel. Selbst die Mischung von bald witziger, bald doktrinärer Redseligkeit mit bald kecker, bald abgefeimter Theatermache, das eigentliche Charaktermal dieses französisch-wienerischen Wechselbalgs, deutet auf den Zwiespalt hin, aus dem Geist und Geschmack der Verfasser nur einen Verlegenheitsausweg gefunden haben. Brauch' ich da nach nachzuholen, daß das Schicksal im dritten Akt an Mariani Vergeltung übt? Da geht auch er unter die „große Gemeinde" und baut seiner Frau mit eigener Hand die Brücke zu dem, der vom anderen Ufer schon die Arme nach ihr ausstreckt. Das Stück wird seinen Weg machen, wenn nicht dank seiner eigentlichen Handlung, so der lustigen oder satirischen Episodenfiguren wegen, unter denen ein vom Schmock zum Minister avancierter schäbiger Desperado, von Max Grube wirkungsvoll gespielt, und ein seine Heiratsanträge selbst besorgender Backfisch die glücklichsten sind.

Einer der Verfasser dieses Lustspiels, Rudolf Lothar, offenbar der intelligentere von beiden, hat sich kürzlich über die Psychologie unseres Theaterpublikums hören lassen und dabei die Erfahrung zum besten gegeben, in der Premiere der Reichshauptstadt entscheide der Mann, in der Provinz aber spiele die Frau im Parkett die Hauptrolle. Was sucht denn, fragt er, der Mann im Theater? „Er will Neues erleben, anderes erleben, als der stumpfe Alltag ihm bietet, er will einen Sturm der Affekte mitmachen, sich von Leidenschaften emportragen lassen, in der Debatte sozialer Fragen stehen und mitreden, er will Erschütterungen erleiden, mitfühlend die Taten des Helden begehen." Ganz andere Anregungen und Erregungen verlange dagegen die Frau. Für sie sei die Bühne der ideale Schauplatz uneingestandener Träume, unbewußten Sehnens. Sie gehe mit ihrem Herzen ins Theater, und das Herz bestimme ihr Urteil. Auch wenn sie sich noch so modern dünkt, die Bühne bleibt für sie immer der Schauplatz der Herzensdramen und Liebesprobleme. So verteilt sie denn auch ihre Sympathien und Antipathien ganz anders als der Mann. „Die deutsche Provinz und ihr Verhältnis zur deutschen Bühne, das gäbe ein kleines Kapitel zur modernen Literaturgeschichte. Man könnte ihm noch den Untertitel geben: Wovon die jungen Mädchen träumen. Sie sind



Wilhelm Diegelmann als Sir Toby Rülps. (Nach der Aufführung von „Was ihr wollt" im Deutschen Theater aufgenommen von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

gewiß allerliebst und entzückend, all die vielen blonden, braunen und schwarzen Mädchen, die erwartungsvoll im Theatersaale sitzen; aber ist sich der deutsche Dramatiker auch bewußt, daß diese deutschen Frauen und Jungfrauen das eigentliche Theaterpublikum bilden, daß sie es sind, für die er schafft, von denen er leben soll? Manche Autoren sind sich dessen allerdings besser bewußt, als der Großstädter es ahnt. Denken Sie doch nur einmal an die großen Massenerfolge der letzten Jahre, z. B. an „Alt-Heidelberg" und „Husarenfieber". Deutsche Frauen und Jungfrauen haben diese Erfolge gemacht. Studenten und Husaren — ja, ja, wovon die jungen Mädchen träumen!"

In dieser halb ironischen Galanterie, die im Grunde des Herzens — wovon auch das Lotharsche Lustspiel zeugt — mehr den Junggesellen schmeichelt, steckt ein gutes Stück Wahrheit. Wir stehen jetzt in einer geradezu tropisch üppigen Nachblüte des „Husarenfiebers". Alle Waffengattungen des deutschen Heeres sind auf unseren Bühnen vertreten, und immer ist es die Ulanka, die Attila, der Küraß, wenn die Verfasser sehr bescheiden sind, auch mal der Überrock oder die Litewka des Infanteristen, die die Triumphe feiern. Ich könnte aus dem Spielplan der Berliner Bühnen drei, vier solcher neuer

Militärschwänke aufmarschieren lassen, wenn sie bei Licht besehen nicht alle in derselben Uniform steckten. Eine kleine Bereicherung wenigstens erfährt das Militärthema in dem vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhause aufgeführten Kadettendrama „Brüderchen“ von Robert Overweg, wenn sich auch der Roman und die Novelle — man denke nur an Wildenbruchs „Edles Blut“ oder an Szczepanskis „Spartanerjünglinge“ — der rührenden Kleintragik einer militärisch-disziplinierten, der Mutter und des Elternhauses beraubten Kindheit schon längst bemächtigt hatten.

Wer etwas von dem Wesen des literarischen Wiens, zumal des modernen, begriffen hat, der wird es ohne weiteres verstehen, daß dort, an der hohen Schule des Walzers, des Feuilletons und sonstiger gleich flüchtiger Lebensreize, auch der psychologisch-impressionistische Einakter eine liebevolle Pflegestätte findet. Arthur Schnitzler insbesondere hat sich in mehreren seiner charakteristischen Stücke, wie in dem „Anatol“-Zyklus, im „Grünen Kakadu“ und seinen beiden Genossen („Paracelsus“ und „Die Gefährtin“), in den „Lebendigen Stunden“ und den „Marionetten“, als ein Meister dieser Form gezeigt. Nun findet er Nachfolge in dem jungen Wiener Felix Salten, und diese Schülerschaft verleugnet sich in der Form und Lebenssphäre so wenig wie in der Manier, drei oder mehr dieser Einakter durch einen gemeinsamen Titel zusammenzukoppeln und den Zuschauer nach der gemeinsamen Idee oder Melodie suchen zu lassen, die sie etwa auch innerlich verbindet. Bei Schnitzler heißt das Rätsel „Lebendige Stunden“, bei Salten nennt es sich „Vom anderen Ufer“ (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin). Versuchen wir es trotzdem, diesen drei Einaktern ein wenig hinter die Schale zu blicken: lohnen es ihre dichterischen Qualitäten nicht, so vielleicht ihr stofflich-novellistischer Gehalt. Jedenfalls ist der Saltensche Einakterabend — wir verdanken ihn dem Lessingtheater — in dieser Berliner Spielzeit bisher die einzige Gabe der zeitgenössischen Dramatik, die das Interesse eine Weile zu fesseln vermag.

Graf Festenberg nennt sich der kürzlich erst als ein reicher Mann von Amerika herübergekommene Schwiegersohn Sr. Erlaucht des Reichsgrafen Laurentin, der sich durch diese Heirat mit der höchsten Aristokratie Österreichs verschwägert hat. In Wirklichkeit aber heißt dieser Selfmademan Josef Müller oder Josef Wessely und ist von Herkunft und Beruf — Wiener Kellner. Der ebenso adelsstolze wie eifersüchtige Vetter seiner Frau entlarvt ihn, noch ehe die Flitterwochen einer höchst zärtlichen und glücklichen Ehe vorüber. Der Ertappte leugnet nicht, sondern benutzt die letzten Augenblicke der Freiheit, seiner Frau und seinem Schwiegervater zu erklären, welch „feines, geistreiches Lebenswerk“ hier auf die lächerlichste und banalste Weise zerstört worden. Er ist kein gemeiner Betrüger, kein habsüchtiger Hochstapler. O nein! Was er tat, tat er aus uneigennütziger Liebe zu der, die dann seine Frau wurde. Und dann: daß er einmal Kellner spielen mußte da drüben, am anderen Ufer, das war nur ein Besetzungsfehler in der Komödie des Lebens, eine falsche, ihm nicht gehörende Rolle — Graf Festenberg, das ist er, das ist sein Fach. Er hat sich lediglich zu dem gemacht, wozu er geboren war. Er hat die lächerliche Stümperei des Schicksals verbessert. Aristokrat? Pah! Wer ist mehr Aristokrat, der ehemalige Kellner Josef Müller oder der aufgeblasene junge Herr, der nichts ist und nichts kann und sich doch so viel auf seinen Namen zugute tut? Er hat sie immer gehaßt, von Grund seiner Seele gehaßt, die Handwerkerarbeit, sie verabscheut, sich vor ihr geschändet, seiner eigentlichen Begabung und Bestimmung entzogen gefühlt. Ergo war er von jeher ein Aristokrat, alles andere nur Lüge des dummen Zufalls. Eine wunderbare Philosophie des Sozialismus! Sie siegen zu lassen, bedarf es der ganzen Tatlosigkeit, Aufgeblasenheit und dummen Sentimalität, die Salten für ausreichend hält, um seine Vertreter der hohen österreichischen Aristokratie zu zeichnen. Schließlich muß gar noch ein alter verlumpter Graf Festenberg aus Monte Carlo heran, der für Geld und gute Worte gewiß gern Herrn Josef Müller adoptiert und damit dem Skandal vorgebeugt hätte. „Jesus Maria“, ruft da Se. Erlaucht der Reichsgraf Laurentin aus, „da müßte man ja sofort ... da darf doch nichts übereilt werden inzwischen ... nur jetzt keine Verhaftung!“ Zu spät. Der Kommissar steht schon vor der Tür. „Habe ich es nicht gesagt,“ ironisiert der verbindlich grüßend Entschwindende das altmodische Pathos des Adelsstolzes, „daß es dumm war, die Polizei zu holen?“

Der Ernst des Lebens, die moralische Kraft — das sind die Maximen, die der Herr Medizinalrat, ein kleinseliger, selbstgerechter und korrekter Streber, der die Tochter seines reichen und vornehmen Gönners geheiratet hat, seinem jungen Schwager, dem Baron, einem leidenschaftlichen Lebensgenießer und feinnervigen Lebenskünstler, immer wieder predigt, obgleich er weiß, daß es für dessen sanfte mordidezza nichts Verstimmenderes und Niederdrückenderes gibt als diese Philisterweisheit. Und nicht genug damit: bei der erbetenen Untersuchung sagt der Medizinalrat dem Kranken, dem jede Sekunde seines Lebens ein kostbares Geschenk, brutal ins Gesicht, daß er nur noch etwa sechs Monate zu leben habe. Da ist für den Todgeweihten der Augenblick gekommen, mit diesem großsprecherischen, heuchlerischen Moralitätsterrorismus Abrechnung zu halten. Ist dieser Wahrheitsfanatiker wirklich der Held, für den er sich ausgibt, einer, der nicht mit der Wimper zuckt, wenn der Tod ihm ins Antlitz



Gerichtsszene aus der Aufführung von „Viel Lärm um nichts" im Berliner Königl. Schauspielhause.
(Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

schaut, der jeden Moment bereit ist zu sterben? Oder ist er nur wahr aus Wichtigtuerei, als kleiner niedriger Mensch, der an seiner eigenen Pöbelhaftigkeit würgt, weil es ihm zu Kopf steigt, wenn er ein anderes Schicksal in der Hand hält, aus dem niederträchtigen Haß eines von unten, vom anderen Ufer kommenden gegen den Glanz und den Schimmer eines schöneren Lebens auf der Höhe? Der Lakaienseele gegen die geborene Vornehmheit? Ist der Tod schon vor der Tür — gut! so soll die letzte Maske fallen. Mag der Herr Medizinalrat doch einmal vormachen, wie man heroisch stirbt! Das ist die letzte Lektion, die der junge Baron von seinem ehemaligen Hauslehrer verlangt. Er spannt den Revolver und hält ihm die Mündung vor die Brust. Da enthüllt sich denn die ganze Kleinheit des armen Gauchs, von blasser Furcht und wehleidigem Jammer bis zur nackten Gemeinheit seines eingepflanzten Neides und Hasses, als er sieht, daß es blutiger Ernst. So kann denn der Baron den Revolver sinken lassen: „So hab' ich sie mir ungefähr vorgestellt — die moralische Kraft." Wir wollen mit den möglichen oder unmöglichen Voraussetzungen dieser Pointendramatik nicht rechten, aber auch aus dem straff und zielbewußt geführten Dialog der Episode heraus die Energie der dramatischen Architektur in Salten nicht überschätzen. Ob es bei ihm für ein Charakter- oder Entwickelungsdrama reicht, ist nach dieser Talentprobe noch genau so fraglich wie vorher. Immerhin hat er hier den Blick für Menschlichkeiten bewiesen: es ist Leidenschaft, ja sogar etwas von mehr als theatralischer Größe in jenem letzte Masken lüftenden Moriturus, wenn er auch seine Abstammung von Sudermann und Schnitzler nicht verleugnen kann.

Auferstehung — Rückkehr aus dem Jenseits, auf dessen Gestade der Todkranke schon den Fuß gesetzt hatte, feiert unverhofft Konstantin Trübner, ein wohlhäbiger Wiener Junggeselle reiferer Jahre. Wie anders sieht da das Leben sich an als im Angesicht des Todes! Damals hat er sich plötzlich so einsam, so liebeshungrig gefühlt, daß er den Freund nach der Marie, seiner Jugendgeliebten, schickte, die seit zwölf Jahren ein Kind von ihm hat, um sich schnell noch mit ihr trauen zu lassen. Nun sind die beiden bei ihm zu Hause, er selbst fühlt sich genesen. Er will nichts bereuen, nichts zurücknehmen, nein, nur bestätigen und befestigen. Ja, wenn man nur zwölf Jahre einfach überspringen könnte! Die Marie und die kleine Lotte sehnen sich weg vom „Papa" nach dem „Vater", dem gutmütigen, immer aufgeregten Klavierlehrer, mit dem die Sitzengelassene die letzten sieben Jahre zusammengelebt; ihren



Karl Häußer als Mephisto. (Nach einer Aufnahme des Hofateliers Elvira in München)

Konstantin reklamiert die hübsche, elegante Schauspielerin, der er ein Recht auf sich gegeben hat. Und der Herr Leo Schenk kommt, und die Daisy Leblanc kommt, um — nun, um sich die Butter nicht so mir nichts dir nichts vom Brote nehmen zu lassen. Sie alle haben sich doch fest darauf verlassen, daß Freund Mors seine Beute behalten werde, und ihre Dispositionen danach getroffen. Und nun dieser Programmbruch! Der Gesundete müßte sich eigentlich deswegen entschuldigen: wer anders als er hat all diese Verwirrung angerichtet? Wenn man schon einmal einen so großartigen Abschied genommen hat, darf man nicht wiederkommen. Das ist taktlos. Und auch Konstantin selber fühlt, daß sie alle ihm fremd geworden, seit er am anderen Ufer war. Also schnell dem Schicksal den Willen getan: „Franz, alle meine Koffer packen! Auf Wiedersehen in einer besseren Welt!“ ... Erst in dieser leichten, spielenden Komödienstimmung darf sich Salten ganz daheim, ganz als sein eigener Herr fühlen. Dafür reicht es, dabei sollte er bleiben. Kleine Menschlichkeiten zu persiflieren, fällt unter die Begabung eines geistreichen Feuilletonisten, der er ist; Angelegenheiten der großen Menschheit zu gestalten, ist Sache des Dichters, der zu sein er noch nicht bewiesen hat. Er sieht nicht mit Ewigkeits-, er sieht mit Tagesaugen.

Albert Bassermann, einer der reichsten Charakteristiker, die die deutsche Bühne je gehabt hat, spielte in allen drei Stücken die männliche Hauptrolle: den bürgerlichen Kellner, der sich zum Aristokraten geboren fühlt und als Schwindler entlarvt wird; den aristokratischen Todeskandidaten, der die bürgerliche Kanaille in ihrer ganzen Jämmerlichkeit enthüllt; den programmwidrig vom Tode Auferstandenen, der mit den drüben gewonnenen tiefen Blicken im Kreise seiner ihm ach! allzu Bekannten nicht weiterleben mag. Und all diesen grundverschiedenen Figuren wußte seine geniale Wandlungsfähigkeit ebenso geistreich gesehene wie kunstvoll und eigentümlich durchgeführte Charakterzüge zu leihen. —

Was Bassermann, ein souveräner Beherrscher der modernen Psychologie, für das moderne Drama, das war ein vor kurzem (6. Oktober) plötzlich Dahingegangener im Sinne der älteren Schauspielerschule hauptsächlich für das klassische Drama, wenn sich seine reife, volle Kunst vor gelegentlichen Ausflügen in das moderne auch keineswegs zu scheuen brauchte. Karl Häußer wurde in weiteren Kreisen zuerst durch die Münchener Mustervorstellungen von 1880 bekannt. Schon damals war er Mitglied des Münchener Hof- und Nationaltheaters und ist es bis zu seinem Tode geblieben. Ihn auf ein bestimmtes Rollenfach festzulegen, verbot von Anfang an seine eigenwüchsige, aller Regeln und Bande spottende Begabung. Seine eigentliche Sphäre liegt aber doch wohl zwischen Schillers Illo und Shakesperes Falstaff, zweien seiner typischsten und vollendetsten Leistungen. Um sich ganz auszuleben, brauchte er ein stark komisches Element; seinem Mephisto fehlte, so berühmt er war, ein klein wenig von dem Geistigen. Je schärfer umrissen die Gestalt in dem Werke des Dichters dastand, desto meisterhafter brachte seine außerordentliche Verwandlungsfähigkeit in Maske, Gestalt und Ton sie heraus, ohne sich je an der Natur zu versündigen. Sein Falstaff erschien seiner Zeit und Umgebung so ebenbürtig der Shakesperischen Intention, daß Grützner ihn sich zum Vorbild seiner weltberühmten Bilder dienen ließ. Was Häußer vor tausend anderen gerade zur Darstellung dieser humoristischen Figur berief, war die Vollsaftigkeit seines Talentes. Eines durch und durch naiven Talentes. Klügeln und Tüfteln war nicht seine Sache. So sahen wir jungen Münchener Studenten von 1890 ihn als den Herrscher über alle, weil wir in ihm etwas von dem ungebundenen Sturm und Drang fühlten, der uns wie für das neue Drama, so auch für die neue Schauspielkunst das Nötigste und Wertvollste dünkte. Das soll ganz ähnlich, wie ein Münchener Kollege versichert, auch noch vier Wochen vor seinem Tode so gewesen sein. „Er war immer der Größte unter seinesgleichen. Man denke nur einmal an die Zeit zurück, da man das Virtuosentum der Barnay und Possart bewunderte. Und man vergleiche damit die Lobeshymnen, die fünfundzwanzig Jahre hernach dem Naturalismus

Emanuel Reichers gesungen wurden. Häußer war mehr denn Possart und mehr denn Reicher. Und er überlebte beide, obwohl er vor ihnen starb. Aber ich bezweifle, daß es ihm jemals zum Bewußtsein kam, was ihn über die Gefeierten des Tages hinaushob. Beruhte nicht darin seine stille Größe? Das Unbewußte seiner Kunst war es ja auch, was ihn wie einen Schlafwandelnden des Dichters Spuren folgen ließ — über alle Firste hinweg und an allen Abgründen hin ..." In kurzem hätte Häußer sein vierzigjähriges Bühnenjubiläum gefeiert; reiche Ehren waren ihm zugedacht. Er ist ihnen ausgewichen, wie er dem Lauten und Prunkvollen immer auswich. In seinem Landhaus zu Pullach im Isartal hat ihn ein Herzschlag hinweggenommen; still, wie er gelebt und gestaltet hat, ist er von uns gegangen.

Und noch einen schmerzlichen Verlust hat die deutsche Schauspielkunst im Monat Oktober erlitten: am 31. starb in Berlin Georg Engels, nachdem er noch wenige Tage zuvor als griesgrämig-gutmütiger Rentier Rippes in Kadelburgs „Husarenfieber" das Publikum des Lustspielhauses ergötzt hatte. So eng wie Häußers Ruhm mit München, so eng ist Engels' Ruhm mit der Entwickelung der Theaterstadt Berlin verknüpft. So beliebt er aber auch schon in den siebziger Jahren bei dem leicht begeisterten Publikum des Woltersdorff- und später des Wallnertheater war, so vertraut man ihm zuwinkte, wenn er mit seiner schlecht proportionierten Figur, den verkniffenen Schweinsäuglein und dem breiten, von allen Teufelchen der scherzenden Laune umspielten Mund auf der Bühne erschien — eigentlich künstlerische Aufgaben fielen ihm doch erst am Deutschen Theater zu, für das ihn L'Arronge als einen der ersten 1883 gewonnen hatte. Wie bei so manchem bisher übersehenen aber gering geschätzten Talent, so sah man unter dieser ernsten literarischen Leitung auch bei ihm was bisher für blaße Komik und Spaßmacherei gehalten worden war, zu echter Humoristik emporwachsen. Engels spielte zwar auch hier zunächst nur kleinere Rollen, etwa den Totengräber im „Hamlet", den Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe", den Klosterbruder im „Nathan", den Wirt in der „Minna von Barnhelm" oder den Schmock in Freytags „Journalisten"; als sich dann aber die moderne Literatur die Bühne eroberte, fand er in Fuldas „Talisman" (als Habakuk), vor allem jedoch in Hauptmanns Komödien „Kollege Crampton" und „Biberpelz" (Amtsvorsteher Wehrhahn) für seine mehr instinktiv als verstandesmäßig schaffende Komik Rollen, die ihm hohe künstlerische Ehren eintrugen und ihn selbst für die letzten Aufgaben darstellerischen Humors, für Shakespeares Falstaffgestalten, reif erscheinen ließ. Hier knüpfte denn auch Reinhardt wieder an, als er vor einigen



Georg Engels als Falstaff in Shakespeares „Lustigen Weibern".

Jahren Engels, der inzwischen seinem Talent auf Gastspielreisen nicht immer die sorgsamste Pflege hatte angedeihen lassen, für seine Bühne gewann. Und so wenig es sich der durch billigen Beifall verwöhnte Schauspieler versagen konnte, hier und da nach einer den Einklang des Ensembles zerstörenden Sonderwirkung zu haschen, sein Wirt in der „Minna", sein Zettel im „Sommernachtstraum", sein Falstaff in den „Lustigen Weibern" waren doch so volle und reiche Leistungen, daß sie nicht leicht vergessen werden können. Weshalb dieser Bund, der beiden Teilen gleichen Gewinn versprach, nicht von Dauer war — ich weiß es nicht. Vielleicht war in Georg Engels aus früheren theaterfröhlichen, aber auch literarisch unerzogenen Jahren her eine gewisse Komödiantenunruhe zu tief eingewurzelt, als daß er sich für immer unter das Szepter eines festen Regiewillens beugen mochte. Genug, er ging von Reinhardt zum Lustspielhaus und spielte in Kadelburgs „Husarenfieber" hundert-, zweihundertmal hintereinander, bis der Tod ihm sein Stichwort zurief. So scheidet er leider nicht in der Gestalt von uns, in der er es seiner Bedeutung nach wohl verdient hätte; fortleben aber wird er in unserem Gedächtnis als der Georg Engels des Deutschen Theaters, der komischen Gestalten des klassischen und des modernen Dramas aus der Fülle seiner eigensten Natur die ihnen gebührende Weihe des Humors verlieh.



# Literarische Rundschau

## Allerlei Weihnachtliches

(Ausführlichere Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

I

Mit den Weihnachtsbüchern geht es wie mit den Gästen der königlichen Hochzeit, von denen das Evangelium des zwanzigsten Sonntags nach Trinitatis erzählt. Der König, voll Zornes darüber, daß die zuerst Geladenen nicht kommen wollen, sandte seine Knechte aus, zu laden, wen sie fänden. Und die Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten zusammen, wen sie fanden, Böse und Gute. Und die Tische wurden alle voll. Da ging der König hinein, die Gäste zu besehen; und sahe allda einen Menschen, der hatte kein hochzeitlich Kleid an, und sprach zu ihm: „Freund, wie bist du hereingekommen, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?" Er aber verstummete. Da sprach der König zu seinen Dienern: „Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen; denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt."

Auch unter den weihnachtlichen Lichterbaum strömen die Bücher aus allen Gassen und von allen Wegen zusammen, unscheinbar in Bettlergewand gehüllte und solche, die in Sammet und Seide prangen: Woran erkennt man, ob sie das hochzeitliche Kleid der Seele tragen, das allein sie würdig macht, an so hohem Feste mit dabei zu sein? Frühere Zeiten hatten es bei dieser Auslese leichter als wir. Damals brachte jedes Jahr eine ganze Schar von Büchern, die den Stempel der Auserwähltheit in Gestalt einer möglichst bunten aber möglichst blanken Arabeskenpressung schon auf der Stirn trugen; sie nannten sich „Pracht- und Geschenkwerke" und wären gewiß höchst erstaunt gewesen, hätte sie jemand durch den Einband und Goldschnitt hindurch nach tiefer auf ihr weihnachtliches Herz prüfen wollen. Diese „Prachtwerke" sind heute so gut wie ausgestorben — Gott sei Dank! Dafür aber ist die künstlerische Sorgfalt, die man neuerdings auf die Ausstattung der Bücher verwendet, allgemeiner und alltäglicher geworden, und so bleibt die Antwort auf die Frage: Wer von euch hat ein hochzeitlich Kleid an? heute fast noch genau so schwierig, wie sie gestern und vorgestern war.

Eins allein vermag dafür, will man nicht engherzig auf das Was des Inhaltes sehen, ein gewisses Erkennungsmal abzugeben: die Dauerkraft dessen, was zwischen den Deckeln schlummert. Ein Buch — das ist hier wohl auch früher schon gesagt worden — ein Buch, das seinem Besitzer nicht etwas über den Tag hinaus Bleibendes zu geben hat, das ihn nicht innerlich bereichert und verschönert, hat schwerlich das Recht, von den Lichtern des festlichen Baumes beschienen zu werden. Doch wohlgemerkt: ein fröhliches Buch kann diesen weihnachtlichen Beruf gerade so gut erfüllen wie ein ernstes, wie denn ein leichtes Ruderbot manchmal nicht weniger kostbares Gut birgt als ein schweres Lastschiff, das alle Segel der Gelehrsamkeit heißt. Auch was man gemeinhin „Unterhaltung" nennt, kann wohl mit den Festglocken noch ganz gut zusammenstimmen. Nur vor blaßen oberflächlichen Zerstreuungsbüchern sollte man die Tür zuschlagen und zum Teufel jagen alles das, was, mit der Trompete der Reklame am Munde, auf die groben Instinkte der herz- und gedankenlosen Masse spekuliert, was knechtisch den Sensationen des Tages dient oder durch Inhalt und Form gegen die guten Sitten des deutschen Hauses verstößt.

Damit ist ein Ideal gezeichnet, das sich, wie alle Ideale, von der Wirklichkeit tausend Knüffe und Püffe gefallen lassen muß. Wieviel solcher Bücher erscheinen denn im Jahre, und bleibt nicht dem einen stumm, was zu dem anderen mit Engelszungen redet? Auch hier führt nur die „Fülle" zur „Klarheit". Dabei aber muß die „Fülle" das Vertrauen beanspruchen, daß man auch einmal der Kürze glaubt, wo man sonst längere Überredungs- und Begründungskünste fordert. Darum sei wie früher so auch diesmal betont: schon die Nennung eines Buches an dieser Stelle ist eine Empfehlung; allem aber, was nicht Gehalt in sich hat oder was nur mit umständlichen kritischen Einschränkungen aufgeführt werden könnte, bleibt der Zugang zu dieser Rundschau versagt, aber es wird — so namentlich bei den Jugendschriften, deren Auswahl noch eine besondere Sorgfalt erheischt — ausdrücklich davor gewarnt.

## Für die Jugend

scheint der Tisch in diesem Jahre nicht ganz so reich gedeckt zu sein wie sonst wohl. Das kommt wahrscheinlich daher, weil die Massen- und Schablonenproduktion, die sich sonst auf diesem Gebiete breit machte, mittlerweile eingesehen hat, daß ihr Weizen nicht mehr in so hoher Blüte steht wie früher, als es ernste Blätter unter ihrer Würde hielten, sich um solche „Kindereien" wie Jugendschriften zu kümmern. Die Sparsamkeit des Marktes soll uns also nicht grämen, um so weniger als sich auch aus dem verhältnismäßig wenigen, das sich anbietet, immer noch mit leichter Mühe alle Alter befriedigen lassen.

Märchen- und ähnliche Bücher kommen vor allem anderen für die Kleinen in Betracht, die noch nicht selbst lesen können, sich aber gern von den Großen vorlesen oder erzählen lassen. Zunächst natürlich die alten unveralteten Sammlungen, die schon unsere Großväter und Großmütter erfreut haben: die der Brüder Grimm, die von Bechstein und mit Auswahl wohl auch die von Andersen und Hauff, dann aber auch neue, wie sie im Schaffsteinschen Verlage in Köln vielfach zu haben sind, oder wie ihrer der Nürnberger Verlag von E. Nister alljährlich mehrere kleine und größere erscheinen läßt. Gut fährt es sich zum Beispiel in der „Blauen Kutsche" von Adolf Holst (geb. 3 M.), den ja unsere Leser als Lyriker von Anmut und Humor kennen: seine Märchen, ursprünglich seinen eigenen Töchterchen von sechs bis zehn Jahren vorgetragen und daher voller Frische und guter Laune, haben den rechten dämmerigen Ton, den Wunderdinge wie Märchen haben müssen, und die Bilder von Max Lieberwein, zumal die Ganzbilder, sprudeln von Leben und Farbenfreude. Auch unserer Fabeldichter Hey, Reinick und anderer sollte man nicht vergessen. Robert Reinicks „Geschichten und Lieder für die Jugend" (herausgegeben und eingeleitet von Dr. Riemann) sind bei Reclam sogar schon für 80 Pf. zu haben (Nr. 4851 u. 4852). Reinick ist der Romantiker der Kinderstube. Seine Märchen und Erzählungen, seine Kinderreime und Gedichte zeichnen sich durch Naivität und ungesuchte Herzlichkeit aus. Den verbreiteten illustrierten Ausgaben tritt hier eine billige, aber sorgfältig redigierte Sammlung zur Seite. Die fünfundzwanzig neuen Märchen („Im Märchenlande"), die Emilie Franck von Wichera erzählt (Altenburg, Stephan Geibel; mit fünfzig Textbildern und sechs zum Teil farbigen Vollbildern; geb. 3 M.), führen die kleinen Gäste in das Reich der Zwerge und Elfen, in Feenpaläste, Königsschlösser und in die Hütten der Armen, geleiten sie auf die blühende Heide, in die dunklen Forsten des Schwarzwaldes, in die sonnigen Täler der grünen Steiermark und sind zugleich bemüht, Liebe zur Natur und zu ihren Geschöpfen zu wecken. Das Buch kann empfohlen werden, während ein anderes desselben Verlages, ein Gegenstück zum Struwwelpeter, „Hans Tunichtgut" benamset, mit jener falschen Kindlichkeit lackiert, die gerade den Kindern selbst am schmerzlichsten auf die Nerven fällt, und auch mit seinen Bildern keinen Staat machen kann. Auch der Versuch, ein blitzblank modernes Märchenprodukt aus Frankreich: „Das Automobil 217-Uu" von E. Cuénaud, deutsch von Gräfin Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, unseren deutschen Kindern in die Herzen und Hände zu schmeicheln, kann ich nicht als geglückt ansehen. Gewiß haben die Bilder von dem Schweizer Carlègle Charme, sind zierlich entworfen, in der Farbe heiter und doch fein abgestimmt, aber der Humor, der sich hier austobt, ist, fürchte ich, für kindliche Gemüter gar zu grotesk. Ich befolge in solchen Fällen, wo etwas Außergewöhnliches in Kinderbüchern auftritt, gern die Praxis, daß ich die neue Erscheinung ein paar Tage im Kinderzimmer „ausliegen" lasse. Das hab' ich auch hier getan. Aber mein Töchterchen und seine Gespielinnen haben sich nicht davon „kaptivieren" lassen. Vielleicht gefällt es Jungen besser; versuchen kann man es ja mal. Das Büchlein, sehr geschmackvoll ausgestattet, ist bei Hans von Weber in München erschienen (geb. 3 M.). — Ein desto glücklicherer Gedanke ist es, Dickens, den herzhaften Gemütshumoristen, für die Kinderwelt lebendig zu machen. Er hat so viele köstliche Kindergeschichten als Episoden in seinen größeren Erzählungen — warum soll man diese nicht für unsere Kinder herauslösen und ihnen Klein Dorrit, Klein Tim, Aschenputtel, Polly, Smike, Paul Dombey, Johnny und die „szöne" Dame und noch manch anderen der kleinen Gesellschaft als Kameraden schenken? Der Verlag von Nister in Nürnberg hat das, getreu seiner geschmackvollen Tradition, in einer Form (deutsch von Alfred Brieger) und in einer Ausstattung (mit sechs farbigen Bildern und sechsundsiebzig Illustrationen) getan, daß man die Engländer, die hier doch wohl Muster und Vorbild gewesen sind, um ihre Kinderbücher fast beneiden möchte (Preis 6 M.). — Wer lieber einer echten deutschen Dichterin lauschen will, wenn sie ihren Kindern „Aus Kinderland" Märchen erzählt, der vertraue sich Helene Voigt-Diederichs an. Die hat bei Diederichs in Jena, also in geschmackvoller, aparter Ausstattung, ein Bändchen Kindergeschichten erscheinen lassen, die in Erfindung und Form einmal wieder etwas wirklich Schöpferisches darstellen, eine Bereicherung unseres Märchenschatzes, die freudig begrüßt werden muß.

Die Sagenwelt, unsere einheimische wie die antike, für die Kinderwelt zu erwecken, ist man neuerdings mit besonderem Eifer beflissen. Es geht diese Bewegung Hand in Hand mit

dem volkstümlichen Zuge in unserer Erziehung. So haben denn auch nacheinander zwei Schulmänner sich um die Bearbeitung und Verbreitung der Sagen des klassischen Altertums bemüht: nachdem sie der Weilburger Gymnasialprofessor Stoll schon vor langen Jahren in unser geliebtes Deutsch übertragen, hat der Leipziger Gymnasialoberlehrer Dr. Hans Lamer sie jetzt neu bearbeitet (Leipzig, B. G. Teubner; zwei Bände mit 79 Abbildungen; geb. 6 M., jeder Band einzeln geb. M. 3.60). — Wie im vergangenen Jahre eine neue Odysseeübersetzung von Hans Georg Meyer, dem durch sein Epos „Eros und Psyche" bekannten Sprachkünstler, angezeigt werden konnte, so diesmal eine nicht minder vollendete der Ilias (mit Kopfleisten von Hans Krause; Berlin, Trowitzsch u. Sohn; geb. M. 5.50). Meyer hat auch hier dem Sinne nach treu, in der Form aber mit Freiheit übertragen, so daß ein Werk entstanden ist, das in der Sprache wie eine Dichtung unserer Zeit wirkt. Den homerischen Text, der an einigen Stellen für unseren Geschmack allzu wortreiche Längen aufweist, hat er, ohne den Inhalt zu schädigen, so zusammengedrängt, daß das Wesentliche deutlich hervortritt und der Leser nirgends ermüdet. Manchem, der den griechischen Text nicht kennt, wird sich Inhalt und Schönheit des Liedes erst durch diese Übersetzung in vollem Glanz erschließen.

Näher noch als die antike Sagenwelt sollte unseren Kindern von früh auf die deutsche gebracht werden. Darum aber bemüht sich dieses Jahr, soweit unsere Mythologie in Frage kommt, nur ein Buch: die Bearbeitung der Siegfriedsage von Alexander von Gleichen-Rußwurm (mit Buchschmuck von Frz. Staffen; Stuttgart, Levy u. Müller; geb. 4 M.). Die klare, dabei doch dichterisch gehobene und möglichst originalgetreue Schreibweise des Bearbeiters dringt zu Herzen und weiß zu fesseln. Doch stellt die Bearbeitung, namentlich durch ihren die neuen Siegfrieddichtungen (Fouqué, Hebbel, Jordan, Wagner u. a.) behandelnden Anhang, schon recht ernste Anforderungen an ihre Leser, so daß sie nur für die reifere Jugend, für diese aber desto aufrichtiger empfohlen werden kann. — Die altisländische Laxdaela- (Lachstäler-) Saga, eine von hochgemuter Kraft und urwüchsiger Jugendfrische strotzende Erzählung von nordischen Bauern und Seefahrern des achten Jahrhunderts, verbreitet der Düsseldorfer Jugendschriftenausschuß als einen Band seiner wohldurchdachten Jugendschriftenfolge „Die Wanderer". Die Grundsätze, die für dieses Unternehmen aufgestellt werden, unterschreibe ich von ganzem Herzen: „Eine gute Jugendbücherei muß frei sein von allen stofflich-materiellen Wissensinteressen und nichts mehr sein wollen, als ein Riegelsprenger am Tore des Lebens, ein Wegweiser und Führer ins Geistesland der Gegenwart, in dem jeder nur seinen eigenen Weg gehen kann." Der genannte Band (in Kommission bei Bagel, Düsseldorf) gehört zu der Folge „Deutsches Leben", andere Folgen sollen umfassen: Kindheit (Kinderlieder und -leben), Traumland (Märchen, Sagen, Legenden), Heimat (deutsche Gaue), Schimpf und Ernst (Schwänke, Rätsel, Fabeln), Völkermorgen (Stammes- und Heldensagen, historische Volksbücher), Zeiten und Helden (Balladen, Chroniken, Denkwürdigkeiten) und Die weite Welt (Entdeckungen, Robinsonaden, Kolonialgeschichte). Ein fröhliches Glückauf zu dem stolzen Plan!

Reimsel, Gedichte und Liedersammlungen schütten, wenn sie gute Frucht bergen, ihre goldenen Körner für jedes Alter aus. So hat sich da dies Jahr ein ganz prächtiges, weil echt kindlich empfundenes Buch mit Kinderreimen eingestellt (Berlin-Steglitz, Enno Quehl; kartoniert M. 1.60). Es nennt sich, wohl nach dem Wetter, bei dem es seinen Zauber am vollsten bewährt: „Es regnet!" und begleitet neunzig teils drollige, teils ernste Silhouettenbildchen mit Reimen, wie sie uns allen noch aus unserer Kindheit in den Ohren klingen, mit diesem scheinbar einfältigen und doch so traulich lieben Gereimsel, das uns hold und heilig ist, weil es einst unsere Mutter sang, als sie uns auf den Knien wiegte: „Da hast du'n Taler, kauf dir 'ne Kuh!" oder „Backe, backe Kuchen!" Erstaunlich, was da, von der Zeichnerin Nelly Bodenheim aufgespürt, aus aller Kinder Ländern für Schätze an naiver Weisheit und Poesie zutage quellen! Noch häufiger freilich ist es einzig und allein der drollige Klang geradezu sinnloser Worte, der uns ergötzt. Der Verlag hätte es sich getrost ersparen können, den „modernen Geschmack" in den Bilderbüchern zu schmähen: dieses Buch, gleichsam aus der lieben Natur selber entsprungen, wird auch ohnedies seinen Weg in die Kinderstube finden. Nur ein Kummer ist dabei: auch dies Buch scheint das Licht der Welt zuerst unter fremdem (holländischem?) Himmel erblickt zu haben. — Im „Lustigen Hampelmann" (Verlag D. Dreyer u. Ko., Berlin SW 48), einem gleichfalls gereimten Bilderbuch, schlagen die Bilder, in Zeichnung und Koloristik gleich treffliche Leistungen der durch ihre Kinderzimmerfriese wohlbekannten Gertrud Caspari, zuweilen die Reime von Ola Alsen, aber das Ganze ist recht munter und von wohltuender Natürlichkeit, auch in den fünf Kompositionen für die Kinderstube, die Bogumil Zepler angehängt hat.

Für Knaben und Mädchen von acht bis vierzehn Jahren bringt der Verlag von Levy u. Müller in Stuttgart eine Anzahl guter kleinerer und größerer Erzählungen, die sich vorteilhaft aus der sonst gerade auf diesem Gebiete grassierenden Fabrikware herausheben. Da sind zunächst die acht Kindergeschichten, die Anna Klie nach der Hauptheldin „Murtchen Hauptvogel

und seine Gespielen" nennt (mit sechs farbigen Vollbildern; geb. 3 M.), schlichte herzige Erzählungen ohne falsche Sentimentalität und Pedanterie von kleinen Leuten, die weiß Gott keine Mustererexemplare sind, aber auch nicht, gleich dem Struwwelpeter und dem bösen Friederich, in schaudererregenden Ungezogenheiten exzellieren. Auch der Ernst des künftigen Lebens steckt seinen Kopf schon mal durch die Türritze, nicht als Brummelluz, sondern als getreuer Eckart, der es gut mit den kleinen Freunden und Freundinnen meint. — Tany Schumacher, die ja nie fehlt, wenn der Weihnachtsmann seine Bücherkiste auskramt, geht heuer zu den „Zirkuskindern" (mit Titelbild; ebenda; derselbe Preis) und findet auch in der Arena die alte Lehre wieder bestätigt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Dafür ruht sie aber auch nicht früher, als bis sie ihre Flitterkindchen zu „nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft" gemacht hat. Mir will diese lehrhafte Art nicht recht behagen; vielleicht aber fühlen sich andere desto mehr davon angezogen.

Für die reifere Jugend, d. h. noch für die beiden Geschlechter, etwa bis zum sechzehnten Jahre, hat der Verlag van Stephan Geibel in Altenburg mit ein paar Büchern gesorgt. Van „Jugendglück und Sonnenschein" (illustriert; geb. 3 M.) erzählt Marie Elisabeth Ludwig in einer Art Robinsonton, der ihren Erinnerungen Farbe und Frische gibt. In den Schlußkapiteln beschwört sie sogar die gewaltigen Ereignisse der großen Zeit von 1870/71, zum Glück nicht in trockenem Geschichtston, sondern wie sie sich in einer begeisterten Kinderseele widerspiegeln. Gleichfalls aus ihrem eigenen Leben schöpft Maina Heyck-Jensen (eine Tochter des Dichters) in den Erinnerungen „Meiner Jugend Sonne" (Stuttgart, Levy u. Müller; geb. 3 M.), liebenswürdige Erzählungen, die in leichtverständlicher Sprache ohne schwülstige Fabeleien zu der Wahrheit der Wirklichkeit hinleiten, freilich schon über die Schwelle des Backfischalters hinaus, bis zu dem Augenblick, wo die junge Dame in die Gesellschaft eingeführt wird. — Ein illustrierter Band „Heidezauber" (Altenburg, Geibel; geb. 4 M.), von Johannes Erler besorgt, stellt Erzählungen, Lieder und Märchen aus Heide und Moor zusammen, und zwar aus den Werken nicht bloß der Droste-Hülshoff, Hebbels, Storms, Groths, Allmers' und anderer älterer Dichter, sondern auch aus zeitgenössischen Dichtungen von Geißler, Löns, Speckmann, Timm Kröger, Liliencron, Freudenthal. Das gibt natürlich einen bunten und fast durchweg dichterischen Inhalt — wenn nur die „Aufmachung" etwas weniger flüchtig, etwas eigener und geschmackvoller wäre!

Für Knaben gibt es seit Jahren schon ein paar wohlbekannte, jährlich wie die Schwalben wiederkehrende Sammelbücher. An ihrer Spitze steht dem Umfang und Alter nach „Der gute Kamerad" (Stuttgart, Union; geb. 10 M.), der nun schon zum einundzwanzigstenmal erscheint. Was Knabenherzen nur begehren mögen, liegt im Rahmen dieses 828 Seiten starken Bandes bereit. Da gibt es abenteuerreiche Erzählungen, vorbildliche Lebensbeschreibungen, Reiseschilderungen aus Heimat und Fremde, romantische Jagd- und Seeerlebnisse, Geschichtsbilder, Aufsätze aus der Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftliche Belehrungen, Militär-, Marine- und Luftschifferartikel, Experimente, handwerkliche und technische Anleitungen, neue Spiele usw. Und dies alles ist mit Hunderten und Aberhunderten von guten Illustrationen erläutert und geschmückt, unter denen sich neuerdings auch gute Farbenblätter finden. — Reifere und ernstere Knaben, deren Neigung sich schon dem realen Leben zugewendet hat, werden sich mit Genuß und unter steter Belehrung in das „Neue Universum" vertiefen (ebenda; geb. M. 6.75). Es unterrichtet, abgesehen von größeren Erzählungen, in leichtverständlicher, aber anregender Form mit Hilfe von zahlreichen, wissenschaftlich exakten Illustrationen über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen aus Technik, Industrie und Verkehrswesen, über neu erschlossene Gebiete der Länder- und Völkerkunde (Deutsch-Ostafrika, Polarländer), der Marine, des Militärwesens, der Luftschiffahrt (die neuesten Fortschritte!), der Witterungskunde wie überhaupt der gesamten Naturwissenschaften. Die Rubrik „Häusliche Werkstatt", besonders reich bedacht, gibt Anleitung zu unterhaltender und belehrender Selbstbeschäftigung. — Wer ein eigenes Experimentierbuch sucht, findet es in einem mit 373 Abbildungen illustrierten Bande unter dem Titel „Der Experimentator" bei A. Hartleben in Wien (geb. 6 M.). Es enthält Experimentelles aus der Physik, graphische Versuche, photographische Arbeiten, Anleitung zu astronomischer Beobachtung und sonst noch allerlei kleine Künste und Kunststückchen, alles dies von Erich Lehnfeld möglichst deutlich und praktisch erläutert.

Höchst erfreulich hat sich seit seinem siebenjährigen Bestehen das Große Weltpanorama unter der Redaktion von Viktor Ottmann entwickelt, ein illustriertes Jahrbuch der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten, das für alle Gebildete reichlichen Unterhaltungs- und Belehrungsstoff enthält, am besten aber doch wohl für die reifere männliche Jugend paßt (Berlin, Spemann; geb. M. 7.50). In ähnlicher Weise wie früher tummeln sich auch in dem neuen Bande wieder größere Erzählungen, Reiseschilderungen, Aufsätze über Länder- und Völkerkunde, Abenteuer, Zoologie, Gebiete der Naturkunde, Jagd, Sport und Spiel, Technik und Kuriositäten bunt und reizvoll durcheinander.

Viele Vollbilder und Abbildungen schmücken das Werk. Auf angenehme Weise das Wissen von der Erde und ihren Wundern zu erweitern, die Jugend gleichsam spielend in die Aufgaben der geographischen Forschung einzuführen und ihre Tatenlust zu fördern, den gereifteren Geist durch die gemeinverständliche Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände anzuregen: das ist auch die Aufgabe des neuen Bandes. Dabei gilt seine besondere Liebe und Aufmerksamkeit unseren Besitzungen über See und unseren deutschen Forschungszügen.

**Marine- und Kolonialbücher** haben sich, seit wir ein seefahrendes Volk mit Siedlungen in fremden Erdteilen geworden sind, rasch zu einem eigenen Zweige der Jugendliteratur ausgebildet. Da erinnern wir zunächst an das Marinejugendbuch von **Heims „Auf blauem Wasser"** (2. vermehrte Auflage; Braunschweig, Westermann; geb. 8 M.), als das wohl immer noch einzige Jugendbuch, das in anregender Schilderung das **ganze** Gebiet des Seewesens: Seegeschichte, Technik, Marinekunde usw., umspannt und mit einem durchaus sachkundigen Text eine bis ins kleinste exakte und dabei künstlerisch durchgeführte Illustration (Bilder von Stöwer, Bahrdt u. a.) verbindet. — Mit diesem Buch verwandt ist das der bekannten „Kameradbibliothek" angehörende von **Graf Bernstorff „Auf großer Fahrt"**, worin die Erlebnisse eines Fähnrichs zur See geschildert werden (reich und lebendig illustriert; Stuttgart, Union; geb. 3 M.), und die Geschichte der deutschen Flotte, die Vizeadmiral a. D. von Werner in einem von Stöwer und Gehrts farbig illustrierten Bande des Hirthschen Verlages in Leipzig darstellt (neu bearbeitet von Konteradmiral z. D. **Holzhauer**; geb. 5 M.). Im ersten Teile dieses **„Deutschlands Ehr' im Weltenmeer"** betitelten Buches wird die Entwickelung der deutschen Seefahrt von den Wikingern bis auf unsere Tage geschildert, der zweite ist unserer heutigen Seemacht gewidmet. Da werden wir über die Ausbildung der deutschen Matrosen unterrichtet und gewinnen einen Einblick in das Leben und Treiben an Bord in und außer Dienst, wobei auch das sprichwörtliche Erzählertalent der weitgereisten Seebären zu seinem Rechte kommt. Kapitel über das Rettungs- und Signalwesen und den Russisch-Japanischen Krieg machen den Beschluß. Besondere Beachtung verdient die Illustrierung mit ihrer Fülle von Schiffstypen, historischen Bildern, Szenen aus dem Bordleben usw. Ein Gegenstück zu diesem Bande ist das in demselben Verlag erschienene **Buch von unseren Kolonien** von **Ottomar Beta** (mit 8 farbigen Kunstbeilagen nach Originalen von Rud. Hellgrewe, 107 Textbildern und 2 Karten; geb. 4 M.). Sein Wert liegt in der abgeschlossenen übersichtlichen Schilderung unserer sämtlichen Kolonien, ihrer Geschichte, Entwickelung, kultureller Bedeutung, ihrer Bewohner usw. Die neue Bearbeitung berücksichtigt auch schon die jüngsten Ereignisse unter der Ära Dernburg und erfreut sich aus den Illustrationsschätzen des durch seine geographischen Veröffentlichungen berühmten Verlages guten sachlichen Materials.

Sogar ein **Marine-Jahrbuch für Deutschlands Jugend** hat sich schon eingestellt (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Herm. Ehbock, Berlin; geb. 3 M.). Sein Herausgeber **Friedrich Meister** hat jedoch gleich beim ersten Erscheinen dafür Sorge getragen, daß nicht etwa bloß trockenes Schulwissen geboten werde, sondern daß Männer mit warmem Herzen das Wort führen und aus praktischer Erfahrung heraus wie väterliche Freunde mit den jungen Lesern plaudern. Von den Mitarbeitern seien genannt: Korvettenkapitän Graf Bernstorff, Dr. Heidke, Generalmajor Keim, Graf E. Reventlow, Direktor Dr. Schulze. Der Text wird durch zahlreiche Abbildungen erläutert, die aber in Zukunft mit größerer Sorgfalt ausgewählt und ausgeführt werden müßten. — Rüstigen Fortgang nimmt die bei Geibel in Altenburg erscheinende **Deutsche Seebücherei** (jedes Bändchen geb. M. 1.35 bis 2 M.), eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See, für Jugend und Volk geschrieben von Prof. Richter (Otto von Golmen). Uns liegen neuerdings die Bändchen 13 bis 16 dieser hübsch ausgestatteten Sammlung vor. Sie behandeln, immer in erzählender novellistischer Form: **Unsere Marine im Deutsch-Französischen Kriege**, ferner die **Brandenburgische Kolonie Groß-Friedrichsburg** und ihren Begründer Otto Friedrich von der Gröben, **Unsere Marine in der Südsee zum Schutze deutscher Pionierarbeit** und zur Wahrung deutscher Interessen und endlich die **Gewinnung Samoas** nach einer zwanzigjährigen Zeit der Sorgen, Kämpfe und Opfer. Namentlich für diesen letzten Band rühmt sich der Verfasser, viel amtliches Material benutzt zu haben.

**Geschichtliche Erzählungen** bleiben schließlich immer die Krone der Jugendliteratur, schon weil sie unmittelbar an die Schwelle der Bücher für Erwachsene heranführen und diesen die Hand reichen. Ja, zum Teil sind diese historischen Jugendbücher heute schon so gescheit, daß sie direkt aus unserer dichterischen Literatur schöpfen. So hat **H. Brandstädter** bei Levy u. Müller eine Bearbeitung der **„Hosen des Herrn von Bredow"** erscheinen lassen (mit 8 Vollbildern von Fritz Bogen; geb. M. 3.50) und der Jugend damit das meisterhaft treue und anschauliche Kulturbild vermittelt, das Alexis hier aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entwirft. Fragt sich nur, ob wer diese Bearbeitung liest, am Ende nicht auch das Original lesen könnte. Zum

Glück hat sie sich im wesentlichen auf Kürzungen und Zusammenziehungen beschränkt, formelle Änderungen sind wenige vorgenommen. — Karl Taneras „Wolf, der Junker" (illustriert von Ernst Zimmer; Leipzig, Hirth u. Sohn; geb. M. 3.50), eine kriegsgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV., erfährt eine Fortsetzung in der Erzählung „Wolf, der Dragoner des Prinzen Eugen" (derselbe Preis). Historisches und Abenteuerliches geht auch hier Hand in Hand, doch steht das Ganze auf der Grundlage guter kulturgeschichtlicher Kenntnisse.

Wohl in erster Linie für junge Mädchen bestimmt ist das in neuer Auflage vorliegende Buch von Barnhak (einer Dame): „Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen (Altenburg, Geibel; mit 28 Bildnissen; geb. 10 M.). In volkstümlicher Form widmet es von der ersten Kurfürstin, der schönen Else, bis zur Kaiserin Auguste Viktoria jeder Fürstin ein eigenes Lebensbild, in dem sie in ihren wechselnden Schicksalen auf dem Hintergrund der Politik und der Kultur erscheint. Bildnisse nach zeitgenössischen Vorbildern führen uns die Fürstinnen auch in ihrer körperlichen Erscheinung vor Augen. Da die Verfasserin sich offenbar auf die besten Werke vaterländischer Geschichtschreibung gestützt hat, so mag man sich ihr im allgemeinen getrost anvertrauen. Einen kritischen Standpunkt freilich darf man nur für die ältere Zeit erwarten; je näher der Gegenwart, desto unfreier wird die Darstellung.

Endlich gibt es noch eine Spezies von „Jugendbüchern", die zwischen den Altern stehen, indem sie der Jugend wie dem Erzieher gleich viel zu sagen haben. Dazu gehört ein naturwissenschaftlicher Leitfaden, den der Dürerbund bei Callwey in München herausgegeben hat: ein nach der Natur schilderndes und nach der Natur illustriertes Büchlein über die Tiere unserer Heimat von Dr. Martin Braeß. Avenarius setzt ihm das Goethewort an den „erhabenen Geist" voran:

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Und in der Tat bringen uns diese Schilderungen, die nichts versüßlichen, mit sanfter Gewalt an unsere Mitgeschöpfe heran, überall die Liebe zur Natur und zur Heimat weckend oder vertiefend.

### Für die Erwachsenen

glauben wir uns diesmal mit einer gedrängten Übersicht über Hervorragendes und Wertvolles aus den wichtigsten Literatur- und Wissensgebieten begnügen zu dürfen. Unsere Besprechungen im Laufe des Jahres, sei es an dieser Stelle, sei es in der Naturwissenschaftlichen oder in der Kunst-Rundschau „Die bildenden Künste", bringen ja so viele Hinweise auf gute, gediegene Lektüre, daß es hier nur auf eine Ergänzung aus bisher durch irgendeinen Zufall übergangenen oder erst jetzt, kurz vor der Festzeit, erschienenen Werken ankommen kann. Zumal an Klassiker- und Gesamtausgaben neuerer Dichter, die ja wohl immer noch den Grundstock auch unserer Geschenkliteratur bilden, hat das letzte Heft fast alle neueren Erscheinungen aufgeführt. Nur ein paar Nachträge sind nötig; wir bringen sie so knapp wie möglich.

Die Lieder und Gedichte Paul Gerhardts gibt Wilh. Nelle (bei Schloeßmann in Hamburg) in einem gediegen ausgestatteten Bande mit einer Einführung in des Dichters Leben und Dichtung heraus (geb. 4 M.); eine vortreffliche vollständige Neuausgabe des Hauptwerkes von Angelus Silesius, dem innigen Lyriker des siebzehnten Jahrhunderts, nämlich seines gedankentiefen, mystisch-pantheistischen „Cherubinischen Wandersmanns", verdanken wir Wilh. Bölsche, der sie mit einer Studie über den „Wert der Mystik für unsere Zeit" begleitet, in der er den Erlösungsgedanken vom naturwissenschaftlichen Standpunkte bejaht (Jena, Diederichs; geb. M. 6.50); eine kleine Sammlung geistlicher und weltlicher Gedichte des siebzehnten Jahrhunderts, ausgewählt von Will Vesper, gleichsam eine Ehrenrettung dieser vielgeschmähten Zeit, finden wir in den umsichtig geleiteten „Statuen deutscher Kultur" (geb. 1 M.), die bei Beck in München erscheinen, ebendort auch, von demselben Herausgeber eingeführt, eine Auswahl von Geßners Idyllen, die sein Landsmann Keller durchaus nicht für schwächliche Gebilde, sondern für farbige und stilvolle Kunstwerke angesehen wissen wollte (geb. M. 1.60.).

Von den Goetheausgaben ist die Heinemannsche des Bibliographischen Instituts jetzt abgeschlossen. Mit ihren dreißig gediegenen Grünleinenbänden nimmt sie sich höchst stattlich aus, aber auch die Behandlung des Inhalts durch Druck, Einleitungen und Anmerkungen macht sie zu einer Erscheinung, die des Dichters wert ist und die ihr Dauer verspricht. — Zu den Dichtungen Goethes rechnet man längst auch mit Recht seine Briefe an Charlotte von Stein; sie gehören unmittelbar neben seine „Werke". Eine vornehm-würdige neue Ausgabe ohne philologischen Apparat, aber eingeleitet von Julius Petersen, findet man im Inselverlage zu Leipzig (3 Bände in Leinen geb. 10 M.). Welche Fülle des Erlebens und Empfindens quillt uns aus diesen Blättern entgegen: von der kurzen Mitteilung, dem einfachen Gruß, der schlichten Bitte bis zum langen Bericht über Reisen und Arbeiten oder der Konfession ernstester Konflikte. Und endlich welche Fülle von Formen! Sind doch u. a. auch „Wanderers Nachtlied" und das „Lied an den Mond" als Briefe an Frau von Stein gesandt worden! Vorwiegend sachliche Reize

bieten die in demselben Verlage (meist zum erstenmal) veröffentlichten Briefe an Fritz von Stein (geb. 5 M.), Charlottes Lieblingssohn, der in seiner Jugend das Glück hatte, Goethes Zögling zu sein, und in den Jahren der Reife die Kraft fand, schweres Leid männlich zu tragen. Die Sorge um ihn führte schließlich auch Mutter und Lehrer nach langer Entfremdung wieder zusammen. Goethe und sein Haus stehen auch hier im Mittelpunkt. Auch die Briefe von Goethes Mutter gehören, abgesehen von ihrem inhaltlichen Wert, zu den köstlichsten Persönlichkeitsdokumenten der Zeit. Eine Auswahl aus seiner großen dreibändigen Ausgabe hat kürzlich Prof. Alb. Köster gleichfalls im Inselverlage veranstaltet (mit einer Silhouette der Frau Rat; in Pappband 2 M.).

Als ein gerade für Festgeschenke wie geschaffenes Werk möchten wir das bei Schulze u. Ko. in Leipzig erschienene „Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk" hervorheben (herausgegeben von Franz Neubert; geb. 8 M.). Jeden, der zu Goethe erst ein näheres Verhältnis gewonnen hat, überkommt wohl mal der Wunsch, sich noch den vielfachen Darstellungen von Künstlerhand ein Bild seiner äußeren Erscheinung zu machen, zugleich auch des Dichters Angehörige, Verwandte, Bekannte im Bilde kennen zu lernen und sich mit den Örtlichkeiten, an denen er geweilt hat, vertraut zu machen. Ein ausführlicher Bilderatlas, wie er mit Unterstützung privater und öffentlicher Sammlungen, vor allem des Frankfurter Goethe-Museums und des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, hier dargeboten wird, ist daher eine willkommene Ergänzung zu den Werken des Dichters. Der Großquartband enthält die besten Bilder des Dichters selbst, zahlreiche seiner Angehörigen, Vorfahren, Nachkommen, Verwandten usw., aber auch Ansichten von Goethestätten, zum Beispiel Alt-Frankfurt, -Leipzig, -Weimar, -Rom, dazu endlich noch eine Anzahl Goethischer Handzeichnungen, genug, eine ganze Goethegalerie, aus der dem Betrachter des Dichters Person, Umgebung und Zeit lebendig entgegentritt.

In den Mittelpunkt der deutschen Romantik führen die bei Diederichs von Friedr. Gundelfinger herausgegebenen Romantiker-Briefe (geb. M. 8.20), eine Sammlung, die fast eine Geschichte der frühromantischen Bewegung ersetzt und uns ihre Hauptvertreter in persönlichen Bekenntnissen zeigt. Um die beiden Schlegel und besonders um Caroline gruppieren sich Novalis, Schleiermacher, Schelling, Tieck u. a.

Mit einer großen historisch-kritischen Ausgabe von „Eichendorffs Sämtlichen Werken" in zwölf Bänden hofft der Verlag von J. Habbel in Regensburg dem immer noch nicht recht zur verdienten Würdigung gekommenen Dichter die ihm gebührende Verbreitung zu erkämpfen (herausgegeben von Wilh. Kosch, unter Mitwirkung von Ph. Aug. Becker und Aug. Sauer). Nun der Naturalismus in unserer Dichtung von der Neuromantik verdrängt ist, verspricht sie sich dafür guten Erfolg. Am 26. November dieses Jahres ist ein Halbjahrhundert seit Eichendorffs Tode verflossen. „Vieles, was in seinen Tagen groß und glänzend schien, hat den trügerischen Kranz zeitlichen Ruhmes längst schon eingebüßt, er aber lebt, unvergessen und unverloren, ewig jung im Herzen seines Volkes, ein Liebling vor allem des wiedererwachten romantischen Geschlechts." Jeder Band wird für sich abgeschlossen sein, sich durch größte Genauigkeit im Text auszeichnen, eine knappe literarhistorische Einleitung und am Schluß erläuternde Anmerkungen erhalten. Der Schlußband soll ein erschöpfendes Namen- und Sachregister sowie sämtliche Lesarten bringen. Dadurch, daß es dem Leiter der Ausgabe gelungen ist, zahlreiche bisher unbekannte Handschriften Eichendorffs einsehen zu können, verspricht diese Ausgabe zugleich die vollständigste aller bisherigen zu werden.

Von E. T. A. Hoffmanns Werken haben Hesse und andere neuerdings billige Gesamtausgaben veranstaltet; der Verlag von Grote in Berlin bringt eine Einzelausgabe seiner „Elixiere des Teufels" in Gestalt eines künstlerisch ausgestatteten, mit Zeichnungen von Hugo Steiner (Prag) geschmückten Prachtbandes. Eine ganze Anzahl der phantasievollen Bilder sind als Einschaltblätter in Heliogravürendruck wiedergegeben; Georg Ellinger, ein hervorragender Kenner Hoffmanns, hat die Einleitung verfaßt.

An einer guten und doch populären Immermann-Ausgabe hat es lange gefehlt. Jetzt liegt sie in fünf Bänden, herausgegeben von Dr. Harry Mayne, beim Bibliographischen Institut in Leipzig und Wien vor (mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen; geb. 10 M.). Sie umfaßt den „Münchhausen", die „Epigonen", „Memorabilien", den „Merlin", „Andreas Hofer", „Tulifäntchen" und eine Auswahl Gedichte, also alles, was weiteren Kreisen gebildeter Leser fesselnd erscheinen kann. Ungewöhnliche Charakterisierungskunst herrscht in der vieles Neue bietenden biographischen Skizze, und wertvoll ist der Kommentar, vor allem zu dem viele versteckte Anspielungen enthaltenden Münchhausen, dessen Feinheiten dem modernen Leser so wesentlich nähergebracht werden. — In demselben Verlage ist schon seit einiger Zeit die von Wilhelm Seelmann besorgte Reuter-Ausgabe abgeschlossen worden (vollständig in sieben Bänden), die gründlichste und zuverlässigste der neueren, nach Erlöschen des Privilegs so massenhaft herausgekommenen.

Als neuer Gast im Klassikerschrank meldet sich Scheffel. Seine in sechs Bänden gesammelten Werke hat uns der Bonzsche Verlag in Stuttgart

beschert (geb. je M. 2.40). Johannes Proelß, Scheffels Biograph, leitet sie mit einem Lebensabriß und einer inneren Entwickelungsgeschichte des Dichters ein, dann folgt zunächst (Band I und II) der „Ekkehard", sodann in Band III und IV „Hugideo", „Juniperus", die Episteln und die Reisebilder, von denen so manche einst die ersten Jahrgänge der „Monatshefte" schmückten, in Band V der „Trompeter", „Waldeinsamkeit", die Bergpsalmen und endlich im Schlußband „Frau Aventiure" und die „Gaudeamus"-Lieder. Wir freuen uns, daß es nun endlich zu einer Gesamtausgabe, die nur das „Gedenkbuch" (Bonz, 1901) und die Lieder und Gedichte „Aus Heimat und Fremde" (1902) vermissen läßt, gekommen ist, und daß sie bei gediegener Ausstattung zu so billigem Preise dargeboten wird. Jetzt steht der zweiten Blüte Scheffelschen Ruhmes und Scheffelscher Wirkung nichts mehr im Wege.

Von Liliencrons Werken soll bei Schuster u. Löffler in Berlin eine Gesamtausgabe erscheinen; vielleicht aber begnügt man sich mit der Balladenchronik (ebenda), die außer den älteren Meisterballaden einige neue, leider nicht mehr so sinnlich volle Stücke aus der schleswig-holsteinischen, der hamburgischen und der jüngsten südwestafrikanischen Geschichte enthält.

Kein Jahr ohne eine Deutsche Literaturgeschichte! Alfred Biese, von dem die neueste bei Beck in München stammt, bringt wenigstens in seiner ausgesprochen ästhetisch-volkstümlichen Betrachtungsweise einen eigenen Standpunkt dafür mit, und da auch seine Darstellung, nicht schmuck- aber prunklos, klar und durchsichtig, das Verständnis seines Buches erleichtert, da er mit Wärme und Begeisterung für die Schätze unserer Nationalliteratur schreibt, ein gut fundiertes, fein abgewogenes Urteil hat, da er Proben bringt und die Literaturwerke und die einzelnen Persönlichkeiten immer im Rahmen der allgemeinen Zeitgeschichte betrachtet, so kann sein Werk, das voraussichtlich nach vor Weihnachten fertig wird, namentlich als Familien-Hausbuch denen empfohlen werden, die ohne gelehrtes Interesse, rein aus Freude an den Dichterwerken sich ein Gesamtbild unserer Literatur verschaffen wollen. Für das, was Biese vor allem anderen will, ist schon sein Wunsch bezeichnend: „Möge man dies Buch freudig unter die Bücher einreihen, zu denen man ein inneres Verhältnis hat, aus denen man Bereicherung nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens gewinnt!" Der erste Band (mit Handschriftenproben und 36 Bildnissen; geb. M. 5.50) reicht bis Herder, der zweite, umfangreichere, soll auch schon die jüngste Gegenwart behandeln.

„Deutsche Dichter seit Heine" nennt sich eine originelle, mit reichlichen kritischen Randglossen versehene, wesentlich lyrische Anthologie von Karl Henckell, die in der von Brandes herausgegebenen Sammlung „Die Literatur" bei Bard, Marquardt u. Ko. in Berlin erschienen ist (geb. 3 M.). Es ist ein Liebhaber, ein Genießender, der hier andere mitgenießen läßt, nur von dem Wunsche beseelt, allmählich zu eigener Würdigung anzuleiten. Ein froher Enthusiasmus, der sich jedoch nie in schwärmerische Sentimentalität verliert, beherrscht die Schilderung der verschiedensten Dichternaturen, und ein feines dichterisches Miterleben beflügelt bald auch die Phantasie des Lesers.

Noch origineller freilich ist der Gedanke, der den Zehn lyrischen Selbstporträts zugrunde liegt (Leipzig, Theodor Weicher), einer Art Sängerkrieg-Brevier, in dem zehn neuere Dichter nicht bloß ihre Selbstbiographie geben, sondern auch je zehn Gedichte gleichsam als Charaktermarke ihrer künstlerischen Persönlichkeit darbieten. Es sind dies Saar, Dahn, Trojan, Greif, Wildenbruch, Liliencron, Falke, Holz, Dehmel, Bierbaum. Voran steht jedem „lyrischen Selbstporträt" der leibhaftige Bildniskopf des Poeten, wie M. A. Stremel ihn nach dem Leben auf Stein gezeichnet hat. Aus den Selbstbiographien sei wiedergegeben, was Wildenbruch schreibt: „Ich bin zur Welt gekommen am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien, wo mein Vater, Ludwig von Wildenbruch, preußischer Generalkonsul war, und geboren worden am 3. Juli 1866 bei Königgrätz in Böhmen. An jenem Tage kam mir die Ahnung, daß ich ein Angehöriger eines großen Volkes sei. Die Frau, die mir dazu verholfen hat, daß ich diese beiden Tage sah, meine Mutter, Ernestine geb. von Langen, hat den zweiten nicht mehr erlebt. Als sie starb, erfuhr ich, daß, wenn uns die Mutter stirbt, der heilige Mensch aus unserem Leben geht. Weiter ist nicht viel zu sagen ..." Liliencron macht's noch lakonischer: „Wurde den 3. Juni 1844 in Kiel geboren, machte als Preußischer Offizier die Kriege 1866 und 1870/71 mit und lebe jetzt als Hauptmann a. D. in Alt-Rahlstedt bei Hamburg." Andere, wie Trojan, Dahn und Bierbaum, sind gesprächiger; doch ob lang oder kurz, interessanter als diese Selbstbiographien sind die Gedichte und Prosaskizzen, die jeder als das Eigenste und Charakteristischste seiner Schöpfungen ausgewählt hat. Das gibt uns von jedem einzelnen eine vielleicht eigenwillige, aber markante Silhouette und läßt uns auch gleich eine Art persönliches Verhältnis zu ihnen gewinnen. —

In der Kunstgeschichte gibt es ein paar standardwerks, die von ihrem ersten Gründer her so viel Lebenskraft in sich haben, daß die Jahre und der veränderte Kunstgeschmack ihnen wenig anzuhaben vermögen. Schlimmstenfalls bedarf es dann und wann einmal eines neuen Bearbeiters, um sie wieder auf die „Höhe der Zeit" zu bringen. Dahin gehört „Springers Hand-

buch der Kunstgeschichte", das nun schon bald drei Jahrzehnte hinter sich hat, und das soeben in seine achte Auflage tritt. Keineswegs vom Finger der Zeit unberührt! Im Gegenteil: jede Auflage bedeutet eine gründliche Erneuerung und Verjüngung. Davon bleibt auch der erste Band, der das Altertum behandelt, nicht verschont. Bearbeitet hat ihn in der neuesten Auflage Adolf Michaelis (Leipzig, E. A. Seemann; geb. 9 M.), und wieviel hier zu tun, wie gründlich hier zu ergänzen war, zeigt schon der äußere Umfang. Vor zwölf Jahren umfaßte die damalige vierte Auflage 240 Seiten mit 359 Abbildungen und vier farbigen Tafeln; die vorliegende achte enthält 497 Seiten mit 900 Abbildungen und zwölf Farbentafeln. Mit dieser Bereicherung des Inhalts hält die zweckentsprechende Gestaltung und Gruppierung des Stoffes steten Schritt. Michaelis hat dank seiner jahrzehntelangen Erfahrung als Hochschullehrer und seiner intimen Denkmäler- und Quellenkenntnis ein Handbuch geschaffen, das an Übersichtlichkeit und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit seinesgleichen sucht und des Namens, auf den es getauft bleibt, jedenfalls durchaus würdig ist. — Einer ähnlichen Dauerbarkeit erfreut sich die Lübkesche Kunstgeschichte. Ihren jüngsten Band für die dreizehnte Auflage des ganzen Werkes hat erst vor wenigen Jahren unser Mitarbeiter, der Erlanger Privatdozent Dr. Friedr. Haack, neu bearbeitet herausgegeben, und schon ist eine neue Einzelauflage dieser „Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" nötig geworden (Eßlingen, Paul Neff; geb. 10 M.). Den Anstoß dazu gab offenbar die Berliner Jahrhundertausstellung mit ihren reichen Anregungen. Ihr verdankt das Buch denn auch einen fast ganz neuen Abschnitt: „Die naturalistische Unterströmung in der Malerei während der klassizistisch-romantischen Epoche". Aber auch sonst ist mancher deutsche Maler unter neuen Gesichtspunkten behandelt worden, namentlich Feuerbach, abgesehen von den ganz neu eingeführten wie Sascha Schneider oder Ferd. Hodler. Der Grundstandpunkt der Haackschen Betrachtung ist durch die Erweiterung des Gesichtsfeldes nicht erschüttert, eher noch befestigt worden: nach wie vor lebt der Verfasser der Überzeugung, daß wir Deutsche am allerwenigsten das rein Artistische überschätzen dürften, daß es unsere Anlage wie unsere Geschichte vielmehr geböten, dem Phantasiekünstler, vorausgesetzt, daß er eine gediegene Technik und eine gründliche Naturanschauung besitzt, über die Nichts-als-Naturalisten zu stellen, also Böcklin über Leibl, Klinger über Liebermann.

Cornelius Gurlitt bestellt, wie sich das bei seiner Originalität von selbst versteht, seinen eigenen Acker. Sein kriegs- und eroberungslustiges Buch „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" liegt jetzt — ein wohlverdienter Erfolg — in dritter, völlig umgearbeiteter und reichlich ergänzter Auflage mit dem siebenten bis neunten Tausend vor (mit 48 Illustrationstafeln; Berlin, Georg Bondi; geb. M. 12.50). Wir haben hier keine in sich isolierte Kunstgeschichte, sondern vielmehr eine Darstellung der Kunst als Ausdruck der deutschen Kultur mit all ihren gleichzeitigen Geistesströmungen. Und der das schildert, steht nicht etwa kühl und fern darüber, sondern als Mitwandernder und »lernender mitten drin. Seine eigene, nicht selten führende Stellung im Kunstleben Deutschlands, seine lebhaften Beziehungen zu bedeutenden Künstlern, die Erinnerungen an sein väterliches Haus (Louis Gurlitt) ermöglichen es ihm, die deutsche Kunstentwickelung fast als ein Erlebnis zu behandeln. Daher diese fast romanhaft spannende Lebendigkeit des Vortrags, dieser fortreißende Fluß der Sprache, dieses nicht immer überzeugende, doch immer fesselnde, immer anregende Persönlichkeitsgepräge auf jeder Seite. Es gibt wenig Bücher, die den Geist des Lesers so anspornen und zum Mitdenken erziehen.

Von einem neuen, bisher kaum schon fruchtbar gemachten Gesichtspunkte tritt Prof. Berthold Haendcke, Professor der Kunst- und Kulturgeschichte der Universität Königsberg, an die Kunstgeschichte heran. Er forscht nach den grundlegenden, führenden Ideen der verschiedenen Kunstepochen und Kunstpersönlichkeiten und findet, dem kunstliebenden und kunststudierenden Leser den Blick und das Gefühl dafür zu erschließen, kein besseres Mittel, als ihn an die großen Werke selbst, also an die unmittelbarsten Offenbarungen aller bildenden Kunst heranzuführen. „Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten" nennt er deshalb seine Kunstgeschichte (Braunschweig, George Westermann; Preis geb. 10 M.), denn aus dem, was ihm die Kunstwerke selbst sagen, schöpft er alle seine Betrachtungen, Anregungen, Unterweisungen und Belehrungen. Dafür müssen Wort und Bild naturgemäß einen weit engeren Bund schließen, als es sonst in Kunstgeschichten üblich: nicht was gerade bequem an Abbildungen erreichbar oder was einen hübschen Schmuck abgibt, nein, was zur Erläuterung des Wortes, zur Begründung und Bestätigung der vorgetragenen Analysen notwendig ist, bringen die mehr als zweihundert Illustrationen von der altchristlichen Zeit bis auf unsere Tage. Der praktische Vorteil dieser Methode liegt auf der Hand. Wie ganz anders spricht das Wort zu uns, wenn bei jedem Satz auf das Objekt, dem es gilt, verwiesen werden, wenn jeder Leser — soweit es gute Abbildungen erlauben — die Auseinandersetzungen und Urteile des Verfassers nachprüfen kann. Gewiß werden einige kunsthistorische Kenntnisse vorausgesetzt, aber die bringt man ja heutzutage von jeder höheren Schule mit.



Prof. Eugen Dücker: An der Flensburger Föhrde. Ölstudie.

Bei wievielen regt sich dann später in einer ruhig genießenden Periode des Lebens das Verlangen, das Erlernte auszubauen und zu befestigen. Die Kunstgeschichten geben Übersichten, Entwickelungen, Wertungen, nur selten Einführungen, Erläuterungen und Anleitungen zu eigenem künstlerischem Sehen, Erkennen und Genießen. Diese Lücke auszufüllen ist, wenn wir recht verstehen, Haendckes Hauptehrgeiz. Und wenn er sich auch sein Buch zunächst und vor allem in den Händen derer nutzbar denkt, die wieder anderen die Kenntnisse und den Genuß von Kunstwerken zu vermitteln haben, also wohl bei all den Lehrern an höheren Lehranstalten, Fortbildungs- und Gewerbeschulen, so wird doch auch der einsam für sich selber Lernende bei nur einigermaßen regem Interesse und guter Fassungsgabe Gewinn daraus ziehen.

Wissen Haendckes „Analysen" dem Wort wie dem Bild gleich gerecht zu werden, so gibt es eine ganze Anzahl anderer Kunstbücher, die hauptsächlich aber allein das Bild sprechen lassen. Familienbedürfnissen verdankt das von Eduard Engels zusammengestellte Hausbuch deutscher Kunst seine Entstehung (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 10 M.): eine Auswahl des besten, was unsere bildende Kunst von Dürer bis auf Steinhausen und Liebermann hervorgebracht hat. 375 meist ganzseitige Abbildungen sind zu einem sinnvoll nach Landschaft, Naturleben, Lebensaltern, Geschichtszeiten, Weltanschauungen, Empfindungsarten usw. gegliederten Ganzen vereinigt worden. Um künstlerischen Unterricht handelt es sich hier nicht; so braucht auch das Wort nicht weiter bemüht zu werden, zumal da fast durchweg Bilder gewählt sind, die einen starken gegenständlichen Reiz ausüben und aus sich heraus die Phantasie des Beschauers in Tätigkeit setzen. Deutsches Leben in all seinen Beziehungen und Richtungen widergespiegelt und verklärt in dem Schaffen unserer besten Künstler, das gibt in der Tat ein Familien- und Volksbuch, eine rechte Herzensgabe für alle Freunde deutscher Kunst.

Die in demselben Verlage erscheinenden „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" haben jetzt ihre erste Dekade erreicht. Die jüngste Veröffentlichung bietet uns in nahezu zweihundert Abbildungen das Lebenswerk Correggios. Sein Stern ist etwas verblaßt; etwa in demselben Maße, als der Glanz eines Velazquez und Rembrandt sich im Laufe der Jahrhunderte erhöht hat. Uns erscheint der „Maler der Grazien" ein wenig zu weich und anmutig. Überblickt man aber sein Lebenswerk in einem Zuge, so ist doch eine imponierende Fülle in seiner Enge und ein großes Streben. Davon, soweit die neuere Forschung Leben und Schaffen des Künstlers hat aufhellen können, spricht der Herausgeber Georg Gronau in der Einleitung, allgemeinverständlich und vertiefend zugleich. Das Werk kostet 8 M.

Zu einer immer höheren Vervollkommnung in ihren Reproduktionen schreiten die Seemannschen Bilderwerke „Die Galerien Europas" und „Meister der Farbe" (Leipzig, E. A. Seemann). Jene, die „Galerien" (ganze Sammlung von 25 Heften = 75 M., Einzelheft 4 M.), bringen eine Sammlung von originalgetreuen farbigen Nachbildungen (Größe etwa 18:24 Zentimeter) nach Meisterwerken älterer Kunst aus allen Epochen und Schulen, so daß diese Mappen gleichsam eine Illustration der Geschichte der Malerei bis zum Beginne der modernen Zeit darstellen. Die künstlerische Wiedergabe der Bilder entspricht oft bis in die feinsten Abtönungen dem farbigen Eindruck der Originale. Das Rembrandtheft z. B. leistet darin geradezu Überraschendes, wenn man sich erinnert, wie weit noch vor wenigen Jahren der Vierfarbendruck uns gerade bei diesem Meister des Helldunkels in Stich ließ. Das köstlichste sind aber doch wohl das „Sposalizio" und die „Grablegung" von Raffael. Auch Tizians Münchener „Dornenkrönung" sowie „Venus und Cupido" aus der Galerie Borghese sind Meisterstücke der Farbentechnik. Jedes Blatt wird von einer ausführlichen Erläuterung aus der Feder eines berufenen Kenners begleitet. Eine achtseitige Textbeilage, die jedem Hefte vorangestellt ist und in bunter Folge kunstgeschichtliche und ästhetische Themata erörtert, vermittelt zudem dem Kunstfreund eine Reihe wertvoller Anregungen, die außerhalb der dargebotenen Nachbildungen liegen. Das Werk soll bis Anfang 1908 vollständig sein. „Die Meister der Farbe" dagegen (Bezugspreis für zwölf Monatshefte 24 M., Einzelheft 3 M.), die in gleicher Technik und Vollendung europäische Kunst der Gegenwart zeigen, werden hoffentlich noch recht lange fortgesetzt, mit der Kunst, der sie dienen, auch sich selber immer von neuem verjüngend. Ein dankenswerter Vorzug dieser Hefte ist, daß sie nicht den Modernen einseitig huldigen, daß sie sich aber auch nicht durch die wesentlich leichtere Reproduktion der älteren Meister verführen lassen, den Problemen des Impressionismus und des Pointillismus auszuweichen. Wie weit spannt z. B. Heft 5 seinen Rahmen! Da führt uns der Italiener Ciardi in Venedigs träumende Lagunenwelt, der Spanier Gallegos in einen prachtstrotzenden spanischen Blumengarten, Meissoniers Pferdestudien sind von unübertrefflicher Naturtreue, die Porträte der Amerikaner von vollendeter Eleganz. So gibt Shannon das Bild einer Dame, deren Anmut noch durch allerlei koloristische Zutaten gehoben wird, Walter Gay seltsam stilisierte Innenräume, deren feine Verzierungen zu leben scheinen. Das sechste Heft ist dann lediglich Deutschland gewidmet, und zwar den Worpswedern: Overbeck, Am Ende, Modersohn, Vogeler, Mackensen sind mit Bildern vertreten, die uns von neuem

die kraftvolle Bodenständigkeit ihrer Kunst erkennen lassen.

Dies alles sind Reproduktionen älterer oder jüngerer, allgemein oder weniger bekannter Kunstwerke. Doch auch an einem neuschöpferischen Werke der Graphik fehlt es nicht. Es kommt aus Max Klingers Werkstatt: der Berliner Kunstverlag von Amsler und Ruthardt läßt es als Mappenwerk mit 15 Kupferdruckblättern erscheinen. „Epithalamia" (Hochzeitslieder) lautet sein Titel, und Gott Eros, der liebliche, aber auch der verzehrende ist es, der auf diesen Blättern seine Fackel schwingt und seinen Bogen spannt. „Aus Amors Kriegen" (Blatt 2 bis 5) nennt sich der erste Zyklus, und hier ist es der sanfte, lächelnde Gott, der dem Künstler die Hand führt, so daß ein leichtes Scherzando vorherrscht. Dann steigt in dem zweiten Zyklus („Die Geburt von Trojas Unheil") mächtiger und mächtiger der Ernst herauf, die Leidenschaft schleudert ihre Feuerbrände, und in einem Blatt von wildelementarer Wucht und Größe klingt das Werk aus. Der Zauber, mehr noch die Leidenschaft der Liebe ist das gemeinsame Thema, das mit ebensoviel Inbrunst wie Phantasie und Geist variiert wird. Den Begleittext, einen Dithyrambus auf die allbewegende Liebe, hat Elsa Asenijeff geschrieben; nicht immer in dem natürlichsten Deutsch und in der lautersten Form. Doch schließlich spielt das Wort hier ja nur die Rolle des Spaliers, an dem die fruchtschweren Zweige der Zeichnungen Halt suchen, nur dieser wegen ist es da, wenn vielleicht die Phantasie des Künstlers sich auch manchmal von ihm hat leiten lassen. Der Quell, aus dem die innere Fülle dieser Rahmenbilder sich speist, ist die Antike, die Antike und ihr Geist schlechthin, wie einst bei Klingers „Amor und Psyche"-Zeichnungen. Aber andere Träume beherrschen jetzt den Künstler: der Liebe Allmacht (Blatt 1), die Götter und Menschen bezwingt, die sich offenbart in den Erlebnissen des Paris und der treulosen Helena (Blatt 11 bis 13) und im Schicksal ihres betrogenen Gatten Menelaos (Blatt 14). Wie leise Präludien in Dur und Moll gehen voraus das heitere ernste Intermezzo „Aus Amors Kriegen" und das lustig beginnende, aber tragisch endende zweite Intermezzo „Die Geburt von Trojas Unheil", dies eine köstliche Paraphrase des epischen Motivs vom Urteil des Paris, das der Künstler, frei der Laune seiner Einfälle folgend, behaglich auslegt. Dann wird mit vollen Akkorden das Leitmotiv „Der Liebe Allmacht" wieder angeschlagen, in dem Blatte 2 „Erste Begegnung von Paris und Helena", nachdem in Blatt 10 die Göttinnen des Schönheitsstreites, die unfreiwilligen Anstifterinnen des troischen Krieges, sich nochmals als Unheilsmächte gezeigt haben. Blatt 12 bis 14 leiten auf das Gebiet des Epos über. Menelaos und die Seinen, Paris, der Helena aufsucht und gewinnt, ihr Liebesrasen und ihre Flucht ziehen an uns vorüber, bis in dem letzten Blatt (15) die mächtige Vision des dichtenden Homer erscheint, dessen Inspiration durch die auf seiner Schriftrolle sich tummelnden Figuren kämpfender Helden und darüber durch den Ausblick auf die nach Troja fahrende Flotte der Griechen veranschaulicht wird. Dies nur eine flüchtige Andeutung des sinnlichen und geistigen Reichtums, der den Kunstfreund aus den Klingerschen Federzeichnungen grüßt. Vielleicht ist es uns im nächsten Hefte vergönnt, eine Illustrationsprobe daraus zu bringen.

Endlich noch der Hinweis auf eine kostbare Monographie aus der uns durch mannigfache Studien und Beziehungen jetzt so nahegerückten japanischen Kunstgeschichte. Sie gilt einem der größten, wenn nicht dem größten japanischen Holzschnittkünstler, genannt Utamaro, und hat den durch seine japanische Sammlung bekannten Dr. Julius Kurth zum Verfasser (mit 45 Abbildungen und 10 Schrifttafeln; Leipzig, F. A. Brockhaus; geb. 30 M.). Was dieses Werk von vornherein über viele andere japanische Kunstmonographien hinaushebt, ist der glückliche Umstand, daß der Verfasser, der japanischen Sprache mächtig, sämtliche erreichbaren japanischen Quellen zu Rate ziehen konnte. So ist die Biographie aufgebaut. Ihr Hauptwert aber liegt in der Darbietung einer großen Fülle bisher unbekannten Stoffes. Zugleich macht sie den Versuch, die gewaltige Masse undatierter Werke Utamaros in die Reihe der datierten einzuordnen, wie auch den Meister in fortlaufende Parallelen zu seinen Kunstgenossen zu setzen. Dann folgt eine genaue Beschreibung aller Blätter, die dem Verfasser zugänglich waren, und endlich werden die Schöpfungen Utamaras — das ist das wichtigste — als Ganzes gewertet und gleichsam in das Netz der Weltkunst eingezeichnet. Ein reiches Material an Abbildungen (darunter ein farbiger Faksimileholzschnitt in japanischer Technik) gibt daneben auch dem flüchtigen Betrachter ein Bild der Kunstentwicklung des Meisters. — Die Monographie Kurths bricht mit vielen bisher geltenden Meinungen, prägt eine Menge geläufiger Urteile um und setzt den Künstler durch biographische Aufschlüsse in ein neues Licht. Dazu kommt, daß zahlreiche Wiedergaben poetischer und prosaischer Texte zu Utamaros Werken sie beleben und in die Sphäre des japanischen Geistes führen. Demnach ist das Buch nur für solche Leser zu empfehlen, denen die japanische Kunst und ihre Geschichte schon aus anderen Werken einigermaßen vertraut geworden ist, wofür sich etwa die im Verlage dieser Zeitschrift erschienene Japanische Kunstgeschichte von Oskar Münsterberg empfiehlt, die mit ihrem dritten Bande (Töpferei, Waffen, Holzschnitt usw.; Preis 28 M.) soeben vollständig geworden ist.

## Zu unseren Kunstblättern

Von den beiden Bildern, die wir in diesem Hefte nach Gemälden **Franz Simms** wiedergeben, führt uns nur eines seinem Gegenstande nach in die Empire- und Zopfzeit, die sich der Maler als seine künstlerische Domäne erkoren hat, aber auch aus dem anderen, dem Damenkopf, weht dem Kenner sofort ein Hauch jener galanten Epoche entgegen, die, grundverschieden von unseren Tagen, jede vornehme Frauengestalt mit einem unsichtbaren Schleier der Dezenz umgab, um sie als ein dem Getriebe des Alltags entrücktes Wesen zu kennzeichnen. Der Frauenkopf, den Simms Pinsel festhält, entbehrt jedes historischen Schmuckes oder Beiwerks, ja, sein lebendes Modell ist wahrscheinlich in unseren Tagen zu suchen — dennoch liegt ein leiser Duft um ihn, der alle naturalistisch-enge Nachahmung der Wirklichkeit ausschließt und eine feine Scheidewand zwischen der Dargestellten und dem Beschauer aufrichtet. Braucht es noch eines Beweises, daß Simm die Empirezeit des Wiener Kongresses nicht etwa bloß als die Zeit dankbarer malerischer Kostüme aufgegriffen, sondern sie sich auch innerlich, ihrem historischen Gehalt und ihrer geistigen Stimmung nach zu eigen gemacht hat, so würde er durch dieses Bild geliefert werden. Zwar ist Simm, wie berichtet wird, auf die Empirezeit zunächst durch einen ganz äußerlichen Zufall geführt worden, nämlich durch den Umstand, daß ihm in der Kostümsammlung seiner Frau, die er in den siebziger Jahren in Rom kennen lernte, ein paar Mädchenkleider aus der Empirezeit in die Hände fielen — innere Liebe und ein künstlerisches Verhältnis hat er zu jener Zeit aber doch erst gewonnen, nachdem er sich durch literarische sowie durch praktische Zeichen- und Malstudien in sie versenkte und durch ihre preziöse Hülle hindurch in die eigen gestimmten Seelen ihrer Menschen geblickt hatte. Da erlebte er dann einen harmonischen Zusammenklang zwischen dem Wesen seines künstlerischen Könnens und seiner Stoffwelt. Auf der Akademie seiner Vaterstadt hatte der 1853 in Wien als Sohn eines Kirchenmalers geborene Künstler die Kunst des sorgsamen, exakten Zeichnens sehr gründlich gelernt und sie unter dem Einfluß Führichs dann auch für sich noch weiter gepflegt. Bald darauf sieht der Zwanzigjährige in der Münchener Schackgalerie Gemälde Feuerbachs und wird für eine Weile sein begeisterter Schüler. Im Atelier Ed. van Engerths und als Assistent an der Münchener Kunstgewerbeschule bildet er dann seine Begabung für das Ornamentale und das Gefühl für eine bestimmte Zeitepoche weiter aus, geht 1876 mit einem Reisestipendium nach Rom, lernt, wie schon gesagt, dort seine spätere Frau, eine Schülerin von Löfftz, kennen und vertieft sich in das an malerischem Zauber so reiche römische Volksleben.

Sein erster größerer Auftrag rief ihn nach Tiflis, wo er das Stiegenhaus des Museums mit einem Zyklus mythologischer Wandbilder aus der Jasonsage zu schmücken hatte. Nach seiner Übersiedelung nach München, wo er von nun an seinen festen Wohnsitz nahm, beschäftigte ihn zunächst die Illustration für den „Faust“ der Hallbergerschen Goetheausgabe sowie seine Mitarbeit an den „Fliegenden Blättern“ und später die Ausarbeitung des Dioramas „Tod Kaiser Wilhelms“, bevor er ganz oder doch hauptsächlich zur Kleinmalerei überging. Diese hat er dann, ein ebenso scharfer Charakteristiker wie behaglicher Humorist, immer mehr und immer erfolgreicher zu einer Spezialität ausgebildet, in der er sich als Meister und fast als Alleinherrscher fühlen darf. „Denn das Leben unserer höheren Stände ist bis jetzt“, sagte Friedrich Pecht 1896 in einem Aufsatz der „Kunst für alle“ (XI.), „nur selten, am allerwenigsten aber in jener ob ihres gezierten Antikisierens so verrufenen Periode mit gleich geistreicher (aber auch liebevoller) Ironie geschildert worden.“ Simms Gemälde „Stolz der Familie“, „Duett“ (Nationalgalerie zu Berlin), „Liebhaberkonzert“ (Museum in Weimar), „Malstunde“ (Neue Pinakothek in München), „Der Besuch“, „Fatale Situation“ u. v. a., Bilder, die durchweg eine feine Zeichnung mit zartem Kolorit und intimer Naturbeobachtung verbinden, machten ihn rasch weithin bekannt, dies um so mehr, als es leicht war, seine künstlerische Marke sich einzuprägen und wiederzuerkennen.

Doch würde man dem Künstler nicht gerecht, wollte man ihn etwa zu den Novellen und Geschichtchen erzählenden Genremalern zählen, die zu hübschen Anekdoten und Fabeln hübsche Bildchen malen. Im Gegenteil: der künstlerische Reiz der Form geht ihm stets weit über den Inhalt. Simm will vor allen Dingen schön und reizvoll darstellen, erst in zweiter Linie kümmert ihn das Was seiner Malerei, wenn es seinen ausgeprägten Schönheitssinn auch immer zunächst zu dem Angenehmen und Erfreulichen gezogen hat. Mit Recht hat man ihn als ein Glied in jene von Lebenslust und anmutiger Daseinsfreude glitzernde und funkelnde Kette gestellt, die sich durch das österreichische Kunstleben von Mozart bis auf Strauß und Makart hindurchzieht, künstlerische Persönlichkeiten, die nicht gerade berufen erscheinen, das Menschenleben in seinen letzten Tiefen zu erschöpfen, dafür aber einen desto feineren Sinn und desto glücklichere Hände haben, es mit all dem Schönen, Anmutigen und Erquickenden zu schmücken, das die stillbeglückte Freude an diesem Erdendasein erhalten, verfeinern und erhöhen kann.

Mit dem Düsseldorfer **Eugen Dücker** und dem Weimarer **Max Thedy**, von denen das dar-

liegende Heft je ein Blatt in Vierfarbendruck enthält, brauchen wir unsere Leser nicht erst bekannt zu machen. Erst in letzter Zeit haben wir mehrfach Werke von ihnen in farbiger Wiedergabe gebracht und dabei das Wesen ihrer Kunst mit wenigen Strichen zu zeichnen gesucht. Von einer ihrer charakteristischsten Seiten zeigen sich die beiden Künstler auch hier wieder: Dücker in der Ölstudie „An der Flensburger Föhrde“ als Landschaftsmaler, der mit feinfühligem Pinsel die Licht- und Luftstimmungen festzuhalten weiß; Thedy in dem Pastell „Mein Töchterchen“ als Porträtist der Kindheit und ersten Jugend, der bei aller Unmittelbarkeit der Natur doch auch den zarten geistigen Zauber junger Lebensblüte auf seine Blätter zu bannen versteht.

Unser Intagliobild gilt diesmal der Schöpfung eines modernen Künstlers — Adolf Jöhnssen ist sein Name —, der seine Motive mit Vorliebe in dem altertümlichen Nürnberg sucht. Auch auf seinem „Winteridyll“ wird der Kundige unschwer die Örtlichkeit der Nürnberger Burg erkennen, und die Schwere der alten, jetzt weiß beschneiten Mauern und Dächer wirkt mit, uns das Gefühl des grimmigen Winters zu vermitteln, des „Despoten“ der die Menschen fröstelnd in ihre warmen Behausungen treibt. Das Blatt ist als Kupfergravüre (in der Bildgröße von 33:44 Zentimeter) im Kunstverlage von Kupfer u. Herrmann in Berlin NW 52 erschienen und kostet in einfarbiger Ausführung 7,50 M., in kolorierter 15 M.

Die übrigen Kunstblätter dieses Heftes finden ihre Würdigung in den Aufsätzen, zu denen sie gehören; nur zu den Blättern von Matthäus Grünewald bedarf es noch ein paar erläuternder Worte. Wie den meisten Textbildern, so liegen auch diesen beiden Doppeltondruckblättern Aufnahmen des Ateliers von J. Christoph in Kolmar i. E. zugrunde, Photographien, die, zumal wenn man bedenkt, unter welchen Schwierigkeiten der Apparat hier arbeiten muß, ganz außerordentliches leisten. Wer also den Wunsch hegt, einige oder alle Isenheimer Bilder des Meisters in guter Photographie zu besitzen, dem seien die Blätter von Christoph warm empfohlen. — Eine eigene Grünewald-Mappe hat vor kurzem der Kunstwart herausgegeben (München, Georg D. W. Callwey; Preis M. 2.50). Sie enthält sechs Blätter in Duplex-Autotypie, von denen zwei die doppelte Größe der sonstigen Künstlermappen-Bilder haben, und zwar auf getöntem Grund. Ferdinand Avenarius hat sie eingeleitet, Paul Schubring sie mit einem längeren, den Meister und seine Kunst würdigenden Text begleitet. Eine Kreuzigung von mächtiger Eigenart, Christi Geburt in naiver, lieblicher Auffassung, Mariä Verkündung in prächtiger Kapelle, eine Auferstehung von überraschender Wucht, die auch von uns wiedergegebene Versuchung des heiligen Antonius mit Gestaltungen einer fabelhaften Phantasie und das ruhige, warme Blatt mit den beiden Heiligen Antonius und Paulus, das sind die Gemälde, die uns die Grünewald-Mappe vorführt. Wir sind nicht sicher, ob der altdeutsche Meister durch Veröffentlichungen, wie sie in unserem illustrierten Aufsatz und in der Kunstwart-Mappe geboten werden, wirklich populär werden wird. Nicht jedem werden seine herben, strengen Schönheiten sofort aufgehen. Um so mehr ist es Pflicht, die Gegenwart endlich an seine Kunst heranzuführen. Und man sollte denken: wer Holbein und Dürer verstehen und lieben gelernt hat, der ist auch reif für den gedankentiefen Grünewald, den „deutschen Correggio“, ja „den farbenprächtigsten vielleicht der Altmeister der Kunst, der mit der Herrschaft über die Farbe auch eine verblüffende Gewalt über seinen Pinsel hat, um Raumwirkungen zu erzielen, die seiner Zeit sonst noch fremd sind.“ Wir haben eine Weile erwogen, ob sich nicht wenigstens eins der Kolmarischen Gemälde farbig wiedergeben lasse. Bei näherer Erwägung aber haben wir den Gedanken fallen lassen. Abgesehen von den äußeren Schwierigkeiten nämlich, die sich der Ausführung des Planes in den Weg stellen, ist zu befürchten, daß farbige Reproduktionen Grünewalds koloristische Schönheiten eher verfälschen, entkräftigen und entseelen, als zu lebendiger Anschauung bringen würden. Schon das wandgroße Format der meisten Bilder verbot die Farbe für unsere doch notgedrungen stark verkleinerten Drucke.

Die große Grünewald-Veröffentlichung von Schmid, die im Text unseres Aufsatzes als bevorstehend angekündigt wird, hat inzwischen zu erscheinen begonnen. Sie betitelt sich: Mathäus Grünewald. Gemälde und Zeichnungen, herausgegeben von H. A. Schmid. I. Teil. Straßburg, W. Heinrich (Preis 14 M.). F. D.

---



---

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

# Henkell Trocken auch im Ausland allen voran!




Der soeben veröffentlichten offiziellen Reichs-Statistik entnehmen wir, daß der Auslands-Mehrversand von

## Henkell Trocken

im Rechnungsjahr 1906 gegen 1905 das Anderthalbfache beträgt von dem Auslands-Mehrversand aller übrigen deutschen Sektkellereien zusammengenommen im gleichen Zeitraum.

**Henkell & Co.**

Druck von George Westermann in Braunschweig.





Widener Library
2044 098 613 375